# Evangelischer Glaube

Die Printversion der Online-Dogmatik
( www.evangelischer-glaube.de )
von Pfr. Dr. Thomas Gerlach

Überarbeitete und ergänzte
Fassung 2015

## DER GLAUBE


1. Gotteserfahrung und Gottesbeziehung 37
2. Sehnsucht und Erfüllung 39
3. Verstand, Wille, Gefühl, Reflex 43
4. Gottesbeziehung und Biographie 46
5. Psychologie und Bekehrung 49
6. Ist Glaube irrational? 50
7. Des Menschen Vernunft und Gottes Geist 55
8. Gründe des Glaubens, Glaube als Grund 58
9. Die unvermeidliche Deutung des Daseins 61
10. Polytheismus und erstes Gebot 64
11. Weisheit und Torheit 65
12. Einseitigkeit und Vielfalt 69
13. Echtheit des Glaubens 72
14. Gott statt Religion 74


## DIE HEILIGE SCHRIFT


15. Transzendenz und Offenbarung Gottes 79
16. Gottes Verborgenheit und Wegweisung 82
17. Wort Gottes und Schriftprinzip 85
18. Die Autorität der Bibel 88
19. Der Inhalt der Bibel 90
20. Die Bibel als Norm 92
21. Historisch-kritische Exegese 95
22. Gesetz und Evangelium 96
23. Der Absolutheitsanspruch des Christentums 98
24. Wissenschaft, Vernunft und Zweifel 101
25. Die Unerforschlichkeit Gottes 104
26. Theologie 106


## DER DREIEINIGE GOTT


27. Atheismus und Existenz Gottes 111
28. Gottes Majestät und Unbegreiflichkeit 115
29. Gottes Wesen und Eigenschaften 117
30. Gottes Ort und Gottes Haus 122
31. Unsere Zeit und Gottes Ewigkeit 125
32. Gottes Allmacht 128
33. Gottes Unveränderlichkeit 130
34. Gottes Ehre 133
35. Gottes Güte 137
36. Dreifaltigkeit und Offenbarung Gottes 140
37. Gottes Liebe 144
38. Gottes Liebe im Verhältnis zu seinem Zorn 146
39. Gottes Verborgenheit 149

## DIE SCHÖPFUNG

40. Schöpfung, Naturwissenschaft und Urknall 152
41. Sein und Nicht-Sein, Wirklichkeit und Schein 155
42. Gottes Allgegenwart 158
43. Natur, Schicksal und Geschichte 161
44. Schicksal, Allmacht, Vorsehung 163
45. Selbstbestimmung und Abhängigkeit 166
46. Besitz und Verantwortung 168
47. Glück, Unglück und Gerechtigkeit 171
48. Schmerz, Sinn und Sinnlosigkeit 173
49. Das Leid und die Theodizeefrage 176
50. Theodizee (erweiterte Fassung) 179

## DER MENSCH

51. Gottebenbildlichkeit und Menschenwürde 186
52. Der Sinn des Lebens 190
53. Sünde 194
54. Anmaßung und Egozentrik 197
55. Eigennutz und Selbstlosigkeit 200
56. Verantwortung ohne Wahl 203
57. Die Sinnlosigkeit des Bösen 208
58. Das Böse in Person 211
59. Gottes Wille 214
60. Gottes Gericht in der Zeit 216
61. Gottes Gebote 218
62. Desillusionierung, Selbsterkenntnis und Buße 221

## JESUS CHRISTUS

63. Gottes Verborgenheit, Offenbarung und Menschwerdung 223
64. Das Wunder der Jungfrauengeburt 225
65. Gotteserkenntnis und Dreifaltigkeit 227
66. Christi zwei Naturen 229
67. Der "historische" Jesus 232
68. Jesu Art, mit Menschen umzugehen 233
69. Das Heilswerk Christi im Überblick 237
70. Menschwerdung und Liebe Gottes 241
71. Unser Schmutz und Jesu Reinheit 244
72. Die Nähe des Reiches Gottes 246
73. Naturgesetz, Wunder und Freiheit Gottes 249
74. Das konsequente Vertrauen Christi 251
75. Das Kreuz Christi 254
76. Gottes Zorn, unsere Schuld und Christi Kreuz 257
77. Christi Sühnetod und unsere Erlösung 260
78. Die Selbstdurchsetzung der Liebe 265
79. Jesus Christus am Tiefpunkt 266

80. Christi Kampf und Sieg 269
81. Ostern unverkürzt 273
82. Von gebrochener Resignation 275
83. Leeres Grab und historische Kritik 278
84. Auferstehung als Aufhebung 284
85. Himmelfahrt und Herrschaft Christi 285

## DER HEILIGE GEIST

86. Gottes Geist und andere Geister 287
87. Der Heilige Geist 289
88. Die Einwohnung des Heiligen Geistes 292
89. Gotteserkenntnis, Zweifel und Bekehrung 295
90. Gottes Volk und Prädestination 300
91. Rechtfertigung, Gerechtigkeit und Gnade 303
92. Gütergemeinschaft mit Christus 305
93. Gefühle zum Glauben 307
94. Heilsgewissheit 310
95. Die Knechtschaft des menschlichen Willens 312
96. Christliche Freiheit 314
97. Nachfolge, Schicksalsgemeinschaft und Jüngerschaft 318
98. Fröhliche Selbstvergessenheit 320
99. Gottesfurcht 322
100. Liebe zu Gott 324
101. Dem Schuldiger vergeben 327
102. Ent-täuschung, Schwermut, Weltschmerz 331
103. Glauben als Blickrichtung 333
104. Glaube als unaufhörliche Bewegung 335
105. Gottesbeziehung und Autonomiestreben 337

## DIE KIRCHE

106. Taufe 340
107. Teilhabe an Kreuz und Auferstehung 342
108. Konfirmation und religiöse Identität 345
109. Abendmahl 347
110. Christi reale Präsenz in Brot und Wein 349
111. Essen und Einswerden im Abendmahl 353
112. Gemeinschaft der Gläubigen 357
113. Kirchenkritik und Heiligkeit der Kirche 360
114. Zeitgemäßheit 362
115. Zugehörigkeit zur Kirche 365
116. Mission 369
117. Pfarramt und Allgemeines Priestertum 371
118. Gottesdienst 374
119. Gebet 376
120. Das Ziel des Gebetes 380

## CHRISTLICHE ETHIK


121. Der Ursprung christlicher Ethik 383
122. Ansätze christlicher Ethik 386
123. Christliche Tugenden 393
124. Nächstenliebe 398
125. Treue 401
126. Demut 403
127. Wahrhaftigkeit 405
128. Vergebung 408
129. Entschuldigung 411
130. Ehrfurcht vor dem Leben 414
131. Keuschheit 416
132. Geduld 419
133. Ehe 422
134. Arbeit 424
135. Staat 427
136. Lebensbilanz 430


## DIE VOLLENDUNG


137. Glaubensfortschritt 432
138. Widerstand 434
139. Hoffnung 437
140. Die menschliche Seele 439
141. Tod und Vergänglichkeit 443
142. Des Lebens Ziel 446
143. Überkleidet werden 447
144. Gottes Gericht am Ende der Zeit 450
145. Wiederkunft Christi 453
146. Auferstehung der Toten 455
147. Neuschöpfung von Himmel und Erde 458
148. Ewiges Leben und Reich Gottes 461

149. Ein zusammenfassendes Bekenntnis 464

# Vorwort

*Liebe Leserinnen und Leser!*

Diese Printausgabe meiner Website besteht aus 149 Texten, die zusammen eine Gesamtdarstellung des christlichen Glaubens ergeben. Um dabei aber nicht missverstanden zu werden, möchte ich einige Anmerkungen beifügen:

1. Es war meine Absicht, zentrale Themen der Theologie auch für Nicht-Theologen verständlich darzustellen. Darum habe ich auf einen gelehrten Apparat verzichtet, auf akademische Fachbegriffe und auch auf Literaturhinweise. Dem Laien bleibt damit viel Ballast erspart. Und die Kollegen vom Fach erkennen auch so, wem ich Anregungen verdanke.

2. Man merkt den Texten an, dass sie aus der Gemeindearbeit eines evangelischen Pfarrers erwachsen sind. Doch beanspruche ich nicht etwa wiederzugeben, was „die" evangelische Kirche lehrt. Ich referiere einfach, was sich mir aus der Heiligen Schrift und dem Zeugnis der Reformatoren als wahr erschlossen hat.

3. Falls dem Leser etwas „altmodisch" vorkommt, kann ich versichern, dass ich die „moderneren" Lesarten durchaus kenne, sie aber für überholt halte. Ich bin nicht von gestern, sondern durchaus von heute, schreibe aber für morgen, weil ich überzeugt bin, dass vieles von dem, was vorgestern galt und heute belächelt wird, sich übermorgen wieder als gültig erweisen wird.

Es mag davon Nutzen ziehen, wer will und kann!

*Thomas Gerlach*

# Inhaltsübersicht in 149 Thesen

### 1. Gotteserfahrung und Gottesbeziehung

Es ist eine Illusion, wenn der Mensch meint, er müsse Gott und seine Alltagswelt erst kunstvoll in Beziehung setzen. Denn Gott und Welt sind längst in Beziehung. Und der Mensch hat es im Grunde nie mit einem anderen zu tun als mit Gott. Wir sind immer in Beziehung mit ihm, und die Frage ist bloß, wie sich diese Beziehung gestaltet. Ob sie nämlich eine unbewusste und ungeklärte, eine unwillige und darum unheilvolle Beziehung bleibt, oder ob der Glaube daraus eine bewusste und geklärte, eine willig bejahte und darum heilvolle Gottesbeziehung werden lässt.

### 2. Sehnsucht und Erfüllung

Alle Menschen hoffen und erstreben etwas, das sie erjagen wollen, um darin Glück und Frieden zu finden. Doch – ob sie's wissen oder nicht: Eigentlich ist es immer Gott, den sie suchen. Denn was könnte in der Welt an Gutem enthalten sein, wenn nicht das, was der Schöpfer von seiner eigenen Herrlichkeit hineingelegt hat? Wenn ein Mensch also sucht, was ihm Erfüllung schenkt, sucht er eigentlich Gott – und schade ist es, wenn er sich mit dem irdischen Abglanz und Widerschein göttlicher Herrlichkeit zufrieden gibt, ohne ihren Ursprung zu suchen!

### 3. Verstand, Wille, Gefühl, Reflex

Obwohl die verschiedensten Anteile unserer Person am Glauben beteiligt sind (Wille, Gefühl, Erfahrung, Vernunft, etc.), lässt sich der Glaube weder auf eine, noch auf die Gesamtheit dieser Funktionen zurückführen. Glaube ist vielmehr eine facettenreiche Reflektion göttlichen Lichtes: Wie ein Spiegel Licht nicht erzeugen, sondern nur reflektieren kann, so kann unsere Seele das Licht des Evangeliums nicht erzeugen, sondern nur reflektieren – und eben diese Reflektion nennen wir „Glaube".

### 4. Gottesbeziehung und Biographie

Die Beziehungsmuster, die den Glauben ausmachen, werden schon in der Kindheit erlernt. Doch der Heranwachsende, der sich von den Eltern ablöst, findet nicht so leicht ein Gegenüber, das an ihre Stelle treten könnte. Er bindet sich an Werte, Autoritäten und Glücksverheißungen dieser Welt, bis er begreift, dass zwischen seiner Sehnsucht und dem Angebot der Welt ein prinzipielles Missverhältnis besteht. Erst dann steht er an der Schwelle des Glaubens, der zu den relativen Dingen nur ein relatives Verhältnis hat und zu den absoluten ein absolutes.

### 5. Psychologie und Bekehrung

Oft wird der Eindruck erweckt, psychologische und theologische Erklärungsmuster stünden sich als Alternativen gegenüber. Man unterstellt, dass dort, wo „Natur" wirkt, nicht „Gott" wirken könne – und umgekehrt. Doch für den Glaubenden ist es selbstverständlich, dass Gott natürliche Prozesse in seinen Dienst nimmt. Wie Brot ein Produkt des Bäckers und ein Geschenk Gottes sein kann, kann Glaube ein psychischer Prozess und eine Wirkung des Heiligen Geistes sein, ohne dass diese beiden Dimensionen derselben Sache einander stören müssten.

## 6. Ist Glaube irrational?

Eine Gewissheit, die auf Erfahrung beruht, wird nicht dadurch zweifelhaft, dass diese Erfahrung anderen Menschen fehlt. Denn es stimmt nicht, dass nur wirklich sei, was jedem Menschen jederzeit als wirklich demonstriert werden kann. Manches erfährt man nur zu bestimmten Zeiten, nur an bestimmten Orten oder nur mit besonders scharfen Augen! Auch der Glaube resultiert aus einer Erfahrung, die nicht jeder macht. Er verdankt sich nicht der Vernunft, ist aber auch nicht gegen die Vernunft, sondern bloß über der Vernunft – und daher keineswegs unvernünftig.

## 7. Des Menschen Vernunft und Gottes Geist

Glaube ist nichts, wofür wir uns souverän „entscheiden" oder was wir „tun" könnten. Er ist aber auch nichts, was mit uns oder an uns „getan wird" wie an unbeteiligten Objekten. Sondern wie die Sonne mich schwitzen oder die Kälte mich frieren lässt, so lässt Gott mich glauben: Der Mensch ist dabei ganz beteiligt und bewegt. Aber wo die äußere Einwirkung fehlt, kann er nicht (schwitzen, frieren) glauben – und wo sie ist, kann er es nicht lassen.

## 8. Gründe des Glaubens, Glaube als Grund

Unter dem Einfluss des Heiligen Geistes sind nicht erst die Ergebnisse unseres Denkens neu, sondern schon die Voraussetzungen. Der Wandel selbst aber wird nicht etwa begründet, sondern liefert seinerseits die Begründung für vieles – wie ja auch der, der von einem mächtigen Gegner überrannt wurde, keine besonderen Gründe braucht, um am Boden zu liegen. Nicht der Christ hat eine Erkenntnis, sondern sie hat ihn. Er hat nicht sichergestellt, sondern wurde sichergestellt. Und so ist Glaube tatsächlich „Gewissheit ohne Beweis" (Amiel).

## 9. Die unvermeidliche Deutung des Daseins

Der menschliche Erkenntnisdrang steht der Welt gegenüber wie einem lückenhaften, deutungsbedürftigen Text. Denn der Bereich des „gesicherten Wissens" ist nicht so groß, wie wir ihn gerne hätten. Da das Leben trotzdem Entscheidungen von uns verlangt, ist der Mensch gezwungen, sein Dasein zu „interpretieren" und zu „deuten". Wer dabei Gott außen vor lässt, handelt nicht „rationaler" als der, der mit Gott rechnet. Denn Unglaube und Glaube müssen gleichermaßen „gewagt" werden. Wohin der jeweilige Weg führt, erfährt nur der, der ihn geht.

## 10. Polytheismus und erstes Gebot

Gott fordert die ungeteilte Hingabe der Gläubigen, denen er nicht erlaubt, neben ihm noch andere Götter zu verehren. Dahinter steht aber nicht Eifersucht, sondern die Einsicht, dass man Vertrauen nicht teilen kann. Der Mensch kann nur eine oberste Priorität haben – nicht viele. Denn wenn er seine Hingabe auf mehrere Mächte aufteilt, wird er allen ein bisschen, und keinem ganz vertrauen. Es ist Misstrauen, das uns treibt, mehrgleisig zu fahren. Dass diese Strategie aber in der Religion genauso schlecht funktioniert wie in der Ehe – das ist die Botschaft des 1. Gebotes.

## 11. Weisheit und Torheit

Kluge Menschen haben Gott gegenüber keinen Vorteil. Denn Gott wollte nicht, dass der Glaube ein Rätsel sei, das nur die Schlauen lösen, während die Dummen mal wieder „dumm" dastehen. Deshalb hat Gott die Wahrheit des Glaubens nicht dem Menschengeist anvertraut, sondern seinem Heiligen Geist, der sie zugänglich machen oder verweigern kann. Gott liebt die Gescheiten nicht mehr als die Trottel, und teilt sich darum der Welt mit in einem Evangelium, dem menschliche Dummheit nichts abbrechen, und dem menschliche Weisheit nichts hinzuzufügen vermag.

## 12. Einseitigkeit und Vielfalt

Es gibt nur einen christlichen Glauben. Doch ist dieser Glaube in mehr als einer Weise auf Gott bezogen. Je nachdem, welche der sieben „Beziehungsmuster" dominieren, entwickelt der Mensch seinen speziellen „Typ" des Christ-Seins. Diese Vielfalt des Glaubens ist zu begrüßen, weil jeder „Typ" seine besonderen Stärken hat. Doch liegt auch eine Gefahr darin: Wird eine Beziehungsform ganz aus dem Zusammenhang der anderen gelöst und einseitig überbetont, kommt es zu Fehlformen des Glaubens.

## 13. Echtheit des Glaubens

Das Kennzeichen „echten" Glaubens ist es, dass seine Gottesbeziehung nicht „Mittel zum Zweck", sondern „Selbstzweck" ist. Denn wer wirklich Gott sucht, der sucht ihn um seiner selbst willen. Wo man dagegen die Beziehung zu Gott „nutzen" will, um das eigene Lebensgefühl zu steigern oder die Welt besser zu genießen, da wird alles falsch: Denn Gott ist das Ziel. Das irdische Leben ist nur der Weg. Und diese beiden Dinge nicht zu verwechseln, das ist das Kennzeichen „echten" Glaubens.

## 14. Gott statt Religion

Christlicher Glaube ist von Religion zu unterscheiden, denn Religion ist oft nur ein eigenmächtiger Versuch des Menschen, seine Beziehung zu Gott auf vorteilhafte Weise in den Griff zu bekommen. Man will Gott durch Wohlverhalten, Riten, Beschwörungen und Opfer lenken, besänftigen und bändigen. Christlicher Glaube aber erkennt, dass so etwas Gott gegenüber nicht funktioniert. Nicht der Mensch bemächtigt sich Gottes, sondern Gott des Menschen. Der religiöse Mensch möchte Kontrolle gewinnen, doch der Gläubige überlässt sie dem, an den er glaubt.

## 15. Transzendenz und Offenbarung Gottes

Weil Gott den menschlichen Horizont überschreitet, wissen wir von ihm nur, was er uns hat wissen lassen in seiner Offenbarung. Sie geschah, als Gott in den menschlichen Gesichtskreis trat und Mensch wurde. Darum ist Jesus Christus Grund und Grenze aller christlichen Rede von Gott: Wir dürfen nicht mehr von Gott sagen, als wir am Leben, Sterben und Auferstehen seines Sohnes ablesen können – aber auch nicht weniger.

## 16. Gottes Verborgenheit und Wegweisung

Gott ist wie eine verschlossene Burg, die sich nur an einer Stelle für den Menschen öffnet. Durch Taufe, Abendmahl, Bibel, Gebet und Gottesdienst will Gott sich finden lassen. Hier hat er die Zugbrücke heruntergelassen. Macht es da Sinn, über die Mauer zu klettern? Nein. Darum ist der Glaube ein fröhlicher Gehorsam, der von der Bahn, die Gott ihm beschrieben hat, weder links noch rechts abweicht. Er steigt nicht zum Fenster ein, sondern er nimmt die Tür. Denn Glauben heißt, Gott dort zu suchen, wo er gefunden werden will – und nirgends sonst.

## 17. Wort Gottes und Schriftprinzip

Die Bibel ist das einzige Medium, das uns zuverlässig mit Gottes geschichtlicher Offenbarung in Jesus Christus verbindet. Sie ist darum der verbindliche „Originalton", an dem sich alle späteren Interpretationen des Evangeliums und alle Gestalten kirchlichen Lebens messen lassen müssen. Dass Menschenhände das eine Wort Gottes niedergelegt haben, ändert daran nichts: Gott bleibt der „Autor" hinter den biblischen Autoren, denn sie waren Instrumente seines Geistes.

## 18. Die Autorität der Bibel

Die Bibel leiht sich ihre Autorität weder von der Vernunft noch von der Wissenschaft, sondern ist selbst in der Lage, ihre Botschaft Geltung zu verschaffen, indem sie den Leser berührt, ihn wandelt und zum Glauben überführt, niederschmettert und tröstet. Wer diese Erfahrung aber macht – wie könnte der noch zweifeln, dass diese Worte Gottes eigene Worte sind? Keiner glaubt der Bibel, weil man ihm vorher ihre göttliche Herkunft bewiesen hätte. Sondern umgekehrt: Weil die Schrift uns zu Gott neu in Beziehung gesetzt hat, darum glauben wir ihr.

## 19. Der Inhalt der Bibel

Es ist nicht der Gläubige, der die Bibel deutet, sondern es ist die Bibel, die den Gläubigen deutet. Sie beschreibt nämlich den großen Zusammenhang, in den sein Dasein eingebettet ist, und verrät ihm die Intention seines Schöpfers: Gott will trennen, was heute noch verquickt ist, will die Sünde vernichten, die Person des Sünders aber retten. Wer davon hört, ist eingeladen, Gottes Unterscheidung im Blick auf sich selbst mit- und nachzuvollziehen. Insofern ist die Bibel kein Rätsel, das der Mensch lösen müsste, sondern der Mensch ist das Rätsel, dessen Lösung die Bibel verrät.

## 20. Die Bibel als Norm

Der Glaube unterscheidet sich von anderen „Weltanschauungen" dadurch, dass er sich nicht menschlichem Grübeln verdankt, sondern göttlicher Offenbarung. Er ist darum an das Dokument dieser Offenbarung – an die Heilige Schrift – bleibend gebunden. Die große Versuchung der Theologie besteht darin, sich die Heilige Schrift durch „kritische" Begutachtung, Bewertung und Interpretation gefügig zu machen. Doch dem muss widerstanden werden: Denn nicht wir richten über Gottes Wort, sondern Gottes Wort richtet über uns.

## 21. Historisch-kritische Exegese

Das biblische Wort ist nicht Gottes Wort allein, denn niedergeschrieben haben es Menschen. Das biblische Wort ist aber auch nicht allein Menschenwort, denn Menschen finden sich darin seit Jahrhunderten von Gott angeredet. Die Bibel ist demnach Gotteswort und Menschenwort zugleich – und ähnelt darin dem, von dem sie berichtet. Denn Jesus Christus war auch Mensch und Gott zugleich, ohne dass seine menschliche Natur die göttliche aufgehoben hätte (oder umgekehrt).

## 22. Gesetz und Evangelium

Der Mensch neigt dazu, sich entweder stolz zu überschätzen und zu überheben oder - von solchen Höhenflügen abgestürzt - in Verzweiflung zu versinken und die Selbstachtung zu verlieren. Gott aber will uns vor beidem bewahren und gibt uns darum als „Begrenzung nach oben" sein Gesetz (es zwingt uns zu nüchterner Selbsterkenntnis und schützt so vor aller Aufgeblasenheit) und als „Begrenzung nach unten" sein Evangelium (auch wo wir versagen, sagt es uns Gottes Liebe zu, die uns trägt).

## 23. Der Absolutheitsanspruch des Christentums

Die nichtchristlichen Religionen entspringen nicht einfach menschlicher Willkür und Phantasie, sondern auch sie verdanken sich dem Wirken und Sich-Bezeugen Gottes. Sie sind einem Christen darum nicht völlig fremd, sondern enthalten – unter vielen Irrtümern – manche sehr respektable Wahrheit, die man anerkennen sollte. Doch wieviel Wahrheit andere Religionen auch enthalten mögen, so fehlt ihnen ohne Christus doch der Zugang zu Gott, den sie haben müssten, um ihren Anhängern das Heil zu vermitteln. Sie kennen das Ziel. Aber sie erreichen es nicht.

## 24. Wissenschaft, Vernunft und Zweifel

Es liegt im Wesen des Glaubens, dass er die Wahrheit (und die vorbehaltslose Suche danach) nicht fürchten muss, ja nicht einmal fürchten kann. Denn wenn Gott der Grund aller Wirklichkeit ist, dann kann, wer den Grund aller Wirklichkeit sucht, letztlich nichts anderes finden als Gott. Und ist Wahrheit Übereinstimmung mit Wirklichkeit, so wird sich am Ende der Glaube - die Übereinstimmung mit Gott - von selbst als die größte Wahrheit erweisen.

## 25. Die Unerforschlichkeit Gottes

Es liegt in der Natur des Menschen, dass er die Dinge verstehen will. Er erkundet und untersucht seine Umwelt mit der Absicht, sie seinen Zwecken dienstbar zu machen. Doch wer sich in dieser Weise Gott zuwendet, stößt an Grenzen. Denn der „Untersuchungsgegenstand" Gott erweist sich als lebendiges Gegenüber. Und je näher man ihm kommt, desto mehr kehrt sich das Verhältnis um: Gott wird nicht erforscht und hinterfragt, erforscht und hinterfragt aber uns. Glauben heißt, das zuzulassen – und zu erkennen, dass man von Gott erkannt ist.

## 26. Theologie

Theologie gibt Rechenschaft vom Glauben nach „außen" hin, indem sie sich erklärend und argumentierend den kritischen Fragen der Nicht-Gläubigen stellt. Und sie verantwortet den Glauben genauso nach „innen", indem sie den Gläubigen hilft, sich ihrer Glaubensgrundlagen immer wieder zu vergewissern. Um diese Aufgaben zu erfüllen muss Theologie (1.) „schriftgemäß" sein, (2.) „zeitbezogen" und (3.) „widerspruchsfrei". Geht sie aber fehl und verrennt sich, so hilft nur eine Rückkehr zu den neutestamentlichen Quellen, wie sie schon die Reformatoren vollzogen haben.

## 27. Atheismus und Existenz Gottes

Gott ist als Bestandteil des Universums nicht auffind- und nicht nachweisbar, weil er kein Teil des Universums ist, sondern ihm als Schöpfer gegenübersteht (Man sucht ja auch nicht den Komponisten zwischen den Noten). Dass Gottes Existenz nicht „nachweisbar" ist, muss den Gläubigen aber nicht verunsichern: Er bleibt in jedem Falle, was er ist. Auch ein Fisch, dem man bewiese, dass es das Meer nicht gibt, würde deswegen ja nicht zum Vogel.

## 28. Gottes Majestät und Unbegreiflichkeit

Was der Kirche heute fehlt, ist nicht die oft geforderte „Lässigkeit", sondern eine neue Scheu vor dem Heiligen. Denn wo die Ehrfurcht fehlt, wird aus berechtigtem Gott-Vertrauen schnell eine plumpe Vertraulichkeit, die dem „Gegenüber" des Glaubens nicht gerecht wird. Gemessen an seiner Lebendigkeit sind wir tot. Gemessen an seiner Unendlichkeit sind wir eng. Gemessen an seiner Weisheit sind wir töricht. Das aber spüren und akzeptieren zu können, gehört zum Glauben unbedingt dazu. Denn nur wer bereit ist, die Schuhe auszuziehen, wird den Dornbusch brennen sehen.

## 29. Gottes Wesen und Eigenschaften

Die wichtigsten Eigenschaften Gottes sind: Von-sich-selbst-sein, Unveränderlichkeit, Unermesslichkeit, Ewigkeit, Allgegenwart, Lebendigkeit, Vollkommenheit, Unbegreiflichkeit, Allwissenheit, Allmacht, Weisheit, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit und Güte. Es ist aber zu beachten, dass Eigenschaftsbegriffe nicht in derselben Weise auf Gott angewandt werden können wie auf Menschen oder Dinge, denn Gott ist immer größer als alles, was in menschlichen Worten eingefangen und ausgesagt werden kann.

## 30. Gottes Ort und Gottes Haus

Die Frage, wo Gott ist, kann nicht mehr mit dem Hinweis auf den „Himmel" beantwortet werden, seit Luft- und Raumfahrt den „Himmel" erschlossen haben. Gott ist allgegenwärtig, d.h.: Er ist in allem, alles ist in ihm und nichts ist außerhalb von ihm, denn er ist nirgends nicht. Weil wir aber dazu neigen, „überall" und „nirgends" gleichzusetzen, ist es wichtig, den Ort zu kennen, an dem Gott in besonderer Weise gegenwärtig ist: Nämlich dort, wo zwei oder drei im Namen Christi versammelt sind.

## 31. Unsere Zeit und Gottes Ewigkeit

Gottes Ewigkeit ist keine ins Endlose gedehnte Zeitlichkeit, sondern eine aller Zeitlichkeit enthobene Freiheit gegenüber der Zeit. Gottes Ewigkeit ist also keine quantitative Steigerung der Zeit, sondern eine ganz andere Qualität. Umso erstaunlicher ist es, dass der Ungewordene und Unvergängliche als Jesus Christus in die Zeit einging, um uns vergänglichen Kreaturen Anteil an seiner Ewigkeit zu gewähren.

## 32. Gottes Allmacht

Die Bibel bezeugt vielfach, dass Gott, wenn er etwas will, durch nichts daran gehindert werden kann. Denn Gott ist einer, der, was er will, auch kann. Und das ist ein großes Glück, weil er die Macht in Jesus und hinter Jesus ist. Nur Gottes Allmacht bietet Gewähr dafür, dass Jesu Verheißungen wahr werden. Jesu Liebe wäre hilflos, wenn nicht das Durchsetzungsvermögen des Allmächtigen ihren Hintergrund bildete. So aber dürfen wir zuversichtlich erwarten, dass am Ende der Weltgeschichte alle Macht liebevolle Macht – und alle Liebe mächtige Liebe sein wird.

## 33. Gottes Unveränderlichkeit

Weil Gott keine Schwankungen kennt, ist auch sein Wille unveränderlich in dem, was er von uns fordert. Seine Ansprüche sind nicht wandelbar oder verhandelbar. Und das ist schrecklich für alle, die sich ihm sinnlos widersetzen. Gott hat immer den längeren Atem! Für die Gläubigen ist es aber sehr tröstlich, weil Gott das, was sie auf fehlbare und schwankende Weise wollen, auf unveränderliche und eindeutige Weise will. Niemand hat die Macht, den Unveränderlichen zu ändern, ihn vom Wege abzubringen oder sein barmherziges Werk an uns zu hindern.

## 34. Gottes Ehre

Der Begriff „Ehre" beschreibt die persönliche Integrität einer Person, deren Verhalten übereinstimmt mit den von ihr erhobenen Ansprüchen, den von ihr anerkannten Werten und den von ihr gegebenen Zusagen. Weil Gott aber sagt, was er denkt, tut, was er sagt, und hält, was er verspricht, ist er der Inbegriff der Ehre. Gott stimmt mit sich selbst ganz und gar überein. Er kennt kein Abweichen von Sein und Schein, Pflicht und Wirklichkeit. Und darum ist es recht und billig, nicht den fehlbaren Geschöpfen, sondern allein dem Schöpfer die ihm gebührende Ehre zu geben – und sie vor aller Welt zu bezeugen.

## 35. Gottes Güte

Gut ist, was Gott will, und böse ist, was Gott nicht will. Doch will er das Gute nicht, weil es „an sich" schon gut wäre. Sondern, was Gott will, wird dadurch „gut", dass er es will, und es ist auch allein darum „gut", weil er es will. Gott hält sich also an keine Norm, Gott ist die Norm. Er folgt keiner Ordnung, sein Wille ist die Ordnung. Gott respektiert nicht einen vorgegebenen Unterschied von „gut" und „böse", sondern indem er handelt und gebietet setzt er diesen Unterschied in Kraft.

## 36. Dreifaltigkeit und Offenbarung Gottes

Die Lehre von Gottes Dreieinigkeit ist kein Denkproblem: Fließendes Wasser, Dampf und Eis sind schließlich auch ganz verschieden - und sind doch immer nur H2O. Ebenso sind der Schöpfer, Jesus Christus und der Heilige Geist ganz verschieden - und sind doch immer nur der eine Gott. Wer Gott verstehen will, muss das wissen. Denn betrachtet man eine der drei „Personen" isoliert, so verkennt man sie zwangsläufig. Sieht man jedoch ihre Zusammengehörigkeit, so erschließt eine die andere.

## 37. Gottes Liebe

„Gott ist die Liebe", aber er ist nicht „lieb" im harmlosen Sinne. Denn Gottes Liebe ist die kraftvoll-entschlossene Weise, in der Gott das Dasein seiner Geschöpfe bejaht. Wo dieses Dasein bedroht und gefährdet wird, dort schließt Gottes Liebe (wie alle wirkliche Liebe) Zorn und Konfliktbereitschaft nicht aus, sondern ein: Gerade weil Gott Liebe ist, kann er nicht immer „lieb" sein. Und er verlangt es auch nicht von uns.

## 38. Gottes Liebe im Verhältnis zu seinem Zorn

Gottes Zorn ist der Wider-Wille des Schöpfers gegen das Böse, das seine Schöpfung zu zersetzen droht. Darum kann man nicht wünschen, dass Gottes Zorn nachließe. Denn wie sollte Gott das Leben seiner Geschöpfe bejahen ohne die Sünde zu verneinen, die ihnen den Tod bringt? Es macht daher keinen Sinn, gegen Gottes Zorn zu opponieren. Es ist besser, vom Ausmaß des Zorns auf das Ausmaß seiner Liebe zu uns zu schließen - denn dann beginnt man Gott zu verstehen.

## 39. Gottes Verborgenheit

Der Glaube lebt von Gottes Nähe. Doch manchmal scheint es, als sei er abwesend und fern. Diese Erfahrung ist bedrohlich. Und trotzdem gilt es, ihr standzuhalten. Man darf Gott dann nicht durch irgendetwas anderes ersetzen. Und man sollte auch nicht so tun, als käme man ohne ihn aus. Man halte einfach Gottes Platz frei und ertrage die Leere, die er uns zumutet. Denn Gott verbirgt sich, aber er verlässt uns nicht. Er bleibt der barmherzige Vater, der versprochen hat, zurückzukommen. Die Bereitschaft aber, auf ihn zu warten – das ist Glaube.

## 40. Schöpfung, Naturwissenschaft und Urknall

Urknall-Theorie und Schöpfungsglaube stehen nicht in Konkurrenz zueinander, weil einmal nach dem „wie" der Weltenstehung gefragt wird, und einmal nach dem „warum". Man darf hier Anfang und Grund nicht verwechseln, denn wer zurecht sagt, ein Theaterstück habe begonnen, als sich der Vorhang hob, wird doch nicht behaupten, das Theaterstück sei aufgeführt worden, weil sich der Vorhang hob. Die Frage, warum überhaupt etwas ist, wo doch auch nichts sein könnte, wird durch den Urknall nicht geklärt. Er ist ein Teil dieses Rätsels – und nicht die Lösung.

## 41. Sein und Nicht-Sein, Wirklichkeit und Schein

Gott ist das Sein in allem Seienden, denn die Dinge dieser Welt, die uns so ungemein wirklich vorkommen, sind es nur, insoweit sie an Gottes Wirklichkeit teilhaben. Wir alle sind nur in dieser abgeleiteten Weise „wirklich" und sind es nur, weil Gott als Grund und Quelle des Seins uns Sein verleiht. Gott verhält sich zu uns, wie der Filmprojektor zu den flackernden Bildern, die er an die Wand wirft. Er ist die Realität, die uns zu flüchtigem Leben erweckt. Darum ist nichts da, ohne dass Gott darin ist, und nichts bleibt, wenn nicht Gott darin bleibt.

## 42. Gottes Allgegenwart

Gott und Welt sind strikt zu unterscheiden. Und trotzdem ist Gott keine isolierte Größe „neben" der Welt. Er kann nicht zu den Teilaspekten der Wirklichkeit hinzuaddiert werden als etwas, was es „auch noch" gibt. Vielmehr ist Gott die alles bestimmende Wirklichkeit. Wir begegnen ihm in allen Dingen. Doch sehen kann das nur der Glaube: Für ihn ist die Welt transparent wie ein buntes Kirchenfenster. Er sieht die Vielfalt der Farben und weiß doch, dass es nur ein Licht gibt. Er sieht die Schöpfung und erkennt darin den Abglanz des Schöpfers.

## 43. Natur, Schicksal und Geschichte

Zwischen Schöpfung und Urknall besteht ebenso wenig eine Alternative wie zwischen göttlicher Fürsorge und menschlicher Selbsterhaltung. Unser „täglich Brot" kommt vom Bäcker und kommt doch von Gott. Denn so wie wir für unsere Arbeit Werkzeuge benutzen, so bedient sich Gott der natürlichen und kulturellen Kräfte: Sie sind Instrumente in seiner Hand, die ohne ihn unser Leben so wenig erhalten könnten, wie ein Hammer ohne Tischler einen Nagel einzuschlagen vermag.

## 44. Schicksal, Allmacht, Vorsehung

Gottes Allmacht ist eine lückenlose, alles Geschehen bestimmende Wirksamkeit, durch die Gott die Geschicke der Welt nach seinem Willen lenkt. Der Mensch wird dadurch keineswegs zur willenlosen Marionette: Ein jeder tut durchaus, was er will. Nur werden die Folgen unserer Handlungsfreiheit Gott niemals überraschen. Unsere Entschlüsse sind, längst bevor wir sie fassen, in Gottes Plan vorgesehen und tragen selbst dann zu seiner Erfüllung bei, wenn wir das Gegenteil beabsichtigen.

## 45. Selbstbestimmung und Abhängigkeit

Die Abhängigkeit von anderen birgt das Risiko, enttäuscht zu werden. Darum strebt der Mensch nach Unabhängigkeit: Er versucht, die Rahmenbedingungen seines Lebens der eigenen Kontrolle zu unterwerfen. Doch gelingt es nie, alle Fremdbestimmung abzuschütteln. Und es muss auch nicht gelingen. Denn nur Gott ist wirklich „autonom". Und der Glaube kann uns lehren, die Abhängigkeit von ihm nicht als Unglück, sondern als Glück zu betrachten: Wirklich „frei" ist nämlich nur der, der nicht in sich selbst, sondern in Gott ruht.

## 46. Besitz und Verantwortung

Der Glaube hat zu den Dingen der Welt eine besondere Beziehung, denn wo man etwas aus Gottes Hand empfängt, berührt der Umgang mit der Gabe immer auch die Beziehung zum Geber. Diese Beziehung leidet, wenn Gottes Gaben gegen seine Intention verwendet werden. Darum sind „weltliche" Beziehungen dergestalt in die Gottesbeziehung zu integrieren, dass auch im Umgang mit den Dingen immer Gott das eigentliche Gegenüber bleibt. Alles muss am Altar „abgegeben" und vom Altar her „zurückempfangen" werden, damit der Gläubige nichts ohne Gott, sondern alles mit ihm und durch ihn „besitzt".

## 47. Glück, Unglück und Gerechtigkeit

Gott scheint Glück und Unglück wahllos unter den Menschen zu verteilen, so dass zwischen Gläubigen und Ungläubigen zunächst kein Unterschied zu erkennen ist. Doch vermag nur der Gläubige, sich „alle Dinge zum Besten dienen zu lassen": Der Glaube versteht es, durch jedes Geschick Gott näher zu kommen, während der Unglaube von jedem Geschick unseligen Gebrauch macht. Darum ist keine Sache so gut oder so schlecht, dass sie dem Ungläubigen nicht schadete. Und keine ist so gut oder so schlecht, dass sie dem Gläubigen nicht nützen könnte.

## 48. Schmerz, Sinn und Sinnlosigkeit

Wenn Gott uns leiden lässt, kann das viele Gründe haben. Es kann mir selber nützen oder einem anderen. Es kann zum Vorbild dienen oder zur Abschreckung. Es kann nötig sein, um mir Fehler auszutreiben, oder um andere zur Barmherzigkeit herauszufordern. Es kann Prüfung sein für mich oder öffentliches Zeichen für andere. Es kann der Fluch der bösen Tat sein, der mich gerechter Weise einholt, oder Gottes herzliche Umarmung, die mich am Weglaufen hindert. Es ist schwer anzunehmen – aber man sollte sein Leid nicht für grundlos, sinnlos oder nutzlos halten.

## 49. Das Leid und die Theodizeefrage

Das Theodizeeproblem ergibt sich aus fünf Voraussetzungen, an denen man nicht gleichzeitig und uneingeschränkt festhalten kann, ohne in Widersprüche zu geraten. Prüft man diese Voraussetzungen allerdings am biblischen Zeugnis von Gott, so gilt keine in dem Sinne, den die Religionskritik unterstellt. Die Theodizeefrage als logisches Paradox löst sich auf, weil sie auf halbwahren Prämissen beruht. Eine existentielle Herausforderung für die Gläubigen wird sie aber bleiben, bis (nicht kluge Theologie, sondern) Gott selbst für Aufklärung sorgt.

## 50. Theodizee

Der Vorwurf, Gott tue nichts gegen das Leid dieser Welt, ist unberechtigt, denn er tut sehr viel gegen die menschliche Sünde, aus der das Leid resultiert. Die Bibel redet von nichts anderem! Nur setzt Gott nicht bei dem Bösen an, das den Sünder stört, sondern bei dem Bösen, der der Sünder ist. Gottes Evangelium bekämpft das Übel, wo es entsteht: im menschlichen Herzen. Wenn der Mensch aber nicht einverstanden ist mit der Weise, auf die ihm Gott zu helfen gedenkt, so wiederlegt das nicht Gottes Existenz oder Gottes Liebe, sondern beweist nur, dass Gott nicht ist, wie der Mensch ihn gerne hätte.

## 51. Gottebenbildlichkeit und Menschenwürde

Der Mensch ist dazu bestimmt, Gottes Ebenbild zu sein. Doch ist dies nicht als „Gottähnlichkeit" misszuverstehen. Gemeint ist vielmehr eine gegenbildliche Entsprechung wie sie zwischen Siegelring und Siegelabdruck besteht: Der Mensch ist bestimmt, zu empfangen, wo Gott schenkt, zu gehorchen, wo Gott befiehlt, zu folgen, wo Gott ruft. Bisher verfehlen alle Menschen dieses Ziel, bis auf einen: Jesus Christus ist das wahre Ebenbild Gottes und dadurch der Maßstab des wahrhaft Menschlichen.

## 52. Der Sinn des Lebens

Der Mensch kann seinem Leben keinen Sinn „geben" oder „verleihen". Und alle Versuche, das eigene Dasein durch seinen Nutzen zu rechtfertigen, scheitern. Doch das macht nichts. Denn wie beim Produkt eines Handwerkers, ist auch der Sinn des menschlichen Lebens von seinem Erfinder und Schöpfer vorgegeben: Es ist der Daseinszweck des Menschen, als Gottes Ebenbild mit Gott in Gemeinschaft zu sein. Weil diese Gemeinschaft aber unter allen Umständen möglich ist und Gott immer erreichbar bleibt, ist auch unter allen Umständen sinnvolles Leben möglich.

## 53. Sünde

Sünde ist kein äußeres Fehlverhalten, sondern ist zuerst ein seelischer Schaden. Er besteht in der egozentrischen Unterstellung, (nicht Gott, sondern) wir selbst seien der Mittelpunkt der Welt und das Maß aller Dinge. Dieser Grundirrtum, die eigene periphere Stellung mit der zentralen Stellung Gottes zu verwechseln, führt dazu, dass wir unseren Willen dem Willen der Mitmenschen und dem Willen Gottes überordnen. Und daraus resultiert alles, womit wir einander das Leben zur Hölle machen.

## 54. Anmaßung und Egozentrik

Sünde ist nicht in erster Linie unmoralisch, sondern zuerst und vor allem sinnlos. Sie ist der tragische Irrtum eines Geschöpfes, das sein Verhältnis zu Gott missversteht und darum meint, es könne oder solle von sich selbst oder von der Welt leben. Der Sünder erwartet vom Stückwerk, was vernünftigerweise nur vom Vollkommenen erwartet werden kann. Er maßt sich an, auch abgesehen von Gott etwas zu sein, verkennt damit seine Lage und zieht falsche ethische Konsequenzen. Der Grund ist aber immer, dass er von Gott zu gering denkt und von sich selbst zu groß.

## 55. Eigennutz und Selbstlosigkeit

Ob ein Mensch „gut" ist, bemessen wir nicht am Effekt seiner Taten, sondern an den Motiven seines Willens. Und wenn diese Motive eigennützig sind, können wir den Willen nicht „gut" nennen. Doch wann handelten wir wirklich „selbstlos"? Gewöhnlich tun wir das Gute nicht um seiner selbst willen, sondern weil es sich in irgendeinem Sinne für uns „lohnt". Was heißt das aber anderes, als dass wir schlecht sind? Solange wir Gründe brauchen, um das Gute zu wollen, sind wir fern vom Guten, denn dem Guten wäre es Lohn genug, dass das Gute geschieht.

## 56. Verantwortung ohne Wahl

Wer als Sünder geboren wird, hat keine andere Wahl, als zu sündigen. Doch kann uns das nicht entschuldigen, weil wir keineswegs widerwillig, sondern willig sündigen. Wir handeln „selbstbestimmt", insofern wir Anderes und Besseres tun könnten, wenn wir nur wollten. Was uns am Gut-Sein hindert ist also nicht, dass wir nicht Gut-Sein „könnten" (obwohl wir es wollen), sondern am Gut-Sein hindert uns nur, dass wir es nicht wollen (obwohl wir wissen, dass wir es wollen sollten). Der Mensch sündigt demnach aus freien Stücken. Und mehr braucht man nicht, um für die Folgen verantwortlich zu sein.

## 57. Die Sinnlosigkeit des Bösen

Wie kommt das Böse in Gottes gute Schöpfung? Manche Gelehrte versuchen, das Rätsel zu lösen, indem sie dem Bösen einen Sinn abgewinnen und ihm einen Nutzen beilegen. Doch verharmlosen sie es damit. Denn die Natur des Bösen besteht gerade darin, für nichts gut zu sein. Es ist ein Fremdkörper im Organismus der Schöpfung, dem wir nicht „verstehend" begegnen sollten, sondern bewusst „verständnislos". Es hat keine Daseinsberechtigung. Und so sollten wir es auch behandeln.

## 58. Das Böse in Person

Man sollte den Teufel weder unterschätzen noch überschätzen – denn beides wäre ihm willkommen. Wo man ihn nicht ernst nimmt, weil man ihn für ein Fabelwesen hält, da hat er leichtes Spiel. Wo man ihn aber zu ernst nehmen wollte, da täte man ihm zu große Ehre an, die der ewige Verlierer nicht verdient. Halten wir uns besser in der Mitte. Und halten wir uns vor allem nahe bei Christus. Denn eine Gefahr ist er nur, wo wir uns von Christus entfernen. Satan will versuchen, verklagen und verderben. Christus aber ist des Teufels Teufel.

## 59. Gottes Wille

Wir bitten nicht „Dein Wille geschehe", weil Gott derzeit nur den Himmel regierte. Nein: Gottes Wille geschieht auch auf der Erde. Doch bitten wir, dass Gottes Wille auch auf Erden in der milden und heilvollen Weise geschehen möge, wie er jetzt schon im Himmel geschieht. Noch zwingt die menschliche Bosheit Gott, gegen seinen eigentlichen Willen hart zu sein. Noch sträubt sich die Erde und beugt sich seiner Hand nur unwillig und unter Schmerzen. Wenn aber Gottes Reich anbricht, wird diesbezüglich zwischen Himmel und Erde kein Unterschied mehr sein.

## 60. Gottes Gericht in der Zeit

Gottes Gericht besteht oft darin, dass er uns in unserem törichten und bösen Tun nicht aufhält, sondern (statt einzugreifen), uns einfach den Konsequenzen unseres Tuns überlässt. Denn meist gebärt die Sünde selbst das Übel, das sie verdient. Das ist hart, aber gerecht. Darum hadert der Glaube nicht mit Gott, sondern beugt sich seinem Gericht, zumal er ja weiß, wohin ihn Gottes raue Pädagogik führen soll: Er soll endlich bleiben lassen, was ihm und anderen zum Schaden gereicht, und soll lernen, zu wollen, was gewollt zu werden wert ist.

## 61. Gottes Gebote

Gottes Gesetz ist die „Hausordnung", die der Schöpfer seiner Schöpfung gegeben hat. Ihre Notwendigkeit und Güte müsste eigentlich jeder einsehen. Für uns Sünder allerdings, die wir das geforderte Gute nicht vorbehaltlos bejahen, wird das Gesetz zur Bedrohung, weil es unser Versagen schonungslos aufdeckt. Die Einsicht in das eigene Versagen ist aber in Wahrheit ein Gewinn: Das Gesetz zwingt uns dadurch, nicht auf die eigene Moralität, sondern auf die Gnade Gottes zu vertrauen.

## 62. Desillusionierung, Selbsterkenntnis und Buße

Unser Scheitern an Gottes Geboten verdirbt uns die Lust daran. Denn Gottes Gesetz scheint für nichts anderes zu taugen, als dass es unser Versagen aufdeckt. Es ist der Eisberg, an dem die „Titanic" menschlicher Selbstsicherheit zerschellt. Doch ist das in Wahrheit gut so! Denn was da zerbricht, war eine Illusion. Erreicht der Schiffbrüchige aber das Rettungsboot, das man Kirche nennt, und schlüpft bei Christus unter, so kommt er unter Jesu Führung an das Ziel, zu dem ihn seine „Titanic" (sein stolzes Bemühen um Vervollkommnung) niemals hätte bringen können.

## 63. Gottes Verborgenheit, Offenbarung und Menschwerdung

Gott begegnet uns nicht nur in Jesus Christus, aber er begegnet uns nur in Jesus Christus so, dass wir ihn begreifen können. Denn Gottes Offenbarung in Natur und Geschichte ist so zweideutig, dass wir aus ihr nicht entnehmen können, ob Gott zuletzt unser Freund oder unser Feind sein will. Erst in Christus - und nur in Christus - wird Gottes Heilswille eindeutig erkennbar und greifbar, so dass Christen sagen: Einen anderen Gott als den Menschgewordenen kennen, wollen und verehren wir nicht.

## 64. Das Wunder der Jungfrauengeburt

Wenn Christen bekennen, Christus sei „empfangen durch den Heiligen Geist" und „geboren von der Jungfrau Maria", so gilt ihr Interesse nicht gynäkologischen Besonderheiten der Mutter Jesu. Vielmehr wendet sich dieses Bekenntnis gegen jeden Versuch, Christus aus einer Familie, einem Volk oder einer religiösen Entwicklungsgeschichte „herzuleiten". Nicht die Menschheit hat den Erlöser der Menschheit „hervorgebracht", sondern Gott Vater hat seinen Sohn zu uns gesandt.

## 65. Gotteserkenntnis und Dreifaltigkeit

Wenn Jesus „Gottes Sohn" genannt wird, dann ist damit kein „Verwandtschaftsverhältnis" gemeint. Vielmehr bringt dieses Bekenntnis zum Ausdruck, dass Vater und Sohn gleichen Wesens, gleicher Würde und gleichen Willens sind. Zwischen ihnen steht ein Gleichheitszeichen. Für den Gläubigen aber, der dieses Gleichheitszeichen sieht und anerkennt, ist es der Schlüssel zu aller wahren Gotteserkenntnis: Weil er den Sohn vom Vater, und den Vater vom Sohn her versteht, wird Gott nie mehr ein rätselhafter Unbekannter für ihn sein.

## 66. Christi zwei Naturen

Die Kirche entspricht dem Zeugnis der Bibel, indem sie Christus zugleich als „wahren Menschen" und „wahren Gott" bekennt. Wie sich beide „Naturen" in der Person Christi vereinen konnten, übersteigt unseren Horizont. Aber wir vermögen einzusehen, dass diese Vereinigung nötig war: Wie eine Brücke auf beiden Ufern des Flusses aufruhen muss, um sie zu verbinden, so musste Christus ganz zu Gottes und ganz zu unserer Welt gehören, um zwischen Himmel und Erde eine Brücke schlagen zu können.

## 67. Der „historische" Jesus

Oft wird gesagt, das Neue Testament zeige nicht den „historischen Jesus", sondern nur den „geglaubten Christus". Doch wie sollten beide unterscheidbar sein? Weder kann man den Evangelisten aus ihren eigenen Schriften (!) beweisen, dass sie sich mit ihrer Christologie zu Unrecht auf Jesus berufen, noch kann man aus ihren eigenen Schriften (!) beweisen, dass sie es zu Recht tun. Wir haben keinen Zugang zu einem „historischen Jesus", brauchen aber auch keinen. Denn der Jesus, den die Christenheit kennt und braucht, ist der biblische Christus.

## 68. Jesu Art, mit Menschen umzugehen

Jesus hält sich nicht damit auf, was einer war, oder was er vorgibt zu sein, sondern konzentriert sich auf das, was der Mensch werden soll, weil jeder dazu bestimmt ist, ein Ebenbild Gottes zu sein. Nicht woher der Mensch kommt interessiert Jesus, sondern ob er mitgeht und unterwegs ist zum Reich Gottes. Und sein Gegenüber auf diesem Weg voranzubringen – eben das heißt für Jesus Nächstenliebe. Sie besteht nicht darin, einem das zu geben, was er wünscht, sondern das, was er nötig hat, um Gott näher zu kommen. Braucht's dafür Strenge, so ist Jesus streng. Und braucht's dafür Milde, so ist er mild.

## 69. Das Heilswerk Christi im Überblick

Das Heilswerk Jesu Christi umfasst seinen gesamten Lebensweg und hat mehrere Dimensionen, die eng miteinander verknüpft sind: (1.) wird er Mensch, um den Verlorenen hilfreich nahe zu kommen, (2.) offenbart er ihnen die Liebe Gottes, (3.) verbindet er sich unlöslich mit den Gläubigen, (4.) stirbt er stellvertretend für sie am Kreuz, (5.) sühnte er durch sein Opfer ihre Schuld, (6.) zahlt er das Lösegeld, um sie von allen Mächten freizukaufen, und (7.) überwindet er in der Auferstehung all ihre Feinde. Ja: „Christus erkennen bedeutet, seine Wohltaten zu erkennen!"

## 70. Menschwerdung und Liebe Gottes

Indem Gott Mensch wird, macht er unsere Probleme zu seinen. Er teilt unser Schicksal und beugt mit uns den Rücken unter die Last, die wir uns aufgeladen haben. Er stellt sich vor die, die für sich selbst nicht geradestehen können. Und er tut das in dem vollen Bewusstsein, dass er wenig später auf Golgatha den Kopf für uns hinhalten wird. Trotzdem kommt er hinein in unsere verfahrene Situation. Und man könnte denken, das sei tragisch für ihn. In Wahrheit aber ist es tragisch für die Situation. Denn sie kann nun nicht bleiben, wie sie ist. Wenn Christus unsere Not auf sich nimmt, ist das der Anfang vom Ende dieser Not.

## 71. Unser Schmutz und Jesu Reinheit

Gott durchlief ein irdisches Leben, um an unseren Lasten teilzuhaben, sie mit uns zu tragen und für uns zu überwinden. Er ging in unseren Schuhen, machte unsere Not zu seiner Not und ersparte sich weder Blut noch Schweiß oder Tränen. Doch weil er unsere Lage teilt, ist sie nun nicht mehr aussichtslos. Christi Weg ist so mit unserem verschmolzen, dass sich seine Kraft über kurz oder lang gegen unsere Schwäche durchsetzen und seine Reinheit über unseren Schmutz siegen wird. Denn der Menschgewordene versenkt unsere Not tief hinein in seine Liebe.

## 72. Die Nähe des Reiches Gottes

Ins Zentrum seiner Verkündigung hat Jesus das Reich Gottes gestellt. Er predigt vom Reich, weil es nahe herbei gekommen ist. Er erzählt davon in höchst dynamischen Gleichnissen. Und er fordert von seinen Jüngern, für das Kommende radikal offen und bereit zu sein. Jesus knüpft die Nähe des Reiches unmittelbar an seine Person. Seine Wunder machen anschaulich, welche Freiheit damit anbricht. Die Bergpredigt zieht die ethischen Konsequenzen. Und auch das Kreuz Christi ist direkt auf das Reich bezogen, weil es Sündern den Zugang ermöglicht.

## 73. Naturgesetz, Wunder und Freiheit Gottes

Die Wundertaten Jesu laufen den uns bekannten Gesetzmäßigkeiten zuwider und irritieren uns darum. Doch gerade in der Irritation liegt ihre Botschaft: Wo Jesus Christus ins Spiel kommt, muss nicht alles bleiben, wie es immer war und der fatale Lauf der Welt ist nicht mehr unabänderlich. Krummes kann durch ihn gerade und Totes lebendig werden. Darum glauben Christen nicht unbedingt alle Mirakel der Vergangenheit - aber sie glauben, dass Gott jederzeit frei ist, unser Geschick zum Guten zu wenden.

## 74. Das konsequente Vertrauen Christi

Jesu Tod war kein Justizirrtum und kein tragisches Missverständnis, sondern eine direkte Folge seines kompromisslosen Lebens. Jesu Grundüberzeugung war, dass der, der Gott gehorcht und sich ihm vertrauensvoll in die Arme wirft, von Gott aufgefangen wird. Er machte den Selbstversuch, lebte sein Programm, blieb auf Kurs, wurde dafür gehasst – und das, wovon er überzeugt war, wurde ihm zum Schicksal. Die Welt schlug ihn ans Kreuz. Aber Gott erweckte ihn auf. Und der Beweis ist damit erbracht: Radikales Gottvertrauen ist nicht Wahnsinn, sondern Weisheit.

## 75. Das Kreuz Jesu Christi

Die Kreuzigung Christi war kein Justizirrtum und kein Missverständnis, sondern eher eine Kampfhandlung. Christus war ein Opfer der Menschheit, die sich dem Anspruch Gottes entziehen wollte, indem sie seinen Repräsentanten aus der Welt schafft. Und Christus war zugleich ein Opfer Gottes, der ihm als Repräsentanten der Menschheit diesen Tod zugemutet hat. Erst von Ostern her erschließt sich der Sinn dieses schrecklichen Vorganges: Gottes Sohn ging durch die Hölle, damit wir es nicht müssen.

## 76. Gottes Zorn, unsere Schuld und Christi Kreuz

Gott befindet sich der sündigen Menschheit gegenüber im Zwiespalt: Die Gerechtigkeit Gottes fordert, die Sünde durch Vernichtung der Sünder aus der Welt zu schaffen. Die Liebe Gottes aber bejaht auch die Geschöpfe, die sich vom Schöpfer abkehren. Durch das Leiden Christi wird Gott beidem gerecht und vereint Sühne mit Bewahrung: Gott selbst nimmt die Strafe auf sich, die wir verdient haben. Er stirbt unseren Tod, damit wir leben. Er lässt sich verwerfen, damit wir nicht verworfen würden.

## 77. Christi Sühnetod und unsere Erlösung

Warum Gott Mensch wurde und am Kreuz starb? (1.) bestand die Notwendigkeit der Erlösung, um Gottes Plan zum Ziel zu führen. Und (2.) konnte die Erlösung nicht stattfinden, ohne dass eine entsprechende Sühne vorausging. (3.) vermochte niemand diese Sühne zu leisten außer Gott. Und (4.) sollte niemand die Sühne leisten außer dem Menschen, der den Schaden verursacht hat. Daraus folgt aber unausweichlich (5.), dass derjenige, der die Sühne wirklich leistet, Gott und Mensch zugleich sein muss (freie Bearbeitung eines Werkes des Anselm v. Canterbury).

## 78. Die Selbstdurchsetzung der Liebe

Der Kreuzestod Jesu wäre missverstanden, wenn man annähme, Gottes Sohn habe durch das Opfer seines Lebens die Liebe Gottes erst erkauft oder herbeigeführt. Es ist nämlich weder so, dass ein liebloser und zorniger Gott durch das Kreuz erst Liebe lernen musste, noch verhält es sich so, dass Vergebung ohne das Kreuz möglich gewesen wären. Vielmehr hat Gottes Liebe im stellvertretenden Tod Jesu den einzig möglichen Weg gefunden, um sich gegen Gottes sehr berechtigten Zorn durchzusetzen. Aus Liebe litt Gott lieber selbst, als uns leiden zu sehen.

## 79. Jesus Christus am Tiefpunkt

Die Hölle, die Menschen einander auf Erden bereiten, stellt alles in den Schatten, was man früher als „jenseitige" Hölle erwartete. Und so wird eine alte Lehre neu bedeutsam: Christus ist nach seinem Tod hinabgefahren an den Ort der Verdammten, um auch ihr Bruder zu werden, ihre Verdammnis mit ihnen zu tragen und ihnen das Evangelium zu verkünden. Wenn aber der Arm der Liebe Gottes bis in die Hölle hinabreicht, ist das der Anfang vom Ende der Hölle. Denn Christus ist des Teufels Teufel.

## 80. Christi Kampf und Sieg

Das Leben ist ein Kampf, in dem sich der menschliche Wille zum Leben gegen den Tod zu behaupten sucht. Ob aber dies tägliche Ringen Sinn macht, hängt davon ab, ob es ein - aufs Ganze gesehen - gewinnbarer oder schon verlorener Kampf ist. Christen glauben Ersteres, denn die Auferstehung Christi ist der entscheidende Sieg, der den Ausgang des ganzen Krieges vorwegnimmt: Seither gewinnen die Mächte der Finsternis zwar noch einzelne Schlachten. Aber sie gewinnen nicht mehr den Krieg.

## 81. Ostern unverkürzt

Dass Jesus auferstand, besagt nicht bloß, dass er eine bis heute lebendige Wirkungsgeschichte hat und „in uns weiterlebt" – so als wäre unser Herz sein letzter Zufluchtsort. Sondern Auferstehung heißt umgekehrt, dass wir in ihm weiterleben. Nicht wir halten ihn lebendig, indem wir in seinem Sinne handeln und glauben, sondern er hält uns am Leben, indem er sein erlösendes Werk an uns tut. Jesus Christus ist nicht auf uns angewiesen, wir aber sind darauf angewiesen Glieder seines Leibes zu sein, denn nichts hat Zukunft, was nicht geborgen wäre in ihm.

## 82. Von gebrochener Resignation

Ostern ist nichts für sonnige Gemüter, die schon aus Naivität positiv denken, sondern ist für die Gebeugten, die täglich ihre Träume begraben, ihre Würde und ihre Liebe. Deren Problem ist nicht zuerst und nicht nur der leibliche Tod am Ende, sondern der tägliche Tod, der im Herzen stattfindet. Mephisto bricht ihre Hoffnung. Aber Christus bricht ihre Resignation. Denn Ostern ist die Renitenz des Allmächtigen gegen alles, was das Leben verneint. Es ist Gottes guter Wille, der sich da nicht beerdigen lässt, und der mit all dem Guten, das er einschließt, stets „unverloren" ist und bleibt.

## 83. Leeres Grab und historische Kritik

Die moderne Infragestellung der Auferstehung Christi beruht im Wesentlichen auf weltanschaulichen und historisch-methodischen (Vor-) Urteilen, die diesen Vorgang von vornherein „undenkbar" erscheinen lassen. Dagegen ist geltend zu machen, dass Gott kein Gefangener der von ihm geschaffenen Gesetzmäßigkeiten ist. Der Anstoß, den die Freiheit des Schöpfers unserem Denken bereitet, ist im biblischen Gottesbegriff selbst enthalten und könnte nur mit ihm gemeinsam beseitigt werden.

## 84. Auferstehung als Aufhebung

Auferstehung meint mehr als nur die Wiederbelebung eines Verstorbenen. Sie lässt ihn nicht in sein altes, vergängliches Leben zurückkehren, sondern ist in dreifachem Sinne als „Aufhebung" zu verstehen. Das Leben wird (1.) „aufgehoben" im Sinne von „abgeschlossen, beendet, nicht fortgesetzt", (2.) im Sinne von „bewahrt, geschützt, nicht preisgegeben" und (3.) im Sinne von „hinaufgehoben auf ein höheres Niveau". Alle drei Aspekte sind zu beachten, wenn man von Jesu Auferstehung spricht. Sie werden aber genauso unsere eigene Auferstehung prägen.

## 85. Himmelfahrt und Herrschaft Christi

Es könnte scheinen, Himmelfahrt sei ein Trauertag für die Jünger, weil Jesus von ihnen Abschied nimmt und sich entfernt. In Wahrheit aber ist Christus, nachdem er zum Himmel aufgefahren ist, seinen Jüngern näher als zuvor. Denn früher war er immer nur hier oder dort. Seit er „zur Rechten Gottes" sitzt hat er Teil an Gottes Allgegenwart und übt die Herrschaft aus, die ihm der Vater übertragen hat. Ein schrecklicher Gedanke ist das für seine Feinde, Freude und Trost aber für alle Gläubigen.

## 86. Gottes Geist und andere Geister

Beton oder Stahl sind „an sich" weder gut noch schlecht. Es kommt darauf an, was der Geist des Architekten daraus macht. Und dasselbe gilt vom „Rohmaterial" unseres Lebens, das aus Gesundheit, Intelligenz, Kraft oder Schönheit besteht. Nichts von alledem ist „an sich" schon gut oder schlecht. Denn erst der Geist gibt den Dingen Form, Sinn und Ziel. Erst der Geist, der uns treibt, lässt unsere Potentiale zum Segen oder zum Fluch ausschlagen. Darum ist die zentrale Frage nicht, über welches „Rohmaterial" ich verfüge, sondern welchem Geist es dienstbar wird.

## 87. Der Heilige Geist

Person und Werk des Heiligen Geistes sind in besonderem Maße „unanschaulich". Doch würde Gott nicht als Heiliger Geist an uns und in uns wirken, könnte niemand erlöst werden: Der Geist sorgt dafür, dass das äußere Wort der Bibel uns innerlich so betrifft, erleuchtet und erneuert, dass wir Gott in Christus erkennen, durch den Glauben das Heil ergreifen und uns dann auf den Weg machen, (unserer Lebensführung nach) so „gerecht" zu werden, wie wir es (nach Gottes barmherzigem Urteil) schon sind.

## 88. Die Einwohnung des Heiligen Geistes

Dass Gottes Geist in den Gläubigen „wohnt", ist irritierend, aber notwendig. Denn anders als durch den Heiligen Geist, der uns anschließt an die Quelle des Heils, würde Gott uns nicht erreichen. Wohnte Gott nicht in uns, blieben wir immer fern von ihm. Ist er aber in uns, so tut er stellvertretend für den menschlichen Geist, was dieser nicht vermag, und schafft die Glaubenszuversicht, die wir nie aufbrächten. Genau genommen ist es Gott selbst, der in uns an sich glaubt. Er lässt unseren Geist teilhaben an der Gewissheit, mit der Gott um sich selbst weiß.

## 89. Gotteserkenntnis, Zweifel und Bekehrung

Die Gewissheit des Glaubenden ist nicht „begründet", sondern ist begründend. Sie beruht nicht auf Erfahrungen, sondern liegt allen religiösen Erfahrungen voraus, als das, was sie ermöglicht. Glaubensgewissheit steht also nicht als Ergebnis am Ende einer Argumentation, sondern als Voraussetzung an ihrem Anfang. Sie verändert nicht Urteile, sondern zuerst den Urteilenden. Sie ist kein Impuls, den man erdenkt, sondern einer, dem man erliegt. Wer aber braucht für solches „Erliegen" Gründe? Begründet der Surfer die Welle, die ihn mitreißt?

## 90. Gottes Volk und Prädestination

Bei Gott funktioniert Demokratie andersherum. Denn er ist ein König, der sich sein Volk wählt. Und er tut es nicht, weil die Erwählten etwas Besonderes wären, sondern sie sind nur deshalb etwas Besonderes, weil Gott sie erwählt. Gottes Wahl gründet in nichts anderem als in Gottes Freiheit, so dass wir als Christen nicht sind, was wir sind, weil wir uns für Gott, sondern weil er sich für uns entschieden hat. Wir verdanken unseren Glauben seiner Zuwendung zu uns. Und das ist gut so. Denn was unsere zittrigen Hände nicht halten, können sie auch nicht fallenlassen!

## 91. Rechtfertigung, Gerechtigkeit und Gnade

Gottes Reich bleibt uns verschlossen, wenn wir aufgrund eigener Leistungen oder Qualitäten Einlass begehren, denn nichts von dem, was wir sind oder haben kann vor Gottes Augen bestehen. Doch wenn wir durch den Glauben Christus angehören, so legt Christus uns seine Gerechtigkeit wie einen Mantel um die Schultern, bedeckt damit unsere Schande, leiht uns seine Identität und rettet uns dadurch, denn dann hält uns Gott zu Gute, was (nicht wir, sondern) Christus für uns getan hat.

## 92. Gütergemeinschaft mit Christus

Die Bibel misst dem Glauben so große Bedeutung bei, weil er den Gläubigen und den, an den geglaubt wird, zu einer Einheit verbindet. Alles, was der Gläubige begangen hat, wird Christus zu Eigen. Alles aber, was Christus besitzt und vollbringt, wird dem Gläubigen zu Eigen. Wie bei einem armen Mädchen, das einen reichen Prinzen heiratet, ist diese Gütergemeinschaft für den Menschen höchst vorteilhaft: Er überlässt Christus seine Vergänglichkeit und Schuld und empfängt dafür Christi Ewigkeit und Gerechtigkeit.

## 93. Gefühle zum Glauben

Beim Christ-Sein geht es nicht darum, dass einer seinen religiösen Gefühlen, sondern dass er dem Evangelium glaubt. Darum dürfen fromme Stimmungen und innere Erlebnisse nicht zur Zugangsbedingung erhoben werden. Christus hat nicht die zu sich gerufen, die etwas Tolles fühlen, sondern die Mühseligen und Beladenen – und die müssen weder „gute Werke" noch „religiöse Gefühle" mitbringen. Wenn Christus will, kann er beides schenken. Es geht aber auch ohne. Denn Christus ist verlässlich, und unsere religiösen Gefühle sind es nicht.

## 94. Heilsgewissheit

Ein Christ kann und muss zu seiner Erlösung keinen eigenen „Beitrag" leisten. Und das ist ein Glück. Denn sonst bliebe immer ungewiss, ob er „genug getan" hätte. Da aber die Erlösung in keiner Weise auf dem Tun des zu Erlösenden und ausschließlich auf dem Tun des Erlösers beruht, kann der Christ seines Heiles gewiss sein. Er soll zwar vieles tun zum Wohle seiner Mitmenschen, aber nichts soll er tun zu seiner eigenen Rettung. Denn was Christus für uns tat, war keine halbe Sache.

## 95. Die Knechtschaft des menschlichen Willens

Der Mensch kann tun, was er will, kann aber nicht wollen, was er wollen soll. Gefangen in der Dynamik der Sünde ist er wie ein Rad, das einen Abhang hinunterrollt, und aus eigener Kraft nicht die Richtung zu ändern vermag. Gottes gnädiges Erwählen ist darum nicht eine notwendige Bedingung der Erlösung (zu der die „freie" Entscheidung des Menschen noch hinzutreten müsste), sondern sie ist die völlig hinreichende, keiner Ergänzung bedürftige Bedingung der Erlösung (aus der Kraft des Heiligen Geistes die positive Willensbewegung des Menschen resultiert).

## 96. Christliche Freiheit

Die Freiheit, die Christus schenkt, besteht darin, dass er uns auf eine tiefe und endgültige Weise von der Sorge um uns selbst und um das Gelingen unseres Lebens befreit. Er steht für uns ein und bindet uns an seine Person. Eben diese Bindung macht aber unsere Freiheit aus, weil sie es erlaubt, unser zentrales Lebensproblem in Christi Hände abzugeben. Gibt es auch noch genug zu tun, so können und müssen wir doch für das Heil unserer Seele nichts mehr tun. Von dem Fluch, ungenügend zu sein, sind wir gänzlich befreit, weil Christus in uns ist, der allem genügt.

## 97. Nachfolge, Schicksalsgemeinschaft und Jüngerschaft

Die Taufe begründet zwischen dem Christen und Jesus Christus eine enge Schicksalsgemeinschaft, die durch den Begriff der „Nachfolge" charakterisiert wird: Die heutigen „Nachfolger" und „Jünger" Jesu teilen mit ihrem Herrn nicht mehr die staubigen Straßen Galiläas. Aber wie Christi Weg ins Leid führte, so bekommt auch der Christ sein Kreuz zu tragen. Und wie Christi Weg durchs Leid hindurch zum Triumph führte, so gewinnt auch der Christ Anteil an der Auferstehung.

## 98. Fröhliche Selbstvergessenheit

Unsere Gedanken werden in der Regel von zahllosen egozentrischen Sorgen und Wünschen beherrscht. Sie kreisen ständig darum, was ich „bin" und was ich „habe", was ich „kann" und was ich „will". Doch der Glaube relativiert das aufgeblähte „Ich", so dass der Mensch sich mit der Zeit weniger wichtig nimmt und Gott immer mehr Raum gibt. Er will am Ende nichts anderes mehr sein, als was Gott ihn sein lässt. Und er strebt nur noch danach, sein Denken, Tun und Wollen möglichst vollständig mit Gottes Denken, Tun und Wollen zu verschmelzen.

## 99. Gottesfurcht

Der Glaube lässt Gott Gott sein – und beschränkt darum den Menschen darauf, Mensch zu sein. Er relativiert alle Hierarchien und entzaubert die Welt. Denn der Glaube duldet nicht, dass Irdisches in den Rang des „Göttlichen" und „Letztgültigen" erhoben wird. Wenn es darum geht, Ehre zu erweisen oder Ehrerweisungen zu empfangen, hält der Gläubige sich zurück. Und wo er es nicht mit Gott zu tun hat, da behält er (innerlich) den Hut auf. Denn alles, was nicht Gott ist, ist zu Gottes Dienst bestimmt. Ihm allein gebührt Ehre – und sonst niemandem.

## 100. Liebe zu Gott

Die Liebe zu Gott besteht darin, in hingegebener Weise auf ihn konzentriert und ausgerichtet zu sein. Wer Gott liebt, dreht sich nicht hierhin und dahin, um tausend Dinge wichtig zu nehmen, sondern hängt an Gott und schaut auf Gott. Er reißt die Fenster weit auf, damit Gottes Wort hereinschallt, und streckt Gott sein Gesicht entgegen, damit Gottes Sonne es wärmt. Er ist, was er ist, nur in der Beziehung zu Gott, denn ihm ehrfurchtsvoll und freudig gegenüberzustehen, mit größtem Respekt, aber ohne Angst, das macht das Wesen und die Bestimmung des Gläubigen aus.

## 101. Dem Schuldiger vergeben

Vergebung besteht nicht darin, dass man erfahrenes Unrecht relativiert, kleinredet, vergisst, toleriert, billigt oder entschuldigt, sondern darin, dass man den Täter an Gott überweist, der ebenso gerecht wie barmherzig ist, der schärfer sieht und besser urteilt als wir. Der Vergebende verzichtet auf den Schuldvorwurf und gibt damit die Person frei, an deren Verhängnis er ein berechtigtes Interesse haben könnte. Er besteht nicht auf Vergeltung und schickt dem Schuldigen auch keine Flüche hinterher, sondern wünsche ihm, dass er sowohl zu seiner Tat als auch zu ihren Folgen eine heilsame Distanz gewinnt.

## 102. Enttäuschung, Schwermut, Weltschmerz

Das menschliche Leben ist in weiten Teilen ein vergebliches Jagen nach vergänglichen Gütern von zweifelhaftem Wert. Doch für die Enttäuschung, die daraus resultiert, ist nicht die „Welt" verantwortlich, sondern der Mensch, der in der Welt sucht, was nur bei Gott zu finden ist. Unseren Hunger nach Vollkommenheit, Verlässlichkeit, Wahrheit, Gerechtigkeit und Glück kann und soll die Welt nicht stillen. Das aber zu erkennen, sich von der Welt frei zu machen für Gott, und dann den Frieden nirgendwo anders zu suchen als in ihm – das ist Glaube.

## 103. Glauben als Blickrichtung

Der Mensch neigt dazu, mit besorgtem Blick auf sich selbst zu schauen. Er starrt gebannt auf die eigene Befindlichkeit und erwartet von niemandem viel, außer von sich selbst. Der Glaube aber löst diese ungesunde Fixierung und verweist uns auf den, dem wir alle Sorge überlassen können. Wir dürfen den Blick wegwenden von all dem „Ich" und „Mir" und „Mein" und „Mich", um hinzuschauen auf Christus. Denn in der Neuausrichtung auf ihn öffnet sich der verkrümmte und verkrampfte Mensch zu fröhlicher Selbstvergessenheit, um sich jenseits der eigenen Person in Christus zu gründen.

## 104. Glaube als unaufhörliche Bewegung

Wer sich selbst kennt und Gott kennt, hat allen Grund, vor Gott zu fliehen. Denn zwischen seiner Gerechtigkeit und unserer Schuld besteht ein krasses Missverhältnis. Allein: Wo kann man sich verstecken vor dem, der allgegenwärtig ist? Nur die eine Chance gibt es, dass uns Gott selbst vor Gott in Schutz nimmt. Und diese Chance ergreift der Glaube, indem er vor Gott zu Gott flieht, bei Christus unterkriecht und vor Gottes Gericht an Gottes Gnade appelliert.

## 105. Gottesbeziehung und Autonomiestreben

Alles, was am Menschen herrlich sein kann, ist ihm gerade so geliehen, wie dem Mond sein Glanz geliehen ist von der Sonne. Auch der Mensch ist ein Klumpen aus Staub, der am schönsten erscheint, wenn er Gottes Macht und Güte reflektiert. Aber sollte man das beklagen und versuchen, selbst zur Sonne zu werden? Nein! Gott gebührt die Ehre. Und ein Leben lang unter seinem Glanz zu liegen als Projektionsfläche für Gottes Licht, das ist schön, ist gar nicht übel – und für einen Haufen Staub auch durchaus genug.

## 106. Taufe

Die Taufe ist ein Herrschaftswechsel, durch den ein Mensch dem Machtbereich des Bösen entnommen und in das Eigentum Gottes überführt wird. Als Heide wird er im Taufwasser „ersäuft". Und als Christ geht er aus dem Taufwasser hervor: Eine neue Kreatur, die zwar noch nicht vollendet, aber doch unzweifelhaft zur Vollendung bestimmt ist. Wenn er die in der Taufe zugesagte Gnade durch den Glauben annimmt, wird nichts und niemand mehr die heilvolle Bindung an Christus durchbrechen können.

## 107. Teilhabe an Kreuz und Auferstehung

Die Taufe ist keine nette Kindersegnung. Sie verkoppelt und verbindet den Getauften so sehr mit Jesus Christus, dass er zu einem Glied seines Leibes wird und – das gesamte Schicksal seines Herrn teilend – durch den Tod ins Leben geht. Mitgefangen mit Christus, heißt mitgehangen – heißt aber auch mit auferstanden. Der Getaufte wird Satan entzogen, wird seines Lebens enteignet und für Gott rekrutiert. Er gehört nie mehr sich selbst. Doch ist genau das zu seinem Vorteil, weil er nur so eingesenkt und einverleibt werden kann in das Leben Jesu Christi.

## 108. Konfirmation und religiöse Identität

Die Taufe und der Glaube gehören sachlich zusammen, sie treten aber zeitlich auseinander, wo man Säuglinge tauft. Damit dort zur Taufe der Glaube nachträglich hinzutreten kann, schuldet man den Kindern eine christliche Erziehung, durch die sie befähigt und ermutigt werden, jene Taufgnade, die ihrer bewussten Stellungnahme zuvorkam, eigenverantwortlich zu bejahen. Tun sie dies, so werden ihnen durch die Konfirmation die vollen Rechte und Pflichten eines mündigen Christen zuerkannt.

## 109. Abendmahl

Das Abendmahl ist (1.) ein Mahl der Erinnerung und des Gedächtnisses, denn es bezieht uns ein in die Tischgemeinschaft Jesu mit seinen Jüngern. Es ist (2.) ein Mahl der Vergebung und Versöhnung, denn in und mit Brot und Wein schenkt uns Christus den Ertrag seines Kreuzestodes: Wer an seinem Tisch Gast sein darf, der ist versöhnt mit Gott. Das Abendmahl ist (3.) ein Mahl der Gemeinschaft mit den Geschwistern, die neben uns am Altar stehen. Und es ist (4.) ein Mahl der Hoffnung und Stärkung, weil es das künftige Freudenmahl im Reich Gottes vorwegnimmt.

## 110. Christi reale Präsenz in Brot und Wein

Beim Abendmahl empfangen wir in und mit dem Brot und dem Wein zugleich Christi Leib und Blut, d.h. wir empfangen ihn selbst und das Heil, das er durch sein Leben, Sterben und Auferstehen für uns erworben hat. Wie Christus dabei Gastgeber und Speise zugleich sein kann, werden wir nie restlos verstehen. Dass er es aber ist, ist wunderbar: Christus legt all seine heilvolle Macht in dieses Mahl hinein, damit sie auf uns übergeht und uns mit ihm und untereinander zu engster Gemeinschaft verbindet.

## 111. Essen und Einswerden im Abendmahl

Essen ist ein erstaunlicher Vorgang, durch den ein Körper in einem anderen untergeht, in ihm verschwindet, sich in ihm auflöst, ihn stärkt – und zuletzt nicht mehr von ihm unterschieden werden kann. Und genau darum will uns Jesus im Abendmahl Gastgeber und Speise zugleich sein, um in uns einzugehen und aufzugehen. Er will sich mit uns bis zur Ununterscheidbarkeit vereinen, denn während wir uns den Leib Christi in Form des Brotes einverleiben in unseren Leib, werden wir von Christus einverleibt in seinen Leib – die Kirche.

## 112. Gemeinschaft der Gläubigen

Christ-Sein funktioniert nicht ohne Gemeinde, weil sich ein Christ das befreiende Wort, von dem sein Glaube lebt, nicht selber sagen kann. Keiner kann sich selbst taufen, segnen, mahnen, trösten, sich selbst vergeben oder sich das Abendmahl reichen. Darum braucht jeder Christ die Glaubensgeschwister als Träger und Verkünder des göttlichen Heilswortes. Christliche Gemeinschaft verdankt sich diesem Wort, das Wort aber verdankt sich nicht der Gemeinschaft, sondern dem, der's geredet hat. Wo diese Glaubensgemeinschaft aber fehlt, lässt sie sich durch nichts ersetzen.

## 113. Kirchenkritik und Heiligkeit der Kirche

Die Kirche trägt den Ehrentitel der „heiligen christlichen Kirche" nicht etwa, weil ihre Glieder und ihre Amtsträger „heilig" oder „vollkommen" wären. Sie sind es nicht und waren es nie. Aber wie eine klebrige Auster kostbar wird, durch die Perle in ihr, so wird unsere sehr fehlbare Kirche „heilig" durch das Evangelium, das sie durch die Jahrhunderte trägt. Solange sie ein Gefäß ist, das diesen Schatz bewahrt, verdient sie um seinetwillen sogar geliebt zu werden. Aber nur solange.

## 114. Zeitgemäßheit

Es ist Unfug „mit der Zeit zu gehen", weil „die Zeit" gar nicht weiß, wo sie hin will. Sie ist kein „jemand", der etwas von uns fordern könnte, sondern ist bloß die Gelegenheit, die Gott uns gibt, um das Richtige zu tun. „Zeitgemäß" ist es darum (nicht etwa dem Trend oder der Mehrheit, sondern) der Wahrheit zu folgen und sich auf Ewiges zu besinnen, weil nur das Ewige zu jeder Zeit zeitgemäß ist. „An der Zeit" ist also nicht, was eh schon alledenken, sondern was Menschen heute begreifen müssen, um morgen nicht von Gottes Handeln überrumpelt zu werden.

## 115. Zugehörigkeit zur Kirche

Man kann einer Kirche angehören, ohne in Wahrheit ein Christ zu sein. Und viele folgern im Umkehrschluss, man könne auch Christ sein, ohne einer Kirche anzugehören. Doch dieser Umkehrschluss ist falsch. Wer ernsthaft Christ sein will, kann die Gemeinschaft nicht ignorieren, zu der Christus seine Jünger verband. Christus macht die Seinen nicht zu Einzelkämpfern, sondern zu Gliedern seines Leibes. In der Trennung von den übrigen Gliedern erleiden sie darum dasselbe Schicksal, das ein Arm oder ein Bein erleidet, wenn es sich vom übrigen Organismus trennt.

## 116. Mission

Die Mission steht heute in keinem guten Ruf. Doch weil sie Gottes eigenes Projekt ist, haben wir nicht das Recht, auf Mission zu verzichten. Gott will dass sein Haus voll werde und sendet uns als seine Boten aus. Wenn sich aber irgendwann die Türen schließen und jemand bliebe draußen, weil wir ihn nicht benachrichtigt haben, wäre das schlimm. Schon die Nächstenliebe macht uns die Mission zur Pflicht, denn wenn ein Verdurstender in der Wüste Wasser gefunden hat, ist es nur natürlich, dass er auch andere Verdurstende herbeiruft und sie zur Quelle führt.

## 117. Pfarramt und Allgemeines Priestertum

Als Christus sein Leben opferte, machte er allen weiteren Opfer- und Priesterdienst alttestamentlicher Art überflüssig. Indem er aber seine Jünger beauftragte, missionierend, taufend und lehrend sein Werk weiterzuführen, begründete er das kirchliche Amt. Grundsätzlich hat jeder Getaufte Anteil an diesem Amt und Auftrag. Um aber eine möglichst geordnete und qualifizierte Ausübung zu gewährleisten, überträgt die Kirche das geistliche Amt einzelnen, die dazu besonders geeignet und ausgebildet sind.

## 118. Gottesdienst

Sinn und Nutzen eines Gottesdienstes liegen nicht darin, dass er die Gemeinschaft, die Kunst oder das Brauchtum pflegt, dass er bildet, unterhält oder therapiert. Vielmehr steht im Mittelpunkt die durch Wort und Sakrament vermittelte heilvolle Gegenwart Gottes. Die gottesdienstliche Erfahrung dieser Gegenwart, das Stehen vor Gottes Angesicht, ist zu nichts „nütze" und muss es auch nicht sein: Die Gemeinschaft mit dem Herrn, dieser Vorgeschmack auf Gottes Reich, hat seinen Wert in sich selbst.

## 119. Gebet

Beten ist keine menschliche Möglichkeit, denn als Sünder sind wir „unreiner Lippen" und haben Grund, den offenen Austausch mit Gott zu scheuen. Keine „Gebetstechnik" vermag diese Distanz zu überwinden, solange wir im eigenen Namen beten. Das Gebet im Namen Christi dagegen findet Gehör, weil Christi Brüder und Schwestern seinen Vater mit Fug und Recht „Vater unser" nennen dürfen. „Gebetstechnik" spielt dabei keine Rolle. Denn der Heilige Geist vertritt uns vor Gott, wie es ihm gefällt.

## 120. Das Ziel des Gebets

Jesus hat seine Jünger gelehrt, dass sie nicht nur beten dürfen, sondern dass sie beten sollen. Der Sinn des Gebets liegt aber nicht darin, dass ich Gott über etwas informiere, was er sonst nicht wüsste, oder bei ihm etwas erreiche, was er mir sonst nicht gegeben hätte, sondern darin, dass ich mit Gott im Gespräch bin. Der Betende sucht Gottes Nähe um dieser Nähe willen. Das Ziel des Gebets liegt darum nicht irgendwo „jenseits" des Gebets, so dass es nur Mittel zum Zweck wäre, sondern das Ziel liegt im Gebet selbst – in dem ich mich für Gott, und Gott sich für mich öffnet.

## 121. Der Ursprung christlicher Ethik

Christliche Ethik gibt es nicht deshalb, weil unser Handeln ganz viel an der Welt ändern könnte, sondern weil Gottes Handeln in Christus die Welt längst geändert hat – und sich dies in einem der neue Situation angemessenen menschlichen Handeln niederschlagen muss. Es geht nicht um eine Wirklichkeit, die wir durch gutes Tun schaffen, sondern um die Wirklichkeit, der wir durch gutes Tun entsprechen. Da in Christus die Zeit des Heils anbrach, gilt es nun mit der Zeit zu gehen und heilvoll zu handeln. Wir sind befreit, müssen aber noch beginnen, wie Freie zu leben.

## 122. Ansätze christlicher Ethik

Je nachdem, von welchem Glaubenssatz oder biblischem Thema die christliche Ethik ihren Ausgang nimmt, wird sie sich verschieden gestalten. Sie kann orientiert sein an (1.) Schöpfungstheologie, (2.) Schöpfungsordnungen, (3.) Gottebenbildlichkeit, (4.) Gesetz des Alten Testamentes, (5.) Goldenen Regel, (6.) Bergpredigt, (7.) Nachfolge, (8.) Liebe, (9.) Rechtfertigung, (10.) Menschwerdung, (11.) Eschatologie, (12.) Askese, (13.) „WWJD?". Jeder dieser ethischen Ansätze hat seine Stärken und Schwächen. Einen echten Gegensatz gibt zwischen ihnen aber nicht.

## 123. Christliche Tugenden

Aus Gottes Eigenschaften ergeben sich auf Seiten der Gläubigen entsprechende Tugenden: 1. Allmacht / Allgegenwart ➔ Verantwortung / Haushalterschaft 2. Autorität / Gerechtigkeit ➔ Einwilligung / Gehorsam 3. Weisheit / Wahrhaftigkeit ➔ Wahrhaftigkeit / Zeugnis 4. Strenge / Allwissenheit ➔ Demut / Dienstbereitschaft 5. Güte / Barmherzigkeit ➔ Barmherzigkeit / Nächstenliebe 6. Heiligkeit / Vollkommenheit ➔ Heiligung / Enthaltung 7. Unveränderlichkeit / Treue ➔ Zuversicht / Resistenz.

## 124. Nächstenliebe

Der christliche Glaube lehrt uns, am anderen Menschen nicht nur zwei, sondern drei „Schichten" wahrzunehmen: Da ist die Maske, die er trägt (1). Und da ist der Sünder, der sich dahinter versteckt (2). Doch verborgen unter Schauspielerei und Schmutz ist der Mitmensch auch noch Gottes geliebtes Kind (3). Der Gläubige kann darum niemanden hassen. Er durchschaut zwar die Maske und lehnt die Sünde ab. Den Sünder aber versucht er zu lieben, wie Gott ihn liebt, damit der andere das Ebenbild Gottes werden kann, das zu sein er berufen ist.

## 125. Treue

Ohne Treue entsteht kein Vertrauen. Und ohne Vertrauen hat die menschliche Gemeinschaft keine Zukunft. Treue ist die Bereitschaft, sich für andere Menschen berechenbar zu machen und sich als verlässlicher Baustein in ihre Lebensplanung einbauen zu lassen. Wo man das nicht will oder kann, entfällt eine Grundbedingung gelingenden Lebens. Man verwechselt dann Flexibilität mit Haltlosigkeit. Weil aber keiner verbindlich leben kann, ohne selbst zuverlässig gebunden zu sein, brauchen wir Gott. Er ist der Inbegriff der Beharrlichkeit und die Beständigkeit in Person.

## 126. Demut

Luther sagt: „Es ist nicht Demut, wenn einer leugnet, die Gaben zu haben, die Gott ihm gegeben hat." Demut ist darum keine alberne Selbstverachtung, die an der eigenen Person schlecht macht, was gut ist, sondern sie besteht darin, die eigenen Begabungen und Leistungen weder größer noch kleiner erscheinen zu lassen als sie sind, sie aber nicht sich selbst zuzuschreiben und zugutezuhalten, sondern allein dem Schöpfer, der sie gegeben und ermöglicht hat. Was hast du, das du nicht empfangen hättest? Wenn du es aber empfangen hast, was rühmst du dich?

## 127. Wahrhaftigkeit

Die Welt ist voller Täuschung und Lüge. Doch der Glaube befreit uns zu einer Ehrlichkeit, die nicht bloß in wahrheitsgemäßer Rede besteht, sondern in einer wahrhaftigen Lebenshaltung. Denn wer mit Gott im Reine ist, sich von ihm durchschaut und dennoch angenommen weiß – wozu müsste der sich noch verstellen? Verstellt er sich aber nicht, wer könnte ihn entlarven? Wer zu seinen Schwächen steht, weil er von Vergebung lebt, muss keine Enthüllung fürchten, muss auch nicht mehr prahlen und blenden, sondern ist dazu befreit, einfach der zu sein, der er ist.

## 128. Vergebung

Man kann nicht von Gottes Vergebung leben und anderen Vergebung verweigern. Doch besteht sie nicht darin, über die Verletzung von Normen hinwegzusehen oder Schuld zu relativieren. Echte Vergebung bestätigt die geltenden Normen, weil die Verfehlung beim Namen genannt, bereut – und erst dann verziehen wird. Nur so entspricht es Gottes Vergebung, weil auch seine Gnade nie Gnade ohne Gericht ist, sondern immer Gnade im Gericht. Auch er wirft niemandem Vergebung hinter, der sie gar nicht für nötig hält, und vergibt nicht, wo das nicht erbeten wird.

## 129. Entschuldigung

Ein Mensch kann sich nicht selbst „ent–schuldigen", sondern nur der, dem er etwas getan hat, kann ihn „ent–schuldigen", wenn er darum gebeten wird. Wirkliche Versöhnung setzt darum einerseits die Reue des Täters voraus und andererseits die freie Einwilligung des Geschädigten. Auch Gottes Vergebung ist kein Pauschalangebot. Er vergibt die konkrete Schuld, die wir ihm gestehen. Wenn uns die Last aber gar nicht drückt, wie könnte er sie uns dann nehmen? Gott wird den Sünder nicht von seiner Sünde trennen, wenn der Sünder selbst an ihr festhält.

## 130. Ehrfurcht vor dem Leben

Der Glaube achtet den Willen des Schöpfers, indem er seine Geschöpfe schont, sie achtet und sich weigert, Lebendiges den menschlichen Verwertungsinteressen zu unterwerfen. Auch wenn die Natur ein denkbar schlechtes Vorbild gibt, sollten wir uns der Logik des „Fressen und gefressen werden" so weit wie möglich entziehen und nach Möglichkeit Verhältnisse schaffen, in denen keiner auf Kosten anderer lebt. Gott will nicht, dass wir Hammer sind. Und er will auch nicht, dass wir Amboss sind. Sondern er will, dass seine Geschöpfe einander Helfer sind.

## 131. Keuschheit

Man muss auch nein sagen können. Denn es gibt Bilder, Bücher, Gespräche und Beschäftigungen, die uns (nicht äußerlich, sondern) innerlich verunreinigen und für die Gemeinschaft mit Gott untauglich machen. Dem muss man sich nicht aussetzen, sondern kann Enthaltung, Distanz und Keuschheit dagegensetzen, die nicht alles mitmacht, sondern nur, was Gott gefallen kann. Denn zum Glück ist auch das Gute infektiös. Die Berührung mit dem Reinen, kann rein machen, und das Heilige, mit dem wir uns beschäftigen, kann im Kontakt abfärben.

## 132. Geduld

Es ist nicht so, dass der geduldige Mensch nichts wollte, oder es ihm weniger wichtig wäre als dem Ungeduldigen. Nein! Auch der Geduldige verfolgt ein Ziel. Aber sein entschlossener Wille verbindet sich mit langem Atem, Beharrlichkeit und Ausdauer, weil er von seinem Ziel auch dann nicht ablässt, wenn andere Ziele leichter zu erreichen wären. Das Leiden am Unverfügbaren auszuhalten, ist das Wesentliche an der Geduld. Ein Christ braucht besonders viel Geduld, hat aber auch besonders guten Grund dazu, weil Gott selbst verbürgt, dass seine Geduld sich lohnt.

## 133. Ehe

Gott hat Mann und Frau füreinander geschaffen und hat ihnen die Ehe als die Ordnung angewiesen, in der sie aneinander Freude haben, einander stützen und einander ergänzen sollen. Wo aus der Ehe Kinder hervorgehen, wird den Eltern die Ehre zu Teil, „Mitarbeiter" in Gottes Schöpfungswerk sein zu dürfen. Beide aber - Ehepartner und Kinder - werden nie unser „Eigentum", sondern sind uns von Gott anvertraut, damit wir sie in Verantwortung vor ihm wie kostbare Geschenke achten und pflegen.

## 134. Arbeit

Gott hat unser Leben mit Arbeit verbunden, damit einer dem anderen mit seinen Kräften und Begabungen helfen kann. Der Schöpfer wollte, dass wir am Fördern und Erhalten fremden Lebens ebenso viel Freude finden wie er. Wenn dieser Segen aber für viele zum Fluch geworden ist, liegt das daran, dass wir den Sinn der guten Gabe durch Eigennutz und Konkurrenzdenken verkehren. Versäumen wir es, uns Gott als Mitarbeiter zur Verfügung zu stellen, so bringen wir uns selbst um die tiefe Befriedigung, die aus unserer Arbeit erwachsen könnte.

## 135. Staat

Staatliche Ordnung ist eine Einrichtung Gottes, der er die Aufgabe zugewiesen hat, durch Recht und Gesetz dem Bösen zu wehren und das Gute zu schützen. Wenn ein Staat diese Aufgabe erfüllt, erwächst ihm daraus die besondere Würde, Gottes Instrument zu sein. Wenn er das Böse aber duldet oder sogar fördert, zerstörte er die Ordnung, die allein ihn legitimieren könnte – und dann wird Widerstand zur Pflicht. Im Zweifelsfall muss man Gott mehr gehorchen als den Menschen. Denn göttliches Recht wiegt in jedem Falle schwerer als menschliches.

## 136. Lebensbilanz

An welchem Maßstab kann man das Gelingen eines Lebens bemessen? Da es Gott ist, der allem Leben Sinn und Ziel vorgibt, zählt letztlich nur sein Urteil. Gott aber fragt nicht, ob wir glücklich oder unglücklich sind, sondern er fragt allein danach, ob wir ihm vertrauen und damit die Hütte unseres Lebens auf den Fels des Glaubens bauen. Stimmt das Fundament, so muss unser Lebensgebäude kein Prachtbau sein – und wird den Sturm des Todes doch überstehen. Stimmt es aber nicht, ist auch das schönste Lebensgebäude auf Sand gebaut – und dem Untergang geweiht.

## 137. Glaubensfortschritt

Der Weg des Glaubens stellt hohe Anforderungen. Und niemand kann sagen, er sei bereits am Ziel angekommen. Doch für Gott zählt nicht, ob einer vorne läuft oder hinten. Entscheidend ist nicht, wie nah der Mensch der Vollkommenheit ist. Sondern für Gott zählt nur, ob er im Rahmen seiner Möglichkeiten sein Bestes gibt. So kann „schwacher" Glaube „genug" sein, wenn der Mensch nur unterwegs bleibt, kämpft, strebt und läuft. Und „starker" Glaube kann „zu wenig" sein, wenn der Mensch sich ins Gras setzt und sich auf dem Erreichten ausruht.

## 138. Widerstand

Im Allgemeinen erscheint es „vernünftig", wenn der Mensch sein Verhalten den Gegebenheiten der Welt anpasst. Doch wenn die Welt durch den Einbruch des Bösen eine „verkehrte" und „verdrehte" Welt geworden ist, kann man sich ihr nicht anpassen, ohne dabei selbst „verkehrt" und „verdreht" zu werden. Der Glaube fordert darum, diese Anpassung zu verweigern, die „Normalität" des Schlechten niemals „normal" zu finden und ein widerständiges Leben zu führen nach den Regeln (nicht der gegebenen, sondern) der kommenden Welt.

## 139. Hoffnung

Hoffnung ist nicht gleich Hoffnung – und die falsche ist der Feind der wahren. Darum ist christliche Hoffnung klar zu unterscheiden 1. von der Hoffnung der Naiven (die sich bloß ihrer Unkenntnis verdankt), 2. von der Hoffnung der Stolzen (die auf der Überschätzung ihrer Kräfte beruht) und 3. von der Hoffnung der Trotzigen (die „blind" und nur aus Prinzip hoffen). Christliche Hoffnung hat ihren Spender, ihren Grund und ihr Ziel in Jesus Christus – und hat darum mit Zweckoptimismus, Fortschrittsglaube oder positivem Denken nichts zu tun.

## 140. Die menschliche Seele

Die menschliche Seele verdankt ihre Unsterblichkeit nicht einem eigenen Beharrungsvermögen, durch das sie „unzerstörbar" wäre, sondern verdankt sie allein der Treue und Beharrlichkeit Gottes, der die Toten nicht vergisst und aus der Beziehung zu ihm nicht entlässt. Es irren darum auch jene, die meinen, mit ihrem Tod sei „alles aus". Gott hat nicht vor, sie aus ihrer Verantwortung ins Dunkel des Nicht-Seins entwischen zu lassen. Mancher wird sich wünschen, er könnte sich die Bettdecke des Todes über beide Ohren ziehen. Aber es wird keinem gelingen.

## 141. Tod und Vergänglichkeit

Der Tod hat mehr als ein Gesicht: Er ist für alle Geschöpfe die natürliche, vom Schöpfer gesetzte Grenze ihres Daseins. Für Sünder ist er zugleich ein Gerichtsakt, durch den Gott das ihn Verneinende verneint und das Nicht-sein-sollende ins Nicht-Sein befördert. Für begnadigte Sünder aber ist er außerdem auch noch das Tor in den Himmel, die Durchgangsstation in die ungetrübte Gemeinschaft mit Gott. Christen müssen den Tod darum nicht fürchten: Für sie ist das Sterben nicht Vernichtung, sondern Vollendung.

## 142. Des Lebens Ziel

Der Tod ist nicht das Ziel unseres Lebens (er wäre ein absurdes Ziel!), sondern das eigentliche Ziel unseres Lebens ist der Bund mit Gott, den wir hier im Glauben schließen und der uns auch dort, jenseits der Todesgrenze, noch mit Gott vereint. Das Erdendasein gibt uns also Gelegenheit, rechtzeitig mit Gott ins Reine zu kommen: Wer sein Leben nicht genutzt hat, um Gott zu finden, dem ist sein Leben misslungen, auch wenn es lang und voller Freude war. Wer aber zu Gott gefunden hat, dem ist das Leben geglückt, selbst wenn's kurz und mühselig gewesen wäre.

## 143. Überkleidet werden

Es ist natürlich, dass wir dem Tod widerstreben, weil er uns aller Kraft entkleidet. Doch verkennen wir dabei, dass der Verfall des alten Menschen den Aufbau des neuen Menschen vorbereitet. Bevor ich ein neues Kleid anziehen kann, muss ich das alte ausziehen. Wer den Wandel scheut, kann nicht erneuert werden. Und wer nicht stirbt, kann nicht auferstehen. Das Irdische an uns muss untergehen, damit das Himmlische zum Zuge kommt. Und insofern liegt im Tod auch eine Verheißung: Näher am Tod ist für den Christen immer auch näher am Ziel.

## 144. Gottes Gericht am Ende der Zeit

Gott verbündet sich nicht mit den Tätern, die es gerne sähen, wenn ihre Opfer vergessen würden. Sondern er sorgt dafür, dass die, die der irdischen Gerechtigkeit entgehen, spätestens im Jüngsten Gericht von der himmlischen Gerechtigkeit eingeholt werden. Er wird uns die Konfrontation mit unserer Schuld nicht ersparen. Und das ist gut so. Denn Vergebung ohne Reue und ohne Rehabilitation der Opfer wäre zynisch. Vergebung ohne Gericht beruhte bloß auf Verharmlosung der angerichteten Not.

## 145. Wiederkunft Christi

Jesus Christus wird am Jüngsten Tag unser Richter sein. Und damit ist das Amt auf die denkbar beste Weise besetzt. Denn wer könnte unser Dasein gerechter beurteilen als der, der Not und Versuchung mit uns teilte? Wer könnte ein kompetenterer Richter sein als der, der den Willen Gottes nicht nur verkündet, sondern auch vorgelebt und ohne Sünde erfüllt hat? Welcher Richter könnte uns lieber sein als der, der sich selbst opferte, um unseren Freispruch zu erwirken? Wenn er als Richter zugleich unser Verteidiger sein will, kann uns kein Ankläger verdammen!

## 146. Auferstehung der Toten

Die Auferstehung ist keine geisterhafte Angelegenheit. Das neue Leben wird genauso eine leiblich-handfeste Seite haben, wie das alte. Und doch ist das neue kein zweiter Aufguss des alten, sondern beinhaltet einen qualitativen Sprung. Der aus dem Grab hervorgeht wird durchaus noch derselbe sein, den man hineingelegt hat – doch wie wir jetzt Adam gleichen, und in dieser Gleichheit das Unglück unseres Todes begründet liegt, so werden wir in der Auferstehung Jesus Christus gleichen, und in dieser Ähnlichkeit wird sich unsere neues Leben dokumentieren.

## 147. Neuschöpfung von Himmel und Erde

Den Himmel zu ersehnen bedeutet keineswegs, in fromme Luftschlösser zu fliehen, aufs „Jenseits" zu vertrösten und der alten Erde die Treue aufzukündigen. Denn der Himmel ist nichts anderes als die durch Gottes Gegenwart gesundete Erde. Er ist keine Alternative zur Schöpfung, sondern die herrliche Zukunft, die sie haben wird: Wenn Gott sein Werk gegen den Widerstand des Bösen vollenden will und es in seiner Allmacht auch vollenden kann, so folgt zwingend, dass er es vollenden wird.

## 148. Ewiges Leben und Reich Gottes

Mit dem Tod endet nur unseres Lebens erster Teil, denn nach der Auferstehung und dem Jüngsten Gericht werden die Gläubigen gereinigt, runderneuert und vollendet in Gottes Reich eingehen. „Herrlichkeit" wird dafür ein viel zu kleines Wort sein! Doch sollte man sich den Himmel nicht zu sehr in Kategorien des Konsums vorstellen. Unsere Seligkeit wird nicht darin bestehen, dies und jenes zu genießen (im Sinne eines Schlaraffenlandes), sondern dass wir Gott schauen und Gott genießen. Seine Nähe wird uns beglücken und wir werden Gottes voll sein.

## 149. Bekenntnis

Gottes ist die alles bestimmende Wirklichkeit. Er übersteigt bei weitem, was ein Mensch zu denken vermag. Und obwohl er immer ein und derselbe ist, begegnet er uns doch dreifach, als Vater, als Sohn und als Heiliger Geist. Gemessen an seiner Lebendigkeit sind alle tot. Gemessen an seiner Weisheit ist jeder töricht. Gemessen an seiner Unendlichkeit ist es überall eng. Gott ist nirgends nicht. Was er will, das kann er. Und zu allem hat er das Recht. Für die, die zu ihm flüchten, ist er ein Fels und eine feste Burg. Für seine Feinde aber Abgrund und verzehrendes Feuer.

# 1. Gotteserfahrung und Gottesbeziehung

Wer sich heute mit dem christlichen Glauben beschäftigt, hat leicht den Eindruck in eine fremde Welt einzutauchen, die mit seiner Alltagswelt nur sehr wenig zu tun hat. Unverbunden stehen die Dinge nebeneinander. Und ein Brückenschlag scheint schwierig. Denn wie unser beruflicher Alltag und die Familie die Regel sind, so bilden der Sonntag und der Gottesdienst die Ausnahme. Die Welt draußen vor der Kirchentür, in der es so geschäftig und laut zugeht, die ist das „Normale". Die Welt in der Kirche drin aber, die Welt der Bibel, des Glaubens und des Gebetes, die ist „besonders".

Dass im Alltag Regeln gelten und Notwendigkeiten bestehen, die jeden etwas angehen, das bezweifelt niemand. Ob aber Gott und Bibel, Taufe und Gebet sie etwas angehen, da sind sich viele Menschen nicht sicher. Und eben daraus leitet sich der Wunsch ab, jemand möge doch einen hilfreichen Bogen schlagen, zwischen der Welt und Gott, und möge das Beziehungslose irgendwie einleuchtend in Beziehung setzen, möge den fehlenden Zusammenhang herstellen, eine Brücke schlagen und das Unverbundene verbinden.

Jemand soll den Bürgern dieser Welt erklären, warum und inwiefern sie „Gott" etwas angeht. Und sie, die sie mir die Chance dazu geben, gehen offenbar davon aus, dass der Brückenschlag möglich ist. Sie unterstellen zumindest, dass ihr Alltagsleben mit Gott in Beziehung stehen **könnte**. Und sie würden es vermutlich begrüßen wenn ihnen ein Theologe diesbezüglich mehr Klarheit verschaffte. Wo ihm **das** aber nicht gelingt, weil er die alten Geschichten der Bibel wie Museumsstücke vorführt, da bleibt der Hörer ratlos zurück und fühlt sich als Bürger zweier Welten, die er nicht recht in Beziehung setzen kann.

Denn in der Kirche wird getauft – und es gilt als etwas Großes und Einschneidendes. Draußen aber scheint das bisschen Taufwasser keinen Unterschied zu machen. In der Kirche ist in jedem zweiten Satz von „Gott" die Rede. Draußen aber scheint er überhaupt nicht vorzukommen. In der Kirche redet man von Achtung, von Vertrauen und Nächstenliebe. Draußen aber müssen wir alle Türen abschließen und unsere Brieftaschen festhalten.

Ja, wenn's schlecht läuft, scheint fast alles, was in der Kirche eine Rolle spielt, im Alltag irrelevant zu sein, während umgekehrt der Alltag irrelevant erscheint in der Kirche. Wenn's richtig schlecht läuft, stehen diese zwei Welten nebeneinander wie parallele Universen. Gott aber erscheint dann wie ein Fabelwesen, von dem man zwar viel reden kann, das man aber im wirklichen Leben weder zu sehen noch zu spüren bekommt.

„Ja, vielleicht" sagen die Leute: „Vielleicht gibt es Gott. Und vielleicht treffe ich ihn mal, wenn ich tot bin. Aber bisher ist er mir nicht begegnet. Ich habe mit meinen Arbeitskollegen zu tun und mit meiner Familie, einmal habe ich Beckenbauer die Hand geschüttelt und einmal den Bundeskanzler aus der Ferne gesehen – aber Gott? – nein, tut mir leid. Der kam in meinem Leben noch nicht vor..."

Traurig ist das. Denn auf diese Weise entsteht der Eindruck, die Welt sei der Gegenwart Gottes entleert, so als wäre er aus unserer Wirklichkeit ausgewandert und woanders hingegangen. Mancher Theologe versucht dann, in der großen Leere noch kleinste Spuren Gottes nachzuweisen, und gibt sich Mühe, Gott wenigstens als Thema wach zu halten, das immerhin – neben allem anderen – auch noch bedeutsam sein könnte. So bescheiden sind die Theologen geworden...

Doch: Kann das wirklich wahr sein, dass der allgegenwärtig und allmächtig Schöpfer, der

nach biblischem Zeugnis Himmel und Erde erfüllt, dass **der** in seiner eigenen Welt plötzlich keinen Raum mehr fände? Ist es nicht viel wahrscheinlicher, dass Gott heute genauso gegenwärtig ist, wie er es immer war, nur dass wir für seine Gegenwart blind geworden sind und, wie man so sagt, – „den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen"?
Tatsächlich halte ich es für eine Illusion, wenn wir meinen, wir müssten Gott und die Welt erst kunstvoll in Beziehung setzen. Denn Gott und Welt **sind** längst in Beziehung. Die Welt ist Gottes randvoll! Sie ist angefüllt mit seiner bedrängenden Gegenwart! Und darum muss der Mensch auch nicht lange auf die Suche gehen, um es irgendwo einmal mit Gott zu tun zu bekommen, sondern er **hat es** immer und überall mit Gott zu tun – und im Grunde **nie** mit einem anderen.
Denn: Reißt sich jemand einen Holzsplitter unter die Haut, so ist Gott in dem Splitter, und Gott ist in dem Schmerz, und Gott ist im Blut, im Pflaster und in der Heilung – und alles in allem ist Gotteserfahrung! Schmeckt jemandem der Rotwein und er benebelt sein Hirn, bis er albern wird, so ist Gott natürlich auch im Rotwein und er schmeckt auf der Zunge. Gott ist dann der Nebel im Kopf. Und sogar die Albernheit und die Melancholie sind recht verstanden „Gotteserfahrungen", denn das Wirkliche in allem Wirklichen ist Gott.
Für unser Gespräch folgt daraus, dass es **gerade nicht** seine Aufgabe sein kann, die scheinbar unverbundenen Sphären der Glaubenswelt hier und der Alltagswelt dort vorsichtig und kunstvoll zu verbinden, sondern die Aufgabe kann nur sein, **diese ganze Unterscheidung** als eine einzige große Illusion zu entlarven. Denn wenn wir Gott bloß noch in einer Nische dieser Welt fänden, so wäre es nicht Gott, was wir finden. Ich fordere sie darum **nicht** auf, irgendwo in den Winkeln und in den Sternstunden ihres Lebens nach Gotteserfahrungen zu suchen, sondern ich ermutige sie, ihr gesamtes Dasein als eine einzige mehrdimensionale Gotteserfahrung zu begreifen. Denn Gott ist nirgends nicht. Alle Schläge sind **seine** Schläge, und jeder Duft ist **sein** Duft. In der Depression drückt **er** uns nieder und im Enthusiasmus reißt **er** uns mit sich fort. Im Lächeln unserer Lieben lächelt **er** uns an. Und mit den Hürden auf unserem Weg fordert **er** uns heraus. Er ist über uns und in uns, hinter uns und vor uns, ist gestern, heute und morgen, ist Härte und Zärtlichkeit, Maß und Maßlosigkeit, Nüchternheit und Strenge, Taumel und Tanz. Ja: Gott ist das ganze Problem und auch die ganze Lösung!
Die Vorstellung aber, man könnte es irgendwo **nicht** mit ihm zu tun haben, sondern mit etwas anderem, **diese Vorstellung** ist der große Irrtum, von dem wir zu allererst geheilt werden müssen. Gott lässt unsere Glieder schmerzen und Gott lässt Unfälle geschehen – ja, wer denn sonst? Gott hat unser Gesicht persönlich entworfen und er zeichnet auch selbst die Falten hinein. Gott hat alle Schönheit auf Erden selbst kreiert, und es ist da rein gar nichts in unserem Lebenslauf, das er uns nicht gegönnt oder zugemutet hätte, so dass wir bei klarem Verstande die Dinge **nicht** zu nehmen haben aus der Hand des Briefträgers oder aus der Hand der Bäckersfrau oder der Bankangestellten, **sondern immer alles** zu nehmen haben als Gabe aus Gottes Hand.
Denn die ganze Welt ist Gottes Maske, alle Macht ist seine Macht, jede Stunde ist seine Stunde, jedes Gesicht ist seine Verkleidung, und was immer uns trifft, ist stets die Kraft seines Armes. Jedes Geschoß kommt von seinem Bogen – und wenn's uns verfehlt, dann, weil's uns verfehlen sollte. Denn tatsächlich können wir um keine Straßenecke gehen, ohne dort Gott zu treffen, der mit neuen Erfahrungen auf uns wartet. Weshalb auch nicht **dies** eine sinnvolle Frage ist, ob wir neben all den zwischenmenschlichen Beziehungen auch noch eine Gottesbeziehung haben wollen, sondern **das** ist die Frage, ob es

neben unserer Gottesbeziehung überhaupt noch Beziehungen gibt, die nicht in diese mit eingeschlossen sind. Da ist nämlich kein Ort, wo Gott nicht wäre, und keine Zeit, in der er fehlte. Gott ist in allem – alles ist in Gott, und der Unterschied zwischen der Alltagswelt draußen und der Kirchenwelt drinnen besteht **nicht** darin, dass Gott drinnen gegenwärtiger wäre als draußen, sondern der Unterschied ist nur, dass die Menschen **drinnen** um seine Gegenwart wissen und sie **draußen** in der Regel vergessen.
Es ist **nicht** nötig, die Kirchenwelt und die Alltagswelt kunstvoll in Beziehung zu setzen, denn es gibt hier wie dort nur **eine** Welt – und die ist am Montag genauso Gottes Welt, wie sie es am Sonntag war. **Es gilt also nicht**, etwas zu verknüpfen, sondern nur die Verknüpfung zu **sehen**. **Es gilt nicht**, Gotteserfahrungen zu machen, sondern die vorhandenen Erfahrungen als Gotteserfahrungen zu **begreifen**. **Es gilt nicht**, Gott Relevanz zuzugestehen, sondern es gilt einfach **hinzunehmen,** dass außer ihm rein gar nichts von irgendeiner Relevanz sein kann.
Denn Gott ist das ganze Problem unseres Daseins – und er ist auch die ganze Lösung. Er ist der Grund, auf dem wir stehen, und auch der Abgrund, in den wir fallen. Er ist unsere Herkunft und unsere Zukunft, unser Rechtsanwalt und unser Richter, unser Henker und unser Retter, er ist die Schwere, die uns lähmt, und auch der Kick, der uns beflügelt. Werben wir also, damit Menschen freundlich erwägen, eventuell mit Gott in Beziehung zu treten?
Nein: Diese Vorstellung wäre schon im Ansatz falsch! Denn jeder Mensch **ist** mit Gott in Beziehung, ob er will oder nicht. Wir alle sind von der Gegenwart Gottes restlos umstellt und umhüllt, wir sind **immer** in Beziehung mit ihm, und die Frage ist bloß, **wie** sich diese Beziehung gestaltet. Ob sie nämlich eine unbewusste und ungeklärte, eine unwillige und darum unheilvolle Beziehung bleibt, **oder** ob der Glaube daraus eine bewusste und geklärte, eine willig bejahte und darum heilvolle Gottesbeziehung werden lässt.
Nicht **ob,** sondern **wie** wir mit Gott verbunden sind, **das** steht in Frage. Diese Frage aber zu klären, im Interesse eines jeden, **das** ist die große Chance, um die es hier geht. Denn es gibt zwar kein Geschöpf, das dem Schöpfer fremd wäre. Gott ist unser aller Schicksal. Ob er's aber **so** oder **so** ist, ob er's zum Guten oder zum Bösen ist, zum Heil oder zum Unheil, darauf kommt es an. Denn das Evangelium ist ein großes und freundliches Angebot, das angenommen oder verweigert werden kann. Neutral bleibt keiner. Eine Einladung ignorieren heißt sie ablehnen. Wer sie aber annimmt, dem wird sie zu einem Geschenk von unschätzbarem Wert! Gott reicht uns die Hand zur Freundschaft und wenn wir in diese Hand einschlagen erfahren wir die Gegenwart Gottes nicht mehr als bedrängend sondern als tröstlich und beglückend. Wer vorher wissen will, worauf er sich einlässt, tut gut daran, den christlichen Glauben zu durchdenken. Und eben dabei will dieses Buch helfen.

## 2. Sehnsucht und Erfüllung

Ist ihnen einmal aufgefallen, wie sehr das Leben einer großen Suche gleicht – und wie die Menschen sich ständig auf der Jagd befinden nach diesem oder jenem? Ob einer jung ist oder alt, ob er viel oder wenig hat, es sind doch alle irgendwie hungrig und voller Sehnsucht, hoffen auf etwas und streben nach etwas, das sie erjagen wollen, um darin Glück und Frieden zu finden. Unruhig ist der Mensch auf der Suche nach Ruhe, hält ständig Ausschau, um endlich zu **finden,** kämpft und müht sich und läuft durch die Welt

in der Erwartung, einmal anzukommen. Doch **wo** will der Mensch eigentlich ankommen? Und **was** ist es, das er jagt? **Worauf** richtet sich das ungestillte Verlangen? Ist das bei jedem verschieden – oder ist es am Ende bei allen das Gleiche? Auf den ersten Blick scheint es, als suche jeder nach etwas anderem. Denn der eine bekommt nicht genug von der Geselligkeit im Verein und am Stammtisch. Und der andere sitzt stundenlang am Fluss, um beim Angeln die Ruhe und die Einsamkeit zu genießen. Dieser sucht seinen Kick beim Fallschirmspringen oder in sonstigen Abenteuern. Und jener liebt es, geborgen und sicher mit einem Buch hinter dem Ofen zu sitzen. Manche gieren nur nach Erfolg, Ruhm und Anerkennung. Und andere kriegen nicht genug von Sonne, Strand und Meer.
Das alles scheinen ganz verschiedene Interessen zu sein, weil man Glück und Befriedigung an ganz unterschiedlichen Punkten sucht. Aber könnte es nicht sein, dass die Menschen doch alle **dasselbe** suchen – und dabei nur verschiedene Wege gehen? Könnte es nicht sein, dass sie für das Ziel ihrer Sehnsucht gar keinen richtigen Namen kennen, sondern nur wie Spürhunde einer Witterung folgen, die sie einmal aufgenommen haben? Tatsächlich meine ich, dass alle Menschen **dasselbe** suchen, und dass es – ob sie's wissen oder nicht – eigentlich immer **Gott** ist, den sie suchen. Denn wenn ich einem schönen Besitz nachjage oder einer schönen Frau, wenn ich nach tollen Erlebnissen lechze oder nach dem Gefühl von Macht: Suche ich diese Dinge dann etwa wegen dem **Schlechten,** das in ihnen liegt? Suche ich sie nicht wegen dem **Guten,** das in ihnen enthalten ist? Was aber könnte in irgendeiner geschöpflichen Wirklichkeit an Gutem enthalten sein, wenn nicht **das,** was der Schöpfer hineingelegt hat? Und was sollte **das** sein, was er da hineingelegt hat, wenn es nicht ein kleines Stück wäre von **seiner eigenen** Herrlichkeit und Fülle?
Was immer mich an der Natur fasziniert, das hat Gott der Natur verliehen, und es scheint mir so vollkommen, weil es **seine** Vollkommenheit spiegelt. Was mir groß erscheint in der Kunst, erscheint mir so, weil Gott etwas von **seiner** Größe darin abgebildet hat. Und was mir süß oder warm oder hell vorkommt an irgendeiner Kreatur, **das ist** die Süße, Wärme und Helligkeit Gottes, die er **aus dem Seinen** genommen und in die Kreatur hineingesteckt hat. Denn was hätten die Geschöpfe Gutes **an sich** oder **in sich,** das sie **nicht** von Gott empfangen haben?
Alle Dinge sind gerade **so** gut, wie sie an **Gottes** Gutheit Anteil haben! **Wenn** ein Mensch also hier oder dort nach dem sucht, was ihm Erfüllung schenkt – **wenn** er wie ein Jagdhund die Witterung aufgenommen hat und rennt und kämpft und begehrt und erstrebt – , **begehrt und erstrebt er** dann nicht eigentlich **Gott**?
Natürlich **weiß** der Mensch das nicht! Denn er geht ins Konzert oder er geht angeln, er träumt von der Südsee oder vom Lottogewinn. Und wenn man ihm sagte, dass es dabei letztlich **um Gott** geht, würde er verständnislos den Kopf schütteln. **Er** meint ja Friede, Glück und Schönheit Kraft, Wahrheit und Geborgenheit gehörten zur Natur dieser Welt, **er** meint, was er sucht, läge in der Substanz **der Dinge**. Er sieht **nicht** den Schöpfer dahinter, dessen Leihgabe das alles ist. Und **doch** ist der Glanz, der den Menschen blendet und geradezu süchtig macht, Gottes **eigener** Glanz, den man nur irrtümlich den Dingen zuschreibt, weil man seine Quelle nicht kennt. Meister Eckhart, ein großer Theologe des Mittelalters, schreibt:
***„Gott hat seine Liebe in alle Kreatur ausgebreitet und ist doch in sich selbst Eins geblieben. Da an allen Kreaturen, und zwar an einer jeglichen, etwas Liebenswertes ist, darum liebt eine jegliche Kreatur, wennanders sie vernunftbegabt ist, an der andern etwas, das ihr gleicht. Darum verlangen die Frauen manchmal nach Rotem, weil sie ihre Befriedi-***

*gung der Lust am lustvollen Anblick des Roten entnehmen wollen, und wenn sie ihre Befriedigung darin nicht finden, so verlangen sie ein ander Mal nach Grünem, und doch kann ihr Verlangen nicht erfüllt werden und das liegt daran: sie nehmen nicht nur die einfache Lust an sich, sondern nehmen das Tuch hinzu, das Träger der Farbe ist, die lusterregend erscheint. Und da in solcher Weise an einer jeglichen Kreatur etwas Lusterregendes in Erscheinung tritt, darum lieben die Menschen bald dies und bald das. Nun leg »dies« und »das« ab: was dann übrigbleibt, das ist rein nur Gott. Wenn einer ein Bild an eine Wand malt, dann ist die Wand Träger des Bildes. Wer nun das Bild an der Wand liebt, der liebt die Wand mit; wer die Wand wegnähme, der nähme auch das Bild weg. Nehmt aber nun die Wand so weg, dass das Bild bestehen bleibt, dann ist das Bild sein eigener Träger; wer dann das Bild liebt, der liebt ein reines Bild. Nun liebet alles was liebenswert ist, und nicht zugleich das, woran es liebenswert erscheint, dann liebst du rein nur Gott."*

Was Meister Eckhart da sagt, mag ungewohnt erscheinen – und vielleicht sogar befremdlich. Aber wenn man seinem Gedanken folgt, erklärt sich so manche Seltsamkeit im menschlichen Leben. Wenn der Mensch nämlich von Gott **so** geschaffen wurde, dass er stets zu Gott strebt und in nichts anderem Genüge findet als in Gott allein, **so erklärt** das die Beharrlichkeit, mit der wir auf Erden nach Befriedigung **jagen, und es erklärt** zugleich, dass wir auf Erden nie und nimmer volle Befriedigung **erlangen**.

Denn hungrig sind unsere Herzen **nicht** nach den Dingen der Welt, sondern eigentlich nach Gott. Und solange wir **ihn** nicht haben, müssen wir weiter herumrennen und suchen. Wir jagen wie Süchtige nach dem Stoff, der uns selig macht, denn wir finden ja überall in der Welt verstreute Spuren von Gottes Herrlichkeit, an denen wir uns berauschen. Aber weil wir ständig das geliebte Bild verwechseln mit der kalten Wand, auf die es gemalt ist, umarmen wir die Wand, wir umarmen **die Welt,** und werden notwendig von ihr enttäuscht. Denn was wir von ihr erhoffen, **soll und kann** sie gar nicht geben.

Vielleicht haben wir von **Freiheit** geträumt und haben sie auf einer Reise gesucht. Oder wir haben von **Liebe** geträumt und haben sie von einem Menschen erhofft. Vielleicht haben wir uns **Anerkennung** gewünscht und darum eine Karriere gestartet. Oder wir haben **Geborgenheit** gewollt und darum ein Haus gebaut. **Gemeint** aber haben wir immer Gott und **gesucht** haben wir immer Gott, so dass wir ohne es zu wissen, nie von etwas anderem geträumt haben, als von **ihm**.

Das Gute an der **Freiheit** ist nämlich das, was in ihr von Gott enthalten ist. Und auch das Gute an der **Liebe** oder an der **Geborgenheit** ist der Anteil, der von Gott darin steckt. Ob wir's darum wissen oder nicht: All unser **Mühen** und **Kämpfen,** all unser **Streben** und **Jagen,** all unser **Hoffen** und **Forschen** richtet sich auf ihn. Und es wird auch nie irgendwo zur Ruhe kommen, außer bei Gott, weil wir uns am Speiseplan dieser Welt immer nur hungrig essen. Wir hatten und wir haben es immer nur auf Gott abgesehen. Die simple Schlussfolgerung aber kann nur darin bestehen, dass wir künftig **dort** Erfüllung suchen, wo sie erlangt werden kann.

Denn **nicht** etwa unser Streben ist schlecht, und **nicht** unsere Sehnsucht ist verkehrt, sondern nur der **Weg,** auf dem wir Befriedigung suchen, **der** ist falsch, insofern wir die **falschen** Objekte lieben. **Nicht** die Schönheit der Natur sollten wir lieben, **sondern in** der Natur die Schönheit **Gottes,** die er der Natur geliehen hat. **Nicht** die Weisheit der Weisen sollten wir bewundern, **sondern in** den Weisen die Weisheit **Gottes,** die er den Weisen verliehen hat. **Nicht** den guten Geschmack der Speisen sollten wir loben, **sondern in** den Speisen die Freundlichkeit **Gottes,** der **seinen** guten Geschmack in die Speisen gelegt hat.

Wahrlich, in mancher **Frau** manifestiert sich die Anmut, die Gott zu eigen ist, und in manchem **Mann** manifestiert sich die Treue, die Gott zu eigen ist. Im **Felsen** steckt Gottes Härte, und im **Wasser** Gottes Klarheit, die **Berge** enthalten Gottes Größe und der **Wind** bringt uns Gottes Frische. Bin ich aber begeistert **davon** sollte ich dann nicht – begeistert sein **von Gott**? Suche ich das Erlebnis dieser Dinge nicht wegen dem **Guten,** das in ihnen enthalten ist? Was aber könnte darin an **Gutem** enthalten sein, wenn nicht **das,** was der Schöpfer von **seiner eigenen** Herrlichkeit und Fülle hineingelegt hat?
So haben wir in Wahrheit **nie** etwas anderes begehrt als Gott, und selbst unsere **schlechtesten** Taten waren noch ungeschickte Versuche, ihm nahe zu kommen. All die Menschen aber, die in der Welt ihrem Vergnügen nachjagen, werden von **demselben** Drang getrieben, den sie nur leider **nicht** verstehen und dessen Ziel sie **nicht** kennen. In dumpfer Sehnsucht folgen sie Gottes Spuren, aber sie verstehen seine Spuren nicht zu lesen. Und das ist tragisch. Denn worauf immer der Mensch sein Streben richtet, kann so gut sein wie es will, wenn es **nicht** Gott selbst ist, wird es dem Menschen keinen Frieden geben, sondern nur eine vorläufige und oberflächliche Genugtuung. **Ja**, die Genugtuung an der Welt wird uns sogar zum Hindernis, durch das wir die höchste Wahrheit nicht erkennen: Denn wer dem Geschöpf zuschreibt, was dem Schöpfer **gehört,** und vom Geschöpf erwartet, was nur Gott geben **kann,** dem wird ein Stück Welt zum Götzen. Und so sehr er diesen Götzen dann auch verehrt und sein Herz daran hängt, wird er doch stets schlechten Lohn dafür empfangen. Denn die Dinge dieser Welt, wenn sie auch schön sind und einen **gewissen** Trost enthalten, enthalten ihn doch nur auf unvollkommene Weise, und können **den** nicht ersetzen, von dessen Fülle sie genommen sind. Meister Eckhart sagt es recht anschaulich:
***„Hätte ich alles das, wonach ich zu begehren vermöchte, täte mir aber nur der Finger weh, so hätte ich's nicht alles, denn mir wäre ja doch der Finger wund, und ich hätte daher nicht ganzen Trost solange mir der Finger weh täte. Brot ist dem Menschen gar tröstlich, dafern ihn hungert; wenn ihn aber dürstet, so hätte er am Brote so wenig Trost, wie an einem Steine. Und ebenso ist es mit den Kleidern, wenn ihn friert; wenn's ihm aber zu heiß ist, so hat er keinen Trost an den Kleidern; und ebenso ist es mit allen Kreaturen, und darum ist es wahr, dass alle Kreaturen Bitterkeit in sich tragen. Wohl ist es auch wahr, dass alle Kreaturen innen etwas Trost in sich tragen, wie einen oben abgeschäumten Seim. Der Seim, das ist allzumal das in Gott, was Gutes in allen Kreaturen zusammen sein mag. (.....) Der Trost der Kreaturen aber ist nicht vollkommen, denn er trägt einen Mangel in sich. Der Trost Gottes aber ist lauter und ohne Mangel und ist völlig und ist vollkommen."***
Es steckt in Eckharts Worten gewiss keine Geringschätzung der Welt, sondern durchaus Dank für alles Schöne und Tröstliche, das Gott in die Dinge gelegt hat. Es sind alles Spuren göttlicher Gegenwart, es sind Indizien und Fingerzeige, die uns Lust machen sollen, der Quelle des Guten nachzugehen! Doch wäre es tragisch, wenn wir uns mit dem irdischen Abglanz und Widerschein göttlicher Herrlichkeit **zufrieden gäben,** ohne ihren Ursprung zu suchen! Nein: Ein begnadeter Mensch ist **nicht** so bescheiden, dass er die Kopie nimmt, wenn er das Original haben kann, **sondern** er wird von Meister Eckhart mit einem Jagdhund verglichen, der die Fährte Gottes gewittert hat, und der nun läuft und läuft und – immer den lockenden Duft in der Nase – sich nicht verdrießen lässt, Gott weiter nachzujagen, bis er ihn schließlich gefunden hat. Dass **wir** aber solchen Hunden gleichen mögen, die in ihrer Ausdauer und Zielstrebigkeit die Spur Gottes niemals verlieren, und sich durch nichts von ihr ablenken lassen, das wünsche ich ihnen und mir!

# 3. Verstand, Wille, Gefühl, Reflex

Auf der Suche nach sinnerfülltem Leben streben viele Menschen nach dem Glauben, weil sie vom Glauben befriedigende, sinnstiftende Antworten erwarten. Aber glauben wollen heißt noch nicht glauben können. Und oft ist auch gar nicht klar, was Glaube überhaupt ist. Glauben – wie macht man das? Was tut einer, wenn er glaubt?
Darüber Auskunft zu geben, ist schon deshalb schwer, weil uns die Umgangssprache aufs Glatteis führt. In der Alltagssprache verwenden wir das Wort „glauben" nämlich dann, wenn wir etwas vermuten, uns der Sache aber nicht sicher sind. Wir sagen z.B. „Ich glaube, es wird bald regnen" oder „Ich glaube, unser Nachbar hat ein neues Auto".
Übertragen wir diesen Sprachgebrauch aber auf den christlichen Glauben, so entsteht sofort ein schiefes Bild. Denn der christliche Glaube hat genau das, was „Vermutungen" nicht haben: Er hat Gewissheit. Und die muss er auch haben, denn sonst könnte man sich nicht im Leben und im Sterben auf den Glauben stützen. Sollte man also das Moment der Gewissheit stärker hervorheben, indem man sagt, der christliche Glaube sei eine Art „Wissen"?

### Glaube ist (k)ein Wissen

Das Wesen des Glaubens als „Wissen" zu bestimmen, liegt insofern nahe, als der Glaube ja beansprucht, Erkenntnis zu vermitteln. Schließlich muss man etwas von Gott **wissen**, um an ihn glauben zu können. Der Glaube kommt ohne das Denken nicht aus, denn das Evangelium kann nur dort Glauben wecken, wo man seine Botschaft **versteht** – und wer könnte verstehen ohne Verstand? Ohne Denken geht es also nicht. Und doch ist unsere Frage nach dem Wesen des Glaubens damit noch nicht beantwortet. Wer den Glauben aus dem Denken herleiten wollte, käme in Schwierigkeiten. Denn wäre Glaube nichts weiter als eine spezielle Art von Wissen, so wäre ja zu erwarten, dass die klügsten und gebildetsten Menschen automatisch auch immer die frömmsten wären. Das ist aber nicht so. Und ein zweites Problem kommt noch dazu: Wäre der Glaube nur eine Sache des Verstandes, so müsste er lehr- und lernbar sein wie das Einmaleins. Auch das widerspricht der Erfahrung. Wir machen nämlich Erfahrungen mit Gott, nicht wenn es unsere Wissbegier fordert, sondern wenn es ihm gefällt. Müssen wir also folgern, dass der Grund des Glaubens in solchen besonderen Erfahrungen liegt?

### Glaube ist (k)eine Erfahrungssache

In diesem zweiten Anlauf scheinen wir einer Wesensbestimmung des Glaubens schon sehr nahe zu kommen. Denn wenn in der Bibel von „Glaube" die Rede ist, dann hat das immer mit konkreten Erfahrungen zu tun. Abraham, Isaak, Jakob, Mose, David, Jesaja und die anderen Großen der Bibel bekennen sich schließlich nicht zu irgendeinem abstrakten „höchsten Wesen", sondern zu dem Gott, der sich in der Geschichte Israels als mächtig erwiesen hat. Man theoretisiert in der Bibel nicht über Gott, sondern erzählt von seinen ganz konkreten großen Taten:
Wie er Jakobs Söhne zu einem großen Volk werden ließ, wie er sie aus der Knechtschaft in Ägypten herausführte, wie er am Sinai seinen Bund mit ihnen schloss und ihnen das gelobte Land zu Eigen gab. Der Glaube Israels wuchs, so wie das Vertrauen zu einem guten Freund wächst, wenn man immer wieder gute Erfahrungen mit ihm macht.
Und viele Christen bestätigen, dass auch ihr eigener Glaube auf diese Weise entstanden

ist. Sie erzählen dann von ihrer persönlichen Geschichte mit Gott: Wie Gottes Wort sie gepackt hat und ihrem Leben eine Richtung gab, wie Gott ihnen Schweres auferlegte und ihnen hindurch half, wie er Gebete erhörte und wie er seine Nähe spüren ließ. Für den, der solches zu berichten weiß, sind seine Erfahrungen mit Gott eindeutig und beweiskräftig. Doch Außenstehende sind oft skeptisch und wenden ein, dass man Erlebnisse verschieden deuten kann. Dann heißt es schnell: „Du verstehst deine Erfahrungen nur als Erfahrungen Gottes, weil du sie so verstehen willst."
Als Glaubender fühlt man sich da vielleicht unverstanden. Man muss aber wohl zugeben, dass Glaube auch etwas damit zu tun hat, glauben zu **wollen**. Denn wer Gottes Wirken nicht sehen **will**, der sieht es in der Regel auch nicht. Wer **will**, kann sich die Welt erklären, ohne dabei die Hypothese „Gott" einzubeziehen. Und das wirft unsere Wesensbestimmung des Glaubens wieder über den Haufen. Wenn es nämlich aufs Glauben-wollen ankommt, dann scheint der Glaube doch weniger auf Erkenntnissen und Erfahrungen als auf einem Willensakt zu beruhen.

## Glaube ist (k)eine Frage des Wollens

Wer den Glauben als Willensakt deuten will, kann dafür biblische Belege beibringen. Denn wir werden in der Heiligen Schrift vielfach aufgefordert, uns für den Glauben zu entscheiden. Auch Jesus appelliert an unseren Willen und sagt: „Tut Buße und glaubt an das Evangelium!", „Glaubt an das Licht, solange ihr's habt!", „Glaubt an Gott und glaubt an mich!".
Die Erfahrung freilich zeigt, dass es nicht immer leicht ist, dieser Einladung nachzukommen. Das wissen die am besten, die glauben wollen, es aber einfach nicht können. Ihnen nützt kein Bekehrungseifer und kein moralischer Druck nach dem Motto: „Du kannst es! Du musst es nur wirklich wollen!". Nein, in der bitteren Erfahrung, nicht glauben zu können, bestätigt sich nur, was die Bibel lehrt: Dass Glaube nichts ist, was man sich so einfach nehmen oder erzwingen könnte. Er ist nämlich nie das Produkt unseres eigenen Entschlusses, sondern immer ein Resultat göttlichen Tuns. Der Glaube ähnelt darin tiefen Gefühlen wie Liebe oder Vertrauen. Denn so wie wir unserem Herzen nicht befehlen können zu lieben oder zu vertrauen, so können wir uns auch nicht selbst befehlen zu glauben. Und damit ist schon wieder ein Versuch gescheitert, das Wesen des Glaubens zu bestimmen: Der Glaube ist keine Sache des Willens. Was ist er aber dann? Wenn das Wesen des Glaubens nicht darin liegt, dass man etwas will – liegt es dann vielleicht darin dass man etwas anerkennt – also im „Für-wahr-halten" dogmatischer Sätze?

## Glaube ist (k)ein „Für-wahr-halten"

Viele Menschen denken so und meinen, das sei das Wesentliche am Glauben, dass ein Mensch die biblischen Berichte für Tatsachenberichte und jeden Satz des Glaubensbekenntnisses für wahr hält. Doch ist auch das ein Missverständnis. Denn der Glaube schließt zwar ein bestimmtes Verständnis von Gott, der Welt und dem Menschen ein. Doch ist der Glaube deswegen nicht Glaube an Sachverhalte und auch kein einsames Beharren auf Überzeugungen.
Denn wenn wir nur die Glaubensartikel aufzählen und „Für-wahr-halten", tun wir nichts, was der Teufel nicht auch täte. Auch er hält es für wahr, dass Gott die Welt schuf, dass Christus starb und auferstand usw. – er muss diese Sätze anerkennen, einfach weil sie wahr sind. Doch solches „Für-wahr-halten" von Fakten und Sachverhalten nützt dem Teufel nichts und macht ihn gewiss nicht zum Christen. Denn ihm fehlt das Entschei-

dende: Zu der Erkenntnis, dass Gottes große Taten einen Raum der Gnade eröffnet haben, muss die Bereitschaft hinzukommen, in diesen Raum auch persönlich einzutreten. Es genügt nicht, Gottes Gnade in korrekten Glaubenssätzen zu bezeugen. Wer glauben will, der muss bereit sein, seine ganze Existenz auf diese Gnade zu gründen, der muss mit Haut und Haar und Leib und Seele ein Wagnis eingehen – und das ist noch etwas anderes, als bloß bestimmte Sätze für wahr zu halten.

### Glaube ist ein „ganzheitliches" Geschehen

Sind wir also auch mit unserem letzten Versuch, das Wesen des Glaubens zu beschreiben, nun endgültig gescheitert? Es sieht fast so aus. Denn nach allem, was wir zusammengetragen haben, scheint die Verwirrung nun komplett. Der Glaube hat etwas mit Wissen zu tun – er geht aber im Wissen nicht auf. Der Wille des Menschen ist am Glauben beteiligt – doch verfügt der Wille nicht über den Glauben. Erfahrungen und Gefühle spielen eine Rolle – und doch lässt sich der Glaube nicht einfach aus ihnen ableiten. Ist der Glaube demnach eine ganz diffuse und nebulöse Angelegenheit? Nein. Unsere Versuche, den Glauben auf einzelne Aspekte unseres Seelenlebens zurückzuführen, **mussten** scheitern, weil der Glaube sich in keiner der genannten Schubladen unterbringen lässt:
Der Glaube sitzt nicht nur im Kopf und nicht nur im Herzen und nicht nur im Willen – er ist das, was man einen „ganzheitlichen" Vollzug nennt. Er ist ein Akt der ganzen Person, an dem Vernunft und Wille, Erkenntnis, Erfahrung und Gefühl gleichermaßen beteiligt sind. Dabei ist jede Faser unseres Seins mit in den Glauben einbezogen, und doch bringen diese Fasern weder einzeln noch gemeinsam den Glauben hervor.

### Glaube ist eine Reflektion göttlichen Lichtes im Spiegel unserer Seele

Es verhält sich nämlich mit den verschiedenen Facetten unseres Seelenlebens nicht anders als mit den Facetten eines Spiegels: Solange kein Licht da ist, bleibt der Spiegel dunkel, denn ein Spiegel vermag aus sich selbst kein Licht hervorzubringen. Wird aber Licht entzündet, so vermag der Spiegel es vielfach zu reflektieren. Und so ist es auch mit den verschiedenen Facetten unseres Seelenlebens. Wäre da nicht Gottes Evangelium, so könnten wir mit all unserer Vernunft, unserem Gefühl und unserer Willenskraft keinen Funken des Glaubens hervorbringen. Da Gott aber das Licht des Evangeliums entzündet hat, kann die Seele eines Menschen dieses Licht widerspiegeln. Das ist ein komplexer Vorgang, weil wir vielschichtige Wesen sind: In unserem Willen spiegelt sich das Licht des Evangeliums anders als im Gefühl und in unserem Verstand bringt dieses Licht andere Reflexe hervor als im Gewissen. Und doch: Weil es eine Lichtquelle ist, die den ganzen Spiegel erleuchtet, ergibt sich aus dem Funkeln vieler Facetten ein gemeinsames schönes Bild.
Das Licht des Evangeliums bringt in unseren Seelen jene Spiegelung hervor, die man Glaube nennt und die aus dem Spiegel – obwohl er in sich selbst kein Licht trägt – ein hell leuchtendes Schmuckstück macht. Das ist tröstlich für alle, die wissen, wie viel Dunkles und Armseliges die menschliche Seele enthält. Denn seit Gott sein Licht entzündet hat, muss diese Armseligkeit nicht das letzte Wort behalten. Wenn sich in unseren Seelen auch nur ein wenig von diesem Licht widerspiegelt, wenn in uns auch nur ein Funke des Glaubens ist, so verleiht uns dieser Glaube eine unzerstörbare Würde: Etwas, was uns in Ewigkeit nicht genommen werden kann.

# 4. Gottesbeziehung und Biographie

Haben sie sich schon einmal gefragt, wie man das „glauben" erlernt? Ist es eine „Begabung", die man in die Wiege gelegt bekommt? Kann man es „trainieren"? Kann man sich dafür „entscheiden"? Oder wird man von anderen Gläubigen sozusagen „angesteckt"? Der Schweizer Pädagoge Pestalozzi hat sich diese Frage gestellt – und hat eine interessante Antwort gegeben:

***„Wie kommt es, dass ich an einen Gott glaube, dass ich mich in seine Arme werfe und mich selig fühle, wenn ich ihn liebe, wenn ich ihm vertraue, wenn ich ihm danke, wenn ich ihm folge? Das sehe ich bald. Die Gefühle der Liebe, des Vertrauens, des Dankens und die Fertigkeit des Gehorsams müssen in mir entwickelt sein, ehe ich sie auf Gott anwenden kann. Ich muss Menschen lieben, ich muss Menschen trauen, ich muss Menschen danken, ich muss Menschen gehorsamen, ehe ich mich dazu erheben kann, Gott zu lieben, Gott zu vertrauen und Gott zu gehorsamen…"***

Pestalozzi behauptet, dass zwischen der Eltern-Kind-Beziehung und der Gottesbeziehung ein enger Zusammenhang besteht. Und ich vermute, dass fast jeder, der über die Entwicklung seines Glaubenslebens nachdenkt, das bestätigen kann. Denn tatsächlich wird das „Verhaltensrepertoire", das die Gottesbeziehung des erwachsenen Menschen bestimmt, zum großen Teil außerhalb dieser Beziehung erlernt. Es bildet gewissermaßen eine „Sprache", die wir schon beherrschen, bevor wir in die bewusste Kommunikation mit Gott eintreten. Denn die verschiedenen Möglichkeiten „In-Beziehung-zu-sein", sind uns vertraut, bevor wir sie auf Gott anwenden. Folgende sieben Aspekte der Eltern-Kind-Beziehung scheinen mir dabei besonders wichtig zu sein:

1. Bejaht, versorgt, ernährt, geführt und erhalten werden.
2. Eine Autorität anerkennen, Weisungen annehmen, sich verantworten.
3. Erkenntnis suchen, fragen, Antwort und Deutung empfangen.
4. Vor jemand scheitern, Schuld gestehen und Vergebung erbitten.
5. Zuflucht finden und offene Arme, Geborgenheit, Schutz und Vergebung.
6. Sich an jemanden binden, für ihn einstehen, ihm gefallen wollen.
7. Jemanden entbehren und vermissen, seine Nähe ersehnen.

Man kann nur jedem Kind wünschen, dass es diese Beziehungsmuster kennen lernt und Gelegenheit hat, sie im Gegenüber zu seinen Eltern (oder anderen vertrauenswürdigen Menschen) zu erproben. Denn ohne diese Erfahrungen wird wohl niemand zu emotionaler und intellektueller Reife heranwachsen. Allerdings gilt auch, dass niemand erwachsen wird, ohne dass diese Eltern-Kind-Beziehung in die Krise gerät. Denn tatsächlich sieht das Kind in seinen Eltern ja mehr, als sie sind. In der Perspektive des Kleinkindes verfügen die Eltern über unbegrenzte Macht und unbegrenzte Mittel. Sie scheinen alles zu wissen und alles zu können. Ihre Autorität steht fraglos fest und rechtfertigt blindes Vertrauen. Sie werden als Vorbild angenommen, weil das Kind von ihren Grenzen und ihren Schwächen nichts ahnt. Es fühlt sich bei ihnen unbedingt geborgen. Und das ist natürlich gut so.

Ebenso natürlich ist aber die Krise, die entsteht, wenn das Kind beginnt, seine Eltern realistischer zu sehen. Es entdeckt irgendwann, dass die Menschen, auf die es sich unbedingt verlassen hat, nur bedingt verlässlich sind. Es merkt, dass sie manche ihrer Regeln

selbst nicht einhalten. Die fraglose Autorität wird damit fragwürdig. Und die großen Helfer erweisen sich in manchen Fällen als hilflos. Mit einem Wort: Die Eltern können irgendwann ihre ursprüngliche Rolle nicht mehr ausfüllen. Sie können nicht mehr die letzte Instanz in allen Fragen sein. Wer aber dann? Die von den Eltern hinterlassene Lücke kann nicht einfach leer bleiben. Sie muss neu gefüllt werden. Die vom Kind erlernten Beziehungsmuster werden darum nicht einfach aufgegeben, sondern werden auf andere „Objekte" und „Partner" übertragen.

Welche das aber sind, das entscheidet über den künftigen Weg und das Wesen des heranwachsenden Menschen. Wessen Nähe wird er suchen, wem wird er vertrauen, welchem Maßstab wird er folgen, welche Autorität wird er respektieren? Was tritt für ihn an die Stelle, die einst die Eltern innehatten? Wird es der Ehepartner sein, der Arbeitgeber oder ein bewunderter Freund? Wird eine Ideologie zur letzten Instanz erhoben, das Urteil der „Anderen", ein Lebenstraum, eine wissenschaftliche Lehrmeinung oder einfach nur das eigene „Ego"?

Wer aus christlicher Sicht die Funktion der Eltern übernehmen sollte, ist klar: In Wahrheit kann nur Gott die Lücke füllen, die die Entzauberung der Eltern hinterlässt. Nur Gott verdient unbedingtes Vertrauen. Nur Gott ist ein wirklich verlässlicher Maßstab. Doch nur wenige Menschen erkennen das. Stattdessen binden sie sich an andere Menschen, an Güter, an Institutionen und irdische Ziele. Sie lösen sich zwar von den Eltern ab, verstricken sich aber sofort in die Welt, die ihnen geben soll, was sie ersehnen. Und sie merken dabei nicht, dass sie die Welt überfordern. Sie suchen bedingungslose Liebe – und werden von ihren Ehepartnern enttäuscht. Sie verlangen nach Wahrheit – doch die Gelehrten streiten sich. Sie wollen Sicherheit – und bauen vergeblich auf ihr Bankkonto. Sie wollen sich an Vorbildern orientieren – und fallen auf falsche Idole herein. Sie suchen echte Autoritäten – und folgen doch nur den eigenen Wünschen. Sie wollen Hoffnung – und hören nur Versprechungen.

Mit anderen Worten: Der Mensch, dem die Gottesbeziehung fehlt, verstrickt sich zwangsläufig in die „Welt", ihre Autoritäten, ihre Genüsse, ihre Versprechungen. Er sucht in der Welt, was in ihr nicht zu finden ist. Und wenn das Leben dann nicht hält, was er sich davon versprach, macht er die böse Welt oder sogar Gott dafür verantwortlich. Doch der Fehler liegt durchaus bei ihm selbst, weil er sich im Verhältnis religiöser Hingabe an Objekte hängt, die dieser Hingabe nicht wert und nicht würdig sind. In Abwandlung eines Wortes von Sören Kierkegaard könnte man sagen: Unglaube besteht darin, dass man ein absolutes Verhältnis zu relativen Dingen hat. Solcher Unglaube ist das Normalste, das man sich nur denken kann. Er ist nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Und doch: Wie könnte aus einem so schiefen Verhältnis Gutes erwachsen? Das ist unmöglich. Denn auch die besten Gaben Gottes (Liebe, Verstand, Schönheit, Wohlstand, Gesundheit) müssen den, der mit überzogenen Erwartungen an ihnen hängt, täuschen und enttäuschen.

Was also muss geschehen, damit ein Mensch Zugang zum Glauben findet? Nun, er muss einfach begreifen, dass zwischen seiner Sehnsucht und dem begrenzten Angebot der Welt nicht bloß ein situatives, sondern ein prinzipielles Missverhältnis besteht. D.h.: Auch wenn er eines Tages (noch) erfolgreicher oder gesünder, berühmter oder mächtiger wäre, würde die Welt ihm nicht geben können, was er ersehnt. Denn in Wahrheit sucht er nicht Relatives, sondern Absolutes. Und das heißt: Sein Herz wird nicht eher zur Ruhe kommen, als bis es ruht in Gott.

Wohl dem Menschen, der das eines Tages begreift. Wohl dem, den die Welt eines Tages gründlich genug ent - täuscht. Denn der beginnt klarer zu sehen. Er wird aus der falschen

Bahn herausgeworfen. Und wenn ihm dann im richtigen Moment bewusst wird, dass der Glaube eine Alternative bietet, dann kommt sein bisheriges Beziehungsgefüge ins Rutschen. Er begreift, dass das Ziel seiner Sehnsucht nicht in der Welt, sondern jenseits dieser Welt liegt. Er begreift, dass der Hunger nach Gott nicht mit billigem Ersatz gestillt werden kann.

Und schon hat sich der Schwerpunkt seines Seelenlebens verlagert. Denn die Gottesbeziehung steht nun plötzlich in der Mitte. Und was bisher unendlich wichtig erschien – die Karriere, die Partnerschaft, die Gesundheit und das Geld –, das alles wandert aus dem Zentrum in die Peripherie. Denn der beginnende Glaube, von dem wir hier reden, unterwirft alle irdischen Bezüge einer radikalen Kritik. Bindungen, die zuvor lebensnotwendig erschienen, werden durchtrennt und das vermeintlich Nächste rückt in die Ferne. Denn nur so wird der Mensch aus der Verfallenheit an sich selbst und an die Welt gelöst. Die Gottesbeziehung duldet neben sich keine Konkurrenz. Darum steht sie mit allen anderen Beziehungen so lange im Konflikt, bis diese aufgehoben oder der Gottesbeziehung untergeordnet sind. Dann allerdings – wenn die Gottesbeziehung allem anderen übergeordnet ist –, verneint sie die verbliebenen Beziehungen nicht, sondern verweist den Gläubigen in die irdischen Bezüge hinein, die von der Gottesbeziehung her relativiert, integriert, neu geordnet und mit neuem Sinn erfüllt werden.

Der Glaube erfordert also nicht etwa den Rückzug aus der Welt. Er führt uns nicht zwingend ins Kloster, sondern er will im Beruf, in der Familie, im Alltag gelebt und bewährt werden. Das kann dann äußerlich ganz ähnlich aussehen wie das Leben ohne Glauben. Und doch ist es etwas ganz anderes. Denn nun hat der Mensch zu den relativen Dingen nur noch ein relatives Verhältnis und zu den absoluten ein absolutes.

Weil das viel mit „Einsicht" zu tun hat, kann der Weg zum Glauben tatsächlich als ein (dem Heiligen Geist zu verdankender!) Lernprozess verstanden werden. Denn „gläubig" zu werden heißt einfach nur, die irrtümlich an die Welt und mein Ego geknüpften Beziehungen (des Hoffens, des Sich–mühens und Strebens, des Sich–messens und Sich–beurteilens, des Sich–fürchtens, des Sich–aufmerksam–hinwendens) abzulösen – und sie auf Gott zu übertragen, als auf den Einen, der dieses Hoffens, Fürchtens und Vertrauens wert ist.

Ergibt sich daraus so etwas wie eine Definition des Glaubens, die wir unseren weiteren Überlegungen zugrunde legen können? Ja: Glaube ist die Teilhabe an fremder Festigkeit, Wahrheit und Gerechtigkeit, die der Mensch gewinnt, wenn er solche Festigkeit, Wahrheit und Gerechtigkeit weder in sich selbst aufzurichten (A) noch in der Welt zu finden versucht (B), sondern sie sich von Gott mitteilen und zusprechen lässt (C). Schenken muss Gott uns allerdings nicht nur jene Teilhabe, sondern auch die Empfänglichkeit dafür. Denn die stellt sich erst ein, wenn Gott uns die Optionen (A) und (B) aus der Hand geschlagen und uns (C) als Ausweg vor Augen gestellt hat. Der Glaube ist demnach Gottes Werk am Menschen, durch das er diesen Menschen zu sich in Beziehung setzt, oder – genauer gesagt: Ihn von einer unbewussten, unstimmigen Beziehung in eine bewusste und stimmige Gottesbeziehung überführt.

# 5. Psychologie und Bekehrung

Wenn jemand die Entstehung von Glaubensgewissheit auf das Wirken Gottes zurückführt, provoziert er damit Widerspruch. Denn ein anderer, der diese Gewissheit nicht teilt und mit Gottes Wirken nicht rechnet, hat immer die Möglichkeit, dem Phänomen des Glaubens eine „natürliche" Erklärung zu geben.
Er wendet dann z.B. das Instrumentarium der Psychologie auf die entsprechenden Bewusstseinsprozesse an, analysiert den Vorgang der „Bekehrung" und deckt dabei möglicherweise „unbewusste" Zusammenhänge auf. Das geht immer. Denn es gibt immer genügend biographische, soziale und innerpsychische Faktoren, die zur Erklärung herangezogen werden können, wenn man vom Heiligen Geist nicht reden mag.
Und entsprechend leicht erringt der Kritiker des Glaubens das, was er für seinen Triumph hält. Er meint dass dort, wo er „natürliche" Ursachen aufgedeckt hat, ein „übernatürlicher" Einfluss automatisch ausgeschlossen sei. Psychologische und theologische Erklärungsmuster stellt er als einander ausschließende Alternativen gegenüber. Er ist überzeugt, dass dort, wo „Natur" wirkt, nicht „Gott" wirken kann – und umgekehrt. Er meint, die Feststellung eines Kausalzusammenhanges schließe ein „Wunder" aus – und ein „Wunder" den Kausalzusammenhang.
Doch ist das eine ziemlich naive Vorstellung, die dem Glaubenden wenig Eindruck machen muss. Denn die Welt begrenzt ja nicht Gott, wie das Ufer das Meer begrenzt. Sondern die Schöpfung wird (einschließlich aller physischen und psychischen Kausalitäten) immer und überall vom Wirken ihres Schöpfers durchdrungen, der in der Regel nicht gegen und ohne, sondern in und mit den natürlichen Prozessen handelt.
Das tägliche Brot kommt nicht vom Bäcker oder von Gott, sondern Gott bedient sich des Bäckers, um seinen Geschöpfen das tägliche Brot zu verschaffen. Der Mensch hat das Leben nicht von seinen Eltern oder von Gott, sondern Gott bedient sich der Eltern, um dem Kind das Leben zu schenken. Für Ordnung und Sicherheit sorgt nicht der Staat oder Gott, sondern Gott kann sich des Staates bedienen, um Ordnung und Sicherheit zu gewährleisten.
Mit anderen Worten: Für den Glaubenden ist es selbstverständlich, dass Gott natürliche Prozesse in seinen Dienst nimmt, ohne dass dabei der Charakter des wunderbaren und göttlichen schwindet. Er kann darin zwei Seiten derselben Medaille sehen. Was also würde es ändern, wenn psychologisierende Kritiker eine vollständig „natürliche" Erklärung des Glaubens vorlegten? Es hätte nicht die erhoffte Wirkung, dem Glauben dadurch den Boden zu entziehen, dass man ihn auf etwas anderes zurückführt als auf Gottes Geist, sondern es gäbe dem Glaubenden nur näheren Einblick in die Wirkweise des Heiligen Geistes – so wie ihm die Biologie näheren Einblick gibt in die Wirkweise seines Schöpfers.
Ein Christ, der sich mit der embryonalen Entwicklung und dem Vorgang der Geburt beschäftigt, erfährt viel darüber, wie Gott ihn geschaffen und ins Leben gerufen hat. Aber auf die Überzeugung, dass Gott ihn geschaffen hat, wirkt sich dieses biologische Wissen weder positiv noch negativ aus. Und genauso ergeht es einem Christen, der sich mit der Entstehung seines Glaubens beschäftigt. Er kann viel darüber erfahren, wie Gott ihm Glaubensgewissheit schenkte. Aber auf die Überzeugung, dass Gott sie ihm geschenkt hat, wird sich dieses psychologische Wissen weder positiv noch negativ auswirken.
Kann der Glaubende sich seine Gewissheit nicht erklären, ohne sie auf das Wirken des

Heiligen Geistes zurückzuführen, beweist das nicht ihren „übernatürlichen" Ursprung. Doch gilt ebenso das Umgekehrte. Denn wenn der Skeptiker meint, eine „natürliche" bzw. „psychologische" Erklärung der Glaubensgewissheit gefunden zu haben, schließt das ein Wirken des Heiligen Geistes keineswegs aus.
Berührt es da nicht seltsam, wenn Kritiker der Religion entgegenhalten, sie sei „nichts als" ein erklärliches Produkt psychischer Prozesse – und das mit dem Pathos großer Enthüllung tun? Selbst wenn der Glaube eines Menschen als Hirnfunktionen identifiziert und gemessen werden könnte, würde daraus keineswegs folgen, dass er „nichts als das" sei. Denn logisch folgt ja aus der Entdeckung, etwas sei „auch das" keineswegs, dass es „nur das" und insofern „nichts als das" sei. Es kann sehr wohl „das" – und zugleich noch „viel mehr" sein!
Kann man einem verliebten jungen Mann nicht nachweisen, dass seine Liebe mit biochemischen Prozessen in seinem Gehirn einhergeht? Er hat keinen Grund, es zu leugnen. Aber würde er deswegen zugeben, seine Liebe sei „nichts als" ein biochemischer Prozess und könne eben deshalb nicht der große Wendepunkt seines Lebens sein? Vernünftiger Weise würde er darauf beharren, dass sie beides zugleich ist! Warum also sollte der religiöse Mensch sich die grobe Alternative aufzwingen lassen, dass sein Glaube entweder ein psychischer Prozess oder eine Wirkung des Heiligen Geistes sein müsse? Er kann sehr wohl beides sein, ohne dass diese beiden Dimensionen derselben Sache einander stören müssten.
Ein Altar kann sehr wohl das Produkt eines Handwerkers sein und ein Ort göttlicher Gegenwart. Eine Hostie kann beim Abendmahl Brot sein und der Leib Christi. Der Urknall kann ein physikalischer Prozess sein und Gottes Schöpfungstat. Jesus kann aus Fleisch und Blut bestehen und Gottes Sohn sein. Die Bibel kann menschliche Autoren haben und als Gottes Wort ihre Wirkung tun. Wer aber nur eine Dimension der Sache sieht, und meint, damit die jeweils andere Dimension ausgeschlossen zu haben, begeht nicht bloß einen logischen Fehler, sondern bleibt auch hinter dem zurück, was religiöse Menschen seit Jahrtausenden geläufig ist: Göttliches Handeln steht nicht in Alternative zu menschlichem Handeln, und Vorsehung nicht zu Physik. Warum also macht man so großes Wesen um die Entdeckung, dass der Heilige Geist sich psychischer Gesetzmäßigkeiten bedient?

# 6. Ist Glaube irrational?

Wer sich heute zum Glauben bekennt, wird von Außenstehenden oft verdächtigt, er müsse wohl ein bisschen dumm sein. Denn, so sagen sie, wer an Gott glaube, der tue ja etwas ganz Irrationales, der verlasse sich auf etwas, wofür er keine Beweise habe, und folge dabei irgendwelchen subjektiven Gefühlen. Das sei doch offenkundig unvernünftig, sagt man, es sei mehr Wunschdenken als Vernunft dabei, und es sei darum eher etwas für naive Gemüter oder (direkter gesagt:) für Dumme, die unkritisch und leichtgläubig sind.
Trifft das die Gläubigen? Kränkt es sie? Und – stimmt es denn? Ist es irrational, etwas zu glauben, was man anderen nicht beweisen kann? Ich will das überprüfen und erzähle Ihnen dazu eine kleine Geschichte, die ich kürzlich bei August Strindberg gelesen habe, nämlich die Geschichte vom „Wiedehopf auf Siarö":

„Johannes befand sich einmal auf einer Wanderung und kam an einen Wald. In einem alten Baum fand er ein Vogelnest mit sieben Eiern, die denen des Mauerseglers glichen, doch dieser Vogel legt nur drei Eier, also war es nicht sein Nest. Da Johannes ein großer Eierkenner war, sah er bald, dass es das Ei des Wiedehopfes war, und er sagte sich: Der Wiedehopf muss hier in der Nähe sein, obwohl die Bücher behaupten, dass er hier nicht vorkomme. Nach einer Weile hörte er wie erwartet die berühmten „upp, upp, upp" des Vogels und da wusste er, dass „Upupa" da war. Er versteckte sich hinter einem Stein und bald sah er den gesprenkelten Vogel mit seinem gelben Kamm. Als er nach drei Tagen nach Hause kam, erzählte er seinem Lehrer, dass er auf Siarö den Wiedehopf gesehen habe. Der Lehrer glaubte es nicht, sondern forderte Beweise. „Beweise?", sagte der Junge, „Meinen Sie zwei Zeugen?". „Ja!" – „Gut, ich habe zweimal zwei Zeugen, und die stimmen überein: Meine zwei Ohren haben ihn gehört, und meine zwei Augen haben ihn gesehen." „Mag sein, aber ich habe ihn nicht gesehen", erwiderte der Lehrer. Johannes bekam den Namen Meisterlügner, weil er nicht beweisen konnte, dass er da und da den Wiedehopf gesehen hatte. Aber es war gleichwohl eine Tatsache, dass der Wiedehopf dort vorkam, wenn es auch ein ungewöhnlicher Fall war für diese Gegend…"

Nun – diese kleine Geschichte ist ziemlich alltäglich. Und doch kann sie uns helfen, das Verhältnis von Erfahrung und Vernunft zu klären. Denn es fragt sich ja, wer in dieser Geschichte irrational handelt, und wer vernünftig. Handelt der Schüler Johannes irrational, weil er fest daran glaubt, dass es auf Siarö den Wiedehopf gibt, obwohl er das dem Lehrer nicht beweisen kann? Oder handelt der Lehrer irrational, weil er den Jungen zum Lügner stempelt, bloß weil der Lehrer auf jener Insel nicht dabei war und darum nicht dasselbe sehen konnte wie Johannes? Kann man wirklich von einem Schüler verlangen, er möge glauben, was in den Büchern steht, wenn er doch mit eigenen Augen etwas anderes gesehen hat? Ich vermute, man wird in dieser Sache die Partei des Schülers ergreifen. Denn es ist ja nicht vernünftig oder rational, auf die bloße Autorität eines Schulbuches hin die eigene Erfahrung zu leugnen. Genau das ist schließlich der Sinn der Aufklärung gewesen, dass sie den Menschen ermutigt, sich seines Verstandes zu bedienen! Und wenn Johannes weiß, wie die Eier des Wiedehopfes aussehen, wie sein Ruf klingt und wie sein Gefieder gefärbt ist, dann sollte er selbstbewusst seiner eigenen Wahrnehmung vertrauen, und nicht der Autorität eines Schulbuchs.

Nun kann der Lehrer natürlich darauf verweisen, dass außer Johannes noch nie jemand den Vogel auf dieser Insel gesehen hat. Die Erfahrung des Schülers ist „subjektiv" in dem Sinne, dass nur er sie gemacht hat. Es gibt keinen zweiten Zeugen, der sie bestätigen könnte, und natürlich gibt es Täuschungen. Der Junge kann dem Lehrer an seiner Wahrnehmung auch nicht anders Anteil geben, als dass er versichert, den Vogel klar und deutlich gesehen zu haben. Die Sache bleibt „subjektiv" in dem Sinne, dass der Wiedehopf nicht vorgeführt werden kann. Aber wenn die Beobachtung „subjektiv" ist und nicht zu beweisen, ist dann etwa der Vogel „subjektiv" gewesen?

Natürlich nicht! Der Wiedehopf ist entweder „objektiv" da, oder „objektiv" nicht da. Denn so ein Vogel wird ja nicht davon realer, dass ihn viele Menschen sehen! Hätte keiner den Wiedehopf gesehen, so hätte das seiner Existenz auf Siarö keinen Abbruch getan. Und hätte ihn eine ganze Schulklasse gesehen, wäre der Vogel davon auch nicht realer geworden. Der Lehrer aber begeht einen logischen Fehler, wenn er Johannes nur deshalb zum Lügner erklärt, weil er als Lehrer die Erfahrung des Schülers nicht teilt. Denn er setzt damit ja voraus, dass überhaupt nur wirklich sei, was jedem Menschen jederzeit als

wirklich demonstriert werden kann. Und das stimmt weder in diesem noch in einem anderen Fall! Johannes hat keinen Grund, seiner eigenen Beobachtung zu misstrauen, sondern sie verschafft ihm eine „subjektiv" völlig ausreichende Gewissheit. Wenn aber andere nicht dieselbe Gewissheit haben, weil sie nicht im richtigen Moment auf Siarö waren, und seiner Aussage nicht glauben – warum sollte das den Johannes verunsichern? Wenn nur real sein sollte, was alle Menschen gleichzeitig erfahren, so müsste man sehr viel anzweifeln! Denn Manches erfährt man nur zu bestimmten Zeiten, an bestimmten Orten – oder nur mit besonders scharfen Augen. Sollte also ein scheuer Vogel nur dann als „wirklich" gelten, wenn ausnahmslos jeder Inselbewohner ihn sehen kann? Das wäre doch wohl eine überzogene Forderung. Und darum verfährt auch der Lehrer nicht rational, sondern sehr irrational, wenn er den Wiedehopf auf Siarö nur deshalb ausschließt und bestreitet, weil er ihn dort noch nicht gesehen hat. Es wäre ja auch nicht rational, wenn ein Blinder die Existenz von Farben bestreiten wollte, bloß weil er sie nicht sehen kann!

Was aber, wenn es sich mit dem Glauben an Gott genauso verhielte? Tatsächlich entspricht die Situation gläubiger Menschen ziemlich genau der des Johannes in unserer Geschichte. Denn auch Gott ist (wenn ich so sagen darf) ein „seltener Vogel", der sich nicht jedem zeigt und nicht überall. Die Bibel sagt ausdrücklich, dass der menschliche Geist von Gott und den göttlichen Dingen so gut wie nichts versteht. Gott muss sich zeigen, er muss sich offenbaren, um den Menschen die Erfahrung Gottes zu schenken. Und wenn er das tut, und durch seinen Heiligen Geist Gotteserfahrung wirkt, dann ist das wie in unserer Geschichte ein ziemlich "subjektive" Sache. Denn wie Gott unsere Herzen berührt und verwandelt, wie er unser Denken verändert und unsere Zweifel vertreibt, das ist Außenstehenden nur schwer mitzuteilen. Es ist ein intensives inneres Erleben, das ich anderen nicht vorführen oder demonstrieren, sondern nur bezeugen kann. Niemand kann Gott herumzeigen, wie auch Johannes seinen Wiedehopf nicht herumzeigen konnte! Aber sind wir deswegen etwa nicht berechtigt, persönliche Gewissheit zu haben und uns dran zu freuen?

Das religiöse Erleben mag ja „subjektiv" sein wie die Wahrnehmung des Schülers auf Siarö, aber die wahrgenommene Wirklichkeit ist trotzdem „objektiv". Denn Gott wird nicht realer davon, wenn viele ihn erfahren, und es bräche seiner Realität auch nichts ab, wenn es ganz wenige wären. Nur: Die Gott auf die eine oder andere Weise erfahren, sind gar nicht wenige, sondern es sind sehr viele. Und darin ist unsere Lage viel günstiger als die des einsamen Schülers. Denn der hat nur sich selbst zum Zeugen. Wir Gläubigen aber können darauf verweisen, dass 85% der Weltbevölkerung, einer Religion angehören – dass also sehr viele auf irgendeine Weise Gott begegnet sind und das durch ihren Glauben bezeugen. Das entspräche der Situation, wenn 85% der Einwohner von Siarö bekundeten, dass sie den Wiedehopf schon mal auf ihrer Insel gesehen oder gehört hätten! Und wäre es da nicht ziemlich absurd, wenn ein Lehrer die alle zu Lügnern erklären wollte, bloß weil er selbst zu den 15 % gehört, denen sich der Wiedehopf noch nicht gezeigt hat? Ist die Existenz des Wiedehopfes etwa solange ausgeschlossen, bis ihn restlos alle gesehen haben? Sollten etwa die, die Gott erfahren haben, nicht zuversichtlich ihrer Erfahrung trauen dürfen, bloß weil es Atheisten gibt, die diese Erfahrung noch nicht gemacht haben? Dürfen wir uns etwa nicht an Farben freuen, bloß weil es Blinde gibt, die sie nicht sehen? Dürfen wir nicht tanzen, bloß weil es Taube gibt, die unsere Musik nicht hören? Ist das etwa rational, wenn man der eigenen Erfahrung misstraut, bloß weil vermeintliche Autoritäten dagegen sprechen? Nein!

Aufklärung heißt ja gerade, dass ich mich meines Verstandes selbst bediene, ohne dazu die Anleitung Anderer zu brauchen. Wenn meine Augen einen Wiedehopf erkennen, ist es nur vernünftig, die Existenz dieses Vogels zu behaupten. Und wenn mein Herz von Gott angerührt und erweckt wird, dann ist es nicht irrational, sondern sehr rational, daraufhin an Gott zu glauben. Was ich selbst erfahre, ist mir Beweis genug. Um Gewissheit zu haben, ist es nicht nötig, dass jeder andere dasselbe erfährt. Oder sollte jener Schüler seinem Erlebnis erst trauen, wenn der Lehrer dasselbe erlebt? Darf Johannes seinen Augen erst trauen, wenn der Wiedehopf im Schulbuch steht? Nein. Ein denkender Mensch zieht selbst seine Schlüsse. Und darum ist es auch keineswegs irrational, an Gott zu glauben, bloß weil man ihn den anderen nicht beweisen kann. Denn man denkt schließlich nicht mit dem Kopf der Anderen, sondern mit seinem eigenen.

Natürlich muss man den Ungläubigen dasselbe zuzugestehen. Wir verlangen von ihnen nicht, sie sollten allein auf unser Zeugnis hin glauben! Aber sie sollten auch nicht erwarten, dass wir nicht überzeugt sein dürfen, weil sie es nicht sind. Niemand verlangt vom Lehrer, aufgrund einer fremden Erfahrung schon überzeugt zu sein! Aber es ist auch vom Schüler zuviel verlangt, wenn er zweifeln sollte, bloß weil sein Lehrer es tut. Nein! Es ist das Recht jedes denkenden Menschen, aus der eigenen Erfahrung Folgerungen zu ziehen. Wenn einer dann aber aus religiösen Erfahrungen religiöse Folgerungen zieht, sollte man es ihm nicht ausgerechnet im Namen der Rationalität verbieten wollen. Und sein Glaube ist auch keineswegs in das Reich der bloß subjektiven Gefühle zu verweisen. Denn Gott ist ebenso wenig subjektiv, wie ein Wiedehopf subjektiv sein kann. Gott ist entweder objektiv „da", oder nicht „da". Ist er aber da, so ist es für sein Dasein völlig egal, ob ihn zwei Menschen erfahren, fünf, hundert, Millionen oder keiner.

Gott verschwindet nicht davon, dass Atheisten ihn leugnen. Aber genau das scheint sie zu kränken. Denn manche bestehen erbittert darauf, dass nichts wahr sein könne, was den Wahrnehmungshorizont der menschlichen Vernunft übersteigt. Und sie verlangen auch von anderen, das anzuerkennen. Sie unterstellen, die Wirklichkeit müsse da zu Ende sein, wo die natürliche Einsicht endet. Und sie fordern, dass niemand Erfahrungen machen und das Erfahrene als wahr bezeugen dürfe, wenn seine Erfahrung sich aus anderen Quellen speist als aus der Alltagsvernunft, die alle Menschen gemeinsam haben. Aber ist nicht gerade das irrational, wenn man das menschliche Erkenntnisvermögen zum Maßstab des Wirklichen erhebt? Nur weil Atheisten Gott noch nicht erfahren haben, soll jeder ein Träumer sein, der es tut. Doch was ist das für eine absurde Logik? Muss man Musik beargwöhnen, bloß weil es unmusikalische Menschen gibt, denen die Schönheit einer Melodie auf keine Weise „bewiesen" werden kann? Oder ist die Schönheit der Musik weniger „wirklich", bloß weil nicht jeder Sinn dafür hat? Wenn ein Kopf und ein Buch zusammenstoßen – sagt Lichtenberg – und es klingt hohl, dann muss das nicht am Buch liegen. Es kann auch am Kopf liegen! Und wenn eine wissenschaftliche Methode den untersuchten Gegenstand nicht erfassen kann, dann spricht das nicht gegen den Gegenstand, sondern viel eher gegen die Methode. Wenn ich ein Thermometer nehme und es mir nicht gelingt, damit die Windstärke zu messen, heißt das nicht, dass kein Wind weht. Und wenn ich mit einem Zollstock hantiere um die Temperatur zu messen, erfahre ich auch nicht, ob heute ein heißer Tag ist. Es liegt nicht am Thermometer und nicht am Zollstock, wenn ich sie für Zwecke einsetze, für die sie nicht gemacht sind! Und so wird man auch der menschlichen Vernunft nicht vorwerfen, dass sie Gott nicht erkennt. Denn der Fehler liegt auch hier nicht im Werkzeug, sondern liegt bei dem Menschen, der darauf besteht, das Werkzeug der Vernunft auf einen Gegenstand anzuwen-

den, für den es nicht geschaffen ist, und der dann (wenn bei dieser Anwendung nichts herauskommt) folgert, den Gegenstand „Gott" gäbe es gar nicht…

Ein kluger Mann hat das veranschaulicht, indem er das naturwissenschaftliche Denken unserer Zeit mit einem Meeresforscher verglich, der den Ozean befährt und überall sein Netz auswirft, um die Lebensformen im Meer zu erforschen. Nach vielen Fischzügen und gewissenhaften Überprüfungen entdeckt er ein Grundgesetz seiner Meereskunde, das besagt, dass alle Fische größer sind als fünf Zentimeter. Er nennt diese Aussage ein Grundgesetz, weil sie sich ohne Ausnahme bei jedem Fang bestätigt. Er hat nie etwas aus dem Meer gezogen, was kleiner als fünf Zentimeter gewesen wäre! Ein kritischer Beobachter aber, will dieses Grundgesetz nicht anerkennen und wendet ein, dass es im Meer sehr wohl Fische gibt, die kleiner als fünf Zentimeter sind, dass der Meeresforscher sie aber mit seinem Netz nicht fangen konnte, weil sein Netz eben eine Maschenweite von fünf Zentimetern hat! Der Meeresforscher kratz sich am Kopf, gibt sich aber keineswegs geschlagen, sondern antwortet: „Was ich mit meinem Netz nicht fangen kann, liegt prinzipiell außerhalb des fischkundlichen Wissens und ist daher reine Spekulation. Für mich als Meeresforscher gilt: Was ich mit meinem Netz nicht fangen kann, ist kein Fisch."

Es ist offenkundig, dass der Atheismus ganz ähnlich argumentiert, wie dieser Meeresforscher. Denn er besteht darauf, dass nur, was mit dem Netz der Vernunft gefangen werden kann, auch wirklich sei, und dass alles, was damit nicht gefangen werden kann, für vernünftige Menschen uninteressant ist. Relevant soll überhaupt nur das sein, dessen sich die Vernunft bemächtigen kann, was sich ihr aber entzieht, ist nichts, ist nicht – oder zumindest gleichgültig. Nur die Methode des Erkennens, die vom Menschen ausgeht, soll legitim sein. Und was jenseits ihrer Reichweite liegt, wird mit Missachtung gestraft. Doch ist diese Haltung nicht überzeugender, als die unseres Meeresforschers. Denn wenn vernunftbegabte Menschen nicht damit rechnen, dass ihre Vernunft Grenzen hat, dann ist das ausgesprochen unvernünftig. Man versteht durchaus, wie Atheisten zu dieser Einstellung kommen! Wenn ich nichts besitze als nur einen Hammer, dann habe ich Probleme im Umgang mit Schrauben und wünsche mir, die Welt würde aus Nägeln bestehen. Wenn ich nur einen Schraubenzieher besitze, habe ich hingegen Probleme mit Nägeln und wünsche mir, die Welt würde aus Schrauben bestehen. Doch aus diesem Wunsch heraus zu dekretieren, es gäbe das gar nicht, was meine Methode überfordert, ist nur eine Ausflucht. Denn tatsächlich gibt es nicht nur eine legitime Art der Erkenntnis, sondern mindestens zwei:

Es gibt eine aktives Erkennen, durch das sich der Erkennende des Erkannten bemächtigt, es begreift, durchschaut und damit in seine Gewalt bringt. Aber es gibt daneben auch noch ein passives Erkennen, bei dem der Erkennende durch den massiven Eindruck des Erkannten überflutet, überwältigt und in seinem Wesen gewandelt wird. Bei der ersten Form hat der Mensch die Kontrolle, bei der zweiten kontrolliert ihn sein Gegenüber. Und wer darüber nachdenkt, wird leicht einsehen, dass nur die zweite Form der Erkenntnis der so ungleichen Beziehung von Gott und Mensch angemessen sein kann. Wir wissen von Gott nur, was er uns wissen lässt, und wissen auch das nicht durch die zugreifende Erkenntnis, die vom menschlichen Geist ausgeht, sondern nur durch Gottes eigenen Geist. Wer dessen Wirken nicht an sich selbst erfährt, wird schwerlich begreifen, wovon die Gläubigen reden – und niemand wirft ihm das vor. Er muss so skeptisch sein wie jener Lehrer, der den Wiedehopf auf Siarö nicht selbst gesehen hat – oder er wird starrsinnig sein wie jener Meeresforscher, dem so viel durch die Maschen seines Netzes ging.

Damit wir aber nicht unablässig aneinander vorbei reden, sollten diese Menschen ernst nehmen, was der christliche Glaube von sich selbst sagt: „Der Glaube ist kein Werk der Vernunft", sagt J. G. Hamann, „und kann daher auch keinem Angriff derselben unterliegen, weil Glauben so wenig durch Gründe geschieht als Schmecken und Sehen."
Machen sich Christen also der Dummheit verdächtig? Handeln sie irrational, wenn sie sich auf etwas verlassen, wofür es keine Beweise gibt? Nein! Denn der Glaube ist nicht gegen die Vernunft. Er ist bloß über der Vernunft. Und darum keineswegs unvernünftig.

# 7. Des Menschen Vernunft und Gottes Geist

Glaubensgewissheit ist nichts, was der Mensch sich aus dem eigenen Erkennen und Verstehen nehmen oder herleiten könnte. Gottes Heiliger Geist muss sie ihm schenken. Denn zwischen seinem Erkenntnisstreben und dem Glauben gähnt ein tiefer Graben. Schon 1577 stellen die lutherischen Bekenntnisschriften fest, dass ***„...in geistlichen und göttlichen Sachen des unwiedergebornen Menschen Verstand, Herz und Wille aus eignen, natürlichen Kräften ganz und gar nichts verstehen, gläuben, annehmen, gedenken, wöllen, anfangen, vorrichten, tun, wirken oder mitwirken könnte..."*** (BSLK 873f.).
Der Mensch vermag sich nicht selbst zu bekehren. Und gerade die Vernunft hilft ihm am wenigsten dabei, weil ***„...des Menschen Vernunft oder natürlicher Verstand, ob er gleich noch wohl ein tunkel Fünklein des Erkenntnus, dass ein Gott sei, wie auch, Ro.1, von der Lehr des Gesetzes hat: dennoch also unwissend, blind und verkehret ist, dass, wann schon die allersinnreichsten und gelehrtsten Leute auf Erden das Evangelium vom Sohn Gottes und Vorheißung der ewigen Seligkeit lesen oder hören, dennoch dasselbige aus eigenen Kräften nicht vernehmen, fassen, verstehen noch gläuben und vor Wahrheit halten können, sondern je größern Fleiß und Ernst sie anwenden und diese geistliche Sachen mit ihrer Vernunft begreifen wollen, je weniger sie vorstehen oder gläuben und solchs alles allein für Torheit und Fabeln halten, ehe sie durch den Heiligen Geist erleuchtet und gelehret werden, 1.Corinth.2.: >Der natürliche Mensch vernimbt nichts vom Geist Gottes, denn es ist ihme eine Torheit, und kann es nicht begreifen, denn es wird geistlich ergründet<„*** (BSLK 874f.)
Zwischen dem menschlichem Erkenntnisstreben und der gottgewirkten Glaubensgewissheit gähnt eine tiefe Kluft, die der Mensch nicht zu überbrücken vermag, wenn Gott es nicht tut. Er kann zwar auf dem Jakobsweg pilgern und zum Kirchentag fahren, kann seinen Urlaub im Kloster verbringen und Meditationstechniken lernen, er kann theologische Bücher lesen, im Gospelchor singen und einen Hauskreis besuchen.
Doch all diese (guten!) Aktivitäten verwandeln den Zweifler nicht in einen Gläubigen, wenn Gott ihn nicht verwandelt. Und er hat auch nicht die Freiheit, sich zum Glauben zu entschließen. Denn der Glaube ist nicht des Menschen Werk, sondern Gottes Werk am Menschen. Die Wendung zum Glauben vollzieht sich am Zweifelnden, aber nicht durch den Zweifelnden. Und sie ist daher am ehesten der unwillkürlichen Reaktion auf einen äußeren Reiz vergleichbar. Man denke an Sätze wie: „Die Kälte lässt mich zittern", „Die Sonne bringt mich zum Schwitzen" oder „Das Erdbeben macht mir Angst". In all diesen Vorgängen ist der Mensch aktiv beteiligt: **Er** zittert, **er** schwitzt, **er** fürchtet sich – und kein anderer. Und doch ist nichts von alledem seine „Tat" oder sein „freier Entschluss", weil das Frieren, Schwitzen und Sich–Fürchten seinen Ursprung in etwas hat, das außerhalb der betroffenen Person liegt und sich ihrer Kontrolle entzieht.

Die Kälte ist es, die den Menschen zittern lässt. Die Sonne ist es, die ihn schwitzen macht. Das Erdbeben erschreckt ihn. Und solange der Mensch diesen äußeren Einwirkungen ausgesetzt ist, liegt es nicht in seinem freien Ermessen, ihre Wirkungen abzustellen. Er kann nicht nach Belieben mit dem Zittern oder Schwitzen aufhören, wenn Kälte oder Hitze anhalten. Und auch dass ihn das plötzliche Erdbeben erschreckt, kann er nicht ändern. Er kann versuchen, sich die Angst nicht anmerken zu lassen. Aber er kann nicht verhindern, dass er sie hat. Denn es gibt äußere Ursachen, die in uns Reaktionen hervorrufen und uns beeindrucken – ob wir wollen oder nicht.
Solch ein von außen gesteuerter Vorgang ist der Glaube nun auch. Er ist die innere Wirkung einer äußeren Ursache. Er ist der Reflex, den Gottes Nähe im Menschen hervorruft, wenn **Gott** das will. Er ist eine Bewegung, die von außen kommt, die aber unser Innerstes mit in die Bewegung hineinnimmt. Unsere Seele bringt aus eigenem Entschluss weder Vertrauen noch Gewissheit hervor. Wird ihr aber Vertrauen „eingeflößt", beginnt der Mensch unter der Voraussetzung dieses Vertrauens zu denken und zu handeln. Natürlich „will" er dann auch glauben. Aber die Bewegung des menschlichen Willens, der sich für den Glauben „entscheidet", ist nicht Ursache, sondern Wirkung dessen, das Gott sich für diesen Menschen entschieden hat.
Folgt daraus, dass ein Zweifler nichts tun kann, um Gewissheit zu erlangen? Muss resignieren, wer „religiös unmusikalisch" ist, glauben will – und doch nicht glauben kann? Nein. Ihm hilft am ehesten eine Korrektur seiner Erwartungen und seiner Strategie. Denn die Aktivität des Suchenden sollte sich darauf beschränken, die Aktivität Gottes beharrlich zu erbitten – und ihr möglichst wenig im Wege zu stehen:

♦ Wenn Glaube so etwas ist wie eine Reflektion göttlichen Lichtes im Spiegel des menschlichen Geistes, so ist klar, dass der Spiegel von sich aus kein Licht entzünden und ohne Licht auch nichts reflektieren kann. Die Aktivität des Menschen kann nur darin bestehen, seinen Spiegel zu putzen und zu polieren, damit er bereit ist, das Licht aufzunehmen, sobald es erscheint.

♦ Wenn Glaube so etwas ist wie der Wind des Heiligen Geistes im Segel eines menschlichen Schiffes, so ist klar, dass die Besatzung des Schiffes den Wind nicht herbeikommandieren und aus einer Flaute keine frische Brise machen kann. Aber die Aktivität des Menschen wird darin bestehen, schon einmal die Segel zu setzen, damit der Wind des Heiligen Geistes hineingreifen kann, wann immer er will.

♦ Wenn Glaube so etwas ist wie ein königlicher Thron im Herzen des Menschen, auf dem nur Gott Platz nehmen darf, so ist klar, dass die Wächter des Thronsaals den König nicht herbeizwingen können, wenn er nicht freiwillig kommt. Aber die Aktivität des Menschen kann darin bestehen, den Gott zukommenden Platz frei zu halten und alles Gesindel davon zu vertreiben, das unrechtmäßig Gottes Platz einzunehmen versucht.

♦ Wenn Glaube darin besteht, dass Gott Gnade und Gewissheit in das Gefäß des menschlichen Geistes gießt, wie Wasser in einen Eimer, so ist klar, dass der Eimer dieses Eingießen nicht erzwingen kann. Aber die Aktivität des Menschen kann darin bestehen, seinen mit Jauche gefüllten Eimer zu leeren, damit Gott keinen vollen (und somit blockierten), sondern einen leeren Eimer vorfindet, den er mit seinen Gaben füllen kann.

Der Suchende hat also durchaus die Möglichkeit, etwas zu „tun". Denn man kann auf die Weise mit Gott einig werden, dass man die geistliche Armut akzeptiert, die Gott einem auferlegt, statt einen geistlichen Reichtum zu fordern, den er nicht geben will. Statt sich an Gottes Burgtor den Kopf einzurennen, kann man geduldig vor seiner Tür warten, um beharrlich immer wieder anzuklopfen. Statt die eigenen Erwartungen Gott vorzuschreiben, kann man ihm zugestehen, dass er das Recht hat, uns ganz anders zu kommen – oder auch gar nicht.
Wer seinen Willen aber in dieser Weise dem Willen Gottes ein– und unterordnet, ist garantiert nicht fern von ihm. Er würde Gottes Nähe gar nicht ersehnen, wenn Gott ihm nicht schon nah wäre. Er darf also um Gewissheit bitten. Und er wird es nicht vergeblich tun. Denn auch als religiöser Stümper ist er kein Stümper mehr, wenn er die Zumutung der Schwäche als Zumutung Gottes aus seiner Hand annimmt:

***Ein armer Chassid kommt zu seinem Rabbi. Er ist verzweifelt: »Rabbi, ich kann die vorgeschriebenen Gebete nicht sprechen; ich kann nicht lesen, und die Gebete kann ich nicht auswendig. Was soll ich tun?« Fragt ihn der Rabbi: »Was kennst du von der Heiligen Schrift?« Antwortet der Chassid: »Nur das A, das B, das C...« Sagt der Rabbi: »Sprich mit frommer Seele und inbrünstig das Alphabet. Der liebe Gott wird sich die Buchstaben schon zu einem Gebet zusammensetzen.«***

Es ist eine wahrlich bescheidene Rolle, die dem Suchenden damit zugewiesen wird. Und mancher, der voller Eifer ist, würde gerne „mehr" tun, als ausgerechnet Passivität zu erlernen. Aber genau darin – sich zurückzunehmen, und Gottes Handeln Raum zu geben – liegt der entscheidende Schritt. Meine Empfehlung lautet darum:

*Erkennen, wenn Gott Intimität verweigert – und dies geduldig akzeptieren. Nicht haben wollen, was er mich nicht haben lässt. Nicht fordern, was er nicht geben will. Nicht reich sein wollen, wo er mich arm sein lässt. Nicht groß sein wollen in dem, worin er mich klein gemacht hat.*

*Nicht eingelassen werden – und doch von seiner Tür nicht weggehen. Keinen Anspruch erheben – und doch die Hoffnung festhalten. Ihn herzlich begehren – und durch nichts ersetzen. Die Lücke spüren – und doch den Platz frei halten. Die Flaute nüchtern sehen – und doch die Segel täglich setzen. Die seelische Dürre eingestehen – und trotzdem nach den Wolken schauen. Kein Licht herbeireden – aber den Spiegel der Seele polieren. Die Stube fegen – auch wenn der Gast wieder nicht kam. Den Eimer leeren – auch wenn er ungefüllt bleiben sollte. Und Gott schon vorab Recht geben in dem, was er mit mir vorhat.*

*Nicht plärren, sondern stille sein vor Gott, und die Schuld bei mir selber suchen. Nicht glänzen wollen, sondern ihm die Ehre geben. Damit rechnen, dass jeder Dornbusch brennen kann. Und sofort bereit sein, die Schuhe auszuziehen. Die Dummheit, die Gott mir zumutet, jeder Klugheit vorziehen. Und von dem, was mir gegeben ist, nicht das Geringste mir zugute halten. Täglich das Gerümpel meiner Gedanken Gott vor die Füße legen. Und täglich bitten, dass er mich brauchbar mache, wozu immer er will. Ihn allein gut sein lassen und ihn allein Recht haben lassen. Selbst aber nur sein wollen, wozu er mich macht.*

*Um keinen Preis mir selbst zu Gott verhelfen. Sondern Raum geben und Zeit geben, bis er meiner gedenkt. Denn bin ich der Kleinste in seinem Reich, und bin es willig, so bin ich darin mit ihm einig, und mit ihm einig zu sein, in was auch immer, ist das denkbar Größte: Das Einzige, das gewollt zu werden wert ist…*

# 8. Gründe des Glaubens, Glaube als Grund

Wenn wir nach der Gewissheit des Glaubens fragen, müssen wir über das Wirken des Heiligen Geistes nachdenken. Denn er ist es, dem wir unseren Glauben verdanken. Die vertrauensvolle Beziehung zu Gott, die wir Glauben nennen, wird ja nicht hervorgebracht durch unsere Nachdenklichkeit oder unseren Willensentschluss, sondern durch den Geist Gottes, der uns ergreift, der in uns wohnt und unserem menschlichen Geist auf die Sprünge hilft, damit er glauben kann. Unser eigener Geist würde aus seiner Verwirrung und aus seinen Zweifeln nie herausfinden, er würde Gott nie erkennen können und würde niemals Gewissheit des Glaubens erlangen, wenn er das nicht von außen her geschenkt bekäme. Denn so geschickt unser Verstand auch sein mag, im Blick auf den Alltag und die praktischen Probleme dieser Welt, so ist er doch im Blick auf göttliche Dinge ganz untauglich, blind und stumpf. Das Instrumentarium des menschlichen Erkennens reicht einfach nicht aus, um den Sinn unseres Daseins, das Ziel der Schöpfung und die Wahrheit Gottes zu ergründen. Denn wie es unser Verstand auch drehen und wenden mag, so könnte es doch immer auch noch ganz anders sein.

Natürlich können wir uns vor Augen führen, welche Weltanschauungen und welche Glaubensweisen sich in vielen Generationen bewährt haben – und diese Bewährung ist kein schlechtes Argument! Doch den Millionen von Menschen, die glauben, was wir glauben, stehen immer andere Millionen gegenüber, deren Glaube dem unseren widerspricht. Wir können unsere Vernunft anstrengen, um Überzeugungen zu prüfen und zu verwerfen, die in sich widersprüchlich oder mit bekannten Tatsachen unvereinbar sind. Doch wissen wir danach immer noch zu wenig, um auf argumentativem Wege eine der verbleibenden Weltanschauungen als wahr zu erweisen.

Um den Kreis einzuengen, können wir verschiedene Glaubensweisen einer funktionalen Prüfung unterziehen und können testen, inwieweit sie uns Trost und ethische Orientierung geben, inwieweit sie Sinn stiften und offene Fragen beantworten. Vielleicht finden wir auf diesem Weg eine weltanschauliche Jacke, die uns passt! Doch nur weil sie nicht kneift und unserer Bedürfnislage angenehm ist, heißt das noch nicht, dass diese Weltanschauung auch wahr sein muss. Wir können uns in eine Religion einfühlen, in ihre Riten eintauchen und mit ihrer Gedankenwelt Erfahrungen machen. Doch geht das nur, indem wir die kritische Distanz aufgeben. Und wenn wir das tun, können wir nie sicher sein, ob wir nicht hinterher aus unseren Erfahrungen herauslesen, was wir vorher absichtsvoll hineingelegt haben. Gern würden wir uns Klarheit verschaffen, indem wir historische Fakten prüfen und schauen ob's denn so gewesen ist, wie es der Koran oder die Bibel beschreiben. Gerne hielten wir uns an solche Tatsachen! Aber sobald sich Historiker daran machen, geschichtliche Zeugnisse zu interpretieren, kommen auch bei ihnen weltanschauliche Voraussetzungen zum Tragen, und es zeigt sich, dass die historische Wissenschaft nicht dafür zuständig und nicht in der Lage ist, Glaubensfragen zu entscheiden. So kann man es drehen und wenden wie man will: Die Methoden der Vergewisserung und der Erkenntnis, die dem Menschen zur Verfügung stehen, können ihm in Glaubensdin-

gen keine Gewissheit verschaffen. Und an diesem etwas peinlichen Sachverhalt, haben alle Weltanschauungen Anteil. Die Atheisten stehen diesbezüglich nicht besser da als die Buddhisten, Anthroposophen, Kommunisten, Nihilisten, Existentialisten, Satanisten, Materialisten, Christen, Juden oder Muslime. Sie alle bleiben einen zwingenden Beweis für die Wahrheit ihrer Überzeugungen schuldig. Und selbst die Agnostiker, die meinen „gar nichts" zu glauben, wissen nicht wirklich, ob sie damit im Recht sind. Zweifel sind immer möglich – Gewissheit scheint ausgeschlossen! Die Wahrheit lässt sich von uns nicht packen und ergreifen! Was aber, wenn die Wahrheit uns ergriffe?

Tatsächlich gibt es zur Glaubensgewissheit keinen anderen Weg, als dass Gottes Geist sie schenkt. Denn es macht keinen Sinn, berechtigte Zweifel zu leugnen oder die Schwächen des menschlichen Geistes zu überspielen. Der Mensch kann sich nicht an die sogenannten „harten Fakten" halten, weil dabei die wichtigsten Fragen des Lebens offen bleiben. Er kann sich nicht einreden, die Grenzen seiner Wahrnehmung seien identisch mit den Grenzen des Wirklichen. Und noch viel weniger kann der Mensch auf Gewissheit verzichten, weil er ohne verlässliche Erkenntnis in dieser Welt orientierungslos bliebe. Ein Mensch ohne Überzeugung wird handlungsunfähig, denn niemand kann einen Standpunkt vertreten, wenn er den gegenteiligen Standpunkt für genauso berechtigt hält. Und wer den Knoten durchschlägt, indem er erklärt, aus eigenem Willensentschluss von etwas überzeugt sein zu wollen, gibt auch eine komische Figur ab. Nein – der Mensch und der Christ kämen nie zu einer festen Überzeugung, wenn es nicht neben ihren menschlichen Bemühungen noch die seltsame Erfahrung gäbe, dass einer von Gewissheit überrollt und überwunden wird – und dann plötzlich „hat", was er kraft eigener Erkenntnis nicht erlangen konnte.

Es gibt diese erstaunliche Erfahrung, dass nicht wir uns Gottes erkennend bemächtigen, sondern dass er sich unser bemächtigt. Und die dabei vom Heiligen Geist geschenkte Gewissheit kann so eindrücklich sein, dass sie für den Betroffenen danach gar nicht mehr Gegenstand seines Denkens, sondern Ausgangspunkt seines Denkens ist. Nicht der Christ hat eine Erkenntnis, sondern sie hat ihn. Nicht er hat seine Weltsicht rational abgeleitet oder souverän gewählt, sondern sie ist über ihn gekommen. Er ist dann, wie die Bibel sagt, wiedergeboren „aus Wasser und aus Geist". Und die Frage nach Gründen und Beweisen, tritt dabei ganz in den Hintergrund – wie ja auch der, der von einem mächtigen Gegner überrannt wurde, keine besonderen Gründe braucht, um am Boden zu liegen. Der Mensch, der sich überwältig sieht, fragt nicht, ob die Wirklichkeit, an der er sich blutig gestoßen hat, auch denknotwendig sei. Und das Problem der weltanschaulichen Gewissheit stellt sich für ihn komplett anders, weil zwar die Welt um ihn her noch dieselbe, er selbst aber nicht mehr derselbe ist.

Unter dem Einfluss des Heiligen Geistes, sind nicht erst die Ergebnisse unseres Denkens neu, sondern schon die Voraussetzungen unseres Denkens sind neu. Der Wandel selbst aber, wird nicht etwa begründet, sondern liefert seinerseits die Begründung für vieles, was auf die Bekehrung folgt. Denn der Betroffene kommt zu seiner Überzeugung nicht in der Weise, dass er verschiedene Religionen und Philosophien sichtet und prüft, um dann die ihm „passende" zu wählen, sondern tatsächlich kommt er zu seiner Überzeugung, indem er ihr verfällt. Nicht der Mensch eignet sich eine christliche Weltanschauung an, sondern sie eignet sich den Menschen an, um ihn künftig zu beherrschen. Denn der Glaube, von dem das Neue Testament spricht, beruht nicht auf einer Erkenntnisleistung, einem Willensakt oder einer Wahl des Menschen, sondern auf einem Widerfahrnis, das sich der Kontrolle des Betroffenen gänzlich entzieht, weil er darin von Gottes Geist zum

Glauben überwunden wird. Der Zweifel ist ihm danach keineswegs verboten und er muss auch nicht unterdrückt werden! Aber er interessiert einfach nicht mehr, weil durch das Werk des Heiligen Geistes der Antrieb zum Zweifel entfällt.

Wenn der Geist an uns wirkt, verlieren wir die Angst, von Gott getäuscht zu werden, und verlieren den Wunsch, in der Beziehung zu Gott unbedingt die Kontrolle zu behalten. Wir verlieren die Illusion, wir müssten uns Gott gegenüber behaupten, und verlieren sogar die Neugier auf weltanschauliche Alternativen. Der geisterfüllte Mensch gibt die Deutungshoheit über sein Leben zurück an den Schöpfer, dem sie zusteht, und verliert sein Misstrauen so wie man Ballast verliert. Denn es kommt zwar anders, als der Zweifler sich das dachte: Am Ende hat nicht er sich Gottes vergewissert, sondern Gott hat sich seiner vergewissert. Er hat nicht sichergestellt, sondern wurde sichergestellt. Doch wenn das auch nach Fremdbestimmung klingt, so erkennt der Gläubige darin dennoch einen freundlichen Akt Gottes, der durch seinen Heiligen Geist die Zuversicht ersetzt, die der Mensch niemals hätte aufbringen können.

Gottes Geist gibt die Beständigkeit und Klarheit, über die der Mensch nicht verfügt. Und weil Gott weiß, wie schwer der Mensch von Begriff ist, vertritt der Heilige Geist ihn mit Seufzen. Wenn der Christ nicht zu reden weiß, wird ihm zugesagt, dass der Heilige Geist durch ihn reden wird. Und wo er vergisst und verzagt, übernimmt es der Heilige Geist, zu erinnern und zu trösten. Bei alledem „wohnt" der Heilige Geist im Menschen und wirkt auf den menschlichen Geist ein. Er wird aber keineswegs identisch mit ihm. Und er setzt auch die normalen psychischen Funktionen nicht außer Kraft. Trotzdem gibt der Heilige Geist dem menschlichen Geist Zeugnis davon, dass er ein Kind Gottes ist. Er klärt ihn über alles auf, was ihm von Gott geschenkt wird. Er schenkt ihm Frieden. Und nur aus diesem inneren Wirken des Heiligen Geistes erwächst dann die Glaubensgewissheit, die unserer Vernunft ewig unerschwinglich bleiben müsste.

Streng genommen glaube nicht „ich", sondern „es" glaubt in mir, denn „ich" bin gar nicht in der Lage dazu. Der Heilige Geist tut, was getan werden muss, um den Menschen in eine vertrauensvolle Beziehung zu Gott zu bringen. Er macht den Glaubenden zu seiner Wohnstatt und zu seinem Tempel. Und anders ginge es nicht. Denn in allem, was Gott betrifft, ist des Menschen Geist spröde und kraftlos, wenn ihn Gott nicht teilhaben lässt an der Gewissheit, mit der Gott um sich selbst weiß. So ist dann Glaube immer noch eine Gewissheit ohne Beweis. Und doch ist er keineswegs ohne Grund, weil durch die Gegenwart des Geistes die Voraussetzungen des Zweifels hinfällig geworden sind.

Ein skeptischer Mensch zweifelt endlos, weil er stets fürchtet von Gott getäuscht zu werden. Dem Gläubigen aber kommt diese Furcht schlicht abhanden. Ein skeptischer Mensch erwartet, dass sich Gewissheit aus einer erweiterten Kenntnis der äußeren Welt ergeben müsste. Doch der Gläubige erlebt, dass Gott seine Fragen durch die innere Umwandlung des Fragenden beantwortet. Ein skeptischer Mensch macht sein Selbstverständnis von dem abhängig, was seine Vernunft für wahrscheinlich erklärt. Dem Gläubigen hingegen wäre es egal, Unrecht zu haben, wenn er nur Unrecht hätte gemeinsam mit Christus. Ein skeptischer Mensch stellt alles unter Vorbehalt, um seine Ansichten jederzeit korrigieren zu können. Der Glaubende aber vertraut vorbehaltlos dem, der ihn korrigiert hat. Ist es da ein Wunder, das Christen und Nicht-Christen so oft aneinander vorbei reden?

Es ist fast unvermeidlich! Denn dem Glauben ist nun mal nicht die Überzeugungskraft des Denkens eigentümlich, sondern die des Glaubens, wie auch dem Denken nicht die Überzeugungskraft des Glaubens eigentümlich ist, sondern die des Denkens. Mit Worten

des Neuen Testamentes gesagt: *„Wir ... haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott, dass wir wissen können, was uns von Gott geschenkt ist. Und davon reden wir auch nicht mit Worten, wie sie menschliche Weisheit lehren kann, sondern mit Worten die der Geist lehrt, und deuten geistliche Dinge für geistliche Menschen. Der natürliche Mensch aber vernimmt nichts vom Geist Gottes; es ist ihm eine Torheit und er kann es nicht erkennen, denn es muss geistlich beurteilt werden."*
Eine Schlussfolgerung, die aus alledem zu ziehen ist, sei nur kurz angedeutet. Denn wenn es, wie beschrieben, einen radikalen Bruch gibt zwischen der gewöhnlichen, menschlichen Erkenntnis und der vom Heiligen Geist gewirkten Erkenntnis, dann versteht es sich, dass die Erfahrung, die einen Christen zum Christen macht, von einem Nicht-Christen nicht wirklich nachvollzogen werden kann. Man kann sie niemandem andemonstrieren oder vermitteln, wenn es der Heilige Geist nicht tut. Und umgekehrt kann niemand dem Christen seine eigentümliche Erfahrung nehmen oder ausreden. Mit hitzigen Argumenten ist in dieser Sache weder positiv noch negativ etwas auszurichten. Und es ist darum ganz falsch, wenn im Streit um den Glauben eine Seite der anderen Dummheit oder Bosheit unterstellt. Es hilft hier nicht, zu zanken und sich etwas beweisen zu wollen. Denn die grundlegende Erfahrung des Glaubens vermittelt sich nicht anders als durch Gott selbst, vermittelt sich durch ihn aber mit überzeugender Kraft.
Wer diese Erfahrung nicht macht, kann den christlichen Glauben beim besten Willen nicht verstehen. Er muss seine Gewissheit für grundlos halten. Als Christ aber kann man ihm seine Blindheit nicht vorwerfen, weil weder wir noch er selbst, sondern nur Gott sie zu heilen vermag. Mit kluger Überredung ist hier nichts zu erreichen. Um so mehr aber durch das Gebet derer, die Gewissheit haben oder sich nach ihr sehnen…

# 9. Die unvermeidliche Deutung des Daseins

Es gehört zur Natur des Menschen, dass er wissen und verstehen will, was um ihn herum geschieht. Und dieser tief verwurzelte Erkenntnisdrang sollte nicht mit oberflächlicher „Neugier" verwechselt werden. Denn er ist lebensnotwendig. Nur wer seine Umwelt erkennt, kann sein Verhalten den Gegebenheiten anpassen. Nur wer die Rahmenbedingungen seines Daseins kennt und versteht, kann angemessen handeln, kann Gefahren ausweichen, Chancen wahrnehmen und Erfolg versprechende Strategien verfolgen. Darum ist es natürlich, dass der, der (über-)leben will, nach möglichst umfassendem Wissen strebt. Und das heißt:
Am liebsten würden wir in der Welt lesen wie in einem aufgeschlagenen Buch. Ja, wie man einem Brief mit wenigen Blicken alle nötigen Informationen entnimmt, so würden wir gern die Welt erkennen und durchforschen bis wir verstanden haben, was sie im Innersten zusammenhält. Denn ein Spiel, dessen Regeln man beherrscht, kann man gut spielen. Und einen Prozess, dessen Gesetze man kennt, kann man leicht voraussagen. Wissen ist Macht. Nur: Wie viel von dieser „Macht" haben wir? Wie umfassend und wie zuverlässig ist menschliches Erkennen?
Wer von seinem Verstand einen selbstkritischen Gebrauch macht, wird zugeben, dass die Reichweite des Verstandes begrenzt ist. Denn die Welt ist eben nicht von dieser Art, dass sie vor uns läge wie ein aufgeschlagenes Buch. Und auch der Mensch selbst ist sich oft genug ein Rätsel. Unser Wissen ist Fragment. Wir sehen immer nur Ausschnitte des weiten Feldes, das wir gerne vollständig überblicken würden. Wir kennen immer nur einen

Teil der Faktoren, die unser Leben bestimmen. Und zudem ist das Bild, das wir von uns selbst und von unserer Welt haben, in ständigem Wandel begriffen. Vieles, was wir zu wissen meinen, wissen wir nicht mit letzter Sicherheit. Irren ist menschlich. Und außerdem bleiben ein paar entscheidende Fragen immer offen:
Woher wir kommen und wozu wir da sind, wie viel Lebenszeit uns bleibt und was wir mit ihr anfangen sollen, worauf es im Leben ankommt, wie man „gut" und „böse" unterscheidet, was ein „gelingendes" Leben auszeichnet und was der Tod für uns bedeutet – das alles sind Fragen, die uns kein Lexikon beantwortet. Unser Erkennen hat zahlreiche Lücken, die der Blick ins Mikroskop oder ins Teleskop nicht schließen kann. Und darum gleicht unsere Welt weniger einem aufgeschlagenen Buch, als einem geheimnisvollen, nur teilweise lesbaren Dokument. Wir kennen solche lückenhafte Schriftstücke aus Abenteuerromanen:
Da wird eine Schatzkarte oder eine wichtiges Rezept gefunden, das für Jahrhunderte verschollen war. Ein Teil der alten Schrift ist auch noch zu lesen. Aber an vielen Stellen gibt es Risse, Brandflecken und Löcher, durch die entscheidende Informationen verloren gegangen sind. Manches ist deutlich – so wie wir auch einen Teil unseres Lebens deutlich erkennen und verstehen. Anderes aber ist unleserlich und rätselhaft – so wie auch im menschlichen Leben manches rätselhaft ist.
Wenn das aber stimmt, dass unser menschlicher Erkenntnisdrang einem solchen lückenhaften, deutungsbedürftigen Text gegenübersteht – wie gehen wir dann mit dieser Situation um? Wie lebt man in einer Welt, die nur einen Teil dessen verrät, was man wissen will?
Viele Menschen meinen, man könnte sich in dieser Lage auf die gesicherten „Fakten" beschränken. Sie nennen sich selbst „realistisch", „kritisch", „nüchtern" und „rational". Sie wollen nur glauben, was sie sehen. Sie belächeln alles „Religiöse" und lehnen jede Glaubensüberzeugung als „unbewiesene Behauptung" ab. Sie haben ein verständliches Bedürfnis nach Sicherheit und wollen sich darum an „Tatsachen" halten. Nur fragt es sich, ob dieser Vorsatz unter den gegebenen Bedingungen durchgehalten werden kann.
Ist es wirklich „rational", einem deutungsbedürftigen „Text" gegenüber auf Deutung zu verzichten? Ist das überhaupt möglich, wenn es sich bei diesem „Text" um das eigene Leben handelt? Kann man leben, ohne eine Meinung darüber zu haben, was das Leben bedeutet? Ist nicht jeder Mensch genötigt, sich auf sein Leben einen Reim zu machen und seinem Dasein einen „Sinn" zu unterstellen? Wenn der Mensch das aber tut, ist er dann mit der Deutung seines Lebens nicht schon über den Bereich der „Tatsachen" hinausgegangen?
Tatsächlich habe ich den Eindruck, dass die „Kritischen" die Voraussetzungen ihrer Position etwas kritischer betrachten sollten. Denn dann müsste ihnen bewusst werden, dass ihr Unglaube – nicht weniger als der Glaube – eine Interpretation der Welt (und insofern eine „unbewiesene Behauptung") darstellt. Auch die Entscheidung „nichts" zu glauben ist eine Glaubens–Entscheidung. Und niemand lebt, ohne eine solche Glaubensentscheidung zu vollziehen. Denn das Leben selbst hindert uns daran, dem „Lückentext" gegenüber einfach mit den Schultern zu zucken. Das Leben verlangt unablässig Entscheidungen von uns. Und nur wenige dieser Entscheidungen lassen sich aus „gesicherten Erkenntnissen" ableiten.
Einen bestimmten Menschen zu heiraten, eine bestimmte Partei zu wählen, einen bestimmten Beruf zu ergreifen – das alles sind Schritte, die eine Deutung unseres Lebens voraussetzen. Und mit dieser Deutung oder Interpretation unseres Lebens greifen wir

zwangsläufig über den schmalen Bereich des „gesicherten Wissens" hinaus: Wir „wissen" nicht, dass der Ehepartner uns liebt – aber wir glauben es ihm. Wir „wissen" nicht, dass jene Partei der Zukunft unserer Gesellschaft besser dient als eine andere – aber wir hoffen es. Wir „wissen" nicht, ob wir den Anforderungen gewachsen sind, die der Beruf in zwanzig Jahren an uns stellt – aber wir wagen es.

Menschliches Leben vollzieht sich also **immer** im Bereich des ungesicherten Erkennens, des Glaubens, Hoffens und Vertrauens. Und wer sich darauf bewusst einlässt, dem darf deswegen kein Mangel an intellektueller Redlichkeit nachgesagt werden. Denn der Gläubige behauptet ja nicht zu wissen, was er nicht weiß. Er maßt sich nicht an, bessere Augen zu haben als der, der in den Lücken eben Lücken sieht.

Aber im Vollzug seines Glaubens bildet er sich eine Meinung darüber, welchen Gesamtsinn der lückenhafte Text hat. Er bringt das, was er erkennt, in sinnvollen Zusammenhang und versucht zu erschließen, was dort gestanden haben muss, wo er nichts mehr erkennt. Er stellt Mutmaßungen an, er deutet und interpretiert. Er versucht zu erahnen, wie das Leben gemeint ist. Er lebt auf Grund seiner persönlichen Interpretation. Und er vollzieht damit nur bewusst, was die Kritiker des Glaubens unbewusst tun. Denn wie wir oben gezeigt haben, kann man nicht „nichts" glauben. Wer mit Gott rechnet, wird seine Überzeugung nicht als überprüfbares „Wissen" ausgeben. Doch wer Gott leugnet, kann das genauso wenig. Wer vorgibt, weder an Gottes Existenz noch an seine Nicht–Existenz zu glauben, glaubt mit dieser Unentschiedenheit im Recht zu sein. Und wer sich von vorneherein weigert, über Glaubensfragen nachzudenken, der glaubt zumindest, dass sich dieses Nachdenken nicht lohnen würde. Weder für das eine noch für das andere kann ein „Beweis" erbracht werden. Darum zerfällt die Menschheit auch nicht in solche, die sich an „nüchterne Fakten" halten einerseits, und solche, die etwas „glauben" andererseits. Sondern **alle** glauben – und gehen **alle** mit ihrer Sicht der Dinge das Wagnis ein, dass sie sich als falsch erweisen könnte.

Was heißt das dann aber im Blick auf den christlichen Glauben? Und inwiefern hilft es uns, ihn zu verstehen? Nun: Sofern der christliche Glaube ein bestimmtes Weltverständnis und ein Selbstverständnis des Menschen einschließt, ist er – wie jede andere Weltanschauung – ein Akt der Deutung und der Interpretation. Er ist also ein Wagnis, wie jede andere Deutung des Lebens auch ein Wagnis ist. Und wenn man nur das „Wissen" nennen will, was jedermann jederzeit zwingend demonstriert werden kann, dann heißt „Glauben" in der Tat „Nicht-Wissen".

Wer nun aber daraus folgern wollte, der christliche Glaube sei eine bloße „Vermutung" oder „Annahme" nach dem Motto „Kann sein oder kann nicht sein" – der hätte ihn missverstanden. Denn die Entscheidung für eine christliche Lebensdeutung ist gerade kein intellektuelles Spiel. Die Interpretation des eigenen Daseins, die man „Glaube" nennt, ist nicht Spekulation und folgenlose Theorie. Sondern sie ist gewagter Lebensvollzug mit Herz und Hand. Der Gläubige stellt nämlich nicht distanzierte Betrachtungen darüber an, was der Lückentext seines Lebens bedeuten mag, sondern er **lebt** seine Deutung, er **lebt** seinen Glauben. Und er ist sich im Klaren darüber, dass mit der Wahrheit seines Glaubens immer zugleich auch sein eigenes Schicksal auf dem Spiel steht.

Denn „Glaube" heißt eben nicht, an einer Wegkreuzung zu stehen und folgenlose Spekulationen darüber anzustellen, welcher Weg der richtige sein könnte. Sondern es heißt, sich auf den Weg zu begeben, den das Evangelium weist. Wer vorab einen Beweis dafür verlangt, dass der christliche Weg ihn zum Ziel führt, der wird ihn nicht erhalten. Aber für die anderen, die atheistischen, esoterischen, kommunistischen, buddhistischen, ma-

terialistischen, zynischen und nihilistischen Wege gibt es auch keine „Garantie". Es gibt in diesem Gebiet keine „Fakten", hinter denen man sich verstecken könnte. Aber die sind auch nicht nötig.
Denn indem man auf dem Weg des Glaubens Schritte macht, sammelt man Erfahrungen. Und aus diesen Erfahrungen erwächst mit der Zeit die Gewissheit, von Gott geführt zu werden. Solche Gewissheit ist nicht „Wissen". Sie ist nicht objektivierbar. Sie ist nicht beweiskräftig für den, der die Erfahrung nicht teilt. Aber das muss sie auch nicht sein. Denn es genügt, dass der Mensch, der den Weg des Glaubens betritt, unterwegs lernt, ihn zu gehen. Er lässt den Zweifel dabei vielleicht nie ganz „hinter" sich. Aber er lässt den Zweifel immer wieder „unter" sich. Und das genügt, um nach einiger Zeit das biblische Wort bestätigt zu finden:
**„Es ist der Glaube eine feste Zuversicht auf das, was man hofft,**
**und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht." (Hebr 11,1)**

# 10. Polytheismus und erstes Gebot

Das 1. Gebot enthält einen sehr radikalen und exklusiven Anspruch. Denn Gott sagt: ***„Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst nicht andere Götter haben neben mir."*** Das klingt beinah nach Eifersucht. So als ob Gott Konkurrenz fürchtete. Doch dahinter steht die Einsicht, dass man Vertrauen nicht teilen kann, ohne es zu zerstören. Der Mensch kann nur einen Gott haben, nur einen wirklichen Herrn und nur eine oberste Priorität – nicht viele. Denn wenn man Vertrauen zerteilen will, wenn man es auf mehrere Mächte oder Idole aufteilt, wird man allen ein bisschen, und keinem ganz vertrauen.
Wenn das aber jemandem nicht gleich einleuchten will und er fragt „Warum soll denn Vertrauen nicht teilbar sein?" – dann kann man es sich an einem banalen Beispiel klar machen kann: Stellen sie sich einen Mann vor, der zugleich Hosenträger und einen Gürtel trägt. Manche Männer tun das ja. Was würden sie von so jemandem denken, der Hosenträger und Gürtel gleichzeitig benutzt, um seine Hose zu halten? Man wird doch sagen: Wenn er seinem Gürtel vertraute, so bräuchte er die Hosenträger nicht. Und wenn er seinen Hosenträgern traute, so bräuchte er den Gürtel nicht. Wenn er aber beides trägt, kann man daraus nur folgern, dass der Mann weder dem Gürtel noch den Hosenträgern wirklich traut. Er misstraut beiden und versucht sich eben darum doppelt abzusichern.
Genauso ist es aber, wenn ein Mensch zwei Götter hat und sie auf jeden ein bisschen verlässt. Denn traute er dem Einen wirklich zu, dass er für das Gelingen seines Lebens sorgt, wozu bräuchte er dann den Anderen? Und traute er dem Zweiten zu, dass er sein Leben gelingen lässt, wozu bräuchte er dann den Ersten? Wenn er aber beide verehrt und sicherheitshalber zu beiden betet, dann kann das nur bedeuten, dass er im Grunde beiden misstraut. Und solche Vielgötterei ist nicht etwa doppelter Glaube, sondern nur verdoppelter Unglaube. Es ist, wie der Prophet Elia sagt, ein Hinken auf beiden Seiten, das weder Gott noch den Götzen gerecht wird, denn der Mensch kann in seinem Leben nur eine letzte Instanz haben.
Wenn Elia das aber schon bei seinen Zeitgenossen durchschaute, sollten wir es dann nicht heute auch bei uns selbst durchschauen? Vielgötterei im klassischen Sinne ist vielleicht nicht unser Problem. Aber auf beiden Seiten zu hinken, mehrgleisig zu fahren und neben Gott noch auf viele andere Mächte zu vertrauen, ist eine Versuchung, der wir leicht erliegen.

Man vertraut dann durchaus auf Gottes Hilfe. Aber mindestens ebenso auf die eigene Kraft. Man fragt schon nach Gottes Gebot. Und doch folgt man manchmal lieber dem eigenen Gutdünken. Man setzt auf Gottes Gnade, so für alle Fälle. Aber man verlässt sich zugleich auch auf gute Werke, auf den eigenen Fleiß, auf gute Freunde und Wertpapiere. Man will gewiss Schätze im Himmel sammeln. Und man spielt trotzdem Lotto. Man beteuert den Glauben. Und man hängt sein Herz zugleich an Erfolg, Genuss und Besitz. Man fährt eben gerne mehrgleisig, sei's in Freundschaften, in Geldanlagen oder in der Religion. Denn wenn eine Bindung bricht, bleiben ja noch die anderen. Mehrfache Absicherung soll den Schaden minimieren. Dass diese Strategie aber in der Religion genauso schlecht funktioniert wie in der Ehe – das ist die Botschaft des 1. Gebotes an unsere Zeit. Und die sollten wir ernst nehmen. Denn auch wir sind solche Leute, die gerne Hosenträger und Gürtel zugleich tragen.
Wir verbünden uns gerne mit Gott, wollen uns aber (für alle Fälle) auch mit den Mächten dieser Welt gut vertragen – und wir vergessen dabei, dass Gott so etwas nicht mit sich machen lässt. Er ist mit Platz 4 oder 5 auf unserer Prioritätenliste nicht zufrieden. Er stellt sich nicht in die zweite Reihe! Das Vertrauensverhältnis zu ihm funktioniert nicht, wenn er nur einer unter vielen sein soll! Gott kennt uns zu gut, um sich darauf einzulassen. Denn wo wir mehrere Eisen im Feuer haben, werden wir immer auch geteilten Herzens sein. Und das zerstört die Beziehung, die man Glaube nennt. Am Ende bleibt's nämlich bei dem, was Jesus seinen Jüngern eigeschärft hat:
***„Niemand kann zwei Herren dienen: entweder er wird den einen hassen und den andern lieben, oder er wird an dem einen hängen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon."*** (Mt 6,24)
Gott will, dass wir die Entschlossenheit aufbringen, ungeteilten Herzens zu leben. Denn biblischer Glaube funktioniert nicht nach dem Prinzip Hanfseil, sondern nach dem Prinzip Kette. Ein Hanfseil besteht aus vielen Fasern. Und das hat den Vorteil, dass es auf die einzelne Faser nicht so sehr ankommt. Reißt eine, bleiben noch hundert andere, die die Last tragen können. Damit aber hundert Platz haben, muss die einzelne Faser sehr dünn sein. Die Stärke des Seils resultiert aus der Menge der kombinierten Einheiten, die alle dem gleichen Zweck dienen. Das Prinzip einer Kette ist offensichtlich ganz anders. Denn da kommt es auf die Belastbarkeit jedes einzelnen Kettengliedes an. Das Kettenglied ist natürlich viel dicker und belastbarer als eine einzelne Hanffaser. Aber wenn es versagt, gibt es keinen Plan B. Es muss allein die gesamte Last tragen können.
Letztlich kann auch der Mensch nur nach einem dieser beiden Prinzipien leben. Entweder wird er versuchen sein Lebensrisiko möglichst breit zu streuen und nirgends zu viel Vertrauen zu investieren. Oder wird sein gesamtes Vertrauen auf eine Karte setzen. Der Mensch kann Polytheist oder Monotheist sein. Aber beides zugleich geht nicht…

# 11. Weisheit und Torheit

Wer über Weisheit und Torheit nachdenkt, kommt nicht darum herum, sich selbst irgendwo zwischen den Extremen einzuordnen. Denn reden wir von Weisheit und Torheit, so fragt sich ja, ob wir selbst uns eher für weise oder für töricht halten. Sind wir also „klug"? Sind wir intelligent und schlau – oder gehören wir eher zu den Dummen, Begriffsstutzigen und geistig Trägen? Ich vermute, wenn man einzelne Menschen danach fragte, würden sich fast alle im Mittelfeld verorten oder etwas darüber. Denn zu behaup-

ten, man selbst sei „superklug", wäre gegen alle Bescheidenheit. Und zuzugeben, dass man sich selbst für dumm hält, wäre doch irgendwie peinlich. Die meisten Menschen würden sagen, sie seien – wenn auch kein „Genie" – so doch mit ihrer geistigen Ausstattung durchaus zufrieden. Und ein Spötter hat darum behauptet, nichts auf der Welt sei so gerecht verteilt wie der Verstand, weil jeder Mensch überzeugt ist, dass er genug davon habe.

Es ist ja wirklich wahr: Keiner hält sich selbst für „doof"! Aber es will auch keiner von den Anderen dafür gehalten werden, denn Klugheit ist in unserer Gesellschaft ein hoher Wert und „clever–sein" oder „helle–sein" zählt fast so viel wie Jugend, Gesundheit oder Reichtum. Diese Hochschätzung der Intelligenz ist deutlich spürbar, wenn man mit älteren Menschen über ihre Kinder und Enkelkinder spricht und erlebt, wie da mancher mit leuchtenden Augen und voller Stolz von den tollen Zeugnissen seiner Enkel erzählt. Denn auf seine Intelligenz hält man sich etwas zu gute in dieser Gesellschaft, die allem vertraut, was als „Wissenschaft" dargeboten wird:

Ein Professorentitel macht allemal noch Eindruck. Und einem Nobelpreisträger glaubt man fast alles. Denn ganz allgemein hält der Mensch viel vom menschlichen Verstand und traut ihm zu, praktisch **alles** zu erforschen. Wir schätzen Intelligenz, weil der Intelligente sich erkennend der Dinge bemächtigen kann, sie durchschauen und berechnen, voraussagen und manipulieren kann: „Wissen ist Macht", sagt man. Und weil der Mensch nach dieser Macht begierig ist, möchte er gern klug sein. An **einem** Punkt allerdings, da erlebt die stolze Vernunft eine arge Schlappe und in **einer** Sache richtet sie nichts aus: Wenn es nämlich um den Glauben geht. Zu gern würde der Mensch es mit Gott machen, wie er es mit der Welt gemacht hat. Er würde Gott zu gern erforschen, wie er den Nordpol, den Dschungel und die Tiefsee erforscht hat. Zu gern würde der Mensch seinen Schöpfer untersuchen wie eine Mücke, die man unter das Mikroskop legt, um sich auch der göttlichen Dinge erkennend zu bemächtigen. Zu gern würde der Mensch Beweise des Glaubens haben, um dann nach Prüfung der Beweisführung auf eine risikolose und rational abgesicherte Weise zu „glauben" – oder den Glauben besser gleich gegen ein verlässliches **Wissen** einzutauschen. Aber das alles geht nicht. Die Vernunft erleidet eine Schlappe. Denn Gott will nicht mit den Maßstäben des Irdischen gemessen werden und zeigt darum der menschlichen Neugier die kalte Schulter. Er entzieht sich ihrem Zugriff und frustriert damit absichtlich die stolze Vernunft, weil der Mensch von Gott nichts anderes wissen soll, als nur, was Gott ihn wissen lässt durch das biblische Wort.

Unser Verstand begreift Gott nicht, und unsere Gefühle erfühlen ihn nicht, unsere Logik erschließt ihn nicht, und unsere Sinne sehen ihn nicht. Welchen Vorteil haben also die Klugen von ihrer Klugheit? In weltlichen Geschäften haben sie ganz sicher einen Vorteil. Doch Gott gegenüber haben sie **keinen** – und **sollen** auch keinen haben, denn Gott ist barmherzig mit allen und zieht die Intelligenzbestien den Unterbelichteten keineswegs vor. Der Glaube, den ein Mensch haben muss, um gerettet zu werden, soll allen Menschen zugänglich sein. Gott will, dass sein Evangelium unabhängig von der Intelligenz des Menschen verstanden werden kann. Darum hat er der menschlichen Vernunft den Zugriff auf dieses Evangelium verweigert und die Wahrheit des Glaubens nicht dem Menschengeist anvertraut, sondern seinem Heiligen Geist, der diese Wahrheit den Klugen und den Dummen gleichermaßen zugänglich machen oder verweigern kann.

Wahrlich: Gott wollte **nicht,** dass der Glaube ein Rätsel sei, das nur die Schlauen lösen, um auch hier im Vorteil zu sein. Gott wollte **nicht,** dass die Dummen auch in Glaubens-

dingen „dumm" dastehen, wie sie so oft „dumm" dastehen. Sondern er wollte gerade den Übergescheiten eine Lehre erteilen und ihren Wissensstolz demütigen, weshalb er das heilsbringende Evangelium sehr schlicht und regelrecht töricht verpackt hat.
Denn was wäre in den Augen der Welt törichter und dümmer als die Botschaft vom Kreuz Jesu Christi? Was ist törichter, als dass einer die Sicherheit und Herrlichkeit des Himmels eintauscht gegen einen irdischen Foltertod? Was ist närrischer als Gottes Liebe zu uns Narren? Kein schlechterer Tausch ist denkbar als dieser, dass Gott seine Macht eintauscht gegen die Ohnmacht des Gekreuzigten und seine Gerechtigkeit eintauscht gegen die Sünde der Sünder. Menschenweisheit wäre **darauf** nie gekommen. Und die Philosophen stehen bis heute ratlos davor. Sie verstehen weder das Evangelium, noch können sie verstehen, wie ein Christ ohne greifbare Beweise seines Glaubens gewiss werden kann. Für Gott aber ist dies genau der richtige Weg, um die Klugen zum Narren zu halten und die Übergescheiten dadurch zu demütigen, dass er sie blind und ratlos macht vor dem Geheimnis seiner Gnade.
Zwar **will** Gott sein Evangelium verstehen lassen, er **will** die Menschen erleuchten, er **will** Gotteserkenntnis schenken und will zu uns in Beziehung treten. **Aber** er tut es ganz bewusst zu **seinen** und nicht zu unseren Bedingungen. Er unterwirft dabei seine Wahrheit nicht unserer Kontrolle, damit sich niemand rühme und keiner damit prahle, er habe Gottes Wahrheit durchschaut. Niemand soll sagen, er habe sich seinen Glauben selbst ergrübelt und sei frömmer als die anderen, weil er klüger sei. Keiner soll sagen, er habe Gottes Wahrheit geprüft wie die Klassenarbeit eines Schülers. Keiner soll sagen, er habe Gott erforscht. Sondern für alle, die gewürdigt werden, etwas von Gott zu erkennen, soll es gnadenhaft geschenkte Erkenntnis sein. Die Klugen sollen bei Gott keinen Vorteil haben. Und die Dummen sollen nicht verzweifeln müssen, weil Gott den Einfältigen gewiss nicht ferner ist als den Genies. Er liebt die Gescheiten nicht mehr als die Trottel, und teilt sich darum der Welt mit in einem Evangelium, dem menschliche Dummheit nichts abbrechen, und dem menschliche Weisheit nichts hinzuzufügen vermag.
Dass es sich aber wirklich so verhält, kann jeder sehen, wenn er sich in den Kirchen umschaut und dort große Narren und große Gelehrte friedlich nebeneinander sitzen sieht. Ja, wenn wir darauf schauen, wer den Weg zum Glauben findet, so sind es **nicht** vorrangig die Gebildeten und Klugen, es sind **auch nicht nur** die Ungebildeten oder Dummen, sondern es **sind** quer durch alle Intelligenzniveaus hindurch Menschen aller Bildungsschichten. Schon Jesus selbst hat seine Jünger nicht etwa aus der Bildungselite des Volkes gewählt, sondern mitten heraus aus den Arbeitern und Handwerkern. Jesus hat sich offenbar von den Gescheiten nicht mehr erwartet als von den anderen auch – und mit dieser Kränkung müssen die Gescheiten bis heute zurechtkommen. Denn ihre Klugheit mag in allen irdischen Bezügen ein Vorteil sein, wie es Gesundheit auch ist, oder Wohlstand, aber sie ist **kein** Vorteil in Glaubensdingen, sondern es gilt viel eher das Gegenteil, weil es leicht zur Gefahr wird, wenn einer auf seine Klugheit zu sehr vertraut. Die sich für Weise halten in dieser Welt, die macht Gott gerade durch ihre Weisheit zu Narren. Wenn sie aber glauben wollen, müssen sie einsehen, dass Gottes Torheit weiser ist als alle Weisheit der Menschen, und müssen akzeptieren, was Paulus sagt: ***„Weil die Welt, umgeben von der Weisheit Gottes, Gott durch ihre Weisheit nicht erkannte, gefiel es Gott wohl, durch die Torheit der Predigt selig zu machen, die daran glauben." „...was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, damit er die Weisen zuschanden mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, damit er zuschanden mache, was stark ist; und das Geringe vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt, das, was***

*nichts ist, damit er zunichte mache, was etwas ist, damit sich kein Mensch vor Gott rühme."*

Was aber bedeutet das für uns? Und welche Konsequenzen hat es? Wird es damit überflüssig über Glaubensdinge nachzudenken? Wird die Vernunft damit für wertlos erklärt, obwohl doch auch die Vernunft eine Gabe Gottes ist? Nein: Ich meine durchaus, dass die menschliche Vernunft dem Glauben zu dienen vermag. Aber sie muss dazu Demut lernen und muss dem Glauben untergeordnet werden, wie auch unser Gefühl und unser Gewissen, unser Wille und unsere Kraft unterzuordnen sind.

Denn in den anderen Bereichen ist es ja genauso. Wenn es z.B. um Gerechtigkeit geht, richten wir auch mit unseren „guten Werken" nichts aus, sondern müssen demütig hinnehmen, dass uns Vergebung und Gerechtigkeit nur aus Gnade zuteil werden. Wenn es ums Leben und Sterben geht, richten wir mit Willenskraft ebenso wenig aus, sondern müssen demütig hinnehmen, dass uns der Schöpfer das Leben schenkt und wieder nimmt. Und wenn es um Erkenntnis geht – warum soll es dann plötzlich anders sein? Auch da richten wir mit Grübelei und Logik wenig aus, sondern müssen hinnehmen, dass Gottes Geist sich vorbehalten hat, die Dummen genauso zu erleuchten wie die Schlauen, wann immer es **ihm** gefällt.

Das kränkt dann gewiss unseren stolzen Verstand, dass er sich nicht zu Gott „hindurchdenken" kann. Aber diese Kränkung ist notwendig und heilsam. Denn des Menschen Verstand ist in göttlichen Dingen so inkompetent, dass er das Ziel der Gewissheit nicht nur **nicht erreicht,** sondern dieses Ziel – je mehr er dem eigenen Erkennen zutraut – um so sicherer **verfehlt**. Wir müssen akzeptieren, dass in der Beziehung zu Gott alles nur durch Gott geschehen kann, und dass Eigenmächtigkeit in dieser Hinsicht immer nur schadet:

Wenn das Geschöpf sein Leben nicht vom Schöpfer empfangen und ihm verdanken, sondern das Leben sich selbst verschaffen und gewährleisten will, handelt es sich im eigenmächtigen Zugriff auf das Leben den Tod ein. Wenn der Schuldige sich Vergebung und Rechtfertigung nicht um Christi willen zusprechen lässt, sondern sie durch „gute Werke" verdienen will, vermehrt der eigenmächtige Zugriff auf die Gerechtigkeit nur seine Schuld. Und wenn der Unwissende die Wahrheit über Gott nicht von Gottes Geist erfahren, sondern sie mit Menschengeist erdenken, herleiten und begründen will, steigert der eigenmächtige Zugriff auf Gottes Wahrheit nur die resultierende Verwirrung.

Gerade die „Übergescheiten" machen sich dabei am schnellsten zum Narren. Und darum ist es viel besser, dass man die geistliche Armut akzeptiert, die Gott uns auferlegt, statt einen geistlichen Reichtum zu fordern, den er nicht geben will. Ja, zum Ärger der Bescheidwisser und der Weltweisen sei es gesagt, dass mancher Trottel klüger handelt als sie. Denn auch als Trottel ist man kein Trottel mehr, wenn man die Zumutung geistiger Schwäche als Zumutung **Gottes** aus seiner Hand annimmt und sich an seiner Gnade genügen lässt.

Ich empfehle darum, nicht haben zu wollen, was Gott uns nicht haben lässt, und nicht zu fordern, was er nicht geben will. Ich empfehle nicht reich sein zu wollen, wo Gott uns arm sein lässt, und nicht groß sein zu wollen in dem, worin er uns klein gemacht hat. Ich empfehle Gott schon vorab Recht zu geben, in allem, was er mit uns vorhat, und die Dummheit, die Gott uns zumutet, jeder Klugheit vorzuziehen. Denn dann muss man sich nicht scheuen, um Christi willen für einen Narren gehalten zu werden, sondern kann sich fröhlich an die Torheit Gottes halten, die tausend mal weiser ist als alle Weisheit dieser Welt...

# 12. Einseitigkeit und Vielfalt

Gottes Tierreich ist groß. Und auch die Menschen sind in vielerlei Hinsicht verschieden. Weil das aber dem menschlichen Ordnungssinn widerstrebt, versucht man immer wieder, das bunte Durcheinander in „Typen" einzuteilen. Man kann dabei die Menschen nach ihrer körperlichen Gestalt unterscheiden, nach ihrem Charakter, nach ihren Essgewohnheiten, nach der Art ihrer Stressbewältigung oder nach ihren politischen Überzeugungen. Was aber ist mit dem Glauben? Die Frage drängt sich auf, denn auch die Christen sind ja keineswegs alle gleich. Und will man die Unterschiede zwischen ihnen nicht nur feststellen, sondern auch verstehen, so kommt man nicht umhin, nach „Typen" des Christ-Seins zu fragen: Lassen sich da anhand gemeinsamer Merkmale „Gruppen" bilden, die durch die Art ihres religiösen Erlebens von den anderen unterschieden sind? Und wenn ja, wie verhalten sich diese **vielen** Gruppen dann zu dem **einen** Glauben, den doch alle Christen miteinander teilen?
Ich will im Folgenden eine Antwort geben, die vielleicht überraschend klingt. Denn meines Erachtens sind die Christen nicht **trotz** ihres gemeinsamen Glaubens verschieden, sondern **wegen** dieses gemeinsamen Glaubens. Der schließt nämlich nicht bloß **eine** Art von Gottesbeziehung ein, sondern **sieben** verschiedene Beziehungen, die miteinander im Zusammenhang stehen und die, je nach persönlicher Akzentsetzung, das Selbstverständnis des Christen so oder so bestimmen. Ein Christ steht nämlich…

**(1.) …in Beziehung zu Gott dem Schöpfer:**
Er empfängt sein Leben bewusst aus Gottes Hand. Er kennt keinen „Zufall" und kein „blindes Schicksal". Sondern er weiß, dass er es in allem Harten und Zarten, in allem Schönen und Schweren, im Anfang wie im Ende immer mit seinem Schöpfer zu tun hat. Er erkennt seine Abhängigkeit und bejaht sie.

**(2.) …in Beziehung zu Gott dem Gesetzgeber:**
Er kennt die Ordnungen, die Gott seiner Schöpfung auferlegt hat. Und er beugt sich der Autorität, die ihm darin begegnet. Er versucht nicht selbst zu bestimmen, was als „gut" oder „böse" gelten soll, sondern erkennt in Gottes Wille und Gebot den Maßstab, an dem sein Leben gemessen wird.

**(3.) …in Beziehung zu Gott dem Offenbarenden:**
Er strebt nach Wahrheit, Klarheit und Erkenntnis. Er verachtet auch nicht Vernunft und Wissenschaft. Doch den Schlüssel zum Verständnis des menschlichen Daseins, findet er in der Offenbarung. Indem er Gott erkennt, lernt er, sich selbst und die Welt von der Intention des Schöpfers her zu verstehen.

**(4.) …in Beziehung zu Gott dem Richter:**
Er erfährt immer wieder, dass das Böse nicht nur in der Welt, sondern auch in ihm selbst mächtig ist. Er ist nicht, wie er nach Gottes Wille sein sollte. Und er kennt die schreckliche Konsequenz: Gott hat guten Grund, das Geschöpf zu verneinen, das durch sein Verhalten Gott verneint.

**(5.) …in Beziehung zu Gott dem Erlöser:**
Er erkennt im Evangelium den von Gott gewiesenen Ausweg aus seiner verzweifelten Lage. Er vertraut auf Jesus Christus, der für ihn starb und auferstand. An ihn hängt und klammert er sich mit aller Kraft. Denn nicht bei sich selbst oder in der Welt, sondern allein bei Christus findet er Trost und Freiheit.

**(6.) …in Beziehung zu Gott dem Heiligen Geist:**
Der Christ weiß sich von Gott angenommen. Er bemüht sich aber auch, ein dementsprechendes Leben zu führen, indem er Herz und Hände „heiligt". Er gibt dem Geist Gottes Raum in seinen Gedanken, Worten und Werken. Und er hält sich zur Gemeinschaft der Kirche, die ihn dabei stärkt und stützt.

**(7.) …in Beziehung zu Gott dem Vollender:**
Er weiß, dass Gottes Liebe das letzte Wort haben wird. Darum ist die Hoffnung des Christen unverwüstlich inmitten von Leid und Tod, Schmerz und Schuld. Diese Mächte bedrängen ihn zwar, aber er kann ihnen zuwider leben. Denn er erwartet getrost ihre Überwindung am Jüngsten Tag.

Nun: Die genannten sieben Beziehungen genügen, um das weite Feld des christlichen Glaubens grob zu umreißen. Und es wäre nicht weiter schwer, ihren inneren Zusammenhang aufzuzeigen. Doch was hat das mit unserer Frage nach den verschiedenen „Spielarten" des christlichen Glaubens zu tun? Ich meine, die Unterschiede zwischen den Christen rühren daher, dass nicht bei jedem jeder der sieben Aspekte gleich stark entwickelt ist. Man wird zwar annehmen, dass in einem reifen Christenleben keines dieser sieben Elemente ganz fehlt. Doch bei dem einem steht eben dies und bei dem anderen jenes im Vordergrund. Das gibt jedem „Glaubenstyp" sein besonderes Profil. Es macht seine jeweilige „Chance" aus – und auch seine jeweilige „Gefahr":

**(1.) Die Beziehung zu Gott dem Schöpfer:**
**Chance:** Glaube, der hier seinen Schwerpunkt hat, zeichnet sich durch große „Bodenhaftung" aus. Er verliert sich nicht so leicht in Betrachtungen des eigenen Seelenlebens oder in Spekulationen. Er ist vielmehr handfest, naturverbunden und konkret.
**Risiko:** Drängt dieser Aspekt des Glaubens die anderen sechs in den Hintergrund, kann das Gottesbild des Menschen zweideutig werden. Der Glaube droht dann in den Fatalismus abzurutschen. Denn eine klare, hoffnungsfrohe Erkenntnis Gottes ist aus Natur und Geschichte nicht zu gewinnen, sondern nur aus dem Christuszeugnis der Heiligen Schrift.

**(2.) Die Beziehung zu Gott dem Gesetzgeber:**
**Chance:** Glaube, der hier seinen Schwerpunkt hat, zeichnet sich durch ein hohes moralisches Niveau aus. Er kennt und benennt die Grenzen, die nicht überschritten werden können, ohne dass der Mensch sich und anderen schadet. Er verliert daher nicht so leicht die Orientierung.
**Risiko:** Wo dieser Aspekt des Glaubens dominant ist, kann es zur Verwechslung von Christentum und Moralismus kommen. Allzu große Strenge erstickt dann die Freude, ein autoritäres Gottesbild verdeckt die Liebe Gottes, und die christliche Freiheit kann sich nicht entfalten.

**(3.) Die Beziehung zu Gott dem Offenbarenden:**
**Chance:** Wer dieser Beziehung besonderes Gewicht beimisst, wird seinen Glauben gründlich durchdenken. Er versteht, was er glaubt. Er gewinnt Klarheit. Und diese Klarheit hilft ihm dann, sowohl den Kritikern des Glaubens als auch den eigenen Zweifeln klug und intellektuell redlich zu begegnen.
**Risiko:** Wo dieser Aspekt einseitig überbetont wird, kann der Glaube in die Nähe des Intellektualismus, des Dogmatismus oder der theologischen Rechthaberei geraten. Das Für-wahr-halten bestimmter Glaubenssätzen erscheint dann wichtiger als die Hingabe des Herzens oder die Heiligung des Lebens.

**(4.) Die Beziehung zu Gott dem Richter:**
**Chance:** Wer in diesem Aspekt des Glaubens beheimatet ist, zeichnet sich meist durch große Nüchternheit aus und hat aus eigener Erfahrung auch Verständnis für das Scheitern anderer Menschen. Er neigt nicht dazu, sich über andere zu erheben. Vielmehr kann er anderen beistehen, wenn sie Illusionen verlieren und ihre eigenen „Abgründe" entdecken.
**Risiko:** Wo dieser Aspekt des Glaubens allzu sehr überwiegt, kann Selbsterkenntnis in Depression, Verzweiflung oder Menschenverachtung umschlagen. Es kann zu einer regelrechten Leidensverliebtheit kommen, die hinter dem Zeichen des Kreuzes in Wirklichkeit nur ihren Selbsthass verbirgt.

**(5.) Die Beziehung zu Gott dem Erlöser:**
**Chance:** Wo dieser Aspekt des Glaubens im Zentrum steht, entfaltet das Evangelium seine ganze Kraft und erfüllt den Menschen mit Zuversicht: Alles Schwere hat ihm Christus von den Schultern genommen, darum kann er mitreißend und befreiend wirken auf andere, die noch in Resignation gefangen liegen.
**Risiko:** Die Konzentration auf Christus darf nicht zu Lasten Gott des Vaters oder des Heiligen Geistes gehen, denn sonst wird die „Erlösung" gegen „Schöpfung" und „Heiligung" ausgespielt. Der Ernst des Gesetzes droht dann hinter dem Evangelium zu verschwinden. Und übrig bleibt nur die Verehrung des „lieben Herrn Jesus", die leicht ins Süßlichkitschige abrutscht.

**(6.) Die Beziehung zu Gott dem Heiligen Geist:**
**Chance:** Wer hier seinen Schwerpunkt setzt, ist nicht bloß dem Namen nach „Christ", sondern ist es mit Herz und Hand. Das Evangelium gewinnt in seinem Leben konkrete Gestalt und strahlt auf andere aus, weil so ein Mensch wirklich bemüht ist, seine Worte und Taten vom Geist Jesu durchdringen zu lassen.
**Risiko:** Das Streben nach Heiligung kann, wenn es nicht mit Nüchternheit und Humor gepaart ist, leicht in fromme Selbstbespiegelung und Bigotterie übergehen. Wo das eigene Bemühen um Vervollkommnung zu sehr in den Vordergrund tritt, kann zudem der falsche Eindruck entstehen, das was Christus für uns getan hat, sei einer Ergänzung bedürftig.

**(7.) Die Beziehung zu Gott dem Vollender:**
**Chance:** Dieser Aspekt des Glaubens ist herrlich, weil er auch da noch hoffen lässt, wo nach menschlichem Ermessen nichts mehr zu hoffen ist. Menschen, die sich von Gottes Verheißungen tragen lassen, wissen in großer Not zu trösten, weil sie die Geschichte allen Lebens vom (guten) Ende her deuten.

**Risiko:** Wo ein Christ nur hoffend in der Zukunft lebt, kann es geschehen, dass er die Aufgaben der Gegenwart vernachlässigt. Die Vorfreude auf das, was Gott tun wird, lenkt dann ab von dem, was schon heute getan werden kann. Und im schlechtesten Fall wird aus „Trost" bloße „Vertröstung".

Ich schließe hier die kleine „Typenlehre" des Christ–Seins. Zum Abschluss sei aber gefragt, wozu sie denn nütze ist. Eignet sie sich, um nun den eigenen Bekanntenkreis durchzugehen und über das mehr oder weniger „einseitige" Christ–Sein anderer Menschen zu urteilen? Das wäre sicherlich keine sinnvolle Anwendung. Nur Gott schaut in die Herzen. Und schon darum sollten wir uns hüten, andere Menschen in ein Schema zu pressen. Zu unserer eigenen Besinnung könnte die Sache aber nützlich sein. Denn sie hilft mir, mich selbst kritisch zu befragen und auf Einseitigkeiten hin zu prüfen: Wo liegt für mich der „Schwerpunkt" meines Glaubens? Welchen Aspekt vernachlässige ich gern? Habe ich hier oder dort „blinde Flecken"? Bin ich dieser oder jener „Gefahr" schon einmal erlegen? Sind mir mit fortschreitendem Alter andere Aspekte wichtig geworden? Durch welche Erfahrungen hat sich mein Glaube gewandelt? Und in welcher Richtung könnte er jetzt weiter „wachsen"?
Solche Überlegungen sind wichtig, denn das Haus des Glaubens hat viele Zimmer. Es ist normal, dass wir uns in einigen dieser Zimmer mehr „zu Hause" fühlen als in anderen. Doch sollte uns auf die Dauer kein Zimmer ganz „fremd" bleiben. Denn wer bestimmte Aspekte des Glaubens ausblendet, wird die Mitchristen nicht verstehen, die gerade dort ihren Schwerpunkt haben. Es lohnt sich darum, das ganze Haus zu bewohnen – und dabei nach und nach die große Vielfalt des Glaubens zu entdecken.

# 13. Echtheit des Glaubens

Ist mein Glaube „echt"? Diese Frage hat sich wohl jeder Christ schon einmal gestellt. Denn bekanntlich gibt es in der Welt des Religiösen nicht nur den „wahren Glauben", sondern es gibt auch viel frommen Selbstbetrug. Bei anderen Menschen sind wir besonders sensibel dafür. Wenn sie vom Glauben reden und doch nicht danach leben, empört uns das. Was aber, wenn es sich bei uns selbst genauso verhielte?
Es müsste ein wunderlicher Christ sein, der da nicht ab und zu an sich zweifelte. Denn über den eigenen Glauben verfügt man schließlich nicht wie über eine erlernte Fähigkeit. Man kann ihn nicht vorzeigen wie einen Besitz. Er ist eine Angelegenheit des Herzens. Und ob ich „in mir drin" Glauben „fühle", das kann von schwankenden Stimmungen abhängen. Was also, wenn man sich etwas vorgemacht hätte und der eigene Glaube wäre bloß schöner Schein?
Die Gefahr ist real. Und darum sollte man einer kritischen Selbstprüfung nicht aus dem Wege gehen. Nur: Wie kann ich die „Echtheit" meines Glaubens prüfen? Welchen Maßstab kann ich zugrundelegen? Von der Antwort auf diese Frage hängt viel ab. Denn wenn ich schon den Maßstab für die „Echtheit" des Glaubens falsch bestimme, kann das Ergebnis meiner Prüfung kaum richtig sein.
Erwarte ich, dass „wahrer" Glaube keine Zweifel kennt, so werde ich nach solchem Glauben vergeblich suchen. Unterstelle ich, ein „echter" Christ müsse moralisch vollkommen sein, so jage ich ein Phantom. Und fahnde ich in mir nach konstant-frommen Gefühlen, so werde ich enttäuscht werden. Unter derart falschen Voraussetzungen muss meine

Selbstprüfung negativ enden. Denn ein Christ ist schließlich kein Engel. Wenn es aber nicht die emotionale Konstanz ist, die den „wahren" Glauben kennzeichnet, und auch nicht die moralische Vollkommenheit – was ist es dann? Was unterscheidet dann den „echten" Glauben vom „eingebildeten"?

Ich meine: Der Unterschied liegt im Ziel. Wer wissen will, wie es um seinen Glauben steht, der muss sich fragen, ob seine Gottesbeziehung „Mittel zum Zweck", oder ob sie „Selbstzweck" ist. Denn wer wirklich Gott sucht, der sucht ihn um seiner selbst willen. Seine Gottesbeziehung hat kein anderes Ziel, als mit Gott in Beziehung zu sein. Gott selbst ist das Ziel. Und der Glaube ist in dem Maße „echt", in dem er auf außerhalb der Gottesbeziehung liegende Ziele verzichtet.

Der „eingebildete" und „falsche" Glaube verrät sich nämlich dadurch, dass er an Gott nur ein indirektes Interesse hat. Er gebraucht Religion als Instrument. Er sucht in Gott einen mächtigen Verbündeten der eigenen Absichten. Er „glaubt" aber nur, weil er sich etwas davon verspricht. Vielleicht fragt er nach Gott, weil das seinem seelischen Wohlbefinden dient. Vielleicht gibt er sich „christlich", um bestimmten Menschen zu gefallen. Möglicherweise fragt er nach Gott, weil er für tiefsinnig gehalten werden will. Oder er übt sich in Frömmigkeit, damit seine Gebete erhört werden. Die Motive können ganz verschieden sein. Doch ist das religiöse Verhalten dabei immer Teil einer menschlichen Strategie, die Gott zu ihrem Erfüllungsgehilfen machen will. Vordergründig sieht es so aus, als schauten wir Gott ins Gesicht. Doch in Wahrheit schielen wir an ihm vorbei auf etwas ganz anderes. Wir gebärden uns „religiös", um Gott zu manipulieren. Wir suchen in ihm den großen Resonanzkörper, der unserer eigenen Stimme „ewigen" Widerhall verschafft. Wir suchen die himmlische Bühne, um uns darauf effektvoll darzustellen. Wir weiden uns an der metaphysischen Bedeutsamkeit unseres Daseins. Doch so oder so ist das alles weit entfernt von „echtem" Glauben. Denn mein „Ego" wird dabei nicht relativiert, sondern religiös überhöht und gesteigert.

Ich wünsche mir, Gott möge für mich sein wie meine rechte Hand. So nützlich, so dienstbar, so selbstverständlich verfügbar. „Glauben" aber heißt, für Gott sein zu wollen, wie **seine** rechte Hand. So nützlich, so dienstbar, so selbstverständlich verfügbar. „Echter" Glaube fragt nicht danach, was Gott für ihn tun kann – er weiß ja, dass Gott schon mehr als genug für ihn getan hat. Er fragt vielmehr, was er für Gott tun kann – um nützlich zu sein in Gottes Plan. „Eingebildeter" Glaube bestürmt Gott mit Gebeten, um ihn dahin zu bringen, dass er will, was ich will. „Wahrer" Glaube dagegen bemüht sich zu wollen, was Gott will.

Die Frage, mit der wir uns selbst auf die Schliche kommen, ist darum ganz einfach: Versuche ich Gott zu einem Werkzeug meines Lebenskonzeptes zu machen, oder bin ich bereit ein Werkzeug seines Konzeptes zu sein? Will ich Gott als Mittel zu meinen Zwecken gebrauchen, oder will ich als Mittel zu seinen Zwecken dienen? Steht Gott im Mittelpunkt meines Strebens, oder steht im Mittelpunkt das, was ich mit seiner Hilfe aus mir selbst machen möchte? Integriere ich Gott in mein Leben, oder lasse ich mich integrieren in seins? Weise ich ihm eine Rolle zu im Schauspiel meines Daseins, oder akzeptiere ich, dass er der Regisseur ist? Folge ich ihm nur, solange er mir die Heldenrolle überlässt? Oder gestehe ich ihm auch das Recht zu, mich zum Komparsen zu machen? Ist mein Glaube also bloß das religiöse Sahnehäubchen oben auf dem Gesamtkunstwerk meiner Selbstverwirklichung? Oder habe ich mich Gott bedingungslos ausgeliefert, auf dass er in mir und durch mich verwirkliche, was **er** will?

Um den Unterschied noch einmal auf den Punkt zu bringen, will ich an den Kirchenleh-

rer Augustin erinnern. Er lehrte, das Verhältnis eines Menschen zu einem Ding könne zweifach sein: Entweder hängt man einer Sache an, um ihrer selbst willen. Das nennt Augustin die Sache „genießen" (lat. „frui"). Oder man befasst sich mit einer Sache nur, um sie zu „gebrauchen" und mit ihrer Hilfe dem näher zu kommen, was man eigentlich „genießen" will (lat. „uti"). „Genießen" will man also das Ziel, die Mittel dazu will man bloß „gebrauchen". Was aber ist in Wahrheit eines Menschen „Ziel" und was sollte für ihn bloß „Mittel" sein?
Augustin meint, dass die meisten Menschen die sinnvolle Ordnung auf den Kopf stellen: Sie sind nämlich darauf aus, die Welt zu „genießen", und wollen Gott nur „gebrauchen", soweit er ihnen zum Genuss der Welt verhilft. Eben diese Verwechslung von „uti" und „frui" habe ich oben den „falschen" und „eingebildeten" Glauben genannt. „Wahrer" und „echter" Glaube dagegen kehrt das Verhältnis um: Er erkennt, dass Gott der Inbegriff und der Ursprung des Guten ist. Und darum sehnt er sich danach Gott zu „genießen", während er die Welt nur „gebrauchen" will, soweit sie ihm zum Genuss Gottes verhilft. Gott ist also das Ziel. Das irdische Leben ist nur der Weg. Und diese beiden Dinge nicht zu verwechseln, das ist das Kennzeichen „echten" Glaubens.
Ich gebe zu, dass damit ein sehr hoher Anspruch erhoben wird. Solcher Glaube verlangt zwar keine moralische Vollkommenheit, keine zweifelsfreie Rechtgläubigkeit und auch keine konstant–religiösen Stimmungen. Aber klare Prioritäten verlangt er schon. Solcher Glaube steht auch eindeutig im Gegensatz zur Erwartungshaltung moderner „Religiosität". Aber was hilft's? Es geht im Christentum nun mal nicht um spirituelle „Wellness" oder um religiöse „Kicks" – sondern es geht um Erlösung. Unser Glaube ist weder „nützlich" noch „lustig" – aber er ist befreiend. Unser Gott ist weder „brauchbar" noch „nett" – aber er ist barmherzig. Und das genügt als Anreiz, um uns immer wieder auf den Weg zu bringen.
Dabei ist natürlich nicht ausgeschlossen, dass die selbstkritische Prüfung unseres Glaubens immer wieder zu deprimierenden Ergebnissen führt. Keiner ist frei von Hintergedanken und Nebenabsichten. Keiner hat ein für allemal den „wahren" Glauben errungen. Doch wenn unsere Selbstprüfung viel Menschliches und wenig Göttliches zu Tage fördert, müssen wir deswegen nicht verzweifeln. Im Gegenteil: Wir können es zum Anlass nehmen, uns Gott erneut in die Arme zu werfen, und den Glauben, den wir nicht haben, von ihm zu erbitten. Stimmen wir ein in den Ruf jenes Mannes der Jesus bat „Herr, ich glaube – hilf meinem Unglauben!" Und seien wir gewiss, dass solches Bitten nicht vergeblich sein wird…

# 14. Gott statt Religion

Wer in die Kirche geht oder sich sonst irgendwie als Christ zu erkennen gibt, wird von seinen Mitmenschen für „religiös" gehalten und wird mit vielen anderen, die auch irgendwie „religiös" sind, in einen Topf geworfen. Denn vielen Zeitgenossen liegen diese Dinge so fern, dass ihnen alle Katzen grau erscheinen. Alles, was irgendwie mit „höheren Mächten" zu tun hat, nennen sie „religiös" und sparen sich weitere Unterscheidungen, weil doch angeblich alle Religionen das Gleiche meinen. Mich aber ärgert das. Denn alles „Religiöse" in einem Topf zu werfen und über einen Kamm zu scheren ist sehr einfältig und wird der Sache schon deshalb nicht gerecht, weil gar nicht ausgemacht ist, dass christlicher Glaube als „Religion" zu gelten hat. Diese Gleichsetzung ist zu einfach! Denn

gute und ernstzunehmende Theologen haben ihr widersprochen und haben ganz im Gegenteil vertreten, dass christlicher Glaube keine Religion ist, sondern eine Alternative zu religiösem Verhalten. Das klingt zunächst seltsam und ist ein ungewohnter Gedanke. Aber auch mir scheint es nötig, dass man zwischen christlichem Glauben und Religion sorgsam unterscheidet. Denn was wir auf dieser Welt als „Religion" wahrnehmen ist in weiten Teilen der eigenmächtige Versuch des Menschen, seine Beziehung zu Gott zu regeln und in den Griff zu kriegen, während christlicher Glaube gerade kein menschliches Unternehmen ist, sondern sich als Wirkung Gottes und seiner Offenbarung versteht. Religion ist eine Technik, um göttliche Mächte zu besänftigen und zu bändigen. Christlicher Glaube aber erkennt, dass solche Techniken Gott gegenüber nicht funktionieren. Religion ist eine menschliche Veranstaltung, in der der Mensch Gott erkennen und verstehen will, um dann planmäßig auf ihn einzuwirken und von seiner Kraft zu profitieren. Doch im christlichen Glauben bemächtigt sich nicht der Mensch Gottes, sondern Gott bemächtigt sich des Menschen. Und es ist wichtig, sich diesen Unterschied bewusst zu machen, weil auch uns Christen noch leicht diese Verwechslung unterläuft, dass wir uns eigenmächtig „religiös" verhalten und damit unter das Niveau unseres Glaubens zurückfallen. Dieser Fehler liegt ganz nahe und er ergibt sich fast von selbst, weil wir Vorgehensweisen, die der Welt gegenüber erfolgreich sind, Gott gegenüber beibehalten und wie selbstverständlich die Initiative ergreifen. Denn wie gehen wir vor, wenn wir einem unbekannten Phänomen begegnen? Wir folgen da unserem Forscherdrang und nähern uns vorsichtig, um zu beobachten, um Informationen zu sammeln und das fremdartige Ding zu verstehen. Doch ist unsere Neugier vor Anfang an nicht ohne Absicht. Denn wir erforschen die Eigenschaften einer Sache und ergründen wie sie funktioniert, um auf Grund dieser Analyse auf das Gegenüber einwirken und uns nötigenfalls davor schützen zu können. Wir testen und probieren, lernen und sammeln Erfahrung, um den besten Weg zu finden, wie man das Ding für die eigenen Zwecke nutzen kann. Durch Beobachtung und Forschung bemächtigt sich der Mensch der Dinge, um sie sich dienstbar zu machen, und tut dasselbe nicht nur mit Dingen, Pflanzen und Tieren, sondern auch mit seinesgleichen, um sich mit anderen Menschen vorteilhaft in Beziehung zu setzen. Wir alle beherrschen diese Kunst und üben sie täglich!

Wenn wir es aber mit Gott zu tun bekommen, was liegt dann näher, als es mit Gott auf dieselbe Weise zu versuchen? Mit Vernunft und Geschick bekommen wir die Natur in den Griff! Mit Vernunft und Geschick lenken wir andere Menschen! Warum also sollten wir nicht dasselbe mit Gott versuchen? Primitive Religion tut genau das und merkt gar nicht, dass Gott grundlegend anders ist. Religion sucht nach erfolgversprechenden Methoden und Verhaltensweisen, um mit Gott klar zu kommen. Sie macht ihn zum Gegenstand neugierigen Forschens, will ihn durchschauen, um sein Verhalten voraussagen und steuern zu können, und will, wenn's irgendwie geht, seine überlegene Kraft den eigenen Zielen dienstbar machen. Denn wenn's nicht regnet und die Ernte vertrocknet, holt man den Schamanen, der das gestörte Verhältnis zu den Göttern wieder bereinigen soll und sie mit Opfern, Ritualen und Gesängen freundlich stimmt, damit es wieder regnet. Das ist nichts anderes als der Versuch, Techniken der Diplomatie auf die Götter anzuwenden. Und darum werden alle Kunstgriffe, die sich in Bezug auf Menschen schon bewährt haben, auf Gott übertragen, als gälte es, auf einen besonders großen und mächtigen König Einfluss zu nehmen. Bei irdischen Königen macht man sich beliebt, indem man Geschenke bringt und ihnen duftende Speisen vorsetzt – darum bringen die Religionen ihren Göttern Opfer dar. Eines Menschen Wohlwollen kann man gewinnen, wenn man

ihm schmeichelt und ihn lobt – darum singen die Religionen Loblieder und tanzen vor den Göttern ihre vielen Tänze. Einen mächtigen Menschen kann man freundlich stimmen, wenn man sich ihm unterwirft, ihm Gefolgschaft zusichert und allen seinen Weisungen folgt – darum achten die Religionen sorgsam darauf, den Willen der Götter zu respektieren und ihre Tabus nicht zu brechen. Menschen kann man zu etwas überreden mit beharrlichem Bitten, Drängeln und Betteln – darum beten die Religionen in endlosen Wiederholungen und liegen ihren Göttern damit in den Ohren. Und weil man mit Menschen, Verträge schließen und Geschäfte machen kann, versuchen die Religionen dasselbe mit ihren Göttern, leisten ihnen Gehorsam und Opfer, Verehrung und Hingabe, erwarten dann aber im Gegenzug auch das Wohlwollen und den Schutz der Götter. Man bringt Geschenke und opfert Gaben, erwartet aber dann auch Erntesegen, Fruchtbarkeit und Kriegsglück. Denn unter Menschen wäscht eine Hand die andere, und man kommt erst mal gar nicht auf die Idee, dass das bei Gott anders sein könnte. Ja, Religion auf ihrer primitiven Stufe ist leicht zu durchschauen. Und wir dürfen es uns nicht ersparen, sie realistisch zu sehen. Religion ist ein ganz menschlicher Versuch, die Beziehung zu Gott auf vorteilhafte Weise zu regeln, das so bedrohliche, himmelhoch überlegene Gegenüber beherrschbar zu machen, sich durch Riten und Zeremonien vor Gott zu schützen, sich mit ihm zu verbünden und so himmlischen Rückenwind für die eigenen irdischen Ziele zu bekommen. Religion auf dieser Stufe versucht Gott mit all den Methoden beizukommen, die sich Menschen gegenüber bewährt haben. Nämlich mit Überredung und Schmeichelei, mit Bestechung, mit Unterwerfungsgesten und mit Berechnung. Man greift auf die Techniken zurück, die zwischen Menschen funktionieren, und versucht mit dem irdischen Werkzeugkasten den himmlischen Mächten zu begegnen, ohne zu merken, dass die zwischenmenschlichen Verfahren auf Gott unmöglich angewandt werden können. Man versucht durch Wohlverhalten Gott auf seine Seite zu ziehen und will sich beliebt machen, um wie bei einem irdischen König für Untertänigkeit und Dienst belohnt zu werden.

Doch wie sollte das funktionieren? Wie sollte der Vater Jesu Christi jemals zum Gegenstand unserer Manipulation werden? Und wie sollte er das Verhalten des religiösen Menschen nicht durchschauen? Wie könnte Gott jemals zum Objekt unserer Forschung und unserer Einwirkung werden? Schon der Gedanke ist absurd! Und darum sollten wir unser Christentum (jedenfalls in diesem Sinne) nicht als Religion begreifen, sondern als Alternative zur Religion und als Gegenentwurf. Denn nicht wir als Christen schaffen und gestalten unsere Beziehung zu Gott, sondern Gottes Geist tut das in uns und für uns. Unser Gott ist auch prinzipiell nicht erkennbar oder erforschbar, es sei denn in dem, was er aus eigenem Willen von sich hat wissen lassen. Und wir können uns auch nicht bei ihm „lieb Kind" machen, weil wir stets Sünder bleiben und unsere Versuche des Wohlverhaltens regelmäßig scheitern. Da wir alles, was wir haben, von Gott haben, können wir ihm nichts opfern oder schenken, was ihm nicht sowieso gehörte. Und weil wir ihm jeden Dienst schulden, verdienen wir auch keinen Lohn, sondern müssen allein auf Gnade setzen. Wir können Gott nicht so durchschauen und manipulieren, wie wir einen physikalischen Zusammenhang oder einen Mitmenschen durchschauen und manipulieren. Und wir können Gott gegenüber auch keine Vertragspartner sein, weil ihm gegenüber niemand Rechte hat. Unser Interesse am eigenen Wohlergehen wird im Glauben nicht unterstützt, sondern es wird einer heftigen Kritik unterworfen. Und wenn der religiöse Mensch hofft, mit Gottes Hilfe groß zu werden, dann lernt der Christ viel eher klein zu werden, damit allein Gott in seinem Leben groß sei. Der religiöse Mensch erhofft himm-

lischen Rückenwind zur Umsetzung seines Willens, der Christ hingegen lernt den eigenen Willen im Willen Gottes aufgehen zu lassen. Der religiöse Mensch will Gott als Mittel heranziehen zu seinem eigenen Zweck, der Christ dagegen will selbst Mittel sein zu Gottes Zwecken. Und das heißt: Religion im hier beschriebenen Sinne beruht auf einer Überschätzung der menschlichen Möglichkeiten und Kunstgriffe, die in ihrer Anwendung auf Menschen und Dinge funktionieren und nützlich sind, die aber in der Anwendung auf Gott kläglich scheitern, weil Gott nie Gegenstand menschlicher Einwirkung sein kann, sondern stets der Mensch ein Gegenstand göttlichen Wirkens bleibt. Wo Religion sich Gott nähert und ihm wirklich begegnet, da wird die Logik der Religion zwangsläufig durchbrochen, und was als menschliches Projekt begonnen hat, verwandelt sich in etwas ganz anders. Denn selbst wenn's äußerlich ähnlich aussieht, weil auch wir beten und loben und Gehorsam üben, sind es doch ganz verschiedene Dinge. Wir vertrauen nicht auf unsere Riten, Formeln, Opfer und religiöse Techniken, mit denen wir himmlische Mächte beschwören, sondern wir vertrauen einzig auf unseren Gott, der uns nie verfügbar wird, sondern sich zeigt und sich erbarmt, wann und wie er will. Ja, zum Glauben gelangen wir eigentlich erst, wenn wir erkennen, dass Religion als menschliches Projekt scheitern muss, und folgerichtig nicht mehr versuchen, die Sache mit Gott in den Griff zu kriegen. In der Religion will der Mensch Kontrolle gewinnen, doch im Glauben überlässt er die Kontrolle dem, an den er glaubt… Bedeutet das dann aber, dass der Glaube keinen Vorteil bringt und an Gott nichts ändern kann, so dass man auch nichts davon hat? Glaubt man denn nicht, um gesegnet und geschützt zu werden und in den Himmel zu kommen? Gibt es keinen Lohn für die Mühen der Frömmigkeit? Soll einer denn Gott suchen bloß um Gottes willen?

Genau so ist es! Denn es gibt zwar den Lohn. Aber wer Gott suchen wollte um des Lohnes willen, würde Gott und den Lohn zugleich verfehlen. Natürlich segnet und schützt Gott die Seinen! Aber wenn es uns nur um Segen und Schutz ginge, wären wir gar nicht die Seinen. Und die Vorstellung, dass wir Gott durch unsere Gebete zu etwas überreden könnten, was er ursprünglich gar nicht geben wollte, finde ich bedenklich. Denn das wichtigste Anliegen unseres Gebetes sollte sein, dass Gottes Wille geschieht, und nicht etwa unserer. Wer sich religiös gebärdet, um mit Gottes Hilfe Erfolg zu haben, liebt nicht Gott, sondern den Erfolg. Wer religiös sein will, um dadurch ewiges Leben zu erlangen, liebt nicht Gott, sondern das ewige Leben. Und wer gute Werke tut, um bei Gott Anerkennung zu finden, der liebt nicht das Gute, sondern die Anerkennung. Wenn aber das das Wesen der Religion ausmacht, dass sie wegen menschlicher Ziele bei Gott vorstellig wird, dann fängt der Glaube erst an wo die Religion aufhört. Der Lohn dessen, dass wir die Wahrheit sagen, ist, dass wir in der Wahrheit sind. Und wem das als Lohn nicht genügt, der wird keinen anderen bekommen. Der Lohn dessen, dass wir Gutes tun, besteht darin, dass das Gute geschieht. Und wem das als Lohn nicht genügt, der kann es gleich lassen. Der Lohn dessen, dass wir lobend Gott ehren, liegt darin, dass ihm gegeben wird, was ihm gebührt. Und wem die Ehre Gottes als Grund nicht genügt, der braucht nach anderen Gründen nicht zu suchen. Denn der Gewinn des Glaubens ist Gott allein. Und wer bei Gott etwas anders zu finden hofft als Gott selbst, der ist halt bloß auf eine problematische Weise „religiös". Solche Religion muss überwunden werden, damit der Glaube zu sich selbst findet. Und darum sollten wir auch nicht auf so irreführende Weise für den Glauben werben, wie es manchmal geschieht: „Werde Christ, damit du dich besser fühlst, werde Christ, um Gemeinschaft zu erleben, werde Christ, um Probleme zu überwinden, um glücklicher und ausgeglichener zu sein". Das ist irreführend! Denn der Glau-

be hat nicht das Ziel, unser Erdenleben irgendwie leichter oder lustiger zu machen. Der Glaube lässt sich nicht mit Hilfe einer Kosten-Nutzen-Rechnung plausibel machen und nach den Maßstäben der Welt lohnt er sich auch nicht (auch wenn er natürlich wahr ist und seligmachend und ein herrliches Geschenk…). Heißt das nun aber, dass wir nicht mehr beten und bitten sollten, dass wir nicht mehr taufen, Abendmahl feiern und gute Werke tun? Nein! Davon zu lassen wäre grundfalsch, denn zu alledem hat uns Christus selbst ermutigt. Gott selbst will, dass wir diese Dinge tun. Aber wir müssen eben darauf achten, dass wir's nicht mit falschen Vorstellungen verbinden. Wir beten sehr wohl und schütten unser Herz vor Gott aus, sollten aber nicht denken, dass wir ihn damit nötigen könnten, sondern überlassen es ihm, was er mit unseren Wünschen und Bitten anfängt. Wir feiern natürlich Gottesdienste, tun's aber hoffentlich nicht in der Absicht, bei Gott Eindruck zu schinden oder Fleißpunkte zu sammeln. Wir freuen uns gewiss auf den Himmel, aber eben nicht wie auf einen verdienten Lohn, sondern wie auf ein unverdientes Geschenk. Wir strengen uns natürlich an richtig zu handeln, stellen uns aber nicht vor, dass Gott uns lieben müsste, weil wir alles richtig machen. Vielmehr sollte unser Glaube frei sein von jeder Art der Berechnung. Es darf nie darum gehen, etwas bei Gott zu erreichen, sondern nur darum, Gott zu erreichen.

Und wer daran zweifelt, dass dies der Absicht Jesu entspricht, der möge einen Blick auf das Vaterunser werfen. Denn als Jesus seine Jünger lehrte, wie sie beten sollen, lehrte er sie 7 Bitten, von denen 6 unmittelbar das Verhältnis zu Gott betreffen, und nur eine das irdische Wohlergehen. Jesus weiß ganz gut, dass wir viele irdische Wünsche haben. Aber die sollen im Gebet offensichtlich zurücktreten. Nicht unser Ansehen soll uns beschäftigen, sondern in der 1. Bitte das Ansehen Gottes, auf dass sein „Name geheiligt werde". Laut der 2. Bitte sollen wir nicht unser eigenes Reich ersehnen, sondern „dein Reich", „Gottes Reich" soll „kommen". Nicht unser Wille soll geschehen, sondern die 3. Bitte sagt ausdrücklich „dein Wille geschehe". Und erst an 4. Stelle schaut der Beter kurz auf die eigenen irdischen Bedürfnisse, um nicht etwa großes Glück zu erbitten, sondern nur das „tägliche Brot". Die 5. Bitte geht dann schon wieder auf Gott, denn wir erbitten Vergebung, um nicht von ihm getrennt zu sein. Die 6. Bitte gilt derselben Sorge, weil uns Versuchungen von Gott entfernen könnten. Und wenn wir 7. erlöst werden wollen „von dem Bösen", dann doch nur, weil wir dem Guten – d.h. weil wir Gott – nahe sein wollen. Eigentlich lehrt uns Jesus, von Gott nichts anderes zu erbitten als Gott selbst. Immer bleibt Gott dabei frei, aus Gnade zu geben, was er geben will. Und von dem was wir „Religion" genannt haben – von dem raffinierten Versuch, Gott durch Wohlverhalten, durch Beschwörungen oder Opfergaben zum eigenen Vorteil zu lenken – ist das Gebet Jesu meilenweit entfernt. Das Vaterunser versucht nirgends Macht über Gott zu gewinnen, sondern recht betrachtet bittet es nur darum, dass Gott seine uneingeschränkte Macht über mich und meine Welt auf heilvolle Weise ausüben möge. Dass er's aber tut (mit und ohne unser Bitten) und uns durch den Glauben über die Torheiten der Religion hinausführt, das sei ihm gedankt in Ewigkeit!

# 15. Transzendenz und Offenbarung Gottes

Es gibt nichts Peinlicheres, als wenn jemand über Dinge redet, von denen er nichts versteht. Und doch erleben wir das ziemlich oft. Da führt jemand kluge Reden über Kindererziehung und hinterher stellt sich heraus, dass er selbst gar keine Kinder hat. Da lässt sich jemand über die Probleme der Landwirtschaft aus, und man erfährt, dass er nie einen Stall von innen gesehen hat. Da schwärmt einer von der Schönheit fremder Länder, und wenn man genauer nachfragt, dann ist er selbst noch gar nicht dort gewesen. Lächerlich und peinlich ist so etwas, wenn einer mit Erkenntnissen prahlt, die er mangels eigener Erfahrung gar nicht haben kann. Und was noch schlimmer sein dürfte: Wer in dieser Weise den Mund zu voll nimmt, der verliert seine Glaubwürdigkeit. Weil Glaubwürdigkeit aber ein hohes Gut ist, darum will ich der Frage nachgehen, wie glaubwürdig wir eigentlich als Christen sind, wenn wir von Gott sprechen. Es ist schließlich nicht wenig, was wir über ihn zu sagen haben.
Wir sprechen von Gottes Macht und Wille, von seinem Zorn und seiner Gnade, von seiner Vorsehung und sogar vom Verhältnis des Vaters zum Sohn und zum Heiligen Geist. Da ist es durchaus verständlich, dass Außenstehende kritisch nach dem Grund dieser Erkenntnisse fragen. „Woher wisst ihr das denn alles?" fragen sie. „Seid ihr Christen denn schon im Himmel gewesen, dass ihr so genau wisst, wie es da zugeht? Nein? Und woher wisst ihr dann, dass Gott nicht vielleicht ganz anders ist als ihr denkt? Nehmt ihr den Mund nicht zu voll, wenn ihr behauptet, Gott zu kennen, den ihr genauso wenig sehen könnt wie alle anderen auch?" Ich denke, wir müssen diesen Einwand ernst nehmen. Und ich will darum eine Geschichte aus einem Kinderbuch erzählen, die die Tragweite dieses Problems noch deutlicher machen kann. Es geht in der Geschichte um die Grenzen der Erkenntnis. Und ich will sie erzählen, weil sie ein Gleichnis unserer eigenen, menschlichen Situation ist:

*In einem Teich lebten einmal ein Frosch und ein Fisch. Die waren gemeinsam aufgewachsen und verstanden sich so gut als wären sie Geschwister. Jedoch, so groß die Freundschaft auch war: Frosch und Fisch konnten doch nicht alle Erfahrungen miteinander teilen. Denn – das versteht sich – wenn der Frosch an Land hüpfte und auf den Wiesen am Teich Mücken jagte, dann konnte der Fisch ihm nicht folgen. Der Fisch musste unten im Teich warten, bis sein Freund zurückkehrte und ihm von der fremden Welt da oben erzählte.*
*Der Fisch war ausgesprochen neugierig. Und darum ließ er den Frosch ausführlich berichten über die Kühe auf der Wiese, über die Vögel und über die Menschen. Der Frosch gab auch bereitwillig Auskunft über alles, was er gesehen hatte: „Die Vögel haben Flügel und spitze Schnäbel", sagte er, „die Kühe sind gescheckt und haben rosa Säcke mit Milch. Und die Menschen tragen Kleider und Hüte!" Der Fisch gab sich große Mühe, sich all diese wundersamen Wesen vorzustellen, von denen der Frosch erzählte. Doch die Bilder, die in seiner Phantasie vor ihm aufstiegen, hatten wenig mit der Wirklichkeit zu tun. Stellte er sich Vögel vor, so sahen sie aus wie Fische – nur eben mit Flügeln und Schnäbeln. Stellte er sich Kühe vor, so sahen sie auch wie Fische aus – nur eben gescheckt und mit Eutern. Und das Bild, das er sich vom Menschen machte – na, das war eben ein Fisch mit Hut auf dem Kopf. Ganz unzutreffende Bilder waren das. Aber wie hätten sie auch zutreffend sein können? Der Fisch kannte eben vorwiegend Fische, und auch was er nicht*

*kannte, stellte er sich zwangsläufig fischförmig vor. Er konnte sich vielleicht die Flossen wegdenken und das vorgestellte Bild durch Beine ergänzen. Er lauschte ja aufmerksam den Schilderungen des Frosches. Aber er blieb doch gefangen in seiner fischförmigen Bildwelt.*
*Unser armer Fisch war sehr verzweifelt darüber. Er sehnte sich danach, mit eigenen Augen wirkliche Vögel, Kühe und Menschen zu sehen. Und als der Wissensdurst ganz groß war, da sprang er einmal aus dem Wasser heraus ans Ufer, um den Streifzügen des Frosches zu folgen. Er wäre natürlich fast umgekommen dabei. Sein Freund der Frosch musste ihn schnell wieder vom Ufer in den Teich zurückschubsen. Als aber wieder das klare, kühle Wasser durch seine Kiemen strömte, da sah der Fisch es dann endlich ein, dass sein Horizont auf den Teich beschränkt bleiben würde. „Frosch ist Frosch", sagte er. „Und Fisch bleibt Fisch."*

Nun, das Bilderbuch von Leo Lionni endet an dieser Stelle, wo der Fisch, der vergeblich gegen die Grenzen seiner Erkenntnis rebellierte, diese Grenzen schließlich akzeptiert. Er hat am Ende gelernt, sich zu bescheiden. Wie aber steht es mit uns? Sind wir Menschen, wenn wir Gott zu erkennen versuchen, nicht in ähnlich schlechter Lage? Sind wir nicht auch wie dieser Fisch, der sich alles, was er nicht kannte, fischförmig vorstellte? Neigen wir Menschen nicht dazu, uns Gott allzu menschlich und darum falsch vorzustellen? Zugegeben: Unser Horizont ist weiter als ein Teich. Aber auch unser Horizont ist begrenzt. Unser Teich ist die Welt, in der wir uns auskennen. Und von dem, was in der Welt ist, können wir uns ein zutreffendes Bild machen – wir haben schließlich Augen im Kopf. Gott aber ist kein Bestandteil dieser Welt. Er ist so sehr jenseits unseres Horizontes wie Kühe jenseits vom Horizont eines Fisches sind. Und wie es einem Fisch nicht recht gelingt, über die Grenzen seines Teiches hinauszudenken, so haben wir Schwierigkeiten, über die Grenzen unserer Menschenwelt hinauszudenken. Denn so wenig ein Fisch an Land klettern kann, um die Kühe mit eigenen Augen zu sehen – so wenig können wir in den Himmel aufsteigen, um Gott zu schauen. Unsere Sinne und unser Erkenntnisvermögen taugen für diese Welt. Aber sie taugen nicht dazu, Gottes Wirklichkeit zu erforschen. Gott ist uns zu hoch. Haben also die Recht, die sagen, Gotteserkenntnis sei unmöglich? Müssen wir unsere Hoffnungen begraben, wie der Fisch in der Geschichte es musste?
Nun, so aussichtslos ist es dann doch nicht. Denn wenn wir lange genug über jenen Teich nachdenken, finden wir ja eine Lösung für das Problem. Sie lautet ganz einfach: Wenn der Fisch nicht aus dem Teich heraus kann, so müssen eben die Landbewohner hinein. Es müsste ja nur einmal ein Mensch zum Baden in den Teich steigen oder eine Kuh müsste hineinfallen – dann hätte der Fisch die Chance, die Landbewohner mit eigenen Augen zu sehen. Die Sehnsucht des Fisches kann also durchaus erfüllt werden, ihm kann Erkenntnis geschenkt werden, seine Geschichte kann glücklich enden.
Und wie steht es mit unserer Sehnsucht nach Gotteserkenntnis? Grob gesagt folgt die Lösung hier derselben Logik: Wenn wir nicht über die Welt hinauskönnen, um Gott zu begegnen, dann muss Gott in die Welt hinein. Wenn Gott will, dass wir ihn erkennen, dann muss er sich in die Reichweite unserer Sinne begeben, er muss sich den Grenzen unserer Auffassungsgabe anpassen. Und das ist tatsächlich die Lösung des Problems. Es ist nicht nur eine Möglichkeit, es ist Wirklichkeit. Denn Gott **stieg** in unseren Teich. Der Herr des Himmels setzte vor 2000 Jahren seinen Fuß auf die Erde. Gott wurde Mensch in Jesus Christus. Er kam uns auf Augenhöhe entgegen. Und für diesen freundlichen Schritt Gottes, für sein großes Entgegenkommen, gibt es auch einen Begriff: Den Begriff der „Of-

fenbarung". Überall, wo die Heilige Schrift sagt, dass „Gott sich in Jesus Christus offenbarte", da will sie uns auf diesen wunderbaren Vorgang hinweisen. Gott ist tief in unsere Wirklichkeit hineingetaucht, damit uns blinden Fischen in unserem Teich die Augen aufgehen. Der Schöpfer wollte seinen Geschöpfen nicht fern und fremd bleiben. Sondern er wollte uns alles offenbaren, was wir zu unserer Seligkeit wissen müssen. Seinen Willen hat er offenbart und auch seinen Zorn, seine Geduld und seine Barmherzigkeit, seine Strenge, aber auch seine Liebe, mit der er uns nachgeht, um uns zu erlösen. All das ist offenbar, all das ist abzulesen an den Worten und Taten Jesu, an seinem Leben, Sterben und Auferstehen. Wenn wir also zu der eingangs aufgeworfenen Frage zurückkehren „Woher wisst ihr Christen denn, was ihr zu wissen behauptet?", dann kann unsere Antwort nur im Begriff der Offenbarung liegen und im Verweis auf die Person Jesu Christi. Denn wir sind natürlich nicht in den Himmel hinaufgeflogen, um Gott in die Karten zu schauen. Wir verfügen nicht über einen siebten Sinn, durch den wir Gottes Geheimnisse ausspionieren könnten. Wir geben den Kritikern gerne zu, dass die Neugier und der Forscherdrang eines Christen an dieselben Grenzen stoßen, die alle anderen Menschen auch spüren. Aber wir wissen von Gott das, was er uns hat wissen lassen in seiner Offenbarung. Gäbe es sie nicht, so wäre es in der Tat besser, von ihm zu schweigen wie von einem großen, unerforschlichen Geheimnis. Da haben die Kritiker Recht: Wovon man nichts versteht, darüber soll man schweigen. Wenn aber Gott in Jesus Christus Mensch wurde und zu uns geredet hat – können wir dann so tun als hätten wir nichts gehört? Nein, nachdem uns in Gottes Offenbarung ein Licht aufgegangen ist, dürfen wir dieses Licht nicht unter den Scheffel stellen. Vielmehr sollen wir es aller Welt leuchten lassen, indem wir Gottes Wort ausbreiten. Indem wir das aber tun, müssen wir einige Grenzen beachten:

1. Wenn wir über Gott nachdenken und reden, dürfen wir nie vergessen, dass Gott immer das Subjekt seiner Offenbarung bleibt. Er wird niemals zum Objekt menschlichen „Enthüllens", denn nicht wir „erforschen" ihn, sondern er erschließt sich uns. Das Gefälle zwischen Gott und uns lässt gar nichts anderes zu. Und wer das weiß, wird sich Gott nie mit zudringlicher Neugier nähern.

2. Wenn wir nicht ungehörig von Gott daherschwatzen wollen, dürfen wir nicht „zu viel" sagen. Nur das, was in der Offenbarung enthalten ist, kann Anspruch erheben, Gotteserkenntnis zu sein. Hüten wir uns also davor, etwas hinzuzudichten und eigene Gedanken als Gotteserkenntnis auszugeben, wenn wir sie nicht aus dem Neuen Testament belegen können.

3. Wie wir uns hüten müssen, etwas hinzuzufügen, so müssen wir uns auch hüten, etwas wegzulassen und dann „zu wenig" zu sagen. Wir sollen nicht nur hören, was uns einleuchtet oder gefällt, sondern sollen alles zur Kenntnis nehmen, was Gott uns wissen lässt. Nicht nur freundliche, sondern auch strenge Worte. Nicht nur Tröstungen, sondern auch Mahnungen.

4. Obwohl Gott uns in sein Herz schauen lässt, ist Gottes Selbstoffenbarung nie zu verwechseln mit Selbstentblößung. Gott wird offenbar, aber nicht offensichtlich in der Welt. Er liegt nie vor uns wie ein aufgeschlagenes Buch. Vielmehr wahrt er auch in der Offenbarung sein Geheimnis – und kann erwarten, dass wir es respektieren.

5. Gott offenbart nicht irgend etwas (allgemeine Wahrheiten z.B.), sondern sich selbst (in seinem Verhältnis zu uns). Gottes Offenbarung ist darum keine „Information", die man zur Kenntnis nehmen könnte, ohne davon betroffen zu sein. Vielmehr schafft Offenbarung das Faktum einer Beziehung, die unser Leben verändert, weil Gott darin den Dialog mit uns eröffnet: Sein Wort sucht unsere Antwort.

# 16. Gottes Verborgenheit und Wegweisung

Wenn man irgendwo unterwegs ist und nach dem Weg gefragt wird, kann man die seltsamsten Dinge erleben. Ich war einmal in der Stadt, da hielt ein Auto neben mir. Ein Mann stieg aus und fragte mich nach dem Weg. Ich kannte sein Ziel und beschrieb ihm den Weg: „Sie sind schon ganz in der richtigen Richtung", sagte ich. „Aber da vorne bei der Ampel müssen sie noch rechts abbiegen und die zweite Querstraße, die ist es dann schon." Der Mann nickte und wiederholte die Wegbeschreibung: „Hier also geradeaus, an der Ampel rechts, zweite Querstraße". Er bedankte sich und stieg in seinen Wagen, wendete dann aber zu meiner Verblüffung und brauste in die entgegengesetzte – falsche! – Richtung davon.
Donnerwetter, dachte ich – sollte ich mich so missverständlich ausgedrückt haben? Oder hat er es sich plötzlich anders überlegt? Was ist los mit dem, dass er erst nach einer Wegbeschreibung fragt und sich dann doch nicht daran hält? Nun – ich habe es nie herausgefunden. Denn ich traf den Mann ja nicht wieder. Doch im Nachdenken über sein Verhalten wurde mir bewusst, dass im Zusammenhang mit solchen Auskünften noch mehr merkwürdige Dinge geschehen.
Es gibt nämlich auch Menschen, die fragen nach dem Weg, und wenn man den Weg dann beschreibt, wird man von ihnen in eine Diskussion verwickelt. Man sagt: „Es ist ganz einfach. Gehen sie hier geradeaus, an der Ampel rechts und dann in die zweite Querstraße". Sie aber antworten: „Wäre es linksherum nicht kürzer?" „Oder könnte man auch durch die Unterführung gehen?" „Ginge es mit der Straßenbahn schneller?" „Oder vielleicht – wegen der Baustelle – ganz anders: über den Opernplatz?" Die eigene Wegbeschreibung, die man eigentlich ganz einleuchtend fand, wird in Frage gestellt. Man beginnt, die gegebene Auskunft zu rechtfertigen. Und zugleich wundert man sich. Denn wenn der andere meint, er wüsste besser, wie er zum Ziel kommt – warum fragt er mich dann überhaupt? Seltsam sind diese Leute, die sich auskennen und trotzdem fragen.
Der Gipfel sind aber die Vertreter der dritten Gruppe, die offenkundig orientierungslos sind und sich trotzdem nicht helfen lassen. Man sieht diese Leute mit dem Stadtplan in der Hand umherirren. Und es ist klar zu erkennen, dass sie etwas suchen. Sie lesen Straßenschilder, drehen ihre Karte hin und her und schimpfen dabei. Aber sie laufen lieber dreimal um denselben Häuserblock, als dass sie jemanden fragen. Vielleicht sind sie schüchtern, denkt man. Aber bei vielen (besonders bei Männern) ist es eher der Stolz, der sie hindert. Denn eine bestimmte Sorte von Männern fragt prinzipiell nie nach dem Weg. Sie haben den Ehrgeiz des Pfadfinders, der sich allein in der Wildnis zurechtfindet. Und darum verlaufen sie sich lieber, als dass sie Hilfe annehmen. Denn dann müssten sie ja zugeben, dass sie aus ihrer Karte nicht schlau werden...
Warum aber erzähle ich das alles? Nicht etwa, weil ich mich über diese Leute lustig machen möchte, sondern einfach, weil es in Glaubensdingen dieselben eigenartigen Verhaltensweisen gibt. Ja: Auch auf dem Weg zu Gott gibt es die, die sich das Ziel beschreiben

lassen – und dann in die entgegensetzte Richtung davon brausen. Auch auf dem Weg zu Gott gibt es die, die um eine Wegbeschreibung bitten – nur um sie dann endlos in Zweifel zu ziehen. Und auf dem Weg zu Gott gibt es auch jene stolzen Pfadfinder, die orientierungslos sind – und trotzdem nicht nach dem Weg fragen, weil sie ihr Ziel auf eigene Faust finden wollen.

Dabei ist gerade im Falle Gottes ganz klar, dass man ohne Hilfe nicht zum Ziel kommt. Gerade im Falle Gottes liegt es auf der Hand, dass es einer Wegweisung bedarf. Und wer einen Moment darüber nachdenkt, versteht auch, dass diese Wegweisung nur von Gott selbst gegeben werden kann, denn Gott überschreitet ja unseren menschlichen Horizont. Er ist anders als alles, was wir sonst noch kennen. Und er ist darum auch kein Objekt, dem man sich auf die übliche Weise nähern könnte. Unsere Sinne können Gott nicht ertasten, unser Verstand kann ihn nicht begreifen, und unsere Gefühle können ihn auch nicht erspüren. Er ist für uns unzugänglich wie eine Burg, die ein tiefer Graben umgibt, und die hinter dem Graben hohe, unüberwindliche Mauern hat. Niemand käme hinein, wenn sich die Burg nicht an einer Stelle nach außen hin öffnete. Niemand könnte Gott finden, wenn Gott nicht gefunden werden wollte. Wir wüssten nicht mal von ihm, wenn er sich uns nicht mitgeteilt hätte. Doch er hat es getan. Und er will auch von uns gefunden werden. Denn wie ein Burgherr, der an einer Stelle der Burg die Zugbrücke herunterlässt, um seine Gäste hereinzulassen, so hat Gott sich den Menschen offenbart. Und er hat uns im Neuen Testament eine Wegbeschreibung zukommen lassen, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt: Willst du zu Gott – könnte man sie zusammenfassen –, so geh den Weg über die Taufe in die Gemeinschaft der Kirche, stärke dich dort durch das Abendmahl, vertiefe dich in Gottes Wort und folge den Geboten, vergiss nicht das Gebet und den Gottesdienst, übe dich in der Liebe und wachse im Glauben, vor allem aber halte dich stets an Jesus Christus – denn dann wirst du Gott finden.

Das ist die Wegbeschreibung, die Gott seinen Gästen hat zukommen lassen. Das ist der Weg, auf dem er gesucht werden will. Denn Jesus Christus ist die Zugbrücke, die Gott für uns herunterlässt. Jesus ist die Tür, durch die wir eintreten sollen. Und es sind sogar Boten unterwegs, um auf diese Zugbrücke und auf diese Tür hinzuweisen, als auf den einzigen gangbaren Weg. Doch was geschieht? Es ist zum Weinen: Dem einen beschreibt man den Weg – er nickt sogar – und braust dann doch in die andere Richtung davon. Hat er es sich anders überlegt? Oder hat ihn etwas abgelenkt? Gibt es ein anderes Ziel, das ihm auf einmal reizvoller erscheint?

Dem Nächsten beschreibt man den Weg – es scheint ihn wirklich zu interessieren. Doch dann geht er nicht los, sondern fängt an, mit uns über die Vor– und Nachteile dieses Weges zu streiten: „Könnte man nicht auch ganz anders und viel kürzer – hintenrum und obendurch?" Ja, denkt man – wenn du mir nicht glaubst, warum glaubst du nicht wenigstens der Bibel? Warum fragst du mich überhaupt, wenn du die Antwort doch nicht gelten lässt?

Und der Dritte, dem man gerne den Weg beschreiben würde – der winkt ab und hört nicht zu, weil er den Weg zu Gott unbedingt auf eigene Faust finden will. Er verachtet die ausgetretenen Pfade der Kirche, auf denen so viele vor ihm gegangen sind – er will unbedingt originell sein – und schlägt sich darum seitwärts ins Gebüsch.

Halt, rufen wir. Was denkt ihr denn? Gott hat es nicht eurem Belieben überlassen, auf welchem Wege ihr zu ihm kommt! Gott hat uns doch Hilfen zur Orientierung gegeben und hat Hinweisschilder aufgestellt. Seht ihr sie denn nicht? Da sind Taufe, Abendmahl und Bekenntnis, Bibel und Gebot, Gebet und Gottesdienst, Liebe und Glaube! Jesus ist

der Weg! Doch leider, wie das bei Wegbeschreibungen so ist: Die einen verlieren das Ziel aus den Augen, weil sie sprunghaft sind. Die anderen streiten mit uns über den Weg, statt ihn zu beschreiten. Die Dritten akzeptieren überhaupt nur Wege, die sie selbst entdeckt haben. Und allesamt reden verächtlich über die Wegweiser, die Gott so liebevoll für sie aufgestellt hat. Sie kritisieren den Weg, weil es seit Jahrhunderten immer der gleiche ist, der empfohlen wird. Sie kritisieren den Weg, weil sie lieber eine bequeme Abkürzung nehmen würden. Sie kritisieren den Weg, weil er ihnen nicht originell vorkommt.

Aber bitte – muss man dann sagen: Ist das Entscheidende an einem Weg nicht, dass er zum Ziel führt? Und wenn Gott selbst den Weg festgelegt hat, auf dem wir ihn erreichen sollen, macht es dann Sinn, mit Gott darüber zu streiten? Ist es klug, die Zugbrücke zu ignorieren und stattdessen an der Mauer hochzuklettern, nur weil man meint, man wüsste es besser als der Gastgeber und Burgherr? Nein. Es ist hier leider wie auch sonst im Leben: Wer eine präzise Wegbeschreibung bekommt und ihr nicht folgt, ist selber schuld.

Er wird sich im großen Wald der Weltanschauungen verlaufen, wird den Irrlichtern der Esoterik folgen oder im Sumpf der Sekten versinken. Vielleicht sagt er: „Ich versuche Gott nahezukommen auf meinem eigenen, ganz neuen Weg – ohne Christus, ohne Kirche, ohne Bibel." Aber was heißt das anderes, als dass er, statt die Tür zu benutzen, durchs Fenster in Gottes Haus einzusteigen versucht? Sie mögen es nennen, wie sie wollen – diese Leute bleiben doch religiöse Fassadenkletterer, die nicht durch die Tür, sondern über die Mauer in Gottes Burg gelangen möchten.

Doch dazu hat Gott sie nicht eingeladen. Sie brechen sich dabei den Hals. Und wenn sie tatsächlich hineingelangten, würde der Hausherr sie doch nicht freundlich empfangen. Denn schließlich ist es auch uns nicht egal, auf welchem Wege einer in unser Haus gelangt. Kommt ein Besucher durch die Tür, die ich für ihn geöffnet habe – dann halte ich ihn für einen Gast und heiße ihn willkommen. Kommt er aber nachts durchs Fenster oder durch den Keller – so halte ich ihn für einen Einbrecher und behandle ihn entsprechend. Warum aber sollte Gott das anders sehen? Sollte er Leute mögen, die er vorne freundlich einlädt, und die es doch vorziehen, sich durch die Hintertür in sein Haus einzuschleichen? Nein.

Darum geht der Glaube den Weg, der ihm gewiesen ist. Und er mäkelt auch nicht daran herum. Denn Gott selbst hat die Schritte vorgegeben, die zu gehen sind, als er uns die Bibel gab, das Gebet, die Sakramente, die Gebote und die Gemeinschaft der Kirche. Gott hat uns sogar seinen Sohn geschickt als einen zuverlässigen Führer, damit wir seinen Spuren folgend sicher in Gottes Reich hineingelangen! Er hätte das nicht getan, wenn hundert andere Wege genauso zum Ziel führten. Es gibt auch nicht hundert Wege zu Gott. Es gibt nur den einen. Und wenn der zuverlässig zum Ziel führt, dann muss er nicht unbedingt bequem sein, modern oder originell. Vielmehr freut sich der Glaube, dass es diesen Weg überhaupt gibt. Der Glaube versucht nicht klüger zu sein als Gott, sondern er bleibt in der Spur, auf die Jesus ihn gesetzt hat. Denn Jesus kennt den Weg zum Vater. Und wenn er so freundlich ist, uns mitzunehmen – dann gilt es, an ihm dranzubleiben. Schließlich: Wenn wir die Wegbeschreibung Jesu hören, wenn wir Gottes Wort lesen und zum Abendmahl gehen können, wenn wir gelernt haben zu beten und die Gemeinschaft der Gläubigen uns offen steht – und wir wollten das alles verachten –, wären wir dann nicht schrecklich dumm? Deshalb ist der Glaube ein fröhlicher Gehorsam, der von der Bahn, die Gott ihm beschrieben hat, weder links noch rechts abweicht. Der Glaubende

sucht seinen Weg nicht selbst, sondern er lässt sich führen. Er steigt auch nicht zum Fenster ein, sondern er nimmt die Tür. Und die Hilfen, die Gott für ihn bereithält, die nimmt er gern in Anspruch. Er freut sich, dass Gottes Zugbrücke unten ist. Und er steuert fröhlich auf sie zu. Denn Glauben heißt, Gott dort zu suchen, wo er gefunden werden will – und nirgends sonst...

# 17. Wort Gottes und Schriftprinzip

Wissen sie eigentlich, wo sich ihre Bibel im Moment befindet? Steht sie im Regal? Liegt sie in einer Schublade? Ist sie vielleicht bei den anderen Büchern unterm Stapel? Oder ist sie gar in den Keller geraten? Ich frage das nicht von ungefähr. Denn ich erinnere mich an das Telefonat mit einer jungen Mutter, die ihr Kind zur Taufe anmelden wollte. Ich vereinbarte mit ihr den Termin des Taufgespräches und sagte dann noch: „Es wäre schön, wenn sie bis zu unserem Gespräch einen Taufspruch aus der Bibel herausgesucht hätten. Etwas, was sie dem Kind mit auf den Weg geben wollen." Erst war Schweigen am anderen Ende der Leitung. Und dann sagte die junge Frau mit Zögern: „Ich glaube wir haben gar keine Bibel..."
Nach der ersten Verwunderung fragte ich nach, und es stellte sich heraus, dass die beiden jungen Leute sehr wohl zu ihrer Konfirmation Bibeln bekommen hatten. Als sie aber vor einigen Jahren heirateten und zusammenzogen, hatten beide ihre Bibeln im Elternhaus zurückgelassen. Sie gehörten offenbar nicht zu den Dingen, die man unbedingt mitnehmen muss.
Nun – das praktische Problem ließ sich lösen. Man bekommt heute Bibeln ja schon für ein paar Euro auf den Wühltischen der Kaufhäuser angeboten. Doch hat mich die Sache sehr nachdenklich gemacht. Denn das kleine Vorkommnis führt uns ja krass vor Augen, dass die Bibel vielen Menschen nichts mehr bedeutet. Selbst solche, die sich selbst als gläubig bezeichnen, nehmen die Bibel nicht mehr oft in die Hand. Und das ist sehr bedenklich. Denn wo – um alles in der Welt – wollen sie denn etwas über Gott erfahren, wenn nicht aus Gottes Wort? Wo hören wir Gott denn reden? Redet er etwa durch unser Schicksal? Das ist dann aber ein sehr zweideutiges Reden. Redet er etwa in der Natur? Ich höre da nur Bäume rauschen. Redet Gott etwa durch die innere Stimme jedes Einzelnen? Auch da wäre ich sehr vorsichtig. Denn Gott ist ein rätselhafter und verborgener Gott.
Wir haben es zwar ständig und überall mit ihm zu tun. Aber er tritt nicht ständig und überall aus seiner Verborgenheit hervor – sondern nur einmal hat er es getan. Einmal hat er sich in aller Eindeutigkeit, klar und unmissverständlich zu erkennen gegeben. Einmal hat er sich offenbart, einmal sagten die Menschen voller Staunen: Gottes Wort ward Fleisch und wohnte unter uns. Einmal hat sich der unsichtbare Gott sehen lassen - in Jesus Christus. Wüssten wir also nichts von Christus, was wüssten wir dann von Gott? Was aber wüssten wir von Christus, wenn nicht durch das Neue Testament? Wir, die wir nicht Christus leibhaftig auf Erden begegnen können, weil uns 2000 Jahre von ihm trennen – wir hätten keine Chance Gottes Offenbarung in Christus kennen zu lernen, wenn nicht die ersten Zeugen schriftlich niedergelegt hätten, was sie erlebten. Ihr Zeugnis allein ist unser Zugang zur Offenbarung – und ist darum gerade als schriftliches Zeugnis unentbehrlich. Denn stellen sie sich einmal vor, die Evangelien wären nie aufgeschrieben worden. Stellen sie sich vor, man hätte es bei der mündlichen Weitergabe belassen. Wüssten wir dann heute noch, was Christus sagte und tat?

Gewiss – fürs erste hätte Kommunikation auch ohne Papier und Tinte funktioniert. Es wäre möglich gewesen, die Geschichte Christi von einer Generation auf die andere mündlich weiterzugeben, so wie die Geschichten eines Ortes oder einer Familie von Mund zu Mund und von Generation zu Generation wandern. Aber wie das mit erzählten Geschichten so ist: Da tut immer einer etwas dazu, und der nächste lässt wieder etwas weg – und am Ende sind die Konturen des ursprünglichen Geschehens verschwommen. Wer's nicht glaubt, frage nur einmal ein altes Ehepaar nach Ereignisse, die 20 oder 30 Jahre zurück liegen: Da hat der Ehemann seine Version der Geschichte, die Frau hat eine etwas andere Version und die Tante, die damals auch dabei war, widerspricht wiederum beiden. Oft lässt sich der wahre Hergang der Ereignisse schon nach Ablauf einer Generation kaum mehr rekonstruieren. Das Leben Jesu Christi aber liegt 80 Generationen zurück!

Gäbe es die Heilige Schrift nicht, hätte 80 mal der Vater dem Sohn das Evangelium weitererzählen müssen. 80 mal hätten die Väter dabei wenigstens Kleinigkeiten vergessen. Und 80 mal hätten die Söhne beim Weitererzählen irgendetwas Passendes hinzugefügt. 80 mal wäre das Evangelium von der Sprache der Väter in die Sprache der Jugend übersetzt worden. Und was wäre danach wohl übrig geblieben von der ursprünglichen Botschaft? Sicherlich wäre es gegangen wie bei jenem Spiel, dass bei Kindern beliebt ist und „Stille Post" genannt wird.

Kennen sie es? Da sitzen 10 oder 20 Kinder im Kreis. Und das Erste in der Reihe flüstert seinen Nachbarn einen kurzen Satz ins Ohr. Dieser wiederum muss, ohne Rückfragen zu dürfen, das, was es verstanden hat, dem Nächsten zuflüstern. So geht das weiter, die ganze Reihe herum. Weil aber geflüstert wird, kommt es zu Missverständnissen. Da wird dann aus dem „Vater" der „Kater" und aus dem „Kater" der „Krater". Aus „wohnen" wird „schonen" und aus „schonen" wird „lohnen". Aus „Sieben" werden „Ziegen" und aus „Ziegen" werden „Stiegen". Der „Reiter" wandelt sich zur „Leiter" und die „Leiter" zum „Euter". Am Ende der Reihe muss dann der Letzte laut aussprechen, was ihm zugeflüstert wurde. Und der Erste muss offenbaren, welchen Satz er auf die Reise geschickt hat. Das Gelächter ist dann groß, weil der Anfang mit dem Ende meist nicht mehr viel gemein hat. Zehnmal leise hören und zehnmal leise weitersagen kann den ursprünglichen Sinn einer Botschaft total entstellen.

Für einen Kindergeburtstag ist das eine lustige Sache. Weniger lustige aber wäre es gewesen, wenn es dem Evangelium Jesu Christi auf seinem Wege durch die Zeit ebenso ergangen wäre. Auch da hörte ja einer, was die Altvorderen über ihren Glauben sagten und über Jesus Christus. Und wenn er selbst Kinder hatte, sagt er dasselbe in eigenen Worten diesen Kindern. 80 Generationen lang vollzog sich dieser Dreitakt von Hören, Glauben, Weitersagen – Hören, Glauben, Weitersagen – Hören, Glauben, Weitersagen. Und er vollzieht sich noch heute – Gott sei Dank. Doch wären wir alleine auf diese mündliche Tradition angewiesen, so wären wir schlecht dran. Wir wüssten zwar noch, was unsere Eltern gesagt haben. Und wir hätten sicher Vertrauen, dass sie die Botschaft von ihren Eltern getreu weitergegeben haben. Ob aber nicht 5 oder 10 oder 15 Generationen zuvor jemand die Worte Christi verdreht, verkehrt und entstellt hat – das könnten wir nicht wissen. Darum sind wir, die wir das vorläufige Ende der Kette bilden, darauf angewiesen, überprüfen zu können, ob das, was man uns lehrt, auch wirklich die Botschaft Christi ist. Und um das zu prüfen, gibt es nur eine Möglichkeit:

Wir müssen zurückgehen zu den Zeugnissen der Anfangszeit. Wir müssen zurück an den Beginn der langen Traditionskette. Wir müssen uns an die halten, die zum ersten Mal

Hörer des Wortes und Zeugen des Evangeliums waren. An ihrem Bericht, der uns glücklicherweise schriftlich vorliegt, müssen wir alles messen, was zu späterer Zeit als christliche Botschaft ausgegeben wurde und ausgegeben wird. Das, was schon 80 mal von Mund zu Mund gegangen ist, müssen wir kritisch vergleichen mit dem Originalton, der vor zweitausend Jahren zum ersten Mal hörbar wurde. Denn das Neue Testament allein kann der authentische Maßstab sein für das, was in der christlichen Kirche gelehrt und gelebt wird. Nur Gottes Wort kann Gottes Volk leiten.

Was aber, wenn das nicht mehr funktioniert? Was, wenn das Schriftprinzip, das die Reformatoren so mühsam erstritten haben, von der neuzeitlichen Theologie faktisch aufgegeben wird? Was geschieht, wenn wir in der Bibel nicht mehr Gottes Wort, sondern überall nur noch Menschenworte finden wollen? Dann entsteht daraus eine so grundlegende geistliche Krise, wie wir sie heute zu verzeichnen haben. Denn dann löst sich die Autorität der Schrift auf in eine Vielzahl historischer Fragezeichen – und die scharfe Waffe der Reformation wird zum stumpfen Werkzeug. Dann schält man die Bibel wie man eine Zwiebel schält, man löst Schicht um Schicht, trennt Menschenwort von Menschenwort – und findet doch in all den Schalen keinen Kern. Man seziert dann die Schrift, wie ein Arzt einen Leichnam seziert. Doch wie der Arzt, der einen Leib zerschneidet, darin unter all den Organen keine Seele findet – so finden die Theologen dann in der Bibel nur noch Menschenwörter und Menschengedanken, nicht aber mehr Gottes Wort....

O welch eine Tragödie! Was für eine Blindheit! Denn das weiß doch jeder: Es ist ein einseitiger Zugang zum Menschen, wenn man ihn nur als eine Anhäufung von Knochen, Organen, Muskeln und Sehnen betrachtet. Und ebenso ist es ein einseitiger Zugang zur Heiligen Schrift, wenn man sie als eine Sammlung menschlicher Gedanken und Glaubenszeugnisse ansieht. Dass sie dergleichen auch enthält ist unbestritten! Entscheidend aber ist, dass die Schrift in, mit und unter den vielen menschlichen Wörtern das eine große Wort Gottes enthält – und dass man es hören kann, wenn man dazu bereit ist!

Freilich: Wenn ich unterstelle, die Bibel sei ein Kulturdokument vergangener Zeiten und ein Forschungsobjekt wie andere auch – dann wird mich Gott durch die Schrift nicht anreden. Wenn ich aber bereit bin, Gottes Botschaft herauszuhören aus dem irdenen Gefäß menschlicher Schriftstellerei, dann entdecke ich die Bibel als Gottes Wort an **mich**. Dann beginnen die toten Buchstaben zu leben – und ehe ich mich's versehe versetzt das biblische Wort die Saiten meiner Seele in Schwingung. Ich merke dann immer noch, dass Menschenhände jene Texte aufgeschrieben und manche menschliche Spur darin hinterlassen haben. Ich spüre aber zugleich, dass der geistige Vater und eigentliche Autor kein anderer ist als Gott.

Ich beginne dann die Bibel zu achten als einen Brief meines Schöpfers an mich, ich juble über diesen Brief und gebe der Bibel künftig den Platz, der ihr gebührt. Dieser Platz aber, ist nicht ein Ehrenplatz ganz oben im Regal. Sondern der gebührende Platz für die Bibel ist nirgendwo anders, als in unseren Händen…

# 18. Die Autorität der Bibel

Wenn man Menschen fragt, welches die höchste Autorität in der Kirche sei, dann bekommt man die seltsamsten Antworten – und muss oft widersprechen. Denn es ist nicht etwa der Bischof, der Kirchenvorstand, die Landessynode oder die Pfarrerschaft, sondern die höchste Autorität in der Evangelischen Kirche – das ist die Heilige Schrift. Gottes Wort ist die oberste Norm. Und das kommt unter anderem darin zum Ausdruck, dass wir die Bibel in unseren Kirchen zentral mitten auf den Altar legen und im Gottesdienst daraus lesen. Wenn man es nicht wüsste, könnte man schon daraus entnehmen, dass Christsein und Bibellesen zusammengehören – geradezu trivial erscheint diese Feststellung. Und doch ist die Autorität der Heiligen Schrift umstritten, und wird von vielen Menschen als problematisch empfunden, weil sie sich über die komplizierte Entstehungsgeschichte und die inneren Vielfalt der Bibel wundern: Wie kann ich der Bibel glauben, sagen sie, wenn sie doch von Menschen geschrieben wurde?
Wie kann ich ihr glauben, wenn sie anscheinend Widersprüche enthält? Wie kann ich der Bibel vertrauen, wenn manche ihrer Angaben historisch fragwürdig sind? Und woher weiß ich, dass die Jünger Jesu Worte nicht verändert haben? Waren es überhaupt die Jünger Jesu, die das Neue Testament schrieben? Waren es nicht Leute der 2. und 3. Generation? Wer sagt denn, dass die sich richtig erinnert haben? Wer kann beweisen, dass sie nicht allerhand zu Jesu Worten dazugedichtet oder Entscheidendes weggelassen haben?
Die historisch–kritische Erforschung der Schrift hat solche Zweifel kräftig genährt, denn sie fand heraus, dass die Bibel keineswegs fertig vom Himmel fiel, sondern über Jahrhunderte hinweg von hunderten menschlicher Hände geschrieben, geformt und verändert wurde. Das irritiert. Das scheint göttliche Herkunft auszuschließen. Und hinzu kommen immer wieder sensationell aufgemachte Medienberichte, die behaupten, das „wahre Leben Jesu" aufzudecken. Sie berichten über geheime Beziehungen Jesu zu Frauen und zu Sekten, über hinterlistige Fälschungen und Intrigen des Vatikans, über das angeblich gefundene Grab Jesu, über verborgene Codes und unterdrückte Evangelien. Bei Lichte besehen ist an diesen „Enthüllungen" wenig oder gar nichts dran – und doch nähren sie Zweifel und bereiten manchen Menschen echte Probleme, weil sie ihnen den Zugang zum Glauben verstellen. „Ich würde ja gerne glauben", sagen diese Leute dann. „Aber wie kann ich wissen, dass die Bibel die Wahrheit sagt? Bloß weil es die Bibel ist, muss doch nicht stimmen, was drin steht! Vielleicht haben sich das alles Menschen ausgedacht!"
Solche Gespräche enden meist damit, dass man von mir als Kirchenvertreter Beweise dafür verlangt, dass die Bibel vertrauenswürdig ist. „Beweise mir erst einmal, dass die Bibel wirklich Gottes Wort ist" heißt es, „dann will ich ihr auch glauben. Beweise mir historisch–wissenschaftlich, dass Jesus genau diese Sätze gesagt hat. Widerlege alle meine Zweifel an der übernatürlichen Autorität dieses Buches. Denn erst dann kann ich glauben, was drinsteht."
Dass ein solcher Beweis (schon aus ganz prinzipiellen Gründen) nicht möglich ist, liegt auf der Hand. Man müsste ja eine Zeitmaschine haben, um ihn zu erbringen. Und so kann der, der Ansatzpunkte für seine Zweifel sucht, immer welche finden. Er meint dann vielleicht, die Bibel habe seiner kritischen Begutachtung nicht standgehalten. Doch in Wahrheit ist dieser Mensch nur einem großes Missverständnis aufgesessen. Denn wenn man diesen Zugang wählt – über eine äußere Beglaubigung den Wahrheitsgehalt

der Bibel zu erweisen –, dann kann das zu nichts führen. Denn die Bibel leiht sich ihre Autorität weder von der Vernunft noch von der Wissenschaft, sondern ist selbst in der Lage, ihre Botschaft Geltung zu verschaffen durch das, was sie im Leser auslöst.

Mit anderen Worten: Die Bibel hat gar nicht die Absicht, durch Echtheitsbeweise zu imponieren, durch wissenschaftliche Expertisen, historische Zeugnisse oder päpstliche Dekrete. Sondern wenn, dann möchte die Bibel durch ihren Inhalt imponieren, der den Leser im Innersten berührt, der den Leser wandelt, ihn zum Glauben überführt, ihm die Wahrheit über sich selbst enthüllt, ihn niederschmettert und tröstet, ihn erschüttert und fesselt und zugleich befreit. Millionenfach ist es geschehen, dass die Schrift diese erstaunliche Wirkung entfaltet hat! Wo immer es aber geschieht, da braucht der Mensch keinen weiteren Beweis der Autorität, als eben den, den die Schrift selbst liefert, indem sie das Herz des Menschen trifft und darin den Glauben hervorbringt, den er vorher **nicht** hatte. Gottes Wort will also und braucht keine andere Autorität, als die, die ihm selbst innewohnt. Es bedarf keiner Beglaubigung durch fremde Instanzen, sondern hat die Macht, sich selbst durch seinen Inhalt – in einem Erweis „des Geistes und der Kraft" – alle nötige Autorität zu verschaffen. Denn Gottes Wort vermag ein hartes Herz weich zu machen und ein trauriges Herz fröhlich. Gottes Wort kann Ängstlichen Mut verleihen und Törichten Weisheit. Es kann Hochmut in Demut verwandeln und Verwirrung in Klarheit.

Wer das aber am eigenen Leib erfahren hat, der **weiß** hinterher um die Autorität der Schrift – und niemand muss sie ihm mehr beweisen. Denn wenn Gott mich durch die Bibel berührt und getroffen hat, wie könnte ich dann noch daran zweifeln, dass sie sein Werkzeug ist? Habe ich diese Erfahrung erst einmal gemacht, dass Gott mich durch das biblische Wort im Herzen trifft und mich dabei zu sich neu in Beziehung setzt – wie könnte ich dann noch zweifeln, dass dies Buch sein Buch und diese Worte seine Worte sind? Es verhält sich darum mit der Bibel einfacher, als viele Menschen meinen: Sie ist kein Medikament, das man dem Apotheker zu liebe schlucken müsste, sondern man schluckt es, spürt die Wirkung und ist überzeugt aus Erfahrung.

Oder geht man ins Restaurant und fragt den Kellner, ob er **im Voraus** beweisen kann, dass es mir schmecken wird? Nein! Sondern man isst – und wenn es schmeckt, ist man überzeugt. Wenn's aber nicht schmeckte, was würde es dann nützen, dass der Koch drei Sterne hat? Was würde es nützen, dass es den anderen Gästen schmeckt? Nichts! Da kann das Restaurant im Gourmet–Reiseführer noch so sehr gelobt werden: Solange mein eigener Gaumen anders urteilt, ist das ganz gleich. Denn überzeugen können mich nicht andere Feinschmecker, überzeugen können mich nicht der Koch oder der Kellner, sondern überzeugen kann mich nur die Speise selbst. Und – wenn sie den banalen Vergleich entschuldigen: Mit der Bibel ist es genauso. Man kann niemandem im Vorhinein beweisen, dass sie Gottes Wort ist. Und es wird auch von niemandem verlangt, dass er den Glauben schon mitbringen müsste, wenn er an die Bibel herantritt. Vielmehr darf jeder misstrauisch an die Bibel herangehen, darf abwarten, ob ihr Inhalt selbst zum Argument wird – und so Gott will, wird er durch diesen Inhalt den Glauben empfangen, den er vorher nicht hatte. Denn der Glaube kommt aus dem Wort der Schrift, das sich durch seine Wirkung selbst beglaubigt. Und eine andere als diese Beglaubigung sollte man auch gar nicht behaupten. Denn in Wahrheit glaubt keiner dem biblischen Wort, weil man ihm vorher die göttliche Herkunft der Texte bewiesen hätte. Sondern gerade umgekehrt wird ein Schuh draus: Weil die Schrift uns zu Gott neu in Beziehung gesetzt hat, darum glauben wir ihr. Und eben darum, weil die Schrift sich an uns als Gottes Werkzeug erwiesen

hat, darum behaupten wir ihre göttlichen Herkunft und Autorität. So stimmt es zwar, dass die historische Quellenlage das Leben Jesu betreffend sehr gut, und die Zeugen sehr glaubwürdig sind. Es stimmt auch, dass wir dank intensiver Forschungsarbeit den Urtext der Bibel zuverlässig rekonstruieren können. Man könnte ganz viele solche Argumente anführen. Aber wegen alle**dem** glauben wir der Bibel **nicht** – und könnten auch nicht glauben, wenn ihre Botschaft uns nicht im Innersten berührt hätte.

Denn, um es noch einmal zu sagen: Die Autorität der Schrift liegt nicht in ihrem Alter, ihrer historischen Beglaubigung, ihrer kirchlichen Geltung oder ihrer übernatürlichen Entstehung, sondern schlicht in der Wirkmacht und Dynamik ihres Inhaltes. Dieser Inhalt, das Evangelium von Jesus Christus, verschafft sich selbst Geltung, indem er störrische und selbstverliebte Menschen zum Glauben überführt. Und wer das an sich erfährt, der braucht dann keinen weiteren Beweis. Denn wenn die Bibel bloß Menschenwort wäre, Erfindung der Jünger, Täuschung und Irrtum, wie könnte sie mich dann mit Gott in Beziehung bringen? Bringt sie mich aber in Beziehung mit ihm, und spüre ich das, so ist sie offenkundig mehr als Menschenwort – ist nämlich Gottes Werkzeug und verdient entsprechendes Vertrauen.

Was folgt aus alledem? Nun, es folgt einfach, dass wir uns mit den Zeitgenossen, die Beweise verlangen, nicht auf Scheingefechte einlassen und ihren verkehrten Ansatz nicht übernehmen sollten. Denn sowohl die Anhänger als auch die Kritiker der Bibel irren sich, wenn sie meinen, historisch–wissenschaftliche Erkenntnisse müssten der Bibel Glaubwürdigkeit verleihen. Nein, das müssen sie nicht! Denn die Bibel erweist ihre Autorität nicht irgendwo in der fernen Vergangenheit, sondern hier und heute. Hier und heute deckt die Bibel mein Elend auf. Hier und heute tröstet sie mich. Hier und heute erfahre ich, dass Gottes Wort Felsen zerschmeißt und Leben gebiert – einfach weil's in mir selbst geschieht. Geschähe es aber nicht, so würden mir auch noch so gute historische Argument nicht helfen. Denn kein archäologischer Fund wird mir je die Glaubensentscheidung abnehmen.

Es gibt hier keine Fakten, hinter denen man sich verstecken und durch die man sich absichern könnte, sondern es gibt nur das Wort selbst, das uns zur inneren Erfahrung werden kann. Haben wir diese Erfahrung, so brauchen wir keinen weiteren Beweis. Haben wir sie aber nicht, so nützen auch Beweis nichts. Darum kann es Christen auch kalt lassen, wenn die Medien über angeblich glaubensstürzende „Enthüllungen" berichten. Denn das Evangelium geht nicht auf geliehenen Krücken durch diese Welt. Nein. Gottes Wort hat die Macht, sich selbst als Gottes Wort zu erweisen, indem es den Hörer packt, wie Menschenworte ihn niemals packen könnten. Darum bedarf die Bibel auch nicht unserer Argumente, sondern ist selbst das beste Argument – durch den Erweis „des Geistes und der Kraft".

# 19. Der Inhalt der Bibel

Viele Menschen denken, als Christ lese man die Bibel, um sie zu „interpretieren", und das Ringen um die richtige Interpretation sei ein wesentliches Anliegen des Glaubens. Aber stimmt das? Ich zumindest fühle mich dabei missverstanden. Denn es verhält sich eher umgekehrt: Es ist nicht der Gläubige, der die Bibel deutet, sondern es ist die Bibel, die den Gläubigen deutet. Nicht wir tragen das Licht sinnvoller Interpretation in dunkle Bibelworte hinein. Sondern das biblische Wort erhellt und interpretiert das Dasein sei-

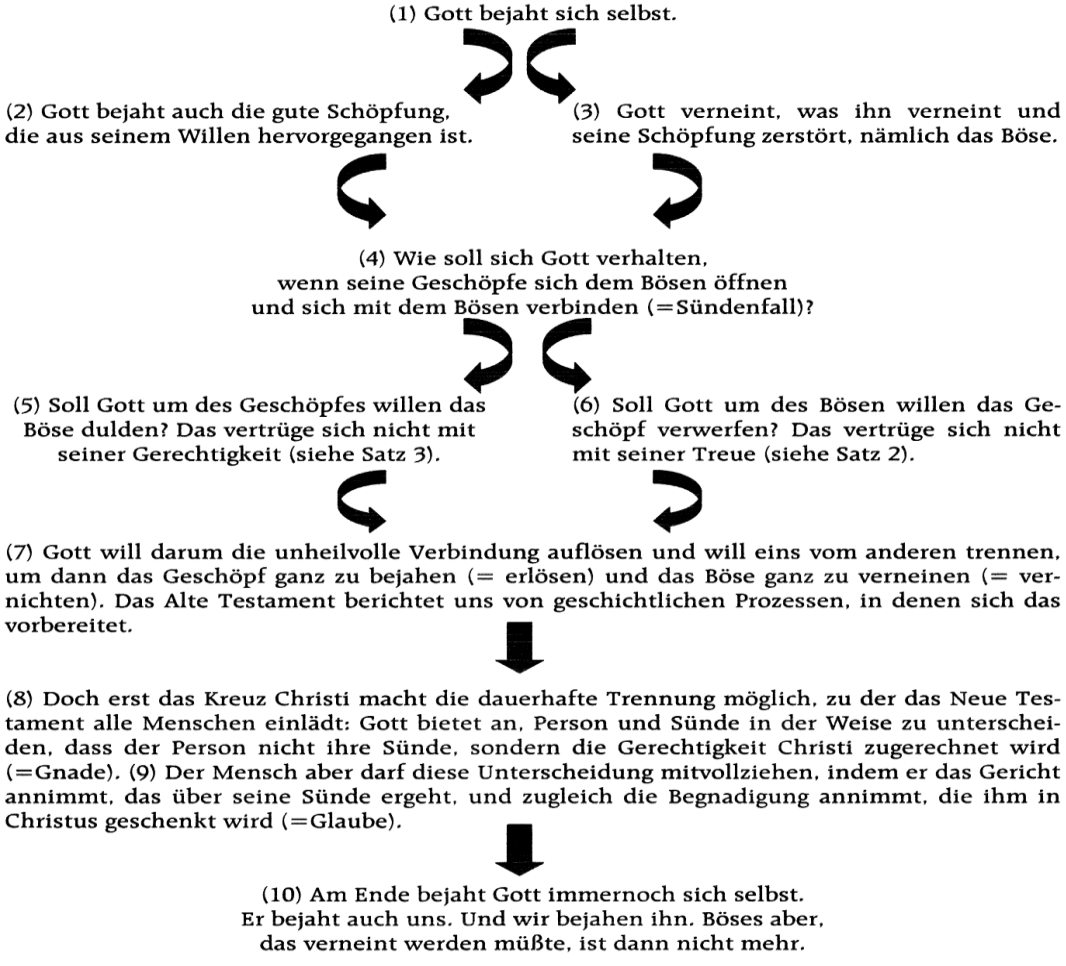
ner Leser. Nicht wir legen aus, sondern wir werden ausgelegt. Denn wer die Bibel mit offenen Augen liest, dem erzählt sie nicht **ihre** Geschichte, sondern dem erzählt sie **seine** Geschichte.

Ja, tatsächlich: Auch wenn da von Abraham, Jona, Petrus und Judas gesprochen wird, deckt dieses Buch doch die Wahrheit auf über – mich. Wie aber ist das möglich, wenn ich doch als Individuum in der Bibel gar nicht vorkomme? Es ist möglich, weil die Bibel den großen geschichtlichen Zusammenhang aufzeigt, in den meine kleine, persönliche Geschichte eingebettet ist, und von dem her sie ihre Deutung empfängt.

Schließlich kann nichts unabhängig von seinem Kontext verstanden werden. Ich bin, was ich bin, im Zusammenhang vieler Beziehungen. Und ich muss den großen Gesamtzusammenhang dieser Beziehungen verstehen, um meine Rolle in ihm (und damit mich selbst) verstehen zu können. Was aber sollte der Gesamtzusammenhang meines Lebens sein, wenn nicht die Geschichte Gottes mit seiner Schöpfung?

Eben diese allumfassende Geschichte, die auch meine Geschichte ist, erzählt die Bibel. Sie beschreibt den Kontext meines Daseins, den Horizont in dem es gedeutet werden kann. Und sie erhellt dabei nicht nur meine Herkunft, sondern auch meine Zukunft. Denn sie macht mich vertraut mit der Intention meines Schöpfers, der mich über den heute erreichten Punkt noch weit hinausführen will.

Mancher wendet ein, es gebe da in der Bibel nicht bloß eine Geschichte, sondern viele. Das Ganze sei auch ziemlich unübersichtlich. Doch dieser Eindruck täuscht. Denn recht betrachtet ist die Bibel keineswegs vieldeutig, sondern ist in allem Wesentlichen klar – so klar, dass man den Kern ihrer Geschichte (unserer Geschichte!) auf einer einzigen Postkarte zusammenfassen kann. Man glaubt mir nicht? Ich soll es beweisen? Kein Problem! Auf meiner Postkarte stehen als „Inhaltsangabe" der Bibel nur zehn Sätze:


(1) Gott bejaht sich selbst.
(2) Gott bejaht auch die gute Schöpfung, die aus seinem Willen hervorgegangen ist.
(3) Gott verneint, was ihn verneint und seine Schöpfung zerstört, nämlich das Böse.
(4) Wie soll sich Gott verhalten, wenn seine Geschöpfe sich dem Bösen öffnen und sich mit dem Bösen verbinden (=Sündenfall)?
(5) Soll Gott um des Geschöpfes willen das Böse dulden? Das vertrüge sich nicht mit seiner Gerechtigkeit (siehe Satz 3).
(6) Soll Gott um des Bösen willen das Geschöpf verwerfen? Das vertrüge sich nicht mit seiner Treue (siehe Satz 2).
(7) Gott will darum die unheilvolle Verbindung auflösen und will eins vom anderen trennen, um dann das Geschöpf ganz zu bejahen (= erlösen) und das Böse ganz zu verneinen (= vernichten). Das Alte Testament berichtet uns von geschichtlichen Prozessen, in denen sich das vorbereitet.
(8) Doch erst das Kreuz Christi macht die dauerhafte Trennung möglich, zu der das Neue Testament alle Menschen einlädt: Gott bietet an, Person und Sünde in der Weise zu unterscheiden, dass der Person nicht ihre Sünde, sondern die Gerechtigkeit Christi zugerechnet wird (=Gnade). (9) Der Mensch aber darf diese Unterscheidung mitvollziehen, indem er das Gericht annimmt, das über seine Sünde ergeht, und zugleich die Begnadigung annimmt, die ihm in Christus geschenkt wird (=Glaube).
(10) Am Ende bejaht Gott immernoch sich selbst. Er bejaht auch uns. Und wir bejahen ihn. Böses aber, das verneint werden müßte, ist dann nicht mehr.

Wer will, kann es nun ausprobieren: Diese zehn Sätze lassen sich auf einer Postkarte unterbringen. Und – als Lesezeichen in die Bibel gelegt – können sie helfen, den Überblick zu behalten. Denn sie skizzieren die eine, zentrale Geschichte, die sich in der Vielzahl biblischer Geschichten abbildet. Sie beschreiben das Grundmotiv, das die Heilige Schrift hundertfach variiert. Und damit ist mehr gewonnen, als nur eine „Lesehilfe". Denn wenn, wie oben behauptet, die Geschichte Gottes mit den Menschen den Kontext unseres Lebens bildet, dann sind jene zehn Sätze auch der Deutungshorizont jedes individuellen Daseins. Mit anderen Worten: Sie enthalten die maßgebliche Interpretation des Rätsels, das ich bin. Die Bibel legt aus, was am Menschen unverständlich ist. Sie erhellt den Sinn und das Ziel seiner spannungsvollen Existenz. Und sie benennt dabei die vier Eckpunkte christlicher Gottes- und Selbsterkenntnis:
Sie konfrontiert uns mit Gottes ZORN. Denn Gott hat Grund, die Geschöpfe zu verneinen, deren Leben ihn verneint. Und sie bezeugt zugleich Gottes GNADE, weil Gott einen Weg findet, uns dennoch zu bejahen. Am Menschen macht sie die SÜNDE sichtbar, als fatale Verstrickung in das gottwidrig Böse. Und zugleich macht sie am Menschen auch die Möglichkeit des GLAUBENS offenbar, wenn er sich gefallen lässt, was Christus für ihn tat. Wem die Postkarte noch zu groß wäre, der könnte diese vier Begriffe auf eine Briefmarke schreiben, und hätte damit die biblische Botschaft maximal komprimiert. Doch darauf kommt es nicht an.
Vielmehr: Wer sich die Botschaft gesagt sein lässt, und somit die Bibel als **seine** Geschichte liest, der deutet nicht mehr, sondern sieht sich gedeutet. Sein Dasein hat eine sinnvolle Interpretation und eine verbindliche Auslegung erfahren. Die Bibel hat ihn der Wahrheit überführt und hat ihm für seinen weiteren Weg eine der Intention Gottes entsprechende Richtung gewiesen. Diese Wahrheit aber gelten zu lassen, der Wegweisung zu folgen und die große „Unterscheidung", auf die es Gott abgesehen hat, täglich zu leben (Eph 4,22–24!) – das ist der Glaube, zu dem uns die Schrift einlädt. Wer sich auf diesen Glauben einlässt, der verwirft an sich selbst, was Gott verwirft, und bejaht an sich selbst, was Gott bejaht. Er versucht schon heute zu scheiden, was in Gottes Reich einmal vollends getrennt sein wird. Und die Bibel hilft ihm dabei. Denn nicht die Bibel ist ein Rätsel, das der Mensch lösen müsste, sondern der Mensch ist sich selbst ein Rätsel, dessen Lösung ihm die Bibel verrät.

## 20. Die Bibel als Norm

Der christliche Glaube ähnelt in vielen Dingen einer Philosophie oder Weltanschauung. Er vertritt bestimmte Ansichten über Ursprung, Sinn und Ziel der Welt. Er reflektiert das menschliche Leben in seiner Vielfalt und Problematik. Und er empfiehlt einen bestimmten Weg, wie dieses Leben zu bewältigen ist. Das tun viele andere Weltanschauungen auch.
In einem Punkt aber ist der Glaube von ihnen ganz verschieden. Denn er verdankt sich nicht dem Nachdenken des Menschen. Sondern er verdankt sich dem Wort Gottes. Der christliche Glaube wurde nicht von Menschen „ergrübelt" oder „erfunden". Sondern seine wesentlichen Inhalte wurden von Gott offenbart. Und darum ist der Glaube auch an das Dokument dieser Offenbarung – an die Heilige Schrift – bleibend gebunden. Ein Philosoph kennt solche Bindungen nicht. Er ist nur sich selbst und seiner Erkenntnis verpflichtet. Er kann sein Gedankengebäude heute einreißen und morgen aus den Trüm-

mern ein neues bauen, das ihm besser gefällt. Dem Christen aber ist das Evangelium vorgegeben. Denn es besteht nicht aus seinen, sondern aus Gottes Gedanken.
Natürlich darf und soll der Christ diesen Gedanken „nach–denken". Und auch dieser verstehende Nachvollzug ist eine intellektuelle Herausforderung. Doch Gottes Gedanken nachzubuchstabieren heißt eben nicht, frei über sie zu verfügen. Wer sich bemüht, kann tiefer und tiefer in sie eindringen. Aber ändern kann er sie nie. Denn Gottes Gedanken sind höher als unsere. Und sie sind darum auch nicht unserem Urteil unterworfen. Vielmehr gilt das Umgekehrte: Nicht wir richten über Gottes Wort, sondern Gottes Wort richtet über uns. Es ist der kritische Maßstab, an dem unser Leben und Denken gemessen wird. Denn nicht dazu ist uns die Bibel gegeben, damit wir sie in Frage stellen, sondern damit wir von ihr in Frage gestellt werden.
Freilich: Lassen wir das zu? Sind wir bereit, unsere eigenen Gedanken dem Wort Gottes unterzuordnen? Gehen wir als wissbegierige Schüler an die Bibel heran? Oder benehmen wir uns eher wie Lehrer, die den biblischen Text kritisch begutachten, jenes loben, dieses tadeln und alles nach Gutdünken deuten? Hat man so eine Haltung erst einmal eingenommen, ergibt sich der Rest von selbst. Man betrachtet dann das von Gott an den Menschen gerichtete Wort als eine Sammlung menschlicher Worte über Gott. Man unterstellt, die Bibel bedürfe der Auslegung, weil sie „historisch bedingt", „schwer verständlich" und „vieldeutig" sei. Dann erhebt man die eigenen weltanschaulichen Vorurteile zum Maßstab dieser „Auslegung". Und schon kann man nach Herzenslust an der Schrift heruminterpretieren. Denn es besteht dann keine Gefahr, dass man in der Bibel je etwas anderes findet, als die eigenen Lieblingsgedanken. Mag die Bibel sagen, was sie will: Solange der Mensch sich das Recht der kritischen „Interpretation" und „Deutung" vorbehält, ist er davor sicher, selbst gedeutet zu werden. Solange er die Bibel hinterfragt, wird sie ihn nicht hinterfragen. Und solange die „Auslegung" strittig bleibt, muss er auch keine Konsequenzen ziehen. Denn solange Gottes Wort „vieldeutig" erscheint, bleibt alles in der Schwebe – und jeder kann weitermachen wie zuvor. Freilich: Das Ganze ist ein großer Selbstbetrug. Denn in Wahrheit ist die Bibel gar nicht so schwer zu verstehen. Sie ist in allem Wesentlichen eindeutig. Und sie ist auch durchaus in der Lage sich selbst auszulegen, wenn jemand zu hören gewillt ist.
Oder glaubt jemand im Ernst, dass Gott, wenn er uns etwas zu sagen hat, flüstert, stottert, stammelt oder lallt? Keineswegs. Gott hat sich durchaus klar ausgedrückt. Und wer zu hören bereit ist, der erfährt ganz genau, was Gott von ihm will. Aber eben darin liegt das Problem. Denn aus der großen Klarheit des biblischen Wortes erwächst die Versuchung, die die folgende Geschichte beschreibt:

*Es war einmal eine russische Prinzessin, die unternahm eine Reise nach Paris. Und natürlich sah sie dort viel Schönes. Am besten aber gefiel ihr eine kleine blaue Vase, die sie in einem Geschäft entdeckte. Denn die blaue Farbe dieser Vase war so leuchtend und so intensiv, sie war so kräftig und so fein zugleich, sie hatte solche Tiefe und einen solch samtenen Glanz, dass die Prinzessin sich nicht daran sattsehen konnte. Das ganze Blau des Himmels und das ganze Blau des Meeres schienen in diesem einzigartigen Farbton eingefangen zu sein. Und darum zögerte die Prinzessin nicht lange: Sie kaufte die Vase und nahm sie als Andenken mit nach Hause.*
*Auch daheim in Russland wurde es ihr nicht langweilig, die Vase immer wieder zu betrachten: Mal hielt sie sie in das Licht des Mondes, mal in die strahlende Morgensonne und mal in den Schein des Kaminfeuers. Und bald träumte die Prinzessin davon, die gan-*

*ze Welt um sie herum wäre von diesem herrlichen Blau erfüllt. Gesagt, getan: Sie beschloss, ihren ganzen Palast in exakt der gleichen Farbe anstreichen zu lassen, damit alles um die Vase herum genauso blau leuchten sollte wie die Vase selbst. Schnell waren Maler herbeigerufen, die den Wunsch der Prinzessin in die Tat umsetzen sollten. Und fleißig begannen sie in ihren Farbtöpfen zu rühren und zu mischen. Immer wieder nahmen sie Proben, änderten die Beimischungen und die variierten die Tönung. Aber zum großen Schrecken der höfischen Gesellschaft gelang es keinem, den Blauton der Pariser Vase genau zu treffen. Alle Muster die sie lieferten, waren entweder zu hell oder zu dunkel, sie erschienen im Vergleich mit der Vase matt und stumpf. Es fehlte jenes besondere Leuchten – es fehlte diese besondere Tiefe. Und wenn auch einige der herbeigerufenen Künstler ziemlich nah herankamen an den gewünschten Farbton, so war es doch nie ganz derselbe.*
*Man kann sich vorstellen, dass die Prinzessin enttäuscht und zornig war, nachdem die berühmtesten Kunstmaler Russlands einige Wochen vergeblich herumprobiert hatten. Doch just in diesem Moment tauchte am Hofe ein gänzlich unbekannter Maler auf. Er stellte sich vor als der Maler Mischkin. Und er versprach, den Wunsch der Prinzessin umgehend zu erfüllen. Niemand setzte große Hoffnungen auf diesen Mischkin. Aber man ließ ihn gewähren. Wie alle seine Vorgänger mischte er seine Farben und begann das Zimmer auszumalen, in dem die Vase stand. Als er aber nach drei Tagen sein Werk vollendet hatte, da brach die Prinzessin in Schreie des Entzückens aus. Denn alle Sachverständigen kamen mit ihr zu dem Urteil, dass der Blauton des Zimmers nun endlich ganz und gar dem Blau der Vase entsprach.*
*Natürlich wurde Mischkin für diesen Erfolg reich belohnt – er war ein gemachter Mann. Als aber viele Jahre vergangen waren, da fragte ihn ein Freund ganz im Vertrauen, wie er denn das geschafft habe, woran vorher so viele große Künstler gescheitert waren. Und da gab Mischkin zur Antwort: „Weißt du, ich habe nicht nur das Zimmer – ich habe auch die Vase bemalt!"*

Es ist ein verblüffend einfacher Trick, mit dem Mischkin das Problem löst. Und ist es auch ein Betrug, so ist es doch ein ziemlich genialer. Denn Mischkin erkennt, dass es **zwei** Wege gibt, Original und Kopie zur Übereinstimmung zu bringen: Man kann versuchen die Kopie auf das Niveau des Originals hinaufzusteigern. Oder man kann das Original auf das Niveau der Kopie herunterziehen. Man kann die eigenen Möglichkeiten dem Ideal angleichen. Oder das Ideal den Möglichkeiten. Und da das Erste nicht gelingt, tut Mischkin das Zweite: Da er dem Zimmer nicht die Farbe der Vase zu geben vermag, gibt er der Vase die Farbe des Zimmers. Und schon stimmen beide überein.....
Was aber hat das mit dem Glauben und der Heiligen Schrift zu tun? Nun, ganz einfach: Mischkins Beispiel zeigt, in welche Versuchung der Christ gerät, wenn er mit Gottes Wort umgeht. Denn auch das Leben des Christen ist so etwas wie ein Zimmer, in dem eine einzigartige Vase steht. Unser Leben ist der Raum, in dessen Zentrum das Evangelium Jesu Christi steht. Und wie in jener Geschichte, so soll auch hier Übereinstimmung herrschen zwischen dem Evangelium, das den Maßstab abgibt, und dem Gläubigen, der sich daran orientiert.
Doch wenn das nicht gelingt? Wenn man es nicht schafft, das eigene Christenleben nach Jesu Wort und Wille zu gestalten? Wenn es uns geht, wie jenen russischen Malern, die einfach nie den Farbton trafen? Dann kommen wir in Versuchung, es mit der Bibel zu machen wie Mischkin mit der Vase: Da man die eigene, allzu menschliche Wirklichkeit

nicht dem Ideal angleichen kann, gleicht man das Ideal der Wirklichkeit an. Da man dem Zimmer nicht die Farbe der Vase geben kann, gibt man der Vase die Farbe des Zimmers.
Und das heißt: Man biegt sich Gottes Wort so zurecht, man verkürzt und ergänzt, interpretiert und relativiert es, bis es der eigenen Wirklichkeit entspricht. Man gleicht das Evangelium den eigenen Fähigkeiten und Bedürfnissen an. Man bringt die störende Stimme zum Schweigen, indem man sie – „übersetzend" und „interpretierend" – den eigenen Denkgewohnheiten anpasst. Und doch ist man am Ende nur ein betrogener Betrüger. Denn wer vor Gottes Wort die Ohren verschließt, schadet ja nicht ihm, sondern nur sich selbst. Darum: Begehen wir nicht diesen Fehler. Benehmen wir uns nicht wie Lehrer, die über Gottes Wort richten, sondern wie Schüler, die wissbegierig lauschen. Denken wir Gottes Gedanken nach. Und erinnern wir gelegentlich auch die Theologen an das, was ihnen die Reformatoren ins Stammbuch geschrieben haben:
***„...es bleibt allein die heilige Schrift der einzige Richter, die einzige Regel und Richtschnur, nach der, als dem einzigen Probierstein, alle Lehren erkannt und beurteilt werden sollen und müssen, ob sie gut oder böse, recht oder unrecht sind." (FC Ep.Summ.Begr.§7)***

# 21. Historisch-kritische Exegese

Das biblische Wort ist nicht **Gottes Wort** allein, denn niedergeschrieben haben es Menschen, deren persönliche Eigenart und Arbeitsweise der Text erkennen lässt. Das biblische Wort ist aber auch nicht allein **Menschenwort**, denn Menschen finden sich darin seit Jahrhunderten von Gott angeredet und zum Glauben überwunden. Die Bibel ist demnach Gotteswort und Menschenwort **zugleich** – und sie ähnelt darin dem, von dem sie berichtet. Denn Jesus Christus war auch Mensch und Gott zugleich, ohne dass seine menschliche Natur die göttliche aufgehoben hätte (oder umgekehrt). Die historisch–kritische Exegese verengt nun ihren Blickwinkel auf die menschliche Seite der Schrift, indem sie es zum methodischen Grundsatz erhebt, die Texte nicht anders zu betrachten und zu untersuchen als es Literaturwissenschaftler mit jedem antiken Text tun: Als Menschenwerk. Historisch–kritische Exegese rekonstruiert die Entstehungsgeschichte des Textes, indem sie das Wollen und Wirken der menschlichen Tradenten, Autoren und Redakteure zum Thema macht. Sie untersucht die wechselnden Denkvoraussetzungen und Aussageabsichten dieser Menschen, aus deren Zusammenspiel der heute vorliegende Text resultiert. Und falsch wäre daran gar nichts, wenn dieser Zugang zur Bibel nicht allzu oft als der einzig angemessene, und dieser **eine** Aspekt als das Ganze ausgegeben würde. Zweifellos fördert die historisch–kritische Exegese viel Wissenswertes zu Tage. Doch handelt es sich eben nur um die „halbe Wahrheit" (= die Bibel als Menschenwort), während die andere Hälfte der Wahrheit (= die Bibel als Gotteswort) ausgeblendet bleibt:
Man fragt, was die Evangelisten durch ihre Evangelien den eigenen Zeitgenossen sagen wollten. Man fragt in der historisch–kritischen Exegese aber nicht, was Gott durch die Evangelien zu uns sagen will. Man verbreitet sich in den Kommentaren über die vermuteten Intentionen vermuteter „Bearbeiter". Doch wer sich in diesen Kommentaren über die Aussageabsicht Gottes informieren wollte, würde vergeblich suchen. Denn historisch–kritische Exegese wird betrieben „etsi deus non daretur" („als ob es keinen Gott gäbe"). Und viele Vertreter der Disziplin halten gerade **das** für ein Kennzeichen ihrer

„Wissenschaftlichkeit". Leider vergessen sie dabei, dass der Grund, weshalb wir uns heute noch für die Bibel interessieren, nicht in **dem** liegt, was die Bibel mit der übrigen Literatur vergangener Epochen gemein hat, sondern in **dem**, was sie unterscheidet. Das menschliche Wort der biblischen Autoren wäre längst vergessen, wenn nicht in, mit und unter ihren Worten Gottes Wort hörbar würde. Nicht um ihretwillen, sondern um seinetwillen interessieren uns die Texte. Und darum ist die „menschliche" Hälfte der Wahrheit die bei weitem weniger wichtige.
An Jesus Christus interessiert uns ja auch nicht primär die menschliche Anatomie, die er mit uns gemeinsam hat, sondern seine Gottessohnschaft, die ihn von uns unterscheidet. Insofern muss man sagen, dass die historisch–kritische Exegese genau das ausblendet, um dessentwillen die Bibel gelesen wird. Sie geht an den biblischen Text heran wie ein Lebensmittelchemiker an Brot und Wein des Abendmahles. Natürlich findet er im Brot das Mehl und im Wein den Alkohol und das Wasser. Niemand wird seiner Analyse widersprechen. Doch wegen Mehl und Wasser geht niemand zum Abendmahl, sondern wegen Christi Leib und Blut.
Wenn der Lebensmittelchemiker nun bekundet, dass er Christi Leib und Blut nicht finden kann, wird das die Teilnehmer des Abendmahles dann sehr beeindrucken? Wenn eine Untersuchungsmethode das Wesentliche des untersuchten Gegenstandes nicht erfasst, ist das dann ein Fehler des Gegenstandes? Erweist **er** sich als beschränkt? Oder ist die Reichweite der Methode beschränkt? Natürlich gilt Letzteres. Darum kann die historisch–kritische Arbeit als legitimer Teilaspekt der Exegese gelten – gewissermaßen als eine Vorarbeit, der die Hauptsache noch folgen muss. Wird der Teilaspekt aber als das Ganze präsentiert, und dieser Zugang als der alleinige, so verwandelt sich die halbe Wahrheit in einen ganzen Irrtum.

## 22. Gesetz und Evangelium

Erinnern sie sich an die Vogelkinder, die man – selbst noch ein Kind – manchmal am Wegesrand gefunden hat? Sie waren zu früh aus dem Nest gefallen, bei den ersten ungeschickten Flugübungen abgestürzt und saßen dann irgendwo im Gras: Eine leichte Beute für die Katze. Als Kinder wollten wir diese Vögel natürlich nicht ihrem Schicksal überlassen. Wir hoben sie vorsichtig auf, um sie zuhause durchzufüttern. Aber man musste sehr vorsichtig sein mit diesen halbstarken, halbreifen Vögelchen, denn sie blieben in der Hand nicht einfach sitzen.
Sie flatterten immer wieder hoch hinauf, stürzten zu Boden und verletzten sich dabei immer mehr. Man musste sie deshalb in ganz bestimmter Weise tragen: Mit einer Hand darunter und einer Hand darüber. Nur so waren sie sicher, nur so – nach oben und nach unten begrenzt – konnte man sie tragen.
Nun fragen sie sich vielleicht, warum ich das erzähle. Es hat einen einfachen Grund: Ich meine, dass wir Menschen alle solche halbstarken, halbreifen Vögel sind. Und zwar nicht nur die Jugendlichen, sondern ebenso die Erwachsenen. Wir alle sind in dieser doppelten Gefahr, dass wir immer wieder viel zu hoch hinaus wollen und dabei immer wieder tief hinabstürzen. Die einen denken immer zu groß von sich, schmieden maßlose Pläne, wollen einander übertrumpfen, steigen auf die Schultern ihrer Nachbarn und schauen auf sie herab. Und die anderen, die von solchen Höhenflügen abgestürzt sind, verlieren leicht jegliche Selbstachtung und verfallen in bodenlose Depression und Weinerlichkeit.

Die einen sind dauernd damit beschäftigt, sich über ihre eigentliche Größe hinaus aufzublasen. Und die anderen hassen sich selbst und die Welt.
Bedarf es einer besonderen Erklärung, dass beide Haltungen Sünde sind? Selbstüberhebung ist Sünde, weil der Überhebliche den Rang nicht akzeptiert, den Gott ihm zugemessen hat. Und Verzweiflung ist auch Sünde, weil der, der sich selbst hasst, damit all das Gute leugnet, das Gott in ihn gelegt hat.
Zu hoch hinaus – zu tief hinab: Das ist demnach nicht nur das Problem jener Vögel, die bei den ersten Flugübungen abstürzen. Es ist unser aller Problem. Denn so groß die Zahl der Aufgeblasenen in unserer Gesellschaft ist, so groß ist auch die Zahl derer, die ihr Selbstwertgefühl verloren haben. Und viele wechseln zeitlebens von einem Extrem ins andere. Daher drängt sich der Gedanke auf: Wir alle bräuchten zeitlebens so eine Hand unter uns, die den Absturz verhindert, und eine Hand über uns, die den Höhenflug begrenzt. Wir bräuchten eine Instanz, die uns gleichermaßen mit realistischer Selbsterkenntnis und mit unverwüstlichem Selbstwertgefühl ausstattet. Gibt es diese Instanz? Gibt es solche Hände?
Ja – zum Glück. Es sind Gottes Hände. Und sie können uns durch unser Leben tragen, wie jene Kinderhände einen Vogel tragen. Denn Gottes Wort enthält die doppelte Botschaft von Gesetz und Evangelium – eine obere und eine untere Hand gewissermaßen:
Das strenge Gesetz Gottes ist über uns, damit wir uns nicht erheben in gefährliche Höhen, damit wir uns nicht erheben über unseren Mitmenschen und uns schon gar nicht erheben über Gott. Das Gesetz erzwingt nüchterne Selbsterkenntnis, es lehrt uns, unsere Grenzen realistisch zu sehen und auf dem Teppich zu bleiben. Es duldet nicht, dass wir vor unserer Schuld und unserem Versagen die Augen verschließen, sondern hält uns all die Gebote Gottes vor, gegen die wir verstoßen. So verhütet Gottes Gesetz alle Aufgeblasenheit und allen Übermut. Es schärft uns ein, dass wir uns Gott zu beugen und ihn zu fürchten haben.
Und dennoch: Das Gesetz, Gottes Hand, die über uns ist, drückt uns nicht etwa in den Staub hinunter. Denn unter uns ist die andere Hand Gottes, das Evangelium, das unseren Absturz verhütet, indem es uns Gottes Barmherzigkeit und Freundlichkeit zusagt. Das Evangelium, die gute Nachricht von Gottes Gnade, ist fester Boden unter unseren Füßen. Mögen da noch so viele Misserfolge und Selbstzweifel sein, mögen auch noch so viele Mitmenschen auf unserem Selbstwertgefühl herumtrampeln, mag noch so viel schief gehen im Leben – das Evangelium duldet dennoch keine Resignation und keine Verzweiflung.
Vielmehr erwächst uns aus dem Evangelium ein unverwüstliches Selbstwertgefühl. Denn dieses christliche Selbstwertgefühl ist unabhängig von den eigenen Erfolgen und Leistungen. Es kommt aus dem Bewusstsein, ein Kind Gottes zu sein. Das Evangelium gibt uns darauf Brief und Siegel: Du bist bei Gott geliebt, bei Gott anerkannt, bei Gott wohl angesehen – also lass die anderen schwatzen, was sie wollen…
Wer beide Worte Gottes hört und gelten lässt, wird nicht mehr zwischen Hochmut und Verzweiflung hin- und herschwanken, wie es für den Unglauben typisch ist. Vielmehr geben ihm Gesetz und Evangelium gemeinsam einen festen Rahmen, innerhalb dessen unsere Selbsteinschätzung beides sein kann: Nämlich vorbehaltlos realistisch und illusionslos einerseits – getrost und zuversichtlich aber andererseits:
Ein Schüler fragte den Rabbi: „Was ist der Mensch?" Dieser antwortete, er solle zwei Zettel nehmen: „Auf einen Zettel schreibe > Der Mensch ist nur Staub <. Diesen Zettel sollst

du in die linke Tasche stecken. Auf dem Zettel, den du in die rechte Tasche steckst, soll stehen: > Gottes Odem habe ich in mir <. Und nun, wenn du hochmütig zu werden drohst, fasse in die linke Tasche, und du wirst daran erinnert, dass du sterblich bist und dich nicht so wichtig nehmen darfst. Wenn du traurig bist, dann fasse in die rechte Tasche, und du wirst daran erinnert, dass Gott dein Leben will und es in seiner Einzigartigkeit kostbar ist."

# 23. Der Absolutheitsanspruch des Christentums

Es ist nicht leicht zu sagen, was aus christlicher Sicht von Hinduismus und Islam, Judentum und Buddhismus, Natur- und Stammesreligionen zu halten ist. Denn man kann da ganz unterschiedlicher Ansicht sein. Bestehen die anderen Religionen nur aus Lüge, Irrtum und Abgötterei, so dass man sie bekämpfen und ihre Anhänger um jeden Preis bekehren muss? Oder lebt in diesen Religionen vielleicht genausoviel Wahrheit wie im Christentum, so dass man sich mit ihnen anfreunden und von ihnen lernen kann?
Beide Extrempositionen sind in der Geschichte der Kirche vertreten worden. Die letztere aber erst zu späterer Zeit. Denn viele Jahrhunderte hindurch hat man die anderen Religionen ausschließlich als Irrwege betrachtet. Man sandte Missionare in die Welt, um die Heidenvölker von ihrem Irrglauben zu bekehren, denn schließlich steht im Neuen Testament, dass einzig Christus der Weg ist, die Wahrheit und das Leben. Also, folgerte man, können die Lehren Mohammeds und Buddhas nur Lüge sein. Die Lüge aber muss man bekämpfen, und die Anhänger falscher Religionen muss man in ihrem eigenen Interesse bekehren, weil es für ihre Seelen nur Rettung gibt, wenn sie zu Christus finden.
In der Annahme, es sei zu ihrem Besten, hat man viele Heiden zu ihrem Glück gezwungen. Und weil die christliche Missionare überzeugt waren, im Besitz der Wahrheit zu sein, setzten sie das Evangelium manchmal auch mit Feuer und Schwert durch. Auf die Dauer freilich konnte nicht verborgen bleiben, dass man sich mit diesen Methoden vom Willen Jesu entfernt hatte. Und außerdem entdeckte man, dass die Religionen, die man da bekämpfte, keineswegs alle primitiv, grausam und verachtenswert waren.
Im Gegenteil: Man staunte darüber, dass sie dem Christentum in manchem ganz ähnlich und in manchem auch ebenbürtig waren. Und so war man sich seiner Sache plötzlich nicht mehr ganz sicher. Im Zuge der Aufklärung erhob sich Kritik an der alten Missionsmentalität, und eine neue, positivere Einschätzung der fremden Religionen setzte sich durch. Wir heute aber stehen am Endpunkt dieser Entwicklung und können beobachten, dass die öffentliche Meinung inzwischen ins andere Extrem gekippt ist. Denn heute gehört es zum guten Ton, allen Religionen wenigstens ein bisschen Wahrheit zuzusprechen. Und eine Überlegenheit des Christentums zu propagieren, ist selbst unter Kirchenleuten verpönt. Man gibt sich lieber tolerant und setzt an die Stelle der Mission den sog. interreligiösen Dialog.
Glauben nicht auch die Juden, Muslime, Hindus und Buddhisten irgendwie an denselben Gott? – fragt man. Kann eine Religion beanspruchen „alleinseligmachend" zu sein? Gibt es nicht viele Wege, die zu demselben Ziel führen? Statt einander zu verdammen und Religionskriege zu führen – so hört man –, sollten die Religionen Toleranz üben und voneinander lernen! Und weil es den Dialog erleichtert, relativiert man die eigene Überzeugung als „eine unter vielen". Wir haben unsere Wahrheit, aber die anderen haben ihre Wahrheit. Um Wahrheit streiten mag man aber nicht mehr, denn inzwischen scheint es

die Hauptsache zu sein, dass man überhaupt noch irgend etwas glaubt. Genug davon. Sie können sich vorstellen, dass ich mit beiden Extrempositionen Probleme habe. Denn die nichtchristlichen Religionen einfach zu verdammen, wie man es früher tat, ist sicher ungerecht. Sie aber mit dem Christentum auf eine Stufe zu stellen, wie es heute Mode ist, scheint mir genauso übertrieben. Um aber zu einer ausgewogenen, biblisch begründete Sicht der nichtchristlichen Religionen zu gelangen, meine ich, muss man vier Einsichten festhalten:

**1. Die nichtchristlichen Religionen entspringen nicht einfach menschlicher Willkür und Phantasie, sondern auch sie verdanken sich dem Wirken und Sich-Bezeugen Gottes. Sie sind einem Christen darum nicht völlig fremd.**

Freilich: Wenn Gott sich ausschließlich in Christus offenbart hätte, und sonst überhaupt nirgends begegnete, könnte man diese These kaum vertreten. Wir müssten die nichtchristlichen Religionen dann für Erfindungen der Menschen oder gar für Erfindungen des Teufels halten – wir könnten kein positives Verhältnis zu ihnen gewinnen. Doch so eng ist der Blickwinkel des Neuen Testamentes nicht. Denn es sagt deutlich, dass „Gottes unsichtbares Wesen ... seit der Schöpfung der Welt aus seinen Werken ersehen wird."

Und das heißt immerhin, dass auch die fremden Religionen aus einem Keim hervorgehen, den Gott gelegt hat. Allen Menschen dieser Welt hat er die Ahnung ins Herz gegeben, dass ein Gott über ihnen ist. Alle suchen nach dem, was mehr als menschlich ist. Allen bezeugt sich Gott durch sein Schöpfungswerk. Und aufgrund dieses Zeugnisses ist jedes Volk dieser Erde auf irgendeine Weise religiös.

In welchem Winkel der Erde sie auch leben mögen – sobald Menschen beginnen nachzudenken, können sie es nicht lassen inmitten des Endlichen nach dem Ewigen zu fragen. Sie spüren, dass ein überlegener Wille ihre Geschicke lenkt. Sie versuchen durch Opfer und Gebete diesen Willen freundlich zu stimmen. Und insofern sind alle Weltreligionen Ausdruck der richtigen Erkenntnis, dass da ein Gott ist. Wenigstens insoweit ist in allen Religionen ein Element der Wahrheit – wie verkehrt sie sonst auch sein mögen. Sie entspringen einem religiösen Grundbedürfnis, das Gott selbst seinen Geschöpfen eingepflanzt hat. Und es ist auch keineswegs so, dass fremde Religionen in ihrem Versuch, Gott zu begreifen, immer nur irrten. Das ist das Zweite, was wir uns bewusst machen sollten:

**2. Auch in den nichtchristlichen Religionen findet sich unter vielen Irrtümern manche sehr respektable Wahrheit, die man ohne falschen Neid anerkennen sollte.**

Gott hat den Religionen der Welt viele Einsichten geschenkt, die wir als Christen mit ihnen teilen. Mit Juden und Muslimen gemeinsam glauben wir, dass es nur einen Gott, den Gott Abrahams gibt. Die Buddhisten wissen auf ihre Weise sehr Zutreffendes zu sagen über das, was wir Sünde nennen. In vielen Religionen gibt es eine ernste Suche und Sehnsucht nach Erlösung. Viele wissen um Gottes Liebe und Barmherzigkeit. Und viele Religionen vertreten ethische Positionen, die den christlichen vergleichbar sind. Da ist also keineswegs nur Lüge und Irrtum, da ist auch viel Wahrheit dabei. Und über diese Wahrheitsmomente bei den anderen dürfen wir uns durchaus freuen. Nur – das ist meine dritte These: Die anderen Religionen deswegen mit dem Christentum auf eine Stufe zu stellen, ginge wiederum zu weit.

**3. Wie viel Wahrheit andere Religionen auch enthalten mögen, so fehlt ihnen ohne Christus doch der Zugang zu Gott, den sie haben müssten, um ihren Anhängern das Heil zu vermitteln.**

Die Religionen gehen zwar alle zurück auf Gottes allgemeine Offenbarung in Natur und Geschichte. Sie verkennen aber und ignorieren Gottes besondere Offenbarung in Jesus Christus. Und weil ihnen Christus fehlt, fehlt ihnen das Entscheidende. Denn er ist der Schlüssel, der den Himmel öffnet. Er allein ist der Zugang zu Gott, nach dem alle Religionen suchen. Und wo sie achtlos an ihm vorübergehen, kommen sie nicht zum Ziel. Denn etwas von Gott zu ahnen, heißt schließlich noch nicht, ihn zu erkennen. Gott zu suchen, heißt noch nicht, ihn zu finden. Gott Opfer darzubringen, heißt noch nicht, mit ihm versöhnt zu sein. Und sich nach Erlösung zu sehnen, heißt noch nicht, dieser Erlösung teilhaftig zu werden.

Das alles geht nur in Christus. Denn Christus sagt von sich selbst gerade nicht, dass er ein Weg unter vielen sei. Er beansprucht, dass er allein **der** Weg, **die** Wahrheit und **das** Leben ist. Und wollen wir das nicht leugnen, so geht es nicht an, dass Christen das Christentum anderen Religionen gleichstellen – als eine Möglichkeit unter anderen. Auch wenn das eine sympathisch tolerante Ansicht zu sein scheint, können wir sie nicht übernehmen:

**4. Wenn nichtchristliche Religionen nicht zum Heil führen, können sie mit dem Christentum auch nicht auf eine Stufe gestellt werden.**

Sie haben gewiss dasselbe Ziel – aber sie erreichen es nicht. Und viel mehr als die gute Absicht kann man ihnen als Christ nicht zubilligen. Denn wenn man genauso gut durch Buddha, Mose oder Mohammed selig werden könnte, wäre Jesu Leben, Leiden, Sterben und Auferstehen ja unnötig gewesen. Ginge es auch anders, so wäre überhaupt nicht einzusehen, warum Gott den schweren Weg des Kreuzes gegangen sein sollte!

Wer alle Religionen für gleich „gültig" hält, hat darum den Boden des Neuen Testamentes verlassen. Wer dagegen am Neuen Testament festhalten will, kann den Fremdreligionen – bei allem Respekt – immer nur ein begrenztes Recht zugestehen. Sie kennen die Aufgabe, aber sie können sie nicht lösen. Sie sind wohl Schritte in die richtige Richtung, die Vollendung des Weges aber ist Christus. Sie sind Ausdruck eines natürlichen Hungers nach Gotteserfahrung, satt werden kann man aber nur durch das Evangelium.

Darum, meine ich, sollten wir in unserem Verhältnis zu den anderen Religionen Paulus folgen, der uns in dieser Sache ein gutes Beispiel gegeben hat. Als der Apostel das Evangelium ins heidnische Athen brachte, fand er dort eine ganze Stadt voller Götterbilder und Altäre. Die verschiedensten Gottheiten wurden in Athen verehrt. Und aus Angst, man könnte einen der vielen Götter vergessen haben, opferte man auf einem besonderen Altar sogar „dem unbekannten Gott".

Paulus aber beginnt seine Verkündigung in Athen **nicht** damit, dass er die Religiosität der Athener in Bausch und Bogen verdammt. Und er beschränkt sich auch nicht darauf, den Gott Jesu Christi gleichberechtigt neben andere Götter einzureihen. Sondern er knüpft an die vorhandene Religiosität kritisch an und verkündet den Athenern Jesus Christus als den unbekannten Gott, den sie bisher unwissend verehrten. Gott, sagt er ihnen, hat euch eine Sehnsucht ins Herz gegeben, damit ihr ihn suchen sollt, ob ihr ihn vielleicht fühlen und finden könnt. Nun aber ist die Stunde gekommen, da ihr nicht mehr vergeblich suchen und im Nebel stochern müsst mit euren heidnischen Religionen und euren hundert Altären. Nun ist die Stunde da, dass ihr den wahren Gott finden könnt, weil ich ihn euch

bezeuge. Denn er heißt nicht Jupiter oder Zeus, Ischtar, Baal oder Astarte – sondern er heißt Jesus Christus! Gebe Gott, dass wir diese Botschaft hören und sie weitersagen an die, die anders glauben. Auf dass wir niemanden wegen seines Glaubens verdammen, alle aber einladen, in Christus zu finden, was sie, ohne es zu wissen, schon immer gesucht haben.

# 24. Wissenschaft, Vernunft und Zweifel

Die Frage nach der „Wahrheit" ist heute schwerer zu beantworten als je zuvor. Und dass nicht nur, weil in unserer Zeit strittig ist, welche Weltanschauung oder Religion die Wahrheit für sich in Anspruch nehmen kann – das war immer strittig –, sondern weil schon keine Einigkeit darüber besteht, was Wahrheit überhaupt ist. Ob es nur eine Wahrheit gibt, oder vielleicht ganz viele, ob jeder seine eigene hat, oder ob sie die Konvention einer Gruppe ist, ob es Wahrheit vielleicht gar nicht gibt, und ob sie, wenn es sie gibt, vom Menschen erkannt werden kann – das alles ist höchst umstritten. Fragen sie fünf Gelehrte und sie bekommen zehn verschiedene Meinungen. Die Suche nach der Stecknadel der Wahrheit im Heuhaufen der vielen Behauptungen ist dementsprechend mühsam. Aber andererseits: Können wir die Wahrheitsfrage auf sich beruhen lassen, wenn wir doch Kinder haben, denen wir beibringen sollen, „richtig" und „falsch" zu unterscheiden?

Manch einer gibt sich gern tolerant und sagt: „Mein Kind kann glauben und denken, was es will!" Doch wenn das Kind von dieser Freiheit dann Gebrauch macht und einer finsteren Sekte beitritt – dann ist es mit der Toleranz meist schnell vorbei, und der Streit um die Wahrheit reicht plötzlich bis in die Familie hinein. Denn was sagen wir, wenn die Tochter einen strengen Muslim oder einen Zeugen Jehovas als künftigen Schwiegersohn präsentiert? Wie gehen wir damit um, wenn ein Familienmitglied plötzlich vom Buddhismus fasziniert ist und Meditationszentren besucht? Was machen wir, wenn die eigenen Kinder erklären, sie hätten erkannt, dass es Gott gar nicht gibt? Regen wir uns dann auf, streiten und argumentieren wir? Üben wir uns einfach in großherziger Toleranz oder schimpfen wir auf die modernen Zeiten, die so große Verwirrung unter den Menschen angerichtet haben?

Eins scheint hier so sinnlos wie das andere. Denn wir können unseren Kindern ja nicht Augen und Ohren verschließen, um sie vor der Verwirrung zu bewahren, die aus der Begegnung mit fremden Glaubensweisen resultiert. Mit Scheuklappen durch die Welt zu gehen würde ihnen mehr schaden als nützen. Und wir können auch nicht erwarten, dass die Kinder unseren christlichen Glauben ungeprüft übernehmen – bloß weil wir uns das wünschen.

Nein! Wir müssen ihnen schon das Recht zugestehen, zu fragen, ob's denn auch wahr ist, was wir da glauben. Sie haben ein Recht, zu prüfen, ob sich nicht anderswo größere Wahrheit findet. Was aber, wenn wir dabei Sorge haben, das christliche Bekenntnis würde vielleicht im babylonischen Stimmengewirr untergehen? Was, wenn falsche Propheten Einfluss auf unsere Kinder gewinnen? Sollen wir dann einfach zuschauen? Weil ich weiß, wie vielen Eltern diese Dinge Kummer bereiten, möchte ich vier Dinge empfehlen: Nämlich die eigenen Zweifel zuzulassen (1.), darauf zu vertrauen, dass die Wahrheit sich selbst durchsetzt (2.), die Suchenden nicht zu bremsen, sondern zu ermutigen (3.), und für die christliche Wahrheit zu werben, indem man sie lebt (4.).

1. Die eigenen Zweifel zuzulassen, ist wichtig, weil sie möglicherweise der Kern des Problems sind. Warum fühlt sich denn einer bedrängt von der Fülle fremder Glaubensweisen um ihn her? Doch nicht bloß, weil es sie gibt, sondern weil in ihm selbst irgendwo ein leiser Verdacht ist, sie könnten Recht haben. Wir schimpfen dann zwar auf die Sekten und die Esoterik, auf die radikalen Islamisten und die rechten Rassisten, die unsere Jugend gefährden. Doch ist dieser nach außen gerichtete Ärger oft Ausdruck eigener Verunsicherung. Und bei Lichte besehen, müssen wir uns eingestehen, dass nicht die Zeugen Jehovas das Problem sind, nicht die Scientologen und die Atheisten, sondern dass die Schwäche unseres eigenen Glaubens das Problem ist – weil nur unsere Schwäche jene Verführer stark und interessant erscheinen lässt.
Warum schließlich scheut jemand die Konfrontation seines Glaubens mit einem fremden Glauben? Ist es nicht deshalb, weil er insgeheim befürchtet, sein christlicher Glaube würde dem Vergleich nicht standhalten? Warum empfinden wir denn die Konkurrenz des Islams, des Buddhismus oder der Scientologen als bedrohlich? Ist es nicht allein darum, weil wir unserer Sache nicht so sicher sind, wie wir es vorgeben?

2. Haben wir uns das erst einmal eingestanden, so gilt es den inneren Widerspruch in dieser Haltung zu erkennen. Denn wer seine Kinder glaubwürdig erziehen will, muss im Blick auf den eigenen Standpunkt Gewissheit haben. Wie aber kann jemand Gewissheit gewinnen, wenn er seine Zweifel nicht überwindet? Wie aber soll er seine Zweifel überwinden, wenn er ihnen ständig ausweicht? Wer vor den eigenen Zweifeln davonläuft, wird sie nicht los!
Will er hingegen Gewissheit finden, so muss er dem Glauben Gelegenheit geben, sich zu bewähren, muss die kritischen Fragen an sich heranlassen, und sich dem Gespräch mit Anders- oder Ungläubigen aussetzen. Der Glaube kann sich schließlich nur als tragfähig erweisen, wenn man ihn solchen Belastungsproben unterzieht. Und davor zurückzuschrecken, wäre gerade **kein** Vertrauensbeweis.
Denn es gibt in dieser Sache nur zwei Möglichkeiten: Entweder ist das Evangelium Lug und Trug und Täuschung – dann kann ich nur froh sein, von meinem Irrtum befreit zu werden. Oder es ist wahr, was wir als Christen glauben – und dann wird es sich auch als wahr und verlässlich erweisen. Egal also, wie die Infragestellung meines Glaubens ausgeht – es wird ein gutes Ergebnis sein. Denn entweder werde ich von einem Irrtum befreit. Oder ich werde in meinem Glauben gefestigt. So oder so komme ich der Wahrheit näher. Warum also sollten wir unseren Glauben vor dieser Feuerprobe ängstlich schützen wollen?
Ich empfehle stattdessen – gerade im Gespräch mit Kindern und Jugendlichen! – mit allergrößter Gelassenheit darauf zu vertrauen, dass sich die Wahrheit von selbst durchsetzt. Denn wenn die christliche Botschaft die Stimme der Wahrheit ist (ja, wenn sie Gottes eigene Stimme ist!), wer könnte sie dann hindern, immer wieder durchzudringen?
Keiner kann's. Auch die falschen Propheten vermögen nur, die Wahrheit zeitweise zu verdunkeln und zu vernebeln. Sie vermögen nicht, sie zu ändern. Und darum gilt: Ist das Evangelium wahr, so **kann** es gar nicht untergehen. Da mögen die Lügen kurze oder lange Beine haben – sie müssen doch irgendwann an der Wirklichkeit zerschellen und müssen dann den Blick freigeben auf das Evangelium, das immer unbeschadet bleibt und sich bewährt, wie hart man es auch prüfen mag.
M.a.W.: Es liegt im Wesen unseres Glaubens, dass er die Wahrheit nicht fürchten muss – und nicht einmal fürchten kann. Denn wenn der Gott, an den wir glauben, der Grund

aller Wirklichkeit ist, dann kann der, der in Wahrheit den Grund aller Wirklichkeit sucht, nie etwas anderes finden als Gott. Ist Gott selbst die Wahrheit, so können wir uns, wenn wir uns der Wahrheit nähern, unmöglich von Gott entfernen.

3. Geben wir also unserem Glauben Gelegenheit, sich zu bewähren. Prüfen wir ohne Scheu, ob's denn auch wahr ist. Und ermuntern wir auch unsere Kinder dazu. Denn wenn einer auszieht, um nach der Wahrheit zu forschen – sollten wir ihn dann ängstlich zurückhalten, als wäre außerhalb der Kirchenmauern nicht mehr Gottes Land? Nein. Gott ist der Grund der Wirklichkeit, dessen ein Mensch zwangsläufig angesichtig wird, wenn er Irrtum, Trug und falschen Schein hinter sich lässt. Darum dürfen wir ganz gelassen sein, wenn jemand aufbricht ins Land der Vernunft, der Forschung und der kritischen Reflektion. Und statt ihn zu bremsen, sollten wir ihn sogar darin bestärken, dass er möglichst kritisch, vorbehaltlos und radikal alles prüfen – und nur das Beste behalten soll.
Denn wenn einer von seiner Vernunft konsequent Gebrauch macht, wird die Vernunft selbst ihn dahin führen, wo die Vernunft an ihre Grenzen stößt und auf den Glauben verweist. Und wenn er alle Religionen dieser Welt kennenlernt, so wird er doch keine finden, die tiefer von Gottes Zorn und Gottes Liebe zu zeugen vermag als das Christentum. Warum also sollten wir Mauern errichten, um unseren Glauben abzuschotten? Hat er das nötig? Was könnte die Wahrheit gefährden, welche Konkurrenz müsste sie fürchten, welchen Vergleich scheuen? Vertrauen wir ruhig auf die Selbstdurchsetzungskraft der Wahrheit, die keine Reservate braucht, keine Krücken und keine Empfehlungsschreiben, sondern selbst die Kraft hat, Menschen zu entwaffnen und zu überführen, bis sie eingestehen, dass Christus der Weg ist, die Wahrheit und das Leben.
Das Original muss den Vergleich mit der Kopie nicht scheuen, sondern umgekehrt. Darum gibt es für Christen keinen Grund, wegen konkurrierenden Wahrheitsansprüchen verunsichert zu sein. Bleiben wir lieber gelassen in der Gewissheit, dass Christus das letzte Wort behalten wird. Und wenn wir das Bedürfnis haben, diese Gewissheit an andere weiterzugeben – und insbesondere an unsere Kinder – dann hüten wir uns davor, sie zur Erkenntnis der christlichen Wahrheit überreden oder drängen zu wollen. Sondern werben wir lieber für die Wahrheit, indem wir in der Wahrheit leben und dabei die Wahrheit nicht bloß sagen, sondern die Wahrheit praktizieren.

4. *„Weise mir, HERR, deinen Weg, dass ich wandle in deiner Wahrheit"* – so sagt es der Psalmbeter. Ist aber jemandem nicht klar, wie man das macht – „wandeln in der Wahrheit" – so muss er sich nur darauf besinnen, was Wahrheit ist, nämlich: Übereinstimmung mit der Wirklichkeit. Oder weiß das nicht jeder? Was ich sage oder denke ist wahr, wenn meine Gedanken übereinstimmen mit dem tatsächlich gegebenen Sachverhalt. Ein Satz ist wahr, wenn das, was er sagt, auch der Fall ist. Wahrheit ist Übereinstimmung mit Wirklichkeit. Wenn aber Gott der Grund aller Wirklichkeit ist, und so das Wirklichste in allem Wirklichen, dann muss doch wohl Wahrheit Übereinstimmung mit Gott sein. Und diese Übereinstimmung eines Menschen mit Gott nennt man „Glaube".
„Leben in der Wahrheit" heißt also leben in Entsprechung zu Gott. Und solche Entsprechung erschöpft sich nicht in wahren Gedanken, sondern sie will unser ganzes Leben mit Wahrheit erfüllen. Unser Handeln soll dem Gebot Gottes entsprechen, und unser Wünschen dem Willen Gottes. Unsere Buße soll so ernst sein wie Gottes Gericht, und unsere Hoffnung soll so groß sein wie Gottes Verheißungen. Unser Vertrauen soll so fest sein wie Gottes Treue, und unsere Freude so tief wie Gottes Liebe zu uns. Dann nämlich le-

ben wir in Wahrheit, dann leben wir in Übereinstimmung mit der Wirklichkeit Gottes – und dann erfüllt sich an uns, was Jesus im Johannesevangelium sagt, dass nämlich die Wahrheit uns frei machen wird!

# 25. Die Unerforschlichkeit Gottes

Was tut ein Mensch, wenn etwas „Neues" in seinen Gesichtskreis tritt? Wie verhalten wir uns, wenn Unbekanntes im Horizont unseres Lebens erscheint? Nun: Gewöhnlich nähern wir uns der Sache vorsichtig und absichtsvoll. Wir betrachten das Objekt von verschiedenen Seiten, um herauszufinden, worum es sich handelt. Wir prüfen und untersuchen. Wir beobachten und testen. Wir tun das aber nicht aus reiner Neugier. Nein. Unser „Forscherdrang" hat ganz praktische Gründe. Denn der Mensch, dem etwas „Neues" begegnet, will herausfinden, welche Rolle es in seinem Leben spielen könnte. Gehen etwa Gefahren davon aus? Oder liegen Chancen darin verborgen? Ist sein Verhalten berechenbar? Kann man es als Werkzeug benutzen? Ist es meinen Absichten im Weg? Oder könnte es wertvoll sein?
Egal ob es sich um eine Person handelt, um eine Idee, einen Gegenstand oder etwa eine neue Gesetzgebung – unser Interesse ist stets darauf gerichtet, nutzbringende Informationen zu sammeln. Wir versuchen das Objekt möglichst umfassend zu erkennen, um es in Erfolg versprechender Weise in unser eigenes Lebenskonzept einbauen zu können. Wir setzen es zu den eigenen Wünschen und Zielen in Beziehung. Wir prüfen, inwiefern es sie fördert oder hindert. Und wir entwickeln aufgrund der gewonnenen Erkenntnisse neue Strategien des Handelns. Menschliches Erkennen ist darum nie „zweckfrei" und Forschung nie „absichtslos". Vielmehr soll sie uns das Wissen verschaffen, das wir brauchen, um die uns umgebende Welt möglichst erfolgreich beeinflussen und steuern zu können.
Wir studieren die Naturgesetze, um uns ihrer bedienen zu können. Wir studieren die menschliche Psyche, um das Verhalten unserer Mitmenschen besser vorhersehen zu können. Wir studieren die Regeln des Marktes, um Gewinn bringend investieren zu können. Das alles ist normal. Und im Blick auf die uns umgebende Welt ist es auch ganz unproblematisch. Nur: Was geschieht, wenn wir uns in derselben Weise Gott zuwenden?
Wir tun das mit großer Selbstverständlichkeit. Denn warum sollte man vom bewährten Verhaltensmuster abweichen? Wenn Gott da ist, so wollen wir auch diesen „Faktor" in unsere Pläne einkalkulieren. Und um das tun zu können, muss man ihn möglichst genau kennen. Also macht der Mensch „Gott" zum Objekt seiner Studien. Er prüft, inwiefern ihm „Gott" nützen oder schaden könnte. Und er tut das – wie gewohnt – in der Absicht, auch den Faktor „Gott" in die eigenen Strategien einzubeziehen. Vielleicht kann man ja durch Gebete und Opfer auf Gott einwirken? Vielleicht kann man sich mit ihm verbünden? Vielleicht kann man ihn durch gute Taten günstig stimmen? Vieles, was die Menschen „Religion" nennen, hat nur diesen einen Zweck: Nämlich mit Hilfe göttlicher Kräfte die eigenen Pläne zum Ziel zu führen.
Doch dazu muss man Gott kennen. Und darin liegt eine große Schwierigkeit. Denn Gott lässt sich ja nicht testen, messen oder wiegen. Er ist kein totes Objekt, das man unters Mikroskop legen könnte. Er entzieht sich unseren Experimenten. Und er gibt auch keine Interviews. Er lässt sich nicht wie eine Laborratte manipulieren. Und er lässt sich nicht nach Art einer chemischen Verbindung analysieren. Mit anderen Worten: Die Methodik,

mit der wir uns anderen Teilen unserer Lebenswelt erfolgreich nähern, lässt sich auf „Gott" nicht anwenden. Unser gewohntes Instrumentarium ist diesem Gegenstand nicht angemessen. Und was noch schlimmer ist: Der „Gegenstand" Gott erweist sich bei näherer Betrachtung als ein lebendiges Gegenüber, das sich nicht in die Rolle eines „Studienobjektes" fügt. Wenn wir von ferne beginnen, etwas von ihm zu begreifen, dann ist es seine Unbegreiflichkeit. Es ist Teil seines Wesens „un – erforschlich" zu sein. Und je näher wir ihm kommen, desto mehr kehrt sich die Rollenverteilung um.

Der Mensch, der ausgezogen war, um das Phänomen „Gott" zu beschauen, bemerkt plötzlich, dass das „Phänomen" ihn anschaut. Statt unsere Fragen zu beantworten, hinterfragt Gott uns. Er lässt sich nicht prüfen, sondern er prüft. Und der Mensch, dem das bewusst wird, schreckt zurück. Denn je näher er Gott kommt, desto mehr nimmt ihm Gott das Heft aus der Hand. Der Mensch wollte etwas über Gott in Erfahrung bringen. Doch plötzlich erfährt er ganz viel über sich selbst: Er erkennt Gottes Heiligkeit und erschrickt über die eigene Schuld. Er erkennt Gottes Ewigkeit und erschrickt über die eigene Vergänglichkeit. Er erkennt Gottes Gebot und erschrickt über die eigene Verantwortung. Gotteserkenntnis schlägt um in überraschende Selbsterkenntnis. Und diese Selbsterkenntnis entwickelt eine unliebsame Dynamik. Denn der Mensch spürt, dass er die Kontrolle verliert. Er spürt, dass die Nähe Gottes sein Denken und sein Leben völlig verändert. Und er zweifelt, ob er das zulassen will. Denn wenn Gott wirklich der „Herr" ist, dann sind wir es ja nicht mehr.

Die Neugier auf „Gott" beginnt an dieser Stelle gefährlich zu werden – gefährlich für unser Weltbild, in dem das „Ich" beherrschend im Mittelpunkt steht. Und wenn man nicht die Notbremse zieht, dann „kippt" die ganze Situation. Denn aus dem unverbindlichen Nachdenken über Gott wird dann eine Begegnung, in der nicht mehr „Gott" das Objekt meiner Betrachtung ist. Vielmehr entdecke ich, dass ich von Anbeginn meines Daseins an ein Objekt seiner Betrachtung bin. Und die Frage ist plötzlich nicht mehr, was ich über Gott, sondern was er über mich denkt.

Das ist eine beunruhigende Frage. Und doch: Erst wenn ich diese Frage zulasse, nähere ich mich der Wahrheit. Denn Gott ist tatsächlich ein „Gegenstand", der erst erkannt ist, wenn wir uns von ihm erkannt wissen. Da suchen wir dann nicht mehr, sondern wissen uns gefunden. Da durchschauen wir nicht, sondern wissen uns durchschaut. Und erst in dem Moment, wo wir dieses „Wissen" zulassen, erst wenn wir Gottes auf uns gerichteten Blick aushalten, haben wir begonnen zu glauben…

Freilich: Viele Menschen lassen es so weit nicht kommen. Sie interessieren sich für Gott nur so lange, wie sie hoffen, ihn nutzbringend in ihr bestehendes Lebenskonzept einbauen zu können. Wenn sie aber merken, dass er dieses Lebenskonzept umkrempeln würde, schrecken sie zurück. Sie spüren, dass sie in der Begegnung mit Gott nicht „souverän" und „autonom" bleiben könnten. Sie müssten seine Überlegenheit anerkennen. Sie wären auf seine Gnade angewiesen. Sie müssten seinen Plänen Vorrang einräumen vor den eigenen. Und das wollen sie nicht. Darum gehen sie bald wieder auf Distanz und nehmen wieder die Rolle des kritischen Betrachters ein, der einen „Gegenstand" untersucht.

Bevor Gott ihnen zu nahe kommt, berufen sie sich laut auf allerhand Zweifel (die man ja wohl haben darf!) – und reduzieren damit Gott wieder auf eine ungefährliche, diskutable Größe. Denn solange die Prüfung seiner Ansprüche nicht abgeschlossen ist, kann ja niemand erwarten, dass man diesen Ansprüchen genügt. „Die Sache mit Gott" bleibt dann in der Schwebe. Und der Mensch, der diese schwebende Skepsis zur Lebenshaltung

macht, hat sich erfolgreich vor Gott in Sicherheit gebracht. Nur leider: Er bleibt auf diese Weise ein „Trockenschwimmer", der am Beckenrand steht und über das Schwimmen diskutiert, ohne jemals nass zu werden.
Statt zu glauben, denkt er über den Glauben nach. Statt religiös zu sein, spielt er mit der Möglichkeit der Religion. Und statt mit Gott zu reden, redet er „über" ihn. Das führt natürlich zu nichts. Es ist unfruchtbar. Und darum kann man nur alle Menschen ermutigen, den Weg der Erkenntnis zu Ende zu gehen.
Wir stoßen dabei zwar an unsere Grenzen. Wir erfahren, dass Gott ein „Gegenstand" ist, dessen wir uns nicht erkennend bemächtigen können, der sich vielmehr unser bemächtigt. Aber wo wir das zulassen, da betreten wir das Land des Glaubens – und begreifen, wie die Rollen in Wahrheit verteilt sind: Nicht wir integrieren Gott in unsere Pläne, sondern er integriert uns in seine. Und die zentrale Frage unseres Lebens ist darum auch nicht, was wir über ihn denken, sondern was er über uns denkt.

# 26. Theologie

Es gibt im Neuen Testament einen Vers, der mir persönlich wichtig ist, weil er die Aufgabe der Theologie und der Theologen beschreibt. Petrus sagt nämlich: „Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist." (1. Petr 3,15)
Nun gilt diese Aufforderung nicht nur Pfarrern, sondern allen Christen. Jeder Christ ist gefordert, mit Wort und Tat für seinen Glauben einzustehen. Die Theologen aber machen das beruflich und machen es zu ihrer Lebensaufgabe, damit jene „Rechenschaft vom Glauben" auf professionelle und glaubwürdige Weise gegeben wird.
Theologie verantwortet den Glauben nach außen hin, indem sie sich erklärend und argumentierend den kritischen Fragen der Nicht-Gläubigen stellt. Und sie verantwortet den Glauben genauso nach innen, indem sie den Gläubigen hilft, sich ihrer Glaubensgrundlagen immer wieder zu vergewissern und das Evangelium immer besser zu verstehen. Theologie beschreibt die Grenze, wo biblischer Glaube aufhört und Irrglaube anfängt. Und sie beschreibt das verbindliche Bekenntnis der Kirche, in dem alles öffentliche Predigen übereinstimmen muss. Theologie versucht Gottes Gedanken nachzudenken und nach-zuvollziehen, um die Weisheit des biblischen Wortes immer tiefer zu durchdringen. Und sie formuliert die christliche Wahrheit immer wieder neu in der Sprache der jeweiligen Zeit, damit auch nachwachsende Generationen darin die ewige Wahrheit erkennen.
Denn wie könnte jemand an Jesus Christus glauben, wenn er nicht von ihm gehört hätte? Wie aber sollte er von ihm hören, wenn Christen nicht von ihm redeten? Und wie sollten die verständlich von Jesus reden, wenn sie seine Botschaft selbst nicht verstanden und gründlich durchdacht hätten?
Nur wer für sich selbst Klarheit hat, kann anderen ein klares Zeugnis geben! Und das dazu nötige gründliche Durchdenken des Glaubens, in dem sich die Christenheit ihrer Grundlagen vergewissert, diese kritische Selbstprüfung nennen wir Theologie! Wenn sie gut und sorgfältig betrieben wird, ist das eine ebenso schöne wie notwendige Beschäftigung. Denn Theologie ist die Art, wie der Glaube über sich selbst nachdenkt. Und wenn deswegen auch nicht jeder Christ Theologie studieren muss, kann Kirche diese Form der Selbstprüfung doch aufs Ganze gesehen nicht entbehren. Wie der einzelne Mensch hat

auch die Kirche Selbstreflektion nötig, damit sie bei ihrer Sache bleibt. Und darum ist es gut, wenn sich immer wieder junge Christen auf die Theologie einlassen und im Studium lernen, stellvertretend für andere auf wissenschaftlichem Niveau der Aufforderung des 1. Petrusbriefes Folge zu leisten: „Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist."
Stellvertretend für andere setzen sich Theologen vielen Fragen und Zweifeln aus und lassen ihren Glauben durch eine Feuerprobe kritischer Hinterfragung gehen, damit sie nach dieser Belastungsprobe das, was sich bewährt und als verlässlich erwiesen hat, an die Gemeinden weitergeben können. Ja, Theologen lernen, mit den Waffen des Verstandes für die Ehre Gottes einzutreten!
Wenn darin aber ihr Geschäft besteht, das Evangelium gedanklich zu durchdringen, es zu verteidigen und es jedermann verständlich darzulegen – warum hat die Theologie dann einen so zweifelhaften Ruf? Warum sind viele Christen völlig desinteressiert an theologischen Fragen? Und warum wird Theologie als Wissenschaft weniger ernst genommen als etwa Physik?
Ich fürchte, die Antwort ist recht einfach. Viele Menschen haben den Eindruck, in der Theologie ginge es nicht um greifbare Fakten, sondern bloß um die persönlichen Meinungen und Vorlieben der Pfarrer. Sie haben den Eindruck, in der Theologie sei alles Ansichtssache, und beim Gezänk der Theologen komme wenig Handfestes heraus, weil die Spielräume der Interpretation allzu groß sind. Und den feinen Unterschieden auf den Grund zu gehen, haben die Laien schon deshalb keine Lust, weil Theologen oft so kompliziert, so abgehoben und unverständlich reden. Es scheint, als könnten da nur Spezialisten mitdiskutieren,
und der Laie traut sich darum kein Urteil zu. Doch ist das gleichermaßen schlecht für den Christen, der dann unmündig bleibt, wie für die Theologie, die ihre Bodenhaftung verliert. Denn wie wir als Kirche Rechenschaft geben von unserem Glauben, und wie wir ihn vor der Welt verantworten, das darf uns nicht egal sein. Jeder Christ ist berufen, in seinem Alltag ein Zeuge Jesu zu sein und Jesu Botschaft weiterzusagen. Aber niemand kann glaubhaft vertreten, was er selbst nicht recht versteht. Und es wird sich auch keiner, der uns von Gott reden hört, auf den Glauben einlassen, wenn er dabei den Eindruck gewinnt, das mit dem Evangelium sei alles ziemlich vage, sei „Ansichtssache" und in der Auslegung ganz ungewiss. Nein! So darf das nicht sein!
Denn wenn es in Theologie und Kirche mit rechten Dingen zugeht, bleibt es nicht dem persönlichen Geschmack der Pfarrer überlassen, welche Botschaft sie zu verkündigen Lust haben, sondern dann gibt es durchaus gute Theologie und schlechte Theologie. Und auch ein Laie kann das eine vom anderen unterscheiden, wenn er den richtigen Maßstab anlegt und sich die Merkmale theologischer Qualität bewusst macht.
Jeder Metzger kann sagen, was eine gute Wurst ausmacht. Jeder Mechaniker erkennt einen guten Gebrauchtwagen. Und auch für gute Theologie gibt es Qualitätsmerkmale! Denn um ihre Aufgabe zu erfüllen und überzeugend Rechenschaft vom Glauben zu geben, muss Theologie (1.) „schriftgemäß" sein, (2.) „zeitbezogen" und (3.) „widerspruchsfrei".

(zu 1.)
Der erste dieser drei Punkte, leuchtet wohl unmittelbar ein. Theologie muss „schriftgemäß" sein. Denn da Menschen von Gott nur wissen können, was er sie in seiner Offenbarung hat wissen lassen, muss alle Theologie am Neuen Testament als der Urkunde die-

ser Offenbarung gemessen werden. Mehr als da drin steht, wissen wir nicht von Gott, was aber drin steht, das dürfen wir keinesfalls ignorieren. Und gute Theologie wird sich darum ebenso hüten, zu Gottes Selbstzeugnis etwas hinzuzudichten, wie etwas wegzulassen. Es gilt von Gott weder zu viel zu sagen, noch zu wenig, sondern genau das, was er uns hat wissen lassen als er sich in Christus offenbarte. Nicht eigene Gedanken hat der Theologe auszubreiten, sondern das Selbstzeugnis Gottes. Und „schriftgemäße" Theologie orientiert ihre Glaubenslehre darum so eng an der biblischen Botschaft, dass deren Gesamtheit unverkürzt und unverfälscht aufgenommen, und Jesus Christus als die alles bestimmende „Mitte der Schrift" zur Geltung gebracht wird. Theologen haben weder den Auftrag noch die Freiheit, das Evangelium neu zu erfinden, sondern sind an Gottes Vorgaben strikt gebunden und schulden der Gemeinde den Nachweis, dass sie nichts anderes sagen als die Schrift – auch wenn sie dasselbe vielleicht anders sagen. Denn nur so ist gewährleistet, dass der Glaube auf dem Weg durch die Jahrhunderte mit sich selbst identisch bleibt.

Wenn das aber sichergestellt werden muss, warum beschränken wir uns dann nicht einfach auf die Wiederholung biblischer Sätze? Oder – wenn doch Luther schon alles Wesentliche gesagt hat –, warum gehen wir dann nicht auf „Nummer sicher" und lesen aus seinen Schriften vor?

(zu 2.)

Wir stoßen hier auf das zweite Qualitätsmerkmal guter Theologie: den „Zeitbezug", der nicht fehlen darf, sondern der in jeder Generation neu hergestellt werden muss, weil die Reformatoren nun mal für ihre eigene Zeit geschrieben haben – und nicht für unsere. In den 500 Jahren, die seither vergangen sind, hat sich zwar das Evangelium nicht verändert, aber die Menschen haben sich verändert. Unsere Zeitgenossen werden heute von anderen Ängsten und Wünschen umgetrieben als die Leute im Mittelalter. Die Kultur, die Sprache, das Weltbild und die Denkvoraussetzungen haben sich geändert. Wenn auch die Botschaft Jesu noch ganz dieselbe ist, so trifft das alte Wort doch auf neue Ohren! Und daraus entsteht die Notwendigkeit, die immer gleiche christliche Wahrheit immer wieder anders zu sagen, die alte Botschaft in eine neue Situation hineinzusprechen und sie dabei auf die geistige Lage der Zeit zuzuspitzen. Gute Theologie folgt deswegen nicht etwa dem Zeitgeist, aber sie redet mit dem Zeitgeist. Denn sie will nicht an der geschichtlichen Situation vorbei, sondern in die Situation hinein sprechen. Und das kann nicht in jedem Jahrhundert in derselben Weise geschehen, weil das Gegenüber ständig wechselt. Mal hatte man es mit heidnischen Griechen und Römern zu tun, und mal mit den Katholiken des Mittelalters. Mal musste man sich mit der Nazi-Ideologie herumschlagen, mal mit Kommunisten – und dann wieder mit dem Relativismus und der postmodernen Beliebigkeit der Gegenwart. Das Evangelium ist dabei ganz dasselbe geblieben, weil es niemals jung oder alt, sondern jederzeit gültig ist. Aber die Christenheit als Botschafterin dieses Evangelium wird je nach der aktuellen Gemengelage mal von dieser und mal von jener Seite herausgefordert. Und die theologische Rechenschaft vom Glauben kann ihren Zweck darum nur erfüllen, wenn sie auf die aktuelle geistige Lage Bezug nimmt, die Sprache der Gegenwart spricht und die Fragen der Menschen kennt. Gute Theologie wird deshalb den Gehalt ihrer Antworten nicht aus den Fragen der Zeit ableiten, aber – ohne an der Sache auch nur das Geringste zu ändern! – wird sie ihre Botschaft so formulieren und zuspitzen, dass sie als Antwort auf die Fragen der Zeit vernommen werden kann. Denn unser Auftrag lautet, das Evangelium jeder Zeit so unmiss-

verständlich und deutlich wie möglich zu bezeugen. Gottes Wort erhebt den Anspruch, nicht bloß gestern, sondern jederzeit aktuell und wahr zu sein. Und Theologie muss diesen Anspruch darum immer wieder neu geltend machen…

(zu 3.)
Um dabei dann überzeugend und glaubwürdig aufzutreten, muss gute Theologie noch einem dritten, Qualitätsmerkmal genügen. Sie soll den Wahrheitsanspruch des Evangeliums dadurch unterstreichen, dass sie es auf möglichst schlüssige, logisch unanfechtbare und einleuchtende Weise präsentiert. Denn schließlich treten wir als Christen mit dem Anspruch auf, der Welt die Wahrheit zu bringen! Wir behaupten, dass ein jeder im Evangelium die Wahrheit erfährt über sich selbst, über Gott und die Welt. Und wir treten damit in offene Konkurrenz zu all den anderen Weltanschauungen, Philosophien und Glaubensweisen, die von sich dasselbe behaupten. Christliche Theologie nimmt Teil am Streit der Geister, die um Wahrheit ringen. Und sie würde dabei keine gute Figur machen, wenn sie sich in Widersprüche verwickelte oder überhaupt irrational erschiene. Denn wie sollten wir den Anspruch Jesu Christi glaubhaft vertreten, wenn wir mit den Waffen der Vernunft nicht umgehen könnten oder schon vor einfachen Fragen und Einwänden kapitulieren müssten?
Wer von kritischen und klugen Leuten ernst genommen werden will, muss ziemlich genau wissen, was er glaubt und warum er's glaubt! Und darum ist es das dritte Qualitätsmerkmal guter Theologie, dass sie durchdacht ist, mit bekannten Tatsachen vereinbar und schlüssig in ihrer Argumentation. Das bedeutet nicht, dass Theologen die Wahrheit des Glaubens erst beweisen müssten, oder sie nach Maßgabe der menschlichen Vernunft zurechtstutzen sollten. Aber wenn unser Glaube wirklich wahr ist, muss er sich vor kritischen Fragen auch nicht verstecken. Denn die Wahrheit kann sich Offenheit leisten. Sie braucht keine Denkverbote und hat es nicht nötig, die wissenschaftliche Auseinandersetzung zu scheuen! Vielmehr: Wenn wir möchten, dass Außenstehende unser Zeugnis ernst nehmen und Zugang dazu finden, dann sollte es so konsequent durchdacht sein, dass wir's auch im Gegenüber zu Philosophen, Naturwissenschaftlern und Atheisten glaubhaft vertreten können. Denn wenn wir den Eindruck erwecken, unser Glaube sei bloß irrationaler Unfug, Aberglaube und Gefühlskram, dann machen wir es unseren Gegnern zu leicht….

Wir haben uns damit die drei wichtigsten Merkmale guter Theologie vor Augen geführt. Sie soll ebenso „schriftgemäß" sein wie „zeitbezogen" und „widerspruchsfrei". Wenn's aber so einfach ist, diese Merkmale zu benennen, warum tut sich Theologie dann so schwer damit, ihnen zu genügen? Warum entsteht trotzdem der Eindruck, es gehe in der Theologie ganz willkürlich zu? Warum predigt ein Pfarrer so völlig anders als sein Kollege in der Nachbargemeinde? Und warum entfernt sich mancher so weit von den biblischen und reformatorischen Wurzeln seiner Kirche, dass man den Eindruck hat, er wolle dem zweiten und dem dritten Merkmal guter Theologie genügen – auf Kosten des ersten?
Der Kürze halber will ich mit einem Bild antworten. Denn meines Erachtens ist es die Tragödie der sog. „fortschrittlichen" Theologie, dass sie dem biblischen Glauben gegenübersteht wie der Mechaniker einem Motor, der nicht wunschgemäß läuft, mit dem er nicht zufrieden ist, und den er reparieren will, obwohl er seine Funktionsweise nicht wirklich versteht. So ein schlechter Mechaniker verändert mal dies und mal das, baut überflüssige Teile ein und lässt notwendige weg. Er probiert planlos herum, hämmert,

schraubt und flucht – bis er den guten Motor endgültig kaputt repariert hat. Hinterher schimpft er auf den Motor! Aber liegt's nicht eher am Mechaniker, der eine Konstruktion, die er nicht versteht, verbessern will – und sie dabei ruiniert?
Natürlich kann man einwenden, das sei kein freundliches Bild, ich sei hier parteiisch und würdige nicht die gute Absicht des Mechanikers. Aber wenn, dann bin ich zumindest nicht der Erste, der die „moderne" Theologie so sieht. Denn schon der Liederdichter Matthias Claudius, erzählte eine Geschichte, in der ganz Ähnliches geschieht:

Claudius berichtet, dass die Menschen sich in alter Zeit mit der Nahrung behelfen mussten, die die Natur von selbst hervorbrachte, nämlich Eicheln und Beeren, Pilze, Bucheckern und andere harte und schlechte Kost. Doch eines Tages kam ein Mann von ferne her und sagte: „Warum sammelt ihr so mühsam? Es gibt eine bessere Kost für den Menschen! Es gibt auch eine Technik, sie immer reichlich zu beschaffen! Und ich komme, um euch dieses Geheimnis zu lehren!" Er pflügte vor ihren Augen einen Acker, säte Korn darauf und sprach: „Seht, das müsst ihr tun! Und das Übrige tun die Einflüsse des Himmels!" Die Saat ging auf, wuchs und brachte Frucht, und die Menschen waren darüber sehr verwundert und erfreut und betrieben nun fleißig Ackerbau mit großem Nutzen.
Doch als ihr Lehrer längst wieder weg war, begannen einige an der erlernten Methode herumzumäkeln. Sie fanden das Verfahren allzu schlicht und mochten auch die Beschwerlichkeit nicht mehr ertragen, dass man auf dem Acker unter freiem Himmel arbeiten muss und dem Wetter ausgesetzt ist. „Kommt", sprachen sie, „lasst uns den Acker schön mit Wänden und Mauern einfassen und ein ordentliches Dach darüber bauen, damit wir darunter dann viel bequemer Ackerbau betreiben! Die Einflüsse des Himmels werden schon nicht so nötig sein, und außerdem sieht sie kein Mensch…"
Andere sagten: „Nein, nein, unser Lehrer ließ den Himmel offen und sagte: Das müsst ihr tun! Und das Übrige tun die Einflüsse des Himmels!" Aber man antwortete ihnen, das habe er bloß gesagt, um den Ackerbau in Gang zu bringen. Außerdem seien inzwischen ganz andere Zeiten, man habe dazugelernt, und schließlich könne man den Himmel doch über dem Acker an die Decke malen.
Sie fassten darauf ihren Acker mit Wänden ein, bauten ein Dach darüber und malten oben ins Dachgewölbe den Himmel hinein. Hinterher pflügten und düngten, ackerten und säten sie. Aber die Saat wollte nicht wachsen! Sie pflügten erneut und düngten, sie ackerten und säten hin und her. Aber die Saat wollte nicht wachsen! Sie verdoppelten ihre Anstrengungen ohne jeden Erfolg, und die umherstanden und ihnen zusahen, begannen darüber zu spotten. Am Ende aber spotteten sie auch über jenen Mann, der vor langer Zeit aus der Fremde gekommen war, um eine so dumme und nutzlose Kunst zu lehren…

Nun – es ist traurig. Aber ein Teil der heutigen Theologie verfährt genau so, wie es diese Geschichte beschreibt. Die junge Christenheit hat durch Jesu Evangelium eine klare Anleitung bekommen, sie hat noch dazu Jesu Vorbild gesehen und konnte an seinem Beispiel die wunderbare Kunst des Glaubens lernen, die bestens funktioniert und jedem Frucht bringt, der sie übt. Aber auf die Dauer wollte man das Evangelium nicht lassen, wie es war, sondern meinte, man könne etwas daran verbessern. Der moderne Mensch ist stolz geworden und hält sich für klug. Er meint, er sei über den Glauben der Väter hinausgewachsen, und will es auch bequemer haben als sie. Damit er an Sonnentagen Schatten hat und bei Regen nicht nass wird, baut er über seinem Acker ein großes schüt-

zendes Dach. Die Theologie wird dadurch viel vernünftiger, humaner, moderner, toleranter, zeitgemäßer und populärer! Es sieht nach großem theologischem Fortschritt aus! Aber seltsam – trotz der vielen Verbesserungen will plötzlich die Saat nicht mehr wachsen! Man malt die Hallendecke mit Bildern des Himmels aus, aber die Saat will trotzdem nicht wachsen! Denn den wahren Himmel hat man aus dieser Theologie ausgesperrt – und wird nun zum Gespött…
Es ist ein Jammer, weil dieser Spott auf Jesus Christus zurückfällt! Doch immerhin: Für all jene, die Regen und Kälte, Sonne und Hitze nicht fürchten, enthält die Geschichte eine gute Nachricht. Denn wenn man bereit ist, das Dach abzureißen und die Mauern wegzunehmen, haben die Einflüsse des Himmels wieder freie Bahn. Und dann zeigt sich, dass der Glaube, den Jesus lehrte und den die Reformatoren beschrieben, noch so gut funktioniert wie am ersten Tag. Denn am Evangelium hat's ja nicht gelegen, und an Gottes Treue hat's nie gefehlt…
Mein theologisches Programm besteht also darin, das Dach über dem Acker abzureißen und zum biblischen Glauben der Väter zurückzukehren. Wenn das aber jemand „altmodisch" und „rückschrittlich" nennen will, dann lässt mich das kalt. Denn eben denselben „Rückschritt" hatten die Reformatoren im Sinn, als sie nach den Fehlentwicklungen des mittelalterlichen Katholizismus aufbrachen, um zu den neutestamentlichen Quellen zurückzukehren. Es ist dieser fröhliche „Rückschritt", aus dem die evangelische Kirche vor 500 Jahren hervorgegangen ist. Und ich wage die Prognose, dass auch die theologische Zukunft mit so einem fröhlichen „Rückschritt" beginnen wird…

## 27. Atheismus und Existenz Gottes

Was meinen sie – ob es Gott wohl gibt? Zugegeben: Das ist eine ziemlich seltsame Frage für einen Pfarrer. Schließlich machte es keinen Sinn, dieses Amt auszuüben, wenn es Gott nicht gäbe. Und doch kommen wir um diese Frage nicht herum. Denn selbst wenn sie uns nicht beschäftigen sollte, so ist sie doch die Frage vieler Zeitgenossen. Wir müssen uns mit ihr schon deshalb auseinander setzen, weil es heute Mode geworden ist, eher nicht an Gott zu glauben – und das heißt in der einfachsten Form: Einfach seine Existenz zu bestreiten.
Das Problem ist nur, dass, wenn wir als Christen unseren Glauben dagegenhalten, wir sehr schnell in eine fruchtlose Debatte hineingeraten. Da behauptet einer, es gäbe Gott gar nicht. Und wir antworten: Na klar gibt es Gott. Und wenn man dann beginnt, Argumente auszutauschen, entsteht eine weitschweifige Diskussion. Mich erinnert das immer an Gespräche über das Ungeheuer von Loch Ness. Die verlaufen oft ähnlich. Gibt es nun im schottischen Loch Ness ein Ungeheuer oder nicht? Einer bestreitet es – einer behauptet es. Es gibt viele Zeugen, die es gesehen haben wollen – aber nicht alle sind vertrauenswürdig. Es gibt Fotos von jenem Ungeheuer – aber sie sind alle ziemlich unscharf. Es wäre biologisch durchaus möglich, dass in den besonderen Bedingungen des Loch Ness urzeitliche Plesiosaurier überlebt haben könnten – aber hätte man sie mit Echolot und U-Booten nicht längst finden müssen?
O ja, das Ungeheuer von Loch Ness gibt immer Stoff für ein interessantes Gespräch her. Und das Thema ist gerade deshalb unerschöpflich, weil niemals ein Gespräch darüber zu einem gesicherten Resultat führt. Es ist unmöglich, die Existenz jenes geheimnisvollen Wesens zu beweisen, solange man es nicht fängt. Und es ist erst recht unmöglich, zu be-

weisen, dass es nicht existiert. Der Streit über diese Frage geht also immer unentschieden aus.
Und ist das nicht im Streit um Gott auch so? Ja, tatsächlich verlaufen Diskussionen über Gott meist genauso: Für den einen gibt es klare Indizien für die Existenz Gottes, und der andere lässt diese Indizien nicht gelten. Gemeinsam durchsucht man das Universum nach Spuren Gottes, wie man einen unaufgeräumten Keller durchsucht nach einem vermissten Gegenstand. Aber man findet ihn nicht. Und dann sagt der eine: Wir haben ihn nicht gefunden, weil es ihn nicht gibt. Und der andere sagt: Wir haben ihn nicht gefunden, weil wir nicht gründlich genug gesucht haben. Der Erste verlangt Beweise, dass es Gott gibt – da muss der Zweite passen. Der Zweite verlangt den Gegenbeweis, dass es Gott nicht gibt – und da muss dann der Erste mit den Schultern zucken. Am Ende der Diskussion wird man die Frage nach der Existenz Gottes offen lassen, so wie man die Frage nach der Existenz des Ungeheuers von Loch Ness offen lassen muss. Keiner wurde von seiner Meinung abgebracht, alle kehren zum Alltag zurück, keiner muss irgendwelche Konsequenzen ziehen – aber interessant war's doch. Nur eben fruchtlos. Denn wer ganz entschieden an Gottes Existenz glaubt oder wer daran ganz entschieden nicht glaubt, scheint in jedem Falle mehr zu behaupten, als er wissen kann. Das Vernünftigste scheint darum zu sein, dass man sich in dieser Sache nicht festlegt – und so machen es ja auch die meisten unserer Zeitgenossen. Ich für meinen Teil aber finde diese Art von Gespräch unsachgemäß. Und ich halte auch die Schlussfolgerung für schlecht begründet. Denn wer ein wenig nachdenkt, müsste darauf kommen, dass es einen Unterschied macht, ob der Diskussionsgegenstand „Gott" heißt oder „das Ungeheuer von Loch Ness".
Wären Gläubige und Ungläubige an dieser Stelle etwas kritischer gegenüber ihrer eigenen Fragestellung, so müssten sie eigentlich merken, dass Debatten, die nach dem beschriebenen Schema verlaufen, von drei falschen Voraussetzungen ausgehen:

1. Man redet von Gott wie von einem Ding unter anderen Dingen, d.h. man unterstellt, er „sei" in derselben Weise wie wir „sind", und man durchstöbert infolgedessen das Universum nach Gott, als wäre er ein Bestandteil des Universums.

2. Man ordnet die Gottesfrage jenen schwer entscheidbaren Fragen zu, die interessant sein mögen, die man aber getrost offen lassen kann, und bei denen der am wenigsten riskiert, der sich nicht festlegt.

3. Man unterstellt, christlicher Glaube sei nur möglich, wenn man die Zweifel an Gottes Existenz unterdrückt und sich wider besseres Wissen als sicher einredet, was nicht sicher ist. Alle drei Voraussetzungen sind grundfalsch und müssen korrigiert werden:

1. Wenn man über die Existenz Gottes in derselben Weise diskutiert, wie über die Existenz jenes ominösen Ungeheuers von Loch Ness, übersieht man, dass zwischen beiden ein gravierender Unterschied besteht: Das Ungeheuer von Loch Ness ist (wenn es denn existiert) jedenfalls ein Teil der kreatürlichen Wirklichkeit. Es ist ein Teil dieser Welt, den man irgendwo in dieser Welt zu suchen hat. Das ist so selbstverständlich, wie man einen Schuh im Schuhregal und einen Schraubenzieher im Werkzeugkasten sucht. Wer aber das Universum durchstöbert, um darin Gott zu finden, der hat noch gar nicht begriffen, was und wen er da eigentlich sucht. Denn Gott ist kein Bestandteil dieses Universums, er ist der Schöpfer des Universums. Gott ist kein gasförmiges Wirbeltier, das den

Himmel besiedelt, wie wir die Erde besiedeln. Gott ist kein Geschöpf – was also macht es für einen Sinn, ihn in dieser geschöpflichen Welt zu suchen?
Man kann Gott nicht in der Welt finden, denn Gott ist nicht in der Welt, sondern die Welt ist in Gott. Wer also Gott sucht, wie man ein Ding unter anderen Dingen sucht, ist von vornherein auf dem Holzweg. Er mag das Unterste zuoberst kehren, es wird vergeblich sein, solange ihm die Differenz nicht bewusst wird: Gott ist nicht „Etwas", was es neben allem, was es so gibt, auch noch gibt. Gott ist kein Lebewesen, das wir in den Katalog sonstiger Lebewesen aufnehmen könnten. Er gehört nicht in die Reihe der in dieser Welt vorfindlichen Phänomene, weil für uns nur vorfindlich sein kann, was von unserer Art, was nämlich geschöpflich ist. Von allem Geschöpflichem aber ist der Schöpfer strikt unterschieden. Oder sucht man den Maler in den Bildern, sucht man den Töpfer unter den Töpfen und den Komponisten zwischen den Noten? Nein. Der Meister ist nicht das Werk, er steht dem Werk gegenüber. Warum also erwartet man, Gott als Bestandteil dieser Welt zu finden?

2. Die Gottesfrage ist eine Frage, die nicht mittels vernünftiger Beweise oder experimenteller Nachweise entschieden werden kann. Trotzdem aber kann niemand diese Frage auf sich beruhen lassen, um gewissermaßen neutral zu bleiben. Auch hier liegt ein gravierender Unterschied zum Ungeheuer von Loch Ness. Denn wenn die Frage nach dem Ungeheuer derzeit unentscheidbar ist, dann mag das vielleicht unsere Neugier kränken. Ein echtes Problem ist es aber nicht. Denn im Grunde kann uns ja egal sein, was da in Schottlands Seen herumschwimmt oder nicht. Mag es da etwas geben oder nicht: Auf mein Leben hat das keinerlei Auswirkungen, es kann mir von Herzen gleichgültig sein. Ich muss mich in diesem Streit nicht entscheiden.
Was aber Gott betrifft, verhält es sich anders. Da muss ich entscheiden. Es bleibt mir gar nichts anderes übrig. Denn auch wenn ich die Frage nach Gott aus meinen Gedanken verdränge: Ich werde durch die Art, wie ich lebe, faktisch die Entscheidung treffen, ob ich mit Gott rechne oder nicht. Ich behandle meine Kinder wie ein Geschenk Gottes oder ich behandle sie wie mein eigenes Produkt. Ich unterlasse das Böse auch im Verborgenen, weil ich damit rechne, dass Gott mich sieht, oder ich unterlasse das Böse nur, wenn ich dabei von Menschen erwischt werden könnte. Ich benehme mich in der Natur wie ein Gast in Gottes Garten oder ich führe mich in der Natur als Eigentümer und Hausherr auf. Ich finde am Sonntag den Weg in die Kirche, oder ich finde ihn nicht. Ich übe mich in Nächstenliebe oder übe mich nicht. Ich vergebe meinen Schuldigern oder vergebe ihnen nicht.
In alledem entscheide ich faktisch über mein Verhältnis zu Gott, denn die Frage nach meinem Gottesverhältnis ist in jenen anderen Fragen immer mit enthalten. Und dabei ist es völlig gleich, ob ich viele Worte darum mache, dass ich doch nicht wüsste, ob es Gott gibt und unentschieden wäre. Nein, die Ausrede gilt nicht. Denn das Tun meiner Hände und der Weg meiner Füße spricht eine viel klarere Sprache als der Mund. Mögen meine Gedanken auch der Entscheidung ausweichen, so verrät doch mein Tun, dass ich so oder so entschieden habe. Atheist oder Christ zu sein, ist nämlich gar keine theoretische, sondern eine höchst praktische Frage. Ich gehe keinen meiner alltäglichen Schritte in Neutralität: Ich gehe ihn entweder mit oder ohne Gott. Wer sich also vornehm zurückhalten will mit der Begründung, es sei doch ein Wagnis, sich in einer unsicheren Frage auf diese oder jene Seite zu stellen, der macht sich etwas vor. Denn es ist zwar ein Risiko, an Gott zu glauben – es könnte durchaus sein, dass es ihn nicht gibt. Es ist aber

kein geringeres Risiko, nicht an Gott zu glauben – denn es könnte durchaus sein, dass es ihn doch gibt. Es ist also keineswegs so wie Gottesleugner es gern darstellen: Dass der Atheist sich nüchtern auf den Boden der gesicherten Erkenntnisse stellt, während der Christ sich auf den schwankenden Boden bloßer Vermutungen begibt. Nein. Vielmehr sind hier alle in einem Boot: Alle wagen etwas, alle können mit ihrer Entscheidung falsch liegen – und doch kommt keiner um diese Entscheidung herum.

3. An dieser Stelle freilich liegt noch einmal ein großer Stolperstein. Denn so fragen uns die vielen Zweifler: Wie kannst du glauben, wenn du doch nicht genau weißt, ob es Gott gibt? Wie kann dein Glaube Gewissheit haben, wenn doch Gottes Dasein nicht gewiss ist? Musst du da nicht deinem Verstand Gewalt antun, musst du nicht ständig Zweifel unterdrücken und wider besseres Wissen so tun als sei sicher, was doch nicht sicher ist? Ist das nicht unwahrhaftig? So fragen uns die, die den Glauben von außen kennen. Wer selbst glaubt, wird sich aber darin missverstanden fühlen. Denn unwahrhaftig wäre unser Bekenntnis ja nur, wenn wir behaupteten zu wissen, was wir nicht wissen.
Als Christen behaupten wir aber gar nicht, von Gott sicheres Wissen zu haben, sondern wir sagen, dass wir an ihn glauben. Und das ist ein Unterschied. Denn im strengen Sinne weiß man nur, was man beweisen kann. Zu beweisen wäre Gottes Dasein aber nur, wenn wir ihn wie einen Tanzbären dem staunenden Publikum zur Begutachtung vorführen könnten. Das lässt Gott natürlich nicht mit sich machen. Er nennt vielmehr die selig, die nicht sehen und doch glauben. Und das ist keineswegs eine Zumutung. Denn der Glaube richtet sich zwar auf Gott. Er hängt aber nicht ab von Beweisen der Existenz Gottes. Ja es mag sogar Tage geben, wo man es nicht mal wahrscheinlich findet, dass Gott existiert. Es gibt Tage, an denen der Himmel leer und die Welt von Gott verlassen scheint. Doch daran zerbricht der Glaube nicht. Sondern es kann durchaus sein, dass er gerade an solchen Tagen an Kraft und Entschlossenheit gewinnt und sagt: „Gott, manchmal spüre ich dich nicht. Aber auch wenn es dich nicht gäbe, würde ich immer noch an dich glauben. Ich würde ein Glaubender bleiben, auch wenn du nicht da wärst. Denn vieles in dieser Welt ist zweifelhaft und ungewiss, Gott. Eins aber ist gewiss: Wenn es dich nicht gäbe, würde ich lieber dein Nicht–Sein mit dir teilen, als in einer Welt zu leben, die ohne Sinn und Hoffnung ist, weil du ihr fehlst."
Mag sein, dass solches Festhalten an einem Gott, dessen Existenz unsicher ist, zunächst widersinnig und paradox erscheint. Und doch ist viel Erkenntnis, viel Mut und viel Freiheit in diesem Standpunkt. Es steckt die Erkenntnis darin, dass es immer noch besser wäre, im Zeichen des Glaubens zu irren, als im Zeichen des Unglaubens Recht zu haben. Es steckt der Mut darin, das eigene Schicksal bedingungslos mit Gottes Schicksal zu verknüpfen. Und es steckt darin Freiheit gegenüber den Spitzfindigkeiten unserer Vernunft, die das Dasein Gottes mal wahrscheinlich und dann wieder unwahrscheinlich finden mag. Dieser Glaube bliebe nämlich, was er ist, selbst wenn die Atheisten Recht hätten:
Oder würde ein Fisch, wenn man ihm bewiese, dass es kein Wasser gibt, deswegen ein Vogel werden? Nein. Er würde sterben – aber er bliebe ein Fisch. Oder würde ein Vogel, wenn man ihm bewiese, dass es keine Luft gibt, deswegen zum Fisch werden? Nein. Er würde zugrunde gehen – aber er bliebe ein Vogel. Darum gilt dasselbe auch von Christen: Wenn man einem Gläubigen bewiese, dass es Gott nicht gibt, so würde er deswegen kein Heide. Er wäre gescheitert, ja – aber er bliebe ein Glaubender. Und er könnte dann immer noch sagen: Es ist besser, so groß gehofft zu haben und widerlegt zu werden, als diese große Hoffnung nie gekannt zu haben.

# 28. Gottes Majestät und Unbegreiflichkeit

Es wird heutzutage viel darüber geredet, was der Kirche fehlt. Fast jeder hat eine Meinung dazu. Und die meisten sind sich darin einig, dass vor allem die Gottesdienste „moderner", „offener" und „lebendiger" sein müssten. Nicht „steif" und „ernst" soll es da zugehen, sondern eher „unterhaltsam". Und wenn die Kritik dann an mich als Pfarrer herangetragen wird, heißt die Forderung oft: „Seien sie doch mal locker". Nun: Ich habe ernsthaft darüber nachgedacht, warum ich – im Sinne dieser Forderung – nicht „locker" bin. Und ich bin zu dem Schluss gekommen, dass ich im Rahmen eines Gottesdienstes gar nicht „locker" sein will. Das aber nun nicht, weil es gegen meine Natur, sondern weil es gegen die Natur des Gottesdienstes verstieße, im Gottesdienst „locker" zu sein. Der Gottesdienst ist eine Begegnung mit Gott. Die Gemeinde versammelt sich vor Gottes Angesicht, um mit Gott in ein Gespräch einzutreten. Und im Gespräch mit Gott kann nur der „locker" und „lässig" sein, der Gott nicht kennt. Gottes Gegenwart gebietet Ehrfurcht, Respekt und konzentrierte Aufmerksamkeit. Darum will ich hier bewusst eine Anti–These vertreten: Was unserer Kirche fehlt, ist nicht „Lässigkeit" und „Lockerheit", sondern was uns fehlt, ist eine neue Scheu und Ehrfurcht vor dem Heiligen. Ja, wenn uns nur bewusst wäre, wer uns da im Gottesdienst begegnet! Da würde uns ein heilsamer Schrecken in die Knochen fahren. Und das harmlose pastorale Infotainment, zu dem unsere Gottesdienste vielerorts verkommen sind, würde ganz von selbst aufhören. Denn vor Gott sind wir Staubkörner und Eintagsfliegen. Und wenn er uns zur Rechenschaft zieht, können wir ihm auf tausend Fragen nicht eine Antwort geben.
Um nicht missverstanden zu werden: Wir dürfen trotzdem zu ihm kommen. Gott liebt uns. Aber ich halte das nicht für eine Lizenz zur Lockerheit und Lässigkeit. Gott erbarmt sich. Aber ich halte sein Erbarmen nicht für eine Einladung, mich Gott ebenbürtig zu fühlen. Gott schenkt Gnade. Aber ich halte das Geschenk der Gnade nicht für ein Angebot, dem Heiligen gegenüber zudringlich zu werden. Was schwatzen wir von Gott, als hätten wir mit ihm Schweine gehütet? Wissen wir denn gar nicht, mit wem wir es zu tun haben?
Gewiss ist Gott Mensch geworden! Er wollte uns nahe sein. Er kam uns entgegen in der menschlichen Gestalt Jesu Christi. Und weil Christus unser Bruder wurde, dürfen auch wir Gott unseren lieben Vater nennen. Nur ist uns das durch lange Gewöhnung allzu selbstverständlich geworden. Und es besteht darum die Gefahr, dass aus berechtigtem Gott–Vertrauen eine ungute und plumpe Vertraulichkeit wird. Dabei ist es keineswegs „normal", dass man Gott ohne Furcht begegnen kann. Im Gegenteil: Alle wirklich Weisen, die je nach Gott gefragt und gesucht haben, erfuhren zuallererst Gottes Unnahbarkeit. Sie erlebten ihn als ein verzehrendes Feuer. Und auch alle großen Religionen dieser Welt zeugen uns zuerst von Gottes heiliger Majestät, der sich kein Mensch ungeschützt nähern kann. Wenn uns aber das Empfinden für diese Distanz abhanden gekommen ist – wie kann man es neu wecken? Ich kenne eine jüdische Legende, die auf drastische Weise erzählt, wie vier Menschen von Gottes Anders–Sein erschüttert werden. Für drei von ihnen hat es schlimme Folgen. Einer aber zeigt, wie diese Erfahrung den Glauben vertiefen und stärken kann:

*Die vier Rabbiner, Asai, Elisa, Simon und Akiba, waren eifrig bemüht, Gott zu erkennen. Lange studierten sie mystische Schriften, um in Gottes Geheimnis einzudringen. Eines*

*Tages aber gelang es ihnen und es tat sich ihnen das Tor des Paradieses auf. Gemeinsam schritten sie in den Himmel hinein und näherten sich der unbegreiflichen und furchtbaren Nähe Gottes. Als sie aber wiederkamen, war es schon Abend. Sie schritten riesengroß und dunkel aus der Glut des Westhimmels hervor in schwerem Schweigen. Die anderen Rabbiner aber, die ihnen neugierig entgegengingen, erschraken vor der Verstörung auf ihren Gesichtern.*
*Rabbi Asai ging einfach schweigend in sein Haus und warf sich auf sein Lager, denn er konnte dem Zittern seiner Glieder nicht mehr Einhalt gebieten. Er kehrte sein bleiches Gesicht stumm zur Wand. Er verweigerte Speise und Trank. Sein Gesicht verfiel. Und seine erloschenen Augen harrten dem Tod entgegen.*
*Da ging Rabbi Simon hinweg von seinem sterbenden Freund und sah sich um, und siehe: Die Welt hatte für ihn alles Maß verloren. Kein Ding stand mehr in einem Größenverhältnis zum andern. Alle Umrisse zerflossen und wälzten sich gegen ihn, wie um ihn auszulöschen. Zeit und Raum waren verschwunden, und alles stürzte in furchtbarer Gleichzeitigkeit und Allgegenwart gegen seine Augen. Da warf er sich zu Boden und hielt sich die Augen zu, aber er konnte sein Schauen nicht verhindern, und er schrie laut und schlug mit dem Kopf gegen die Steine, um den eindringenden Bildern einen Ausweg zu schaffen. Als aber die anderen Rabbiner auf sein entsetzliches Schreien hin herbeigeeilt kamen, da fanden sie ihn in Qualen des Wahnsinns.*
*Da sprach Rabbi Elisa: „Uns ist das Maß genommen durch das Maßlose, das wir gesehen haben, und die Welt ist uns verwandelt. Alle Weisheit, der wir bisher unser Leben gewidmet haben, was ist sie anderes als ein vom großen Sinn abgesplittertes Stück Sinnlosigkeit, ein vom Ewigen abgebrochenes Stück Vergänglichkeit, eine vom Unendlichen abgetrennte Nichtigkeit! All unsere guten Werke, wiegen nicht mehr als ein Sandkorn. All unsere Frömmigkeit ist noch nicht mal eine halbe Stufe aufwärts zum Göttlichen. Was mühen wir uns so vergeblich unter der nutzlosen Last!" Da trennte sich Elisa von den anderen Rabbinern und warf sich den Sünden der Welt und der Verzweiflung des Unglaubens in die Arme.*
*Da erschraken die Verbliebenen und blickten auf Rabbi Akiba, ob sie wohl auch ihn auf so schreckliche Weise verlieren müssten. Und auch er verbarg sein verstörtes Gesicht in den Händen. Als er aber nach langer Zeit Herr über seine Gesichtszüge wurde und aufschaute, da sah er die Bestürzung um ihn her, und er sprach: „Weh uns! Wie tot sind wir, gemessen am Lebendigen! Wie eng sind wir, gemessen am Unendlichen! Wie töricht sind wir, gemessen an der ewigen Weisheit! Aber Gottes Hand ist über uns, und er hat uns diese Form gegeben. An uns ist's, dass wir uns demütig fügen in unsere Gestalt und darin wirken." Und Rabbi Akiba stand entschlossen auf und ging ins Lehrhaus, um zu lehren Ewiges in den armen Formen der Erde. Und er wurde der größte Lehrer seines Zeitalters...*

Viele werden diese Geschichte befremdlich finden. Denn sie widerspricht dem verbreiteten Bild vom harmlosen, „lieben" Gott. Sie widerspricht auch dem Trend zur kundenfreundlichen Kuschelreligion. Und doch leuchtet ein, was man uns da im Gewand der Legende mitteilt: Träten wir Gott ungeschützt gegenüber, so ginge es uns nicht anders als diesen vier Rabbinern. Auch wir wären dann bedroht von Wahnsinn, Tod und Verzweiflung. Was da gesagt wird über das dramatische Gefälle zwischen Gott und Mensch, das ist kein bisschen übertrieben. Es stimmt, was Rabbi Akiba sagt: „Gemessen am Lebendigen sind wir tot. Gemessen am Unendlichen sind wir eng. Gemessen an der ewigen

Weisheit sind wir töricht." Diese Beschränkungen aber annehmen zu können, weil sie uns von Gott auferlegt wurden, das ist wichtig. Denn dann gerät unser Glaube bei aller Vertrautheit mit Gott doch nie zur plumpen Vertraulichkeit. Und wir vergessen dann auch nicht, dass wir es zu tun haben mit dem Herrn über Leben und Tod.
Ich empfinde es als ein Wunder, wenn wir Sünder vor Gottes Augen bestehen können. Es ist Gottes Gnade, dass uns nicht seine schiere Gegenwart zerstört. Es ist Gnade, dass wir nicht unter seinem Blick zerschmelzen wie Wachs. Es ist Gnade, dass wir nicht ersaufen in diesem Ozean von Macht und Weisheit. Diese Gnade aber zur Selbstverständlichkeit zu entwerten, indem ich dem Heiligen „locker" begegne, das lasse ich mir nicht einfallen. Den Respektlosen und Zudringlichen entzieht sich Gott – den Demütigen aber öffnet er sein Herz. Auch Mose musste die Schuhe ausziehen, bevor er sich dem brennenden Dornbusch nähern durfte. Danach begegnete er Gott. Der moderne Mensch aber, der so oft klagt, Gott rede nicht zu ihm, sollte über diesen Vorgang nachdenken. Es mangelt nämlich nicht an Dornbüschen. Aber nur wer bereit ist, die Schuhe auszuziehen, wird sie brennen sehen.

# 29. Gottes Wesen und Eigenschaften

Die christliche Lehre von Gott orientiert sich am Zeugnis der Heiligen Schrift und beschreibt darum Gott mit zahlreichen „Eigenschaften". Sie entspricht damit dem Interesse der Glaubenden, nicht nur etwas über das Da-Sein, sondern auch etwas über das So-Sein Gottes zu erfahren. Man will nicht nur wissen, dass er ist, sondern auch wie er ist. Und die Lehre von Gottes Eigenschaften antwortet darauf. Damit sie es aber in verantwortlicher Weise tut, ist mancherlei zu beachten:

➔ Eigenschaftsbegriffe können auf Gott nicht in derselben Weise angewandt werden, wie auf Menschen (univok), denn Gottes Wirklichkeit ist von der menschlichen radikal verschieden. Eigenschaftsbegriffe können in der Anwendung auf Gott aber auch nichts völlig anderes besagen als in der Anwendung auf den Menschen (äquivok), weil sie sonst jeden Sinn verlören. Nur im Sinne einer Ähnlichkeit (analog), können sie Verwendung finden. Doch auch dann gilt noch der Grundsatz: ***„...von Schöpfer und Geschöpf kann keine Ähnlichkeit ausgesagt werden, ohne dass sie eine größere Unähnlichkeit zwischen beiden einschlösse."*** Anders gesagt: Gott ist immer größer als alles, was in menschlichen Worten eingefangen und ausgesagt werden kann.

➔ Gottes Eigenschaften sind nicht von dem zu trennen, was über das „Wesen" Gottes gesagt wird. Denn sonst entsteht der Eindruck, das als „Wesen" Gottes bestimmte sei in irgendeinem Sinne grundlegender als die ihm zugeordneten „Eigenschaften". Tatsächlich gibt es bei Gott keinen Unterschied von „wesentlichen" und bloß „zufälligen" Eigenschaften. Alle Eigenschaften Gottes sind unmittelbarer Ausdruck seines Wesens. Keine könnte fehlen. Keine ist nachrangig. Und ein Wesen Gottes jenseits seiner Eigenschaften kann auch gar nicht sinnvoll beschrieben werden.

➔ Gottes Eigenschaften sind von menschlichen Eigenschaften dadurch unterschieden, dass Gott niemals Eigenschaften „hat", ohne sie zu betätigen. Und er betätigt sie nie anders, als dass er zugleich die jeweilige Eigenschaft „ist". Gott „hat" also die Eigenschaft

der Gerechtigkeit nicht anders, als indem er „gerecht" handelt. Und er handelt nicht anders „gerecht", als indem er zugleich selbst die Gerechtigkeit „ist". Ist Gott „Schöpfer", so ist sein schöpferisches Wirken nicht eine Folge oder Konsequenz dessen, sondern ist mit seinem Schöpfer-Sein identisch. „Herrscher" ist Gott, indem er Herrschaft ausübt, und „Erlöser", indem er erlöst. „Ruhende" oder „inaktive" Eigenschaften Gottes kann es nicht geben, denn Wesen und Wirken Gottes sind eins.

➔ Gottes Eigenschaften sind nicht spekulativ aus einer philosophischen Gotteslehre abzuleiten, sondern müssen sich aus dem (biblisch bezeugten) Handeln Gottes ergeben. Denn anders als in seinem Handeln, ist Gott nicht offenbar. Seine Eigenschaften stehen darum in der Theologie nicht von vornherein fest, sondern müssen sich an der Gesamtheit von Schöpfung, Erlösung und Vollendung bewähren. Die Glaubenslehre insgesamt zeugt von „Gottes großen Taten". Und sie beschreibt damit das „So-Sein" Gottes angemessener und authentischer, als es durch nachträglich abstrahierte Eigenschaftsbegriffe geschehen kann.

➔ Die Lehre von Gottes Eigenschaften hat ihren Ursprung im biblischen Zeugnis, wo in erster Linie nicht „von" Gott, sondern „zu" Gott geredet wird. Und die Frage muss erlaubt sein, ob z.B. die Jubelrufe eines Psalmbeters ohne Weiteres aus der Situation der existentiellen Betroffenheit herausgelöst und in die abstrakte Begriffswelt einer allgemeinen Gotteslehre versetzt werden dürfen. Auf der einen Seite stehen Beziehungsgeschehen, persönliches Widerfahrnis und Zeugnis. Auf der anderen aber verallgemeinerte theologische „Lehrsätze". Der Zusammenhang beider wird nur glaubhaft sein, wenn der, der von Gottes Eigenschaften redet, dabei zugleich von sich selbst redet.

➔ Menschen mögen es nicht, wenn man sie auf bestimmte Eigenschaften festlegt und sich ein starres Bild von ihnen macht. Wenn es heißt „Du warst schon immer so und so...", wehrt sich der Betroffene. Kann es dann aber richtig sein, Gott auf bestimmte Eigenschaften festzulegen? Kann der theologische Verstand ihn mit Begriffen begreifen und fixieren? Oder entspricht es eher der Freiheit Gottes, sich stets neu als der zu erweisen, der er sein will? Sind uns nicht gerade deshalb Bilder Gottes verboten? Gott sprach zu Mose: „Ich werde sein, der ich sein werde" (2.Mose 3,14). Eigenschaftslehre kann darum Gottes Sein nie „festschreiben".

➔ Die Rede von den „Eigenschaften" Gottes erweist sich als Problem, wenn diese wie Eigenschaften einer Substanz aufgefasst werden. Ein Werkstoff hat feste „Eigenschaften", weil Stahl eben hart ist und Butter weich. Wenn Butter plötzlich stahlhart wäre, wäre sie keine Butter mehr. Und wenn Stahl butterweich wäre, würden wir nicht mehr von Stahl reden. Wenn Feuer nicht mehr heiß wäre, und Wasser nicht mehr nass, würden wir es nicht mehr Feuer oder Wasser nennen. Substanzen „können nicht anders". Aber in diesem Sinne muss Gott nicht gütig oder liebend sein. Er kann durchaus „anders". Es ist nicht etwa seine Natur, zu vergeben! Er erweist sich zwar in konkreten Beziehungen als „liebend" und wird dann als liebend gelobt. Aber festgelegt ist er damit nicht. Denn wenn ich sage: „Der und der ist ein freundlicher Mensch", dann habe ich diese Person nicht darauf festgelegt, sie müsse immer, überall und zu jedem freundlich sein!

(Die Umschreibungen der im Folgenden genannten Eigenschaften folgt: Johann Friedrich König, Theologia positiva acroamatica, Rostock 1664)

**Von-sich-selbst-sein** Die Unabhängigkeit Gottes im Sein besteht darin, dass er selbst von keiner anderen Ursache abhängt, sondern aus sich selbst ist.
*Offb 1,8 /* **„Ich bin das A und das O, spricht Gott der Herr, der da ist und der da war und der da kommt, der Allmächtige."** *2.Mose 3,14 /* **„Gott sprach zu Mose: Ich werde sein, der ich sein werde. Und sprach: So sollst du zu den Israeliten sagen: »Ich werde sein«, der hat mich zu euch gesandt."**

**Unveränderlichkeit** Die Unwandelbarkeit ist die fortwährende Selbst-übereinstimmung des göttlichen Wesens und aller seiner Vollkommenheiten, die jede naturhafte wie moralische Veränderung völlig ausschließt.
***Jak 1,17 / „Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab, von dem Vater des Lichts, bei dem keine Veränderung ist noch Wechsel des Lichts und der Finsternis." Ps 102,26-28 / „Du hast vorzeiten die Erde gegründet, und die Himmel sind deiner Hände Werk. Sie werden vergehen, du aber bleibst; sie werden alle veralten wie ein Gewand; wie ein Kleid wirst du sie wechseln, und sie werden verwandelt werden. Du aber bleibst, wie du bist, und deine Jahre nehmen kein Ende."***

**Unermesslichkeit** Die Unermesslichkeit ist die einfache Unbegrenzbarkeit des göttlichen Wesens durch irgendein geschaffenes Wo.
***1.Kön 8,27 / „Aber sollte Gott wirklich auf Erden wohnen? Siehe, der Himmel und aller Himmel Himmel können dich nicht fassen - wie sollte es dann dies Haus tun, das ich gebaut habe?" Jer 23,23-24 / „Bin ich nur ein Gott, der nahe ist, spricht der HERR, und nicht auch ein Gott, der ferne ist? Meinst du, dass sich jemand so heimlich verbergen könne, dass ich ihn nicht sehe? spricht der HERR. Bin ich es nicht, der Himmel und Erde erfüllt? spricht der HERR."***

**Ewigkeit** Die Ewigkeit Gottes ist die unbegrenzte Fortdauer des göttlichen Wesens, die gänzlich jedes Nacheinander ausschließt.
***Ps 90,2-4 / „Ehe denn die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Der du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommt wieder, Menschenkinder! Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache."***

**Allgegenwart** Gottes Allgegenwart ist seine wesenhafte göttliche Anwesenheit bei den Geschöpfen.
***Ps 139,7-10 / „Wohin soll ich gehen vor deinem Geist, und wohin soll ich fliehen vor deinem Angesicht? Führe ich gen Himmel, so bist du da; bettete ich mich bei den Toten, siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde auch dort deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten."***

**Lebendigkeit** Das den Ursprung des göttlichen Handelns bezeichnende Prinzip ist das Leben, durch das sich das göttliche Wesen als immer tätig erweist.
***Joh 5,26 / „Denn wie der Vater das Leben hat in sich selber, so hat er auch dem Sohn gegeben, das Leben zu haben in sich selber..."***

**Vollkommenheit** Die Vollkommenheit Gottes besteht darin, dass er von allem Mangel frei und in sich selbst für sich selbst unendlich genügend ist.
*Mt 5,48 / „Darum sollt ihr vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist."*

**Unbegreiflichkeit** Die Unbegreiflichkeit Gottes besteht darin, dass er von einem begrenzten Verstand nicht vollkommen begriffen werden kann.
*Jes 55,8-9 / „Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der HERR, sondern soviel der Himmel höher ist als die Erde, so sind auch meine Wege höher als eure Wege und meine Gedanken als eure Gedanken." Jes 40,28 / „Weißt du nicht? Hast du nicht gehört? Der HERR, der ewige Gott, der die Enden der Erde geschaffen hat, wird nicht müde noch matt, sein Verstand ist unausforschlich." Jes 45,15 / „Fürwahr, du bist ein verborgener Gott, du Gott Israels, der Heiland." 1.Tim 6,16 / „...der allein Unsterblichkeit hat, der da wohnt in einem Licht, zu dem niemand kommen kann, den kein Mensch gesehen hat noch sehen kann. Dem sei Ehre und ewige Macht! Amen."*

**Allwissenheit** Die Allwissenheit Gottes ist das, wodurch er mit einem einfachen und ewigen Erkenntnisakt alles weiß, was war, ist, sein wird oder auf irgendeine Weise überhaupt sein kann.
*Ps 139,1-4 / „HERR, du erforschest mich und kennest mich. Ich sitze oder stehe auf, so weißt du es; du verstehst meine Gedanken von ferne. Ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehst alle meine Wege. Denn siehe, es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du, HERR, nicht schon wüsstest."*

**Allmacht** Allmacht ist das Prinzip durch welches Gott unabhängig und kraft der ewigen Tätigkeit seines Wesens schlechthin alles tun kann, was keinen Widerspruch in sich schließt.
*Jes 46,9-11 / „Gedenket des Vorigen, wie es von alters her war: Ich bin Gott, und sonst keiner mehr, ein Gott, dem nichts gleicht. Ich habe von Anfang an verkündigt, was hernach kommen soll, und vorzeiten, was noch nicht geschehen ist. Ich sage: Was ich beschlossen habe, geschieht, und alles, was ich mir vorgenommen habe, das tue ich... Wie ich's gesagt habe, so lasse ich's kommen; was ich geplant habe, das tue ich auch." Ps 115,3 / „Unser Gott ist im Himmel; er kann schaffen, was er will." 1. Mose 18,14 / „Sollte dem HERRN etwas unmöglich sein?"*

**Weisheit** Die Allweisheit Gottes ist das, wodurch er all das auf allervollkommenste Weise durchdringt, was das Urteilsvermögen der Menschen und Engel unendlich übersteigt.
*1. Kor 2,6-7 / „Wovon wir aber reden, das ist dennoch Weisheit bei den Vollkommenen; nicht eine Weisheit dieser Welt, auch nicht der Herrscher dieser Welt, die vergehen. Sondern wir reden von der Weisheit Gottes, die im Geheimnis verborgen ist, die Gott vorherbestimmt hat vor aller Zeit zu unserer Herrlichkeit..." Röm 16,27 / „„...dem Gott, der allein weise ist, sei Ehre durch Jesus Christus in Ewigkeit! Amen." Hiob 12,13 / „Bei Gott ist Weisheit und Gewalt, sein ist Rat und Verstand."*

**Heiligkeit** Die Heiligkeit Gottes ist die höchste und von jeder Befleckung freie Reinheit Gottes, welche die geschuldete Reinheit vom Geschöpf fordert und ihr Gegenteil verabscheut.

***Offb 4,8 / „Und eine jede der vier Gestalten hatte sechs Flügel, und sie waren außen und innen voller Augen, und sie hatten keine Ruhe Tag und Nacht und sprachen: Heilig, heilig, heilig ist Gott der Herr, der Allmächtige, der da war und der da ist und der da kommt." 1.Sam 2,2 / „Es ist niemand heilig wie der HERR, außer dir ist keiner, und ist kein Fels, wie unser Gott ist." 3. Mose 19,2 / „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig, der HERR, euer Gott."***

**Gerechtigkeit** Die Gerechtigkeit Gottes ist die höchste Richtigkeit des göttlichen Willens, die vom vernunftbegabten Geschöpf fordert, was recht und gerecht ist.

***Ps 9,8-9 / „Der HERR aber bleibt ewiglich; er hat seinen Thron bereitet zum Gericht, er wird den Erdkreis richten mit Gerechtigkeit und die Völker regieren, wie es recht ist." Röm 2,5-8 / „Du aber mit deinem verstockten und unbußfertigen Herzen häufst dir selbst Zorn an auf den Tag des Zorns und der Offenbarung des gerechten Gerichtes Gottes, der einem jeden geben wird nach seinen Werken: ewiges Leben denen, die in aller Geduld mit guten Werken trachten nach Herrlichkeit, Ehre und unvergänglichem Leben; Ungnade und Zorn aber denen, die streitsüchtig sind und der Wahrheit nicht gehorchen, gehorchen aber der Ungerechtigkeit..."***

**Wahrhaftigkeit** Das lenkende Prinzip, demgemäß Gott die Ratschlüsse seines Verstands machtvoll ausführt, ist die Wahrhaftigkeit, durch die er in Worten und Taten der Allerwahrhaftigste ist.

***4. Mose 23,19 / „Gott ist nicht ein Mensch, dass er lüge, noch ein Menschenkind, dass ihn etwas gereue. Sollte er etwas sagen und nicht tun? Sollte er etwas reden und nicht halten?" Mt 24,35 / „Himmel und Erde werden vergehen; aber meine Worte werden nicht vergehen." Ps 33,4 / „Denn des HERRN Wort ist wahrhaftig, und was er zusagt, das hält er gewiss."***

**Güte** Die Güte Gottes besteht darin, dass er von sich selbst und durch sich selbst gut ist. Das bewegende Prinzip seiner Güte umfasst seine Liebe, Gnade, Barmherzigkeit und Geduld.

***5. Mose 32,3-4 / „Gebt unserm Gott allein die Ehre! Er ist ein Fels. Seine Werke sind vollkommen; denn alles, was er tut, das ist recht. Treu ist Gott und kein Böses an ihm, gerecht und wahrhaftig ist er." Ps 86,15 / „Du aber, Herr, Gott, bist barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Güte und Treue." Mt 19,16-17 / „Und siehe, einer trat zu ihm und fragte: Meister, was soll ich Gutes tun, damit ich das ewige Leben habe? Er aber sprach zu ihm: Was fragst du mich nach dem, was gut ist? Gut ist nur Einer. Willst du aber zum Leben eingehen, so halte die Gebote."***

# 30. Gottes Ort und Gottes Haus

Wer Kinder hat, wird wissen, dass Kinder die allerbesten und allerschwersten Fragen stellen – Fragen nämlich, die uns durch ihre Kürze und Direktheit entwaffnen und unser vermeintliches Wissen sehr auf die Probe stellen. Eine solche Frage aber, die spätestens im Kindergartenalter aufgeworfen wird lautet: „Wo ist Gott?"
So schlicht die Frage ist, so schwer ist sie doch zu beantworten. Denn: Wo ist Gott? Sollte man dem Kind sagen „Gott ist im Himmel", oder lieber „Gott ist überall"? Soll man sagen „Gott wohnt in der Kirche, denn das ist Gottes Haus", oder einfach „Gott ist bei uns"? Sollte man die Frage vielleicht zurückweisen, weil sie auf dem Missverständnis beruht, Gott sei ein körperliches Wesen, das man irgendwo in Raum und Zeit lokalisieren könnte? Wenn man aber einwendet, Gott sei nicht körperlich, sondern geistig und unsichtbar, wird das Kind sich dann nicht so etwas vorstellen wie ein „Gespenst"?
Nun – es ist kein Wunder wenn die Eltern da ins Stammeln kommen, und die Kinder mit den Antworten unzufrieden sind, denn alle Beteiligten sind es gewohnt, dass Dinge oder Personen, die „existieren", irgendwo in Raum und Zeit existieren – **in** der uns bekannten Welt. Man setzt voraus, dass also auch Gott in der Welt enthalten sein müsse, und sucht den Schöpfer irgendwo zwischen seinen Geschöpfen. Dass aber nicht Gott in der **Welt,** sondern die Welt in **Gott** enthalten ist, und der Schöpfer kein Bestandteil der Schöpfung, sondern ihr Gegenüber, das können sich schon Erwachsene schwer vorstellen. Wie sollen es da die Kinder begreifen? Doch gehen wir ruhig einmal die kindgerechten Antworten durch, um zu sehen, wie weit wir damit kommen:

1.
Die erste Ortsangabe, die uns einfällt, wenn Kinderaugen uns fragend anblicken, lautet wahrscheinlich „Gott ist im Himmel". Und in der Tat kann man sich dafür auf die Bibel, und auf Jesus selbst berufen. Hat Jesus nicht seine Jünger gelehrt zu beten „Vater unser in dem Himmel..."? Es scheint, dass wir mit dieser Auskunft auf der sicheren Seite wären. Nur, wenn dann die neugierigen Kinderaugen zu den Wolken wandern, haben wir ein Problem. Denn wenn sie in den sommerlichen Himmel blinzeln, um zwischen den Wolken hindurch vielleicht einen Blick auf Gott zu werfen, entdecken sie nichts – oder höchstens einen Düsenjet. Und wir merken, dass sich das Verhältnis des Menschen zu jenem Himmel da oben verändert hat. Zur Zeit Jesu war der Himmel noch der Inbegriff des für Menschen unzugänglichen Raumes – und dadurch eine geeignete Metapher für den Raum Gottes. „Im Himmel" hieß: Außer unserer Reichweite, jenseits, uns entzogen, weit über uns, zu hoch für uns, überlegen. Heute aber ist der Himmel zugänglich geworden. Luft- und Raumfahrt haben ihn für den Menschen erschlossen. Und jeder, der schon mal mit dem Urlaubsflieger nach Mallorca gejettet ist, weiß, wie die Wolken von oben aussehen. So haben Luft- und Raumfahrt für den Reisenden zwar Vorteile gebracht. Zugleich aber haben sie den Himmel als Symbol für die Weltüberlegenheit und Ferne Gottes unbrauchbar werden lassen.
Spätestens seit Juri Gagarin, der sowjetische Kosmonaut, von seinem ersten Weltraumflug zurückkehrte und der staunenden Öffentlichkeit verkündete, er habe unterwegs im Weltall Gott nicht gesehen – es gebe Gott also gar nicht – müssen wir anders vom Himmel reden, müssen nämlich so reden, dass naive Verwechslungen ausgeschlossen sind: Jeder muss wissen, dass das wolkenverhangene Blau über uns nicht der Wohnort Gottes

ist. Denn heute, da wir den Himmel bereisen können, bringt der Satz „Gott ist im Himmel" nicht mehr Gottes Unumschränktheit zum Ausdruck, sondern ist – wörtlich genommen – sogar eine Einschränkung Gottes, weil man Gott dadurch im Himmel **lokalisiert**. Ist er aber da oben irgendwo ausfindig gemacht, wo der Himmel ist, so wird schnell gefolgert, dass er auf der Erde **nicht** sei. Obwohl Himmel und Erde den Schöpfer nicht fassen, verweist man Gott in eine begrenzte himmlische Provinz. Die Wolken sollen dann sein Refugium sein, während die Erde anderen Mächten vorbehalten bleibt. Und das ist ziemlich genau das Gegenteil von dem, was Jesus sagen wollte, als er uns zu beten lehrte „Vater unser in dem Himmel...". Was aber können wir Kindern antworten, wenn wir das problematisch gewordene Bild vom „lieben Gott im Himmel" vermeiden wollen?

2.

Sollen wir lieber sagen: „Gott ist überall"? Auch dabei hätten wir festen biblischen Boden unter den Füßen. Denn der 139. Psalm bezeugt in jeder Zeile Gottes „Allgegenwart". Mit Blick auf diesen Psalm dürfen wir jene Frage „Wo ist Gott?" getrost mit der Gegenfrage beantworten: „Wo ist Gott nicht?" Gott ist nämlich an keinem speziellen Ort, weil er an jedem Ort ist. Er umgibt uns wie die Luft, die wir atmen – so allgegenwärtig und so selbstverständlich, dass wir gar nicht merken, dass er da ist. Wir schwimmen sozusagen in Gott, wie Fische im Wasser schwimmen, denn er ist überall. Er ist klein genug, um in jedem Wurm und in jedem Staubkorn drinnen zu sein. Und er ist groß genug, um Himmel und Erde zu umfassen. Er ist in uns, und wir sind in ihm. Er ist in allem, alles ist in ihm – und nichts ist außerhalb von ihm. Denn wäre Gott irgendwo nicht, zöge er sich mit seiner schöpferischen Kraft aus irgendeinem Winkel der Welt zurück, so zerfiele dieser Teil der Welt augenblicklich in Nichts.

Nichts, was wir kennen, könnte sein, wenn es nicht wäre in Gott und durch Gott. Darum ist es völlig korrekt, wenn wir sagen „Gott ist überall". Und doch hat die Sache wieder einen Haken, so wie schon das mit dem Himmel einen Haken hatte. Denn so richtig die Auskunft ist – „Gott ist allgegenwärtig" – so überfordert sie doch unseren Verstand. Oder können sie sich wirklich eine Person vorstellen, die überall gleichzeitig ist? Diese Abstraktion ist nicht nur für Kinder zu hoch, sondern auch für Erwachsene. Denn Personen kennen wir nur in Verbindung mit einem Leib – und ein Leib nimmt immer nur begrenzten Raum ein. Die Vorstellung, eine Person sei überall, ist darum mehr oder weniger identisch mit der Vorstellung, sie sei nirgends. „Überall" und „nirgends" – das ist für uns aber irgendwie dasselbe. Wer nirgends nicht ist, ist anscheinend überall ein bisschen – und wer überall ein bisschen ist, ist nirgends richtig. Die Auskunft, „Gott ist überall", ist darum weniger eine Ortsangabe, als die Verweigerung einer Ortsangabe.

Weil es eine gut begründete Verweigerung ist, kann man an ihr festhalten. Denn nie ist Gott so „da", dass man mit dem Finger auf ihn zeigen könnte. Aber leider unterscheiden die meisten Menschen wenig zwischen „nicht–da–sein" und „nicht–sein". Ist Gott nicht da oder dort, so ist er für viele gar nicht, denn sie stellen sich vor, die Wirklichkeit bestehe nur aus materiellen Körpern in dreidimensionalen Räumen. Und sagen wir ihnen, Gott sei unsichtbar und erfülle jeden Raum, so folgern sie nur, dass er wohl „gasförmig" ist. Natürlich könnte man diese Leute eines Besseren belehren, indem man sie zu einem Höhenflug der Abstraktion ermutigt. Man könnte ihnen erklären, dass es neben Höhe, Breite, Tiefe und zeitlicher Erstreckung wahrscheinlich noch viele weitere Dimensionen gibt, von denen wir nichts wissen. Und man könnte sie zu der Einsicht führen, dass wenn schon die geschöpfliche Wirklichkeit über unser dreidimensionales Denken hin-

ausreicht, doch erst recht der Schöpfer unsere Maßstäbe sprengen muss. Es würde daraus vielleicht ein interessantes philosophisches Gespräch. Aber meinen sie, damit wäre den Kindern geholfen, die doch wissen wollen, wo Gott ist?
Nein: Kinder können wohl staunen über jenen Gott, der in allem drin ist und doch von nichts umschlossen wird, der die Welt erfüllt und doch zugleich über und außer allem Weltlichen ist. Aber wüsste Kinder hinterher, wo sie Gott suchen soll? Nein. Sie wäre belehrt, aber nicht befriedigt. Denn hinter den Frage „Wo ist Gott?" steht ja nicht nur Neugier, sondern eigentlich steht dahinter der Wunsch, diesem Gott begegnen zu können. Man erkundigt sich nach dem Ort Gottes, um ihn an seinem Ort aufsuchen und ihn sozusagen treffen zu können. Man erkundigt sich, um den Weg zu Gott zu finden und seiner angesichtig zu werden. Wenn aber die Antwort lautet: Er ist überall, so ist das unbefriedigend. Denn dann greife ich zwar in die Luft und glaube: Er ist da. Ich fasse ein Holz und glaube: Er ist drin. Ich trinke Wasser und weiß Gott gegenwärtig auch in diesem Wasser. Aber das alles ist mir nichts nütze, denn diese Formen seiner Gegenwart sind unpersönlich. Gott ist auf diese Weise zwar da – aber er ist nicht für mich da.

3.
Und darum gilt es zu begreifen, was schon Luther wusste, und in knappen Worten auf den Punkt brachte, als er sagte, es sei ein großer Unterschied zwischen Gottes Gegenwart und unserem Greifen. Denn Gott sei zwar überall gegenwärtig, aber er sei es in freier und ungebundener Weise. Er ist zwar da, aber man kriegt ihn nicht zu packen. Er ist immer da, aber er ist nicht immer für uns da. Sondern nur dann ist er für uns da, wenn er sich durch sein Wort an einen bestimmten Ort, eine Zeit oder einen Ritus gebunden hat. Nur dort bekommen wir ihn zu packen, wo er gesagt hat: Da sollt ihr mich packen. Nur dort finden wir ihn, wo er von uns gefunden werden will. Denn nur an diesem bestimmtem Ort hat Gott sich unserem beschränkten Vorstellungsvermögen angepasst. Er hat an bestimmter Stelle in dieser Welt Wohnung genommen, damit wir ihm in Raum und Zeit begegnen können. Und welcher Ort das ist, ist kein Geheimnis. Denn Gott wohnt auf Erden im Hause Gottes, im Gotteshaus, in unseren Kirchen. Das aber natürlich nicht, weil ihn die Kirchenmauern fassen könnten. Sondern weil Gott seiner Gemeinde versprochen hat, ihr nahe zu sein. Jesus Christus spricht: ***„Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen."***
Dort also, wo Menschen auf den Namen des dreieinigen Gottes getauft werden, dort, wo Gottes Wort ausgelegt, und das Sakrament des Abendmahles empfangen wird – dort kann man auch der göttlichen Gegenwart gewiss sein. Denn Gott wohnt im Sakrament, das er seiner Kirche anvertraut hat, und er ist präsent im Wort der Heiligen Schrift. Wenn wir aus der Bibel vorlesen, spricht er durch unseren Mund. Wenn wir Abendmahl feiern, schließt er seine ganze Kraft und Gottheit ein in Wein und Brot. Und wenn wir taufen, lässt er das Wasser sein Transportmittel und Vehikel sein.
Gott macht sich wahrhaftig ganz klein, damit wir ihn fassen, annehmen und aufnehmen können. Wer dürfte also jammern, er wüsste nicht, wo Gott ist, und könne ihn nicht finden? Nein, müssen wir dem sagen: Suche Gott doch nicht im Himmel, wo die Flugzeuge fliegen, suche ihn nicht in der Abstraktion, wo alle Vorstellungen enden, suche ihn nicht in dir selbst, wo du genau so gut einem Dämon begegnen kannst, und suche ihn auch **nicht** vorrangig in der Natur, die vieldeutig und grausam ist, sondern suche Gott dort, wo der Allgegenwärtige dir gegenwärtig und fasslich werden will: Stecke deine Nase in die Heilige Schrift, suche Gott in der Kirche, suche ihn im Abendmahl und schau vor allem

auf Jesus Christus. Denn du wirst Gott nie mit dem Zollstock ausmessen und auch nicht mit deinen Gedanken, du wirst ihn nie mit den Fingern greifen und nie in eine Schublade stecken. Das aber heißt Gott fassen und ergreifen, wenn dein Herz ihn ergreift, sich an ihn hängt und sich auf ihn verlässt. Denn wo einer sich auf Christus verlässt, wird er staunen und wird entdecken, dass der Gott, von dem er dachte, er sei unauffindbar fern, ihm viel näher ist, als er sich selbst – und die verbleibende, sehr begreifliche Unbegreiflichkeit Gottes muss ihn dann gar nicht weiter stören. Denn Luther hat Recht mit dem, was er einmal (mehr anbetend als erklärend) bekannte:

**„Gott ist nicht ein ausgereckt, lang, breit, dick, hoch, tief Wesen, sondern ein übernatürlich, unerforschlich Wesen, das zugleich in einem jeglichen Körnlein ganz und gar und dennoch in allen und über allen und außer allen Kreaturen sei. Darum bedarfs keines Umzäunens hier; denn ein Leib ist der Gottheit viel, viel zu weit und könnten viel tausend Gottheit drinnen sein, wiederum auch viel, viel zu enge, dass nicht eine Gottheit drinnen sein kann. Nichts ist so klein, Gott ist noch kleiner, nichts ist so groß, Gott ist noch größer, nichts ist so kurz, Gott ist noch kürzer, nichts ist so lang, Gott ist noch länger, nichts ist so breit, Gott ist noch breiter, nichts ist so schmal, Gott ist noch schmäler, und so fort an, ist's ein unaussprechlich Wesen über und außer allem, das man nennen oder denken kann."**

# 31. Unsere Zeit und Gottes Ewigkeit

Mit jedem neuen Jahr breitet Gott 365 nagelneue Tage vor uns aus: 52 lange Wochen, 12 ganze Monate. Und doch – kaum dass der Neujahrstag vergangen ist – scheint die Zeit schon wieder an allen Ecken und Enden zu fehlen. Bald beginnt wieder das Rennen und Hasten der Menschen, die immer sagen, sie hätten keine Zeit – gerade so als wäre Zeit ein Rohstoff, der nur noch heute zur Verfügung steht und morgen schon aufgebraucht sein kann. Bedauerlich ist das. Und doch auch irgendwie verständlich. Denn in der Tat weiß ja keiner von uns, wann seine Zeit aufgebraucht ist. Denken wir zurück an die Jahrhunderte, die seit Christi Geburt vergangen sind, so erscheint uns dieser Zeitraum wie eine Ewigkeit. Und mit Erschrecken wird uns bewusst, dass unser eigenes Dasein geschichtlich betrachtet dem Leben einer Eintagsfliegen gleich. Mag es auch 80 oder 90 Jahre wären, so ist es doch nicht mehr als eine Momentaufnahme, ein kurzer Augenblick, ein kleines Gastspiel, das wir auf Erden geben.
Haben wir es wohl deswegen immer so eilig? Ja, hinter unserem Bemühen, den gegenwärtigen Tag voll auszuschöpfen, steht die Erfahrung, dass das, was wir unsere Gegenwart nennen, nur ein schmaler Grat ist im Fluss der Zeit. Dass sie jetzt dies lesen, war gestern noch nicht wahr und nicht sicher. Es war verborgenen im dunklen Raum des noch Zukünftigen, so dass gestern keiner mit Bestimmtheit hätte sagen können, dass es heute geschehen würde. Jetzt im Moment ist es Wirklichkeit. Aber – ach je: In einer Stunde ist es schon wieder Vergangenheit und ist hineingestürzt in den Abgrund des Nicht-mehr-Wirklichen, das mühsam erinnert werden muss, wenn es präsent sein soll.
Zwischen dem „noch-nicht" der Zukunft und dem „nicht-mehr" der Vergangenheit dehnt sich eben nur der schmaler Spalt des jetzt gegenwärtigen Augenblickes. Jetzt währt er noch – doch in der nächsten Sekunde hat ihn schon der reißende Fluss der Zeit hinweggespült. Gewiss: wir sind daran gewöhnt. Wir haben es nie anders gekannt. Und doch:

Welche Elend liegt in dieser Flucht unserer Zeit! Welche Not bereitet uns nicht diese unaufhaltsame Bewegung! Mal haben wir zu wenig Zeit, dann wieder zu viel. Mal verfliegt unsere Zeit, mal dehnt sie sich quälend. Wir versuchen sie zu sparen, aber oft wird sie uns gestohlen. Wir wünschen bestimmte Zeiten herbei und fürchten zugleich, sie zu verpassen. Wir sind Gefangene des Zeitenlaufes. Und diese Gefangenschaft ist oft schmerzlich. Denn woran unsere Seele hängt, das liegt nicht allemal in der Gegenwart.
Für viele von uns liegt das, wonach sie sich sehnen, in ungewisser Zukunft. Und für viele andere liegt es schon fern in einer Vergangenheit, die sie nicht wiederholen können. Wir reisten gerne vor oder reisten gern zurück in der Zeit, oder wir hielten wenigstens gerne die Gegenwart fest. Wie auf einem Videorecorder würden wir gerne den Film unseres Lebens vorspulen und zurückspulen und würden gerne auch einmal auf die Tasten „Standbild", „Zeitlupe" oder „Schneller Vorlauf" drücken. Aber wenn sich unser Leben einem Videofilm vergleichen lässt, dann hat man uns jedenfalls die Fernbedienung für den Recorder weggenommen. Wir haben keinen Einfluss auf den Ablauf unserer Lebenszeit, nicht auf den Anfang und nicht auf ihr Ende. Da kann man schon ein wenig neidisch werden, wenn man liest, was der 102. Palm über Gottes Ewigkeit sagt: ***„Mein Gott, ... Deine Jahre währen für und für. Du hast vorzeiten die Erde gegründet, und die Himmel sind deiner Hände Werk. Sie werden vergehen, du aber bleibst; sie werden alle veralten wie ein Gewand; wie ein Kleid wirst du sie wechseln, und sie werden verwandelt werden. Du aber bleibst, wie du bist, und deine Jahre nehmen kein Ende."***
Ja, Gott ist der „Ewige". Das sagt die Bibel viele hundert Mal. Aber verstehen wir auch, was das heißt? Ewigkeit ist für uns ein schwerer Gedanke. Denn so sehr sind wir gefangen im Zeitenlauf, so selbstverständlich ist er uns, dass wir uns „Ewigkeit" nicht wirklich vorstellen können. Ich spüren das regelmäßig, wenn mir Kinder in der Grundschule Fragen stellen. „Wie alt ist Gott?" wollen sie wissen. „Wer hat Gott gemacht?". „Langweilt sich Gott manchmal?" „Wird er müde?" „Stirbt Gott, wenn er mal ganz alt ist?" All das sind Fragen, bei denen die Kinder ganz selbstverständlich Gott <u>in</u> der Zeit denken. Sie setze voraus, dass er – wie sie – eine Vergangenheit, eine Gegenwart und eine Zukunft hat, das natürlich etwas vor ihm gewesen und etwas nach ihn kommen müsste. Sie schließen von sich selbst auf Gott und folgern, auch er müsse einen Anfang und ein Ende in der Zeit haben. Ich sage dann: Ihr irrt euch! Gott unterliegt nicht dem Werden und Vergehen wie wir. Er wurde nicht, sondern er war schon immer. Er verschwindet auch nicht, sondern wird immer sein. Er wird nicht älter und nicht müde. Alle Zeit vergeht. Gott aber bleibt immer der, der er ist. Doch noch während ich das sage, machen mir die ungläubigen Gesichter der Kinder deutlich, dass solchen Erklärungsversuchen enge Grenzen gesetzt sind. Denn „Ewigkeit" – wer kann sich das wirklich vorstellen?
Was wir uns denken können, ist höchstens eine unbegrenzte Verlängerung der Zeit in die Vergangenheit und in die Zukunft hinein – ein Leben ohne Anfang und Ende. Ewigkeit aber ist noch sehr viel mehr: Denn Ewigkeit ist nicht nur verlängerte Zeit, sondern Ewigkeit ist der Gegensatz der Zeit. Ewigkeit ist keine besonders große Wegstrecke innerhalb der Zeit, sondern Ewigkeit ist ein Standpunkt jenseits aller Zeit. Ewigkeit ist keine Steigerung der Zeiten, sondern eine völlig andere Qualität. Gott existiert also nicht in der Zeit – wie wir – nur viel länger. Sondern Gott steht jenseits der Zeit als Grund und Ursache aller Zeit. Ihm ist darum Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges gleich nah und gleich präsent. Für uns gibt es das alles nur in geordnetem Nacheinander. Für Gott aber ist es alles jetzt. Denn seine Ewigkeit ist nicht bloß ewig verlängerte Zeitlichkeit, sondern seine Ewigkeit ist aller Zeitlichkeit enthobene Freiheit gegenüber der Zeit.

Wenn sie sich das nun aber nicht vorstellen können, so ist das ganz normal. Denn für Gott sind tausend Jahre wie ein Tag. Wir fühlen uns demgegenüber wie Eintagsfliegen. Wir spüren die Fremdheit und Distanz, die uns von Gottes ewiger Majestät trennt. Aber das ist ganz in Ordnung so. Denn erst, wenn wir jene Distanz ermessen haben, werden wir begreifen können, was da Aufregendes geschah, als der ewige Sohn Gottes auf Erden inmitten der Zeit erschien. Da verbanden sich nämlich Dinge, die sich nach menschlichem Ermessen gar nicht verbinden können. Und es geschah dabei nicht nur etwas mit dem ewigen Gott, sondern es geschah auch etwas mit der Zeit, in die er einging. Denn als Christus den Frieden der himmlischen Welt hinter sich ließ, konnte das ja nicht ohne Folgen bleiben:

Der Ungewordene und Unvergängliche setzte sich dem Werden und Vergehen aus. Der, der ohne Anfang und ohne Ende ist, nahm einen Anfang in Bethlehem und nahm ein Ende auf Golgatha. Der, der die Zeit geschaffen hat, wurde ein Teil dessen, was er geschaffen hat – und stieg aus sicherer Höhe hinab in den reißenden Fluss – Erstaunlich genug! Warum aber das? Warum erschien der Ewige inmitten der Zeit? Doch nur darum, damit wir, die es wohl verdient hätten, mit der Zeit zu vergehen, den Rockzipfel der Ewigkeit ergreifen und gerettet werden könnten. Denn woran sonst hätten wir Gefangenen der Zeit uns festhalten sollen? Es steht ja nichts still und nichts bleibt fest in der Zeit – alles fließt. Christus aber kam und blieb. Und mit ihm bleiben nun die Seinen. Alles fällt, er aber steht, und mit ihm stehen wir. In dieser Welt rollen die Tage dahin wie die Wellen auf dem Meer. Die einen gehen, die anderen kommen, keine kann verweilen. Wir aber dürfen bekennen, dass inmitten der Zeit etwas von ewiger Bedeutung geschah. Denn in Christus berührte der Himmel die Erde, in ihm durchdrang die Ewigkeit das Jetzt. Und seither ist „Ewigkeit" für uns nichts Kaltes und Unvorstellbares mehr. Christus hat die Tür zwischen Zeit und Ewigkeit aufgestoßen. Und er lehrt uns, Gottes Ewigkeit nicht als etwas Fremdartiges zu betrachten, das Gott sich vorbehalten hat, sondern als etwas, das er mit uns teilen will. Nicht bestaunen sollen wir Gottes Ewigkeit, sondern freuen sollen wir uns daran. Denn sie ist Gewähr dafür, dass Gott sich nicht morgen alles anders überlegt, sondern dass er mit der unveränderlichen Treue und Verlässlichkeit des Ewigen an dem festhält, was er uns in Christus zugesagt hat. Was Menschen beteuern, ist oft nur Gerede. Denn ein Mensch, der mir heute etwas verspricht, kann morgen schon wieder ganz anders denken. Heute schwört er Treue, und morgen hat er's vergessen. Menschen machen Pläne und Versprechungen auf Jahre hinaus – und wissen doch nicht einmal, ob sie den nächsten Tag erleben.

Doch Gott ist sich treu. Er wankt und wackelt nicht. Er hat keine Launen. Er ist nicht vergesslich. Er stielt sich nicht davon. Und er hängt sein Fähnchen auch nicht nach dem Wind. Gott folgt keiner Mode. Er hält sich keine Hintertür offen. Er sagt, was er denkt. Und er tut, was er sagt. Berge können im Meer versinken und Sterne vom Himmel fallen, doch Gottes Wort steht fest. Und das ist ein Segen. Das ist unser großes Glück. Denn Gott steht unverrückt – und mit ihm stehen wir. Ich meine dies ist es, woran wir uns fröhlich erinnern sollten, wenn uns die Zeit mal wieder durch die Finger rinnt und die Tage zu verfliegen scheinen. Mag auch Geliebtes in der Vergangenheit verschwinden, mag Gefürchtetes aus der Zukunft auf uns zukommen, so geht doch das, was geht, nur in Gottes Ewigkeit ein, und kommt das, was kommt, nur aus Gottes Ewigkeit heraus. Wandern wir also durch die fliehende Zeit, wie Christen gebührt: Ganz gelassen, ganz vertrauensvoll und ganz dankbar dafür, dass unser Gott der bleibt, der er ist – heute, morgen und auf ewig…

# 32. Gottes Allmacht

Der 33. Psalm ist in der Bibel treffend überschrieben. Denn es steht da als Überschrift: ***„Ein Loblied auf Gottes Allmacht und Hilfe".*** In der Tat freut sich der Psalmbeter, den allmächtigen Gott hilfreich an seiner Seite zu wissen. Und wenn man genau hinhört, so gibt er sogar eine Definition dessen was er unter Gottes Allmacht versteht. Denn im 9. Vers heißt es: ***„Wenn er spricht, so geschieht's; wenn er gebietet, so steht's da."***
Dem bibelkundigen Hörer ist diese Feststellung natürlich nicht neu, sondern sie erinnert ihn an die Schöpfungsgeschichte, wo Gott ja auch kein anderes Werkzeug benutzt als nur sein gebietendes Wort: Jeder Schöpfungstag beginnt damit, dass Gott spricht: ***„Es werde...."*** Und wenig später wird der Vollzug gemeldet mit den Worten: ***„Und es geschah so."***
Doch ist die Schöpfungserzählung längst nicht der einzige Beleg für Gottes Allmacht, sondern die ganze Bibel ist voll von Berichten, die uns Gottes unumschränkte Macht ganz im Sinne des 33. Psalms veranschaulichen: Wenn Gott will, dann steht die Sonne still. Wenn er will, teilen sich die Wasser des Meeres. Wenn er will, fällt Feuer vom Himmel. Wenn er will, stehen Völker gegeneinander auf. Wenn er will, werden Tote wieder lebendig. Wenn er will, macht er mit fünf Broten und zwei Fischen 5000 Menschen satt. Ja, zahllos sind die biblischen Texte die das Psalmwort bestätigen: ***„Wenn er spricht, so geschieht's; wenn er gebietet, so steht's da."*** Überall im Alten und im Neuen Testament erfahren wir, dass Gott, wenn er etwas will, durch nichts und niemand daran gehindert werden kann. Sein Wille ist im wahrsten Sinne des Wortes „unwiderstehlich".
Denn Gott ist einer, der, was er will, auch kann. Und genau dieses Können ist es, was das Glaubensbekenntnis meint, wenn es von Gottes „Allmacht" spricht. So weit – so gut. Nur ist es auf diesem Hintergrund erstaunlich, dass die Theologie der Gegenwart von Gottes Allmacht nicht mehr viel wissen will und sie nur ungern thematisiert. Ja, es gibt Geistliche, denen das Wort „Allmacht" gar nicht mehr über die Lippen kommt, weil sie es lieber umgehen und durch andere Worte ersetzen. Sie bekennen sich höchst ungern zu einem allmächtigen Gott. Woher aber kommt dieses Unbehagen? Was ist anstößig an dem, was der 33. Psalm so fröhlich bekennt?
Nun, es ist nicht schwer zu erraten. Denn nehmen wir Gottes Allmacht ernst, so müssen wir in ihm den Regenten dieser Welt sehen, den Lenker aller Schicksale. Und wenn er das wirklich ist, so fällt ihm auch Verantwortung zu für das, was schief geht. Hat Gott tatsächlich Macht über alles, so muss er auch Macht haben über das Elend und das Leiden der Welt. Gebraucht er diese Macht aber nicht, um das Leid zu beenden – scheint er es zu wollen, indem er es bewirkt oder wenigstens zulässt – so gerät Gott um seiner Allmacht willen ins Zwielicht. Rätselhaft erscheint uns dann dieser allmächtige Gott – und manchmal auch richtig grausam. Denn bei tragischen Todesfällen kann man kaum begreifen, dass solches Unglück „Gottes Wille" gewesen sei. Man kann es nicht verstehen. Man kann es schon gar nicht erklären. Und so ist die Versuchung groß, dem Problem auszuweichen, indem man Gottes Allmacht verschweigt oder leugnet.
Ja, auch Pfarrer wollen Gott auf diese Weise in einem freundlicheren Licht erscheinen lassen. Und sie meinen's gut, denn ihre Aufgabe ist es, Menschen in eine positive Beziehung zu Gott zu bringen. Um die möglich zu machen, möchten sie Gott lieber nicht durch Allmacht belasten, sondern durch Ohnmacht entschuldigen. Denn ein hilfloser Gott, der nichts ändern könnte, ein Gott, dem die Hände gebunden wären und der sich solidarisch mitleidend an die Seite der Machtlosen stellte – der wäre in einer Welt voller Leid viel

leichter zu vertreten. Er böte weniger Angriffsfläche und erschiene „sympathischer". Nur: Wäre es noch der Gott der Bibel? Und wäre es der Gott Jesu Christi? Die Bestreiter der Allmacht berufen sich gern auf Jesu Passion. Denn am Kreuz geht er tatsächlich nicht den Weg der Macht, sondern entäußert sich aller Macht. Jesus trumpft nicht auf und ruft auch kein Engelheer zu Hilfe, sondern liefert sich wehrlos aus. Nur: Kann man daraus schon folgern, der Gott der sich in Christus offenbart, sei kein „allmächtiger" Gott? Widerruft die Selbsthingabe Christi das, was die Heilige Schrift im Übrigen über Gott zu sagen weiß, oder ist es nicht gerade die Pointe des Kreuzesgeschehens, dass der allmächtige Vater eins ist und eins bleibt mit dem Sohn, der den Weg der Liebe und des Leidens geht?

Tatsächlich haben die, die Gottes Allmacht verschweigen, nicht bedacht, dass der Opfertod Jesu eine nutzlose Tragödie geblieben wäre, wenn sich Gott nicht am Ostermorgen herrlich und vor allem **mächtig** zu seinem Sohn bekannt hätte. Das Kreuz wäre kein Siegeszeichen, wenn nicht die Auferstehung als ein Signal göttlicher Kraft und Autorität es dazu gemacht hätte. Und darum kann der Machtverzicht Jesu auch unmöglich als Argument gegen die Allmacht Gottes herhalten: Denn Gott ist ja gerade die Macht in Jesus und hinter Jesus. Gerade der Allmächtige ist es, der Jesu Wort beglaubigt und damit Jesu Werk Bedeutung verleiht.

Nur Gottes Allmacht bietet Gewähr dafür, dass Jesu Verheißungen wahr werden. Und darum gilt es – auch wenn's unpopulär ist – am Bekenntnis zum Allmächtigen festzuhalten. Denn stünde hinter Jesus nicht der allmächtige Vater, so könnte uns Jesu Wort nicht mit Hoffnung erfüllen. Die Liebe Jesu wäre hilflos und stünde auf verlorenem Posten, wenn nicht das Durchsetzungsvermögen des Allmächtigen ihren Hintergrund bildete. Der gute Wille zur Erlösung wäre vergebens, wenn ihm nicht Gottes Arm die nötige Schlagkraft verliehe. Und darum ist es Unsinn, Gottes Allmacht zu verschweigen oder einzuschränken, die doch den Grund unserer tröstlichen Gewissheit bildet:

Nur weil Gott allmächtig ist, sind wir in seiner Hand sicher geborgen. Nur weil seine Kraft ohne Grenze ist, vermag sie unsere Lasten zu tragen. Nur weil Gottes heilvoller Wille unwiderstehlich ist, wissen wir, dass er unfehlbar das Ziel unserer Vollendung erreichen wird. Und so hängt – bei Lichte besehen – unser ganz persönliches Heil an der Wahrheit jenes Satzes: ***„Wenn er spricht, so geschieht's; wenn er gebietet, so steht's da."*** Gott ist tatsächlich der, der, was er will, auch kann. Wenn er aber nicht immer will, was **wir** meinen, das er wollen sollte, dann ist das kein Grund an seiner Macht und Freiheit zu zweifeln, sondern dann müssen wir mit dieser seiner Freiheit zu leben lernen und müssen die Wahrheit aushalten, dass unter Gottes Allmacht in der Tat nichts geschehen kann als allein das, was er geschehen lässt.

Das birgt dann gewiss manche Anfechtungen, weil wir leidend daran leiden, dass Gott es nicht anders will. Wir leiden nicht mehr an irgendwas, sondern leiden an diesem Gott, der partout nicht will, wie wir wollen. Und das ist schwer durchzuhalten. Doch bieten uns diejenigen die Gottes allmächtiges Regieren verschweigen, keine Alternative. Denn sie meinen zwar Gottes Ehre zu retten und ihn weniger angreifbar zu machen. Sie wollen ihn entschuldigen und rechtfertigen, gerade als wäre er kein Richter, sondern ein Angeklagter, der ihre Verteidigung nötig hätte. In Wahrheit aber entziehen sie dem Glauben jeden Trost, weil ein ohnmächtiger oder nur begrenzt mächtiger Gott dem Satan gegenüber nicht das letzte Wort behalten könnte. Man müsste dann für denkbar halten, dass Gott den Kürzeren zieht. Und der Glaube würde den Boden unter den Füßen verlieren. Denn die Macht, die man leugnet, wenn man Gottes Allmacht leugnet, ist die Macht, die

hinter dem Evangelium steht. Es ist die Macht, die sich in Christus an die Liebe gebunden hat. Es ist die Macht, die die Erfüllung aller Verheißungen garantiert. Es ist die Macht, die allein uns erwarten lässt, dass am Ende der Weltgeschichte alle Macht liebevolle Macht – und alle Liebe mächtige Liebe sein wird. Dies aber in Zweifel zu ziehen, ist keine gute Idee, und schon gar kein Evangelium. Sondern im Gegenteil ist **dies** eine gute Nachricht, wenn wir dem biblischen Zeugnis glauben, dass gegen Gottes guten Willen kein Kraut gewachsen ist. Jesus sagt, dass bei Gott alle Dinge möglich sind. Nichts ist im Himmel und auf Erden, das ihn an der Durchsetzung seines Willens hindern könnte. Niemand hält ihn auf. Keiner vermag Gott einen Weg zu verstellen – und **das** ist wahrlich gut so. Lassen wir uns also nicht auf falsche Fährten locken. Und lassen wir uns bezüglich einer Eigenschaft Gottes, die die Heilige Schrift unmissverständlich bezeugt, keine Zweifel einreden. Denn man löst keine theologischen Probleme, indem man das biblische Zeugnis ignoriert, aus dem sie entstehen. Aber man stärkt die christliche Zuversicht, wo man sich fröhlich zur Allmacht bekennt:
Gottes Arm ist länger als der Arm seiner Feinde. Sein guter Wille ist unwiderstehlich. Und wenn sich der Pulverdampf der Weltgeschichte eines Tages verzogen haben wird, dann wird Gott sich als letzter über dem Staub erheben und wird genau das tun und erfüllen, was er von Anbeginn versprochen hat. Weil er's aber tun wird um **unseret**willen und mächtig sein wird zu unserem Besten, darum können wir schon heute in den Jubel des 33. Psalms einstimmen:
***„Wenn er spricht, so geschieht's; wenn er gebietet, so steht's da."***

# 33. Gottes Unveränderlichkeit

Vom längeren Atem des Ewigen (in enger Anlehnung an eine Predigt S. Kierkegaards)

Im Buch des Propheten Jesaja, im 46 Kapitel, spricht Gottes über sich selbst und sagt unter anderem: „Auch bis in euer Alter bin ich derselbe." Das klingt nicht spektakulär. Und doch beschreibt der Satz einen wichtigen Unterschied zwischen Gott und seinen Geschöpfen, weil wir nämlich alt werden und uns im alt werden erheblich verändern, er aber in der Zwischenzeit und überhaupt für all Zeit „derselbe" bleibt. Während wir uns wandeln, mal so sind und mal so, bleibt Gott sich gleich, er bleibt sich völlig treu und wird durch nichts aus seiner Bahn gebracht: „Auch bis in euer Alter bin ich derselbe." Dieser Satz beschreibt maximale Kontinuität. Und diese Unveränderlichkeit Gottes die er ausspricht, wird von anderen biblischen Texten bestätigt:
Für den Jakobusbrief etwa ist Gott der „Vater des Lichts, bei dem keine Veränderung ist, noch Wechsel des Lichts und der Finsternis." Gott kennt keine Schwankungen, heißt das, und er durchläuft auch keine Entwicklung, denn er hat keine Entwicklung nötig. Im Unterschied zu uns ist Gott vollkommen. Und wenn das Vollkommene sich änderte, könnte es dadurch ja nur schlechter werden. Das Vollkommene bedarf keiner Verbesserung. Es ist keiner Steigerung fähig und kennt natürlich auch keinen Verfall, weil der schon ein Zeichen der Unvollkommenheit wäre.
Nur mangelhafte Wesen wie wir, die wandeln sich, entstehen, wachsen, reifen ändern ihre Meinungen, ändern sie wieder, behaupten etwas, nehmen es zurück, ermüden, verfallen und sterben. Dass das bei Gott in Ewigkeit anders sein muss, kann man verstehen. Und doch lässt uns diese Einsicht erst mal kalt, weil man nicht gleich sieht, was das mit uns zu tun hat.

Allenfalls wird man Gott um seine Unveränderlichkeit beneiden. Aber selbst diesen Neid würde nicht jeder teilen. Denn in unseren Ohren klingt „Unveränderlichkeit" auch ein wenig nach „Stagnation". Man fürchtet fast, Gott müsse sich langweilen, weil er doch immer „derselbe" ist. Doch sind das kindliche Vorstellungen, die schnell verfliegen, wenn wir es wagen, Gottes Unveränderlichkeit auf unser Leben zu beziehen, und uns klar machen, dass sie dann auch die Unveränderlichkeit seines göttlichen Willens einschließt, der unveränderlich etwas von uns will.

Da endet dann das Gedankenspiel – und es läuft uns kalt den Rücken herunter. Denn Gott fordert ja etwas von uns! Er fragt nach uns, er sieht uns, und sein auf uns gerichteter Wille ist – samt der auf uns gerichteten Aufmerksamkeit – „unabänderlich"! Muss einem da nicht mulmig werden? Gott hat jedem von uns eine Bestimmung gegeben. Er hat uns seine Weisungen nicht verheimlicht. Er erhebt Anspruch auf unser Leben. Und dieser Anspruch Gottes, der jeden Einzelnen von uns ganz persönlich meint, der ist unveränderlich – und eben darum „nicht verhandelbar"! Ist das nicht eine grauenvolle Entdeckung, wenn wir doch fühlen dass wir mit Gottes Willen nicht übereinstimmen? Es wäre uns wohl lieber, er würde mal wegsehen oder ließe sich in gewissen Dingen umstimmen!

Wenn Gott aber mit nimmermüdem Interesse auf unser Leben hinsieht und seine Erwartung an uns auch nie revidiert, ist es dann nicht unausweichlich, dass unser Wille mit dem Willen Gottes in einen Konflikt gerät, den wir nicht vermeiden und in dem wir auch nicht siegen können? Wie kann dieser Konflikt schon enden, wenn doch die Richtung des göttlichen Willens unveränderlich ist? Kollidiert etwa eine Mücke mit einem Schnellzug und wirft ihn aus der Bahn?

So ist es schlimm genug, mit Menschen uneins zu sein. Doch bei Menschen kann man hoffen der Stärkere zu bleiben. Man kann immerhin hoffen, dass der Andere sich ändert, dass er aufgibt oder weggeht, dass er es sich anders überlegt oder einen Kompromiss schließt. Wenn man der Schwächere ist, kann man versuchen den Kampf so lange durchzuhalten, bis der andere Mensch müde wird und die Lust verliert.

Aber wenn ich uneins bin mit dem Unveränderlichen – worauf soll ich dann hoffen? Gott wird ja nicht von mir ablassen! Er wird meinetwegen nicht die Richtung ändern! Und was er fordert, das wird er sich auch nicht anders überlegen! Wie also könnte man ihm gegenüber den längeren Atem haben? Könnte ich ihm 10 Jahre lang widerstehen, so wäre seine Forderung doch noch ganz dieselbe. Und könnte ich mich 100 Jahre lang widersetzen, so wäre sein Wille auch nach 100 Jahren kein anderer geworden. Für Gott sind 1000 Jahre wie ein Tag. Er wird nicht müde. Er braucht keine Kompromisse. Und er kann darum auf seinen Forderungen eine Ewigkeit lang insistieren, während wir uns keine Ewigkeit lang widersetzen können. Gott wird nie aufhören, an unsere Türen zu klopfen. Und für den, der um keinen Preis aufmachen will, muss die Beharrlichkeit, mit der Gott nach ihm fragt, entsetzlich sein…

Menschen ändern ihre Absichten. Gott aber, der Unveränderliche, gab Weisungen, die ewig gelten werden, und wenn er seine Gegenwart auch nicht immer merken lässt, so ist er doch immer da – und schaut uns zu. Freilich: Die meisten Menschen ignorieren ihn und hoffen, dass Gott irgendwann das Interesse verliert, dass er weggeht und sie in Ruhe lässt. Sie selbst sind ja so sprunghaft, dass sie ständig ihre Absichten ändern, ihre Meinungen und Moden. Weil ihnen das Stehvermögen fehlt, schwanken sie hin und her – und nennen das „Fortschritt". Gott aber, der Unveränderliche, der seiner nicht spotten lässt, der sitz ganz stille da – denn er hat Zeit.

Gott kann unseren Fluchtversuchen gelassen zuschauen, weil er weiß, dass er unveränderlich ist. Er kann jeden Konflikt aussitzen und kann geduldig sein, weil einmal der Tag kommt, wo er Rechenschaft fordert über jedes unnütze Wort, das gesprochen, über jede Träne, die vergossen, und über jedes gute Werk, das unterlassen wurde…

Wir wollen's nicht wahrhaben! Und doch hat all unser Leichtsinn einen ewig Unveränderlichen zum Zeugen, der aufgrund seiner Unveränderlichkeit nicht das Geringste vergisst! Was nützt es mir also, wenn meine Schuld 20 Jahre zurückliegt? Und was würde es ändern, wenn es 200 Jahre wären? Bei menschlichen Zeugen kann ich darauf warten, dass sie eines Tages samt ihrem Wissen begraben werden und Gras darüber wächst. Vor unseren Gerichten gibt es eine Verjährung. Gott aber bleibt sich gleich – und wird sich stets an alles erinnern, als wäre es gestern geschehen, denn auch nach 1000 Jahren ist für ihn der Zeiger der Ewigkeit nicht vorgerückt.

Alles, was wir in unserem Leben tun, tun wir unter den aufmerksamen Augen unseres Gottes, dessen Wille fest steht, dessen Gedächtnis keine Lücken kennt, und von dem wir in Ewigkeit nicht loskommen. Ob diese Erkenntnis nun aber schlimm ist und bedrückend – das liegt zu einem guten Teil an uns selbst. Sie muss es nicht sein!

Denn Gottes große Beharrlichkeit ist nur solange unangenehm, wie sich Widerstand in mir regt und ich trotzig anders sein möchte, als Gott mich haben will. Gebe ich diesen sinnlosen Widerstand auf, bringe ich meinen Willen mit seinem in Übereinstimmung und bejahe das, was Gott unveränderlich von mir will, so ergibt sich sofort ein ganz anderes Bild, weil dann Gottes Unveränderlichkeit mit einem Schlag zu etwas ganz Tröstlichem und Beglückenden wird.

Ja: Gottes große Festigkeit zeigt sich dann von einer ganz anderen Seite. Denn bedenken sie, wie herrlich das ist, von Gottes „Sturheit" zu profitieren! Was könnte größerer Trost sein als zu wissen, dass einer das, was ich auf fehlbare schwankende und schwache Weise will, seinerseits auf unveränderliche, ewige und eindeutige Weise will? Was könnte beruhigender sein als die Gewissheit, einen ewig-unverrückbaren Fels hinter sich zu haben? Tatsächlich ist die Beharrlichkeit Gottes, vor der es seinen Feinden grausen muss, für den Gläubigen ein Grund zum jubeln.

Denn wenn der Unveränderliche immerzu unverändert für uns ist – wer kann dann noch gegen uns sein? Wenn Gott uns zu den Seinen zählt und uns liebt in unveränderlicher Treue – wer will uns dann aus seinen Händen reißen? Wer hätte dann wohl die Macht, den Unveränderlichen zu ändern, ihn von seinem Wege abzubringen und sein barmherziges Werk an uns zu hindern? Keiner kann ihn umstimmen – und das ist unser großes Glück! Denn selbst wenn man unsere Asche auf den Weltmeeren verstreute, wenn man unsere Namen aus dem Gedächtnis der Menschheit tilgte, wenn man all unsere Spuren verwischte und Millionen Jahre vergingen, so wären wir doch Gott, dem Unveränderlichen, noch genauso gegenwärtig und so lieb wie am heutigen Tag – und wären nicht überwunden, weil er es nicht ist.

Es kostet Gott nur ein Fingerschnippen, uns zu neuem Leben erstehen zu lassen, und alle unsere Feinde werden umsonst an unserem Verderben gearbeitet haben. Wenn das aber so ist, warum sollten wir dann noch furchtsam sein? Tod und Teufel mögen toben – Gott bleibt sich gleich. Und hat er sich einmal unser erbarmt um Christi willen, so wird er seine Meinung über uns nicht wieder ändern. Da mag Satan Gift und Galle spucken, Gott hat uns dennoch freigesprochen und nimmt keines seiner Worte zurück, bis irgendwann jedem Widerstand im Ringen mit dem Unveränderlichen die Puste ausgegangen ist.

Da wird die Hölle eine herbe Enttäuschung erleben, weil sie vergeblich auf uns wartet und doch nicht den längeren Atem hat. Die Gläubigen aber werden mit ihrer Zuversicht auf ewig Recht behalten. Denn das Irdische ist unbeständig, die Zeit verfliegt – selbst Himmel und Erde werden vergehen – Gottes Wort aber, das bleibt und gilt, und wer ihm sich unterstellt, den wird Gottes Unveränderlichkeit stets unverändert fröhlich machen…

In gewissem Sinne haben wir also die Wahl. Wir können zwar nichts dagegen tun, dass wir unter den Augen des Unveränderlichen leben. Auch wenn wir Gott leugnen, bringen wir ihn damit nicht zum verschwinden. Wir haben aber insofern die Wahl, als wir uns an Gottes Unveränderlichkeit den Schädel einrennen oder uns fröhlich unter ihren Schutz begeben können. Wir können uns darüber ärgern, dass Gott sich treu bleibt, oder wir können darüber jubeln. Wir können unseren närrischen Eigenwillen sinnlos seinem Willen entgegensetzen oder wir können mit Demut unseren Willen in seinem aufgehen lassen.

Im ersten Falle wird es uns wie ein Fluch erscheinen, dass wir Gott nicht loswerden können. Im zweiten Falle aber wird uns gerade das Trost und Mut verleihen. Die Mücke kann sich dem Schnellzug frontal entgegenwerfen, wenn sie etwas so Dummes tun will. Oder sie kann sich auf's Dach setzen und fröhlich durch die Gegend brausen. Gottes ausdrücklicher Wunsch ist aber, dass wir das Letztere tun. Es ist ihm viel lieber, wenn sein Durchsetzungsvermögen uns nützt, als wenn es uns schadet. Es ist ihm viel lieber, dass die Sünder sich bekehren, als dass sie verloren gehen. Aber um das zu erreichen, wird er die Richtung seines Willens bestimmt nicht ändern.

Denn der Ewige geht nicht mit der Zeit, sondern er steht über aller Zeit. Und er hat darum seine Meinung in ethischen Fragen auch seit biblischer Zeit nicht geändert. Gottes Weisung ist nicht das, was gestern galt oder morgen gelten wird, sondern was immer gilt. Seine Maßstäbe unterliegen keiner Mode, weil das Ewige als Ewiges zu jeder Zeit „zeitgemäß" ist. Wer's aber besser weiß als Gottes Wort, der streite darüber mit Gott, belehre Gott und sehe zu, wie weit er damit kommt. Wenn die ganze Welt gegen ihn anliefe und es anders wollte, so würde sie Gottes Gebot und Satzung doch keinen Millimeter von der Stelle rücken, denn Gott bleibt sich treu. Wir werden alt, er aber bleibt derselbe! Freuen wir uns dessen und danken wir es ihm von Herzen, denn wer mit Gott lacht, lacht am längsten…

## 34. Gottes Ehre

Unter Christen ist die „Ehre Gottes" ein geläufiger Begriff. Aber sind wir mit der Sache wirklich vertraut? Wir feiern zwar unsere Gottesdienste zur Ehre Gottes, wir singen nach dem Psalm „Ehr' sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist…" und singen zum Lobpreis „Ehre sei Gott in der Höhe…" – aber was damit gemeint ist, scheint mir durchaus nicht so klar. Denn was ist überhaupt „Ehre" – und was bedeutet es, jemandem „die Ehre zu geben" oder sie ihm „nicht zu geben"? Heißt das etwa, dass Gott an seiner Ehre etwas fehlte, wenn wir ihm nicht Ehre „geben"? Oder heißt „Gott ehren" einfach nur anzuerkennen und zuzugeben, dass ihm allein die Ehre gebührt, weil er allein ehrens - wert ist?

Im ersten Falle käme Gottes Ehre erst dadurch zustande, dass die Geschöpfe ihn ehren. Und im zweiten Falle wäre sie eine Gegebenheit, die der Mensch bloß noch zur Kenntnis

nimmt. Wer das aber verwirrend findet und zur Klärung in die Bibel schaut, kommt auch nicht gleich weiter, weil er dort für beides Belege findet.
Die Bibel sagt sowohl, dass Gott die Ehre hat, als auch, dass sie ihm zu geben ist. Und eine Alternative scheint das nicht zu sein. Die Bibel appelliert an uns: „gebt unserm Gott allein die Ehre!", „bringet dar dem Herrn Ehre und Macht!", „lobsinget zur Ehre seines Namens!", „eifert für die Ehre Gottes" und „was ihr auch tut, das tut alles zu Gottes Ehre", denn „alle Lande sollen seiner Ehre voll werden!" Selbst die Engel in der Weihnachtsgeschichte singen „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden bei den Menschen seines Wohlgefallens."
Das alles sind Aufforderungen, die den Eindruck erwecken, Gottes Ehre müsse dadurch verwirklicht werden, dass man ihn ehrt. Dem gegenüber stehen aber ebenso viele biblische Worte, die in Gottes Ehre ein Faktum und eine Gegebenheit sehen. Denn er wird nicht, sondern ist „der König der Ehre" und der „Gott der Ehre". „Sein ist die Ehre und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit!", „alle Lande sind seiner Ehre voll!", denn „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt seiner Hände Werk." Wie denn nun, fragt man sich: Ist Gottes Ehre ein zu verwirklichendes Ziel oder eine bereits vollendete Tatsache? Für die Bibel gilt aber beides zugleich, weil Gott künftig überall und von allen die Ehre gegeben werden soll, die ihm schon heute und schon immer zukommt und gebührt. Gottes Ehre ist, auf Gott selbst gesehen, eine Gegebenheit, zu der niemand mehr etwas beitragen muss. Sie wird aber längst nicht von jedem Geschöpf anerkannt und ist insofern einer Steigerung fähig. Gottes Ehre muss nicht hergestellt, aber sie soll anerkannt werden. Und sie bedarf insofern einer Steigerung, als sie heute noch von vielen Menschen verleugnet, verkannt und verlästert wird. Einst aber wird „die Erde voll werden von Erkenntnis der Ehre des Herrn, wie Wasser das Meer bedeckt." Und dann werden „alle Zungen bekennen, dass Jesus Christus der Herr ist, zur Ehre Gottes, des Vaters."
Damit könnte man sich auf den ersten Blick zufrieden geben. Doch bleibt noch offen, was Ehre überhaupt ist. Was wird unter Menschen „erkannt", wenn einer die Ehre des anderen „anerkennt"? Hat das mit Respekt zu tun, mit Würde, mit Ehrfurcht, mit Achtung, mit Leistungen oder Tugenden? Ehren wir jemanden, weil er sich ehr - würdig verhält? Respektieren wir ihn erst, wenn er sich unseren Respekt verdient? Oder achten wir schon seine angeborene Menschenwürde? Es ist so unklar, was Ehre ist und wem sie gebührt, weil die Begriffe Würde, Ehre und Respekt oft gleichgesetzt werden. Ich meine aber, dass man sie besser auseinanderhalten sollte.
Die Würde eines Menschen ist mit seinem Dasein schon (vor-)gegeben und ist in dem Sinne „unantastbar" und „unverlierbar", dass Menschenwürde weder durch das unwürdige Verhalten der Person selbst noch durch die menschenunwürdige Behandlung eines Anderen gemindert oder zerstört werden kann. Die Würde des Menschen ist einfach deshalb eine unverlierbare Gegebenheit, weil unser Schöpfer uns wollte, uns zu seinen Ebenbildern bestimmte – und an dieser guten Bestimmung auch da festhält, wo wir sie verfehlen. Menschenwürde ist darum von unserem eigenen Verhalten, von Qualitäten und Leistungen ganz unabhängig.
Doch mit der Ehre verhält es sich da ganz anders. Die Ehre ist vom Verhalten durchaus abhängig, denn die Ehre eines Menschen liegt in der Übereinstimmung seines Verhaltens mit dem von ihm erhobenen Anspruch, mit seinen Werten, seinen Pflichten und den von ihm gegebenen Zusagen. Bei der Ehre geht es um die persönliche Integrität eines Menschen, der hält, was er verspricht, und tut, was er sagt. Denn Ehre ist eine Form der

Selbstübereinstimmung, die der Einzelne durch standes- und pflichtgemäßes Verhalten wahren oder durch Fehlverhalten verlieren kann. Ehre ist also keine Gegebenheit wie Menschenwürde, sondern Ehre als persönliche Integrität kann verspielt und wiedergewonnen werden. Sie ist die Übereinstimmung mit den Werten, zu denen man sich bekennt, weshalb auch die Ehre eines ehrlichen Kaufmannes in etwas anderem liegt als die Ehre einer verheirateten Frau, und die soldatische Ehre verschieden ist von der Standesehre eines Arztes.

Ob ein Mensch aber – auf sich selbst gesehen – ehrenhaft lebt und handelt, das ist völlig unabhängig davon, ob der Rest der Welt das anerkennt. Und darum müssen wir nicht nur die Würde von der Ehre unterscheiden, sondern müssen mit dem Respekt noch eine dritte Größe einführen. Denn der äußerlich bezeugte Respekt ist selbst nicht Ehre, sondern ist bloß das positive Urteil über die Ehre des Anderen, dem wir Respekt bekunden. Dem Ehrenhaften gebührt Respekt. Aber seine Ehre wird nicht geringer, wenn andere ihm diesen Respekt versagen. Der Ehrenmann bleibt ein solcher – auch wenn seine Mitmenschen das nicht (an-)erkennen. Und der Ehrlose bleibt ehrlos – auch wenn ihm Schmeichler noch so viele Respekt erweisen. Ehre ist eine innere Verfassung des Einzelnen, der mit Lob nichts hinzugefügt und der mit Schimpf und Verleumdung nichts abgebrochen werden kann. Denn Ehre entsteht nicht aus dem erwiesenen Respekt, sondern umgekehrt: Der Respekt ist die Achtung vor dem ehrenhaften Verhalten eines Menschen, der so behandelt wird, wie es seiner treuen Pflichterfüllung entspricht und zukommt. Und das heißt auch, dass Respekt nicht von jedem eingefordert werden kann, sondern „verdient" werden muss. Bezeugungen des Respekts sollen das ehrenhafte Verhalten eines Menschen honorieren. Sie können es aber weder ersetzen, wenn es fehlt, noch können sie der Ehre Abbruch tun, wenn sie gegeben ist. Denn die wahre „Ehre" besteht im anspruchsgemäßen Sein – und nicht in der Anerkennung dieses Seins durch andere (weshalb man seinen Ehrgeiz auch nicht darauf richten sollte, Anerkennung und Lob zu empfangen, sondern nur darauf, der Anerkennung und des Lobes würdig zu sein).

Einer kann in sich viel Ehre haben, auch wenn's weit und breit niemand bemerkt. Und es kann einer in sich drin ehrlos sein, auch wenn die ganze Welt ihn hofiert und vor ihm buckelt. Wahrhaftiger und gerechter ist es aber natürlich, wenn der, dem Ehre gebührt, auch Ehre empfängt. Gerecht geht es nur dort zu, wo man anerkennt, was Anerkennung verdient, und dementsprechend das Hohe hoch und das Geringe gering schätzen. Und eben darauf zielen die biblischen Appelle, die wir eingangs genannt haben. Erinnern Sie sich? Wir hatten uns gewundert, dass die Ehre Gottes einerseits als Gegebenheit erschien und andererseits als ein zu verwirklichendes Ziel. Doch dürfte nun klar sein, dass im ersten Fall Gottes innere Ehre gemeint ist, und im zweiten der ihm äußerlich gebührende Respekt. Die Ehre als Selbstübereinstimmung und Integrität der Person, steht bei Gott völlig außer Frage, weil Gott sagt, was er denkt, tut, was er sagt, und hält, was er verspricht. Gott handelt stets in vollendeter Treue zu seinem Bund und seinen Verheißungen und bleibt niemandem etwas schuldig. Gott kennt weder Heuchelei noch Versagen – und also auch kein Abweichen von Sein und Schein, Pflicht und Wirklichkeit. Gott ist der Inbegriff der Ehre!

Nur: Wo bleibt der Respekt, der einem solchen Maß von Ehre entspräche? Dieser Respekt, diese Anerkennung ist genau das, was diese Welt ihrem Schöpfer schuldig bleibt, weil Kleinglaube, Irrglaube und Unglaube Gott nicht die Ehre geben, die ihm gebührt, sondern die Güter dieser Welt höher schätzen als den Geber. Groß ist die Zahl derer, die Gott in ihrem Leben nicht wirklich Gott sein lassen, die gegen ihn murren und Argwohn

hegen. Groß ist die Zahl derer, die Gott samt seiner Gebote und Verheißungen ignorieren, seiner spotten und lästern. Groß ist die Zahl derer, die sich selbst zuschreiben und zugutehalten, was Gott ihnen großzügig geschenkt hat. Und insofern geht es Gott wie einem Menschen, der zwar völlig integer ist, gerecht und treu, dem aber die dafür gebührende Achtung versagt bleibt.

Das bedeutet natürlich nicht, dass an Gottes innerer Ehre etwas fehlte! Er ist nicht weniger des Lobes und der Ehrfurcht wert, weil blinde Menschen das nicht sehen. Aber uns Menschen fehlt etwas an Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Klarsicht, wenn wir – an der falschen Stelle jubelnd und an der falschen Stelle verachtend – Hohes und Niedriges durcheinanderbringen. Wer die Güter dieser Erde höher achtet als den Schöpfer, der sie gegeben hat, wer mehr auf sich selbst vertraut als auf den Allmächtigen und das Gerede der Mitmenschen mehr fürchtet als das Urteil Gottes, der irrt nicht bloß, sondern er lebt auch verkehrt. Und wenn er dann, statt Gott zu ehren und seinen Namen zu heiligen, lästerlich redet, dann sind die Konsequenzen keineswegs harmlos. Denn Gott lässt seiner nicht spotten. Der Heilige ist nicht für jeden Spaß zu haben. Und wer meint, er müsste auf Gottes Kosten Witze machen, wird einmal von Gott selbst eine passende Antwort bekommen! Doch wenn jemand meint der Ehre Gottes zu dienen, indem er die unter Druck setzt, die sie nicht respektieren, ist das genauso falsch. Denn aus dem Gesagten ergibt sich ja, dass Gewalt in diesen Dingen nichts erzwingen kann.

Wahre Ehrfurcht kann nur aus der inneren Einsicht folgen, dass Gott alle Ehre gebührt. Und zu solcher Einsicht hilft kein Zwang, sondern nur Gottes Geist. Wollen wir aber den biblischen Appell aufgreifen und für die Ehre Gottes eintreten, so tun wir das am besten durch ein Zeugnis des Geistes und der Kraft, indem wir uns selbst von aller Lästerung frei halten und darauf achten, an der richtigen Stelle zu lachen. Ja, wir können Gottes Ehre bezeugen in Wort und Tat! Oder war es nicht früher ein großes Lob, wenn man sagte, der und der sei ein „gottesfürchtiger" Mann und er führe mit seiner Frau ein „gottgefälliges" Leben? Mögen diese Begriffe auch veraltet sein, so ist es die Sache doch nicht. Denn unser vorrangiges Interesse sollte nicht sein, dass unser Name gerühmt und geheiligt werde, sondern dass Gottes Name geheiligt werde. Gottes Ansehen sollte uns viel mehr beschäftigen als unser eigenes. Und abschätziges Reden von Gott sollte uns härter treffen als Beleidigungen gegen unsere eigene Person. Es sollte uns eine Herzensangelegenheit sein, dass Menschen so gut von Gott denken, wie es seiner tatsächlichen Güte entspricht!

Und doch trifft man das selten. Denn wenn man sich mit Menschen unterhält, hört man sie öfter ihr eigenes Lob singen als das Lob Gottes. Oder irre ich mich? Ist einer gesund, so dankt er nicht Gott, sondern sagt, er habe ja auch fleißig Sport getrieben und auf seine Ernährung geachtet. Hat's einer zu Wohlstand gebracht, so lobt er nicht Gott, sondern brüstet sich, dass er ja auch tüchtiger war als andere. Und geraten ihm seine Kinder, so preist er nicht Gott, sondern meint, es läge an seiner hervorragenden Erziehung…

Wahrlich, viele von uns sind gut gestellt und gut versorgt, haben ihr Haus und ihr Auskommen – und es sei jedem einzelnen von Herzen gegönnt! Aber dass so viele meinen, sie verdankten sich das selbst, statt Gott die Ehre zu geben – das ist nicht in Ordnung. Denn was haben wir denn, das wir nicht von ihm empfangen hätten? Gott allein ist die Quelle des Guten! Keiner ist gut als er allein! Er beschenkt uns reichlich mit unverdientem Segen. Und es wäre darum nur recht und billig, alles Lob an ihn weiterzuleiten und jeden auf ihn zu verweisen. Sagt einer „Sie haben aber tolle Kinder!", kann man antworten „Ja, die hat mir Gott geschenkt!" Sagt einer „Sie leisten aber viel!", sollte man ant-

worten „Ja, Gott ist so freundlich, mir die nötige Kraft zu geben!" Sagt einer „Sie sind aber rüstig für ihr Alter!", kann man antworten „Ja, Gott hat mich gut behütet und bewahrt!" Das wäre nur recht und billig! Denn wenn ich ein schönes Bild bewundere, verdient ja auch nicht die Leinwand das Lob, sondern der Maler. Und wenn mir ein Brot schmeckt, habe ich nicht Hochachtung vor dem Mehl, sondern vor dem Bäcker. Gefällt mir Musik, so danke ich nicht dem Instrument, sondern dem Musiker. Und für ein schönes Möbelstück preise ich nicht die Säge, sondern den Schreiner. Wär's da nicht gerecht, mit Gott genauso zu verfahren und – derselben Logik folgend – nicht die Kreaturen zu loben und diese wundervolle Welt, sondern den Schöpfer, der sie so meisterhaft und schön gemacht hat? Es wäre ganz einfach, es wäre nur gerecht und wahrhaftig, Gott die Ehre zu geben! Darum lassen sie uns nicht länger zögern, sondern lieber in unserem Reden, Denken und Tun das realisieren, was wir so oft singen: „Ehr' sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist!"

## 35. Gottes Güte

Vielleicht erscheint es ihnen seltsam, aber ich möchte sie fragen, ob sie den Unterschied kennen zwischen gut und böse. Na klar, werden sie sagen – und werden vielleicht sogar entrüstet sein über diese Frage. Denn wer sollte ihn nicht kennen, den Unterschied zwischen gut und böse! Schließlich ist kaum ein Gegensatz für unser Leben so fundamental wie dieser. Gut und böse unterscheiden zu können, ist eine der Fähigkeiten, die den Menschen über das Tier erheben. Denn ohne diese Unterscheidung gäbe es keine Verantwortung, kein Gewissen und keine Moral. Ja: Wer den Unterschied von gut und böse nicht kennt, ist eine Gefahr für die menschliche Gesellschaft! Und doch scheint mir, dass diesbezüglich gerade in **unserer** Zeit große Unklarheit herrscht. Denn geschwunden ist nicht nur der gesellschaftliche Konsens darüber, welche konkreten Taten für gut oder böse zu halten sind. Unklar sind nicht nur die Maßstäbe, an denen Gut und Böse zu bemessen sind. Sondern noch viel grundsätzlicher und tiefgreifender ist die Verwirrung, weil man nicht mehr weiß, worin denn diese Unterscheidung überhaupt ihren Ursprung hat. Denn wer bestimmt eigentlich, was gut und böse ist – wer legt das fest?
War der Unterschied schon immer da, wie ein Naturgesetz. Oder hat irgendwann jemand beschlossen, dass er gelten solle? Ist das Gute immer und überall „gut", und ist das Böse immer und überall „böse"? Kann sich die Grenzen zwischen beidem im Laufe der Jahre verschieben, oder ändern sich bloß unsere Ansichten darüber? Wenn der Unterschied aber nicht variabel sein sollte, wer hat ihn dann festgelegt und in Geltung gesetzt?
Manche sagen, „gut" sei bloß das, was zu einer bestimmten Zeit in einer bestimmten Gesellschaft Sitte sei, und die Unsitte, das „was man nicht tut", das sei eben „böse". Sie wollen „gut" und „böse" an dem orientieren, was in einer Gesellschaft üblich und mehrheitsfähig ist. Nur muss man dann zugestehen, dass Sklaverei dort, wo sie „üblich" ist, auch „gut" ist, wie im alten Rom, dass manchmal die Unterdrückung der Frauen „gut" ist, wie heute in Afghanistan, und dass manchmal der Kannibalismus „gut" ist, einfach weil es Gesellschaften gibt, die diese Dinge „gut" **finden** und praktizieren.
Andere sagen natürlich: Nein, nein! So geht das nicht. Gut ist in Wahrheit nur, was den Menschen glücklich macht, und böse ist, was den Menschen traurig macht. Wenn es aber Drogen sind, durch die einer glücklich wird, oder wenn es Gewalt ist, die ihm Spaß macht, sind diese Dinge dann „gut"? Und wenn es die ungeschminkte Wahrheit wäre, die

einen Menschen traurig macht, weil er mit seinen Illusionen bisher bequemer lebte, wäre die Wahrheit zu sagen, dann „böse"?
Der Philosoph Friedrich Nietzsche ging noch einen ganz anderen Weg. Er meinte, das ganze Moralgerede sei überhaupt eine Erfindung der schwachen und missratenen Menschen, die damit nur die Starken daran hindern wollten, von ihrem natürlichen Vorrecht der Stärke Gebrauch zu machen. „Gut" ist es nach Nietzsche, wenn der Starke die moralischen Fesseln abwirft, um sich – seiner Natur entsprechend – frei und wild wie ein Raubtier über die Lämmer herzumachen. „Böse" erscheinen ihm hingegen diese schwachen und dummen Lämmer, die dem Starken seine Stärke vorwerfen und dem Tiger seine Zähne, weil sie damit dem gesunden menschlichen Raubtier ein schlechtes Gewissen einreden.
Manche Philosophen wollen den Unterschied von gut und böse auf ein ewiges Sittengesetz zurückführen – quasi auf eine universale Weltordnung, an die sich selbst die Götter halten müssen. Andere meinen, der Mensch sei „sich selbst Gesetz" und handle darum soweit „gut", wie er mit seinem eigenen Wesen übereinstimmt (nämlich mit seiner Vernunft), und handle nur dann „böse", wenn er gegen das Gebot seiner Vernunft verstößt.
Manche schütteln darüber den Kopf und verlassen sich darauf, dass ihr Gewissen ihnen schon sagen wird, was „gut" ist und was „böse". Sie meinen nämlich, sie hätten das „im Gefühl", und ihr Gefühl könne nicht trügen. Viele aber, die die ganze Verwirrung leid sind, bestreiten, dass es zwischen gut und böse überhaupt einen echten Unterschied gibt. Denn das Ganze, meinen sie, sei Ansichtssache: Den Begriffen „gut" und „böse" entspräche gar keine Wirklichkeit, und überhaupt sei in der Moral alles ganz relativ...
Es ist, als wollte man ein Bild aufhängen und fände keinen Nagel in der Wand, der es tragen könnte. Denn unsere Zeit findet keinen festen Punkt mehr, an dem sie den Gegensatz von „gut" und „böse" festmachen könnte. Die Menschheit taumelt darum wie ein Stürzender, der zwar noch weiß, dass es irgendwo „oben" und „unten" geben muss, der aber selbst herumgewirbelt wird – und darum nicht mehr sagen kann, **wo** oben und wo unten **ist**. Wir aber, taumeln wir mit? Haben auch wir die Orientierung verloren? Oder unterstellen wir einfach, „gut" sei, was wir „gut" finden, und „böse" sei, was uns persönlich „böse" vorkommt? Sollte es so sein, so könnten wir mit unserem Problem jedenfalls zu Jesus gehen. Denn der war überhaupt nicht verwirrt, sondern als sich der reiche Jüngling bei ihm nach dem „Guten" erkundigte und das offenbar für eine komplizierte Frage hielt, da antwortete ihm Jesus fast barsch mit größter Klarheit und Strenge:
***„Was fragst du mich nach dem, was gut ist? Gut ist nur Einer. Willst du aber zum Leben eingehen, so halte die Gebote."***
Jesus braucht nur drei Sätze, um den Nagel in die Wand zu schlagen und das Bild dranzuhängen. Länger braucht er nicht, um Klarheit zu schaffen und jede weitere Diskussion abzuschneiden. Denn ***„Gut ist nur Einer"*** – nämlich Gott. Und wer zum Leben eingehen will, der sollte seine Gebote halten. Gut ist nämlich, was Gott will, und böse ist, was Gott nicht will – das ist schon die ganze Definition!
Sie ist aber **nicht so** zu verstehen, dass Gott sich mit seinem Willen an einen moralischen Maßstab halten würde, der von ihm unabhängig schon bestünde, **sondern so** müssen wir es verstehen, dass Gottes Wille selbst der alleinige Maßstab des Moralischen **ist**. Gut ist nur einer – nämlich Gott selbst. Und darum will er, was er will, nicht weil es „an sich" schon gut wäre. Sondern, was Gott will, **wird** dadurch „gut", **dass** er es will, und es **ist** auch allein darum „gut", **weil** er es will. Gott **hält** sich also an keine Norm, Gott **ist** die Norm. Er **folgt** keiner Ordnung, sein Wille **ist** die Ordnung. Gott **respektiert nicht** einen

vorgegebenen Unterschied von „gut" und „böse", sondern indem er handelt und gebietet **setzt er** diesen Unterschied in Kraft. Wollte Gott aber plötzlich das Gegenteil von dem, was er will, so wäre im selben Moment dieses Gegenteil nicht mehr „böse", sondern „gut" zu nennen, weil es für „gut" und „böse" **keinen** anderen Maßstab und **keine** andere Norm gibt, als eben den Willen Gottes.

Es ist wie bei einem runden Tisch, bei dem man sich lange vergeblich fragen kann, wo das Kopfende und wo „oben" ist. Wenn aber der Chef kommt und setzt sich an den runden Tisch, dann hat sich die Frage geklärt. Denn wo der Chef sitzt, da ist immer oben, und es ist dort aus keinem anderen Grund „oben", als eben, weil der Chef dort sitzt. Mit anderen Worten: Über „gut" und „böse" entscheidet keine Vernunft und keine Pragmatik, keine Konvention und kein Naturgesetz, sondern allein der frei gewählte Standpunkt Gottes. Nichts kann jemals „gut" sein, was gegen sein Gebot geschieht, und nichts kann „böse" sein, was seinem Gebot entspricht. Denn Gottes Wille ist der Nagel in der Wand, an dem die ganze Unterscheidung hängt, ja Gottes Wille ist der magnetische Nordpol, an dem sich die ethische Kompassnadel ausrichtet.

Wer das aber verstanden hat, der wird sich über die Verwirrung in den ethischen Diskussionen unserer Zeit nicht mehr wundern. Denn wo man den Willen Gottes nicht als Norm gelten lässt, wird man vergeblich versuchen, die Unterscheidung von „gut" und „böse" auf etwas anderes zu gründen. Da reden die Philosophen dann vergeblich von Naturrecht und Vernunft, von Konvention und Gemeinnutz, da konstruiert man vergeblich eine Herrenmoral der Starken oder eine Mitleidsmoral der Schwachen. Denn „gut" ist nicht die Vernunft „an sich" oder die Natur „an sich" – auch nicht das Leben oder die Gesellschaft oder die Stärke „an sich" sind „gut", sondern ***„Gut ist nur Einer".*** Und außer ihm ist nur „gut", was seinem Willen entspricht. Wollen wir also herausfinden, wo am runden Tisch „oben" ist, müssen wir schauen, wo der Chef sitzt. Wir müssen Gottes Standpunkt als Norm anerkennen, haben dann aber die Chance, der allgemeinen Verwirrung zu entkommen und ein paar wichtige Folgerungen zu ziehen:

**1. Folgerung**

Wenn man irgendwo die Frage aufwirft, ob Gottes Handeln moralischen Maßstäben genügt, ob er die Welt also fair, gerecht und gut regiert oder eher schlecht, dann liegt schon in der Fragestellung ein Missverständnis, weil es keinen außergöttlichen Maßstab des „Guten" oder „Bösen" gibt, den man kritisch an Gottes Handeln anlegen könnte:

Gottes Wollen und Regieren ist keiner Kritik unterworfen, weil er als die Norm aller Normen an keiner Norm gemessen werden kann. Wollte er heute noch das Leben auf Erden auslöschen, so wäre das „gut" und „richtig", **weil** er es wollte, und der Fortbestand des Lebens wäre dann aus demselben Grund „schlecht", denn Gottes Wille **unterliegt** keinem Gesetz, sondern er **ist** das Gesetz. Er ist kein **Gegenstand** von Kritik, sondern ist selbst der **Ursprung** aller Kritik!

**2. Folgerung**

Wenn der Wille Gottes die Quelle aller ethischen Normen ist, dann kann es für uns keine anderen Autoritäten geben, die im Widerspruch oder in Konkurrenz zum Willen Gottes unseren Gehorsam verlangen dürften. Denn wenn nur einer „gut" ist, dann steht die Autorität über unser Gewissen auch nur **diesem Einem** zu. Da mag die Vernunft dann ruhig widersprechen oder die Sitte, die Tradition, das „gesunde Volksempfinden" oder die politische Führung – es hat sich doch alles zu beugen und ist zweitrangig, weil man

Gott mehr gehorchen muss als den Menschen. Was der Staat im Widerspruch zu Gottes Gebot erlaubt, ist darum noch lange nicht erlaubt, und was er im Widerspruch zu Gottes Gebot verbietet, ist darum noch lange nicht verboten.

**3. Folgerung**

Wenn nur einer „gut" ist – nämlich Gott – dann sollten wir uns selbst **nicht** gut nennen lassen, sollten auch kein Lob annehmen und keine Bewunderung dulden. Denn Jesus selbst hat einmal einen Mann, der ihn mit „Guter Meister" anredete, scharf zurückgewiesen. Er sagte: ***„Was nennst du mich gut? Niemand ist gut als Gott allein."*** Jesus, der hier als Mensch unter Menschen wandelte, wollte offenbar, dass das Prädikat des „guten" Gott vorbehalten bleibt. Wenn aber schon Jesus – der es wahrlich verdient hätte – sich nicht „gut" nennen und loben ließ, sollten wir dann nicht um so entschlossener Ehrungen dieser Art zurückweise? Nur einer ist gut – und **wir** sind's nicht!

**4. Folgerung**

Wenn nur „gut" ist, was mit dem Willen Gottes übereinstimmt, dann sollten wir dieses Prädikat nicht nach Gefühl vergeben, sondern nur nach ernsthafter Prüfung, damit wir nicht unsere Maßstäbe mit Gottes Maßstäben verwechseln. Denn was in unseren Augen „gut" scheint, kann in Gottes Augen sehr leicht „böse" sein, und umgekehrt. Will Gott z.B., dass ich an etwas leide, so ist es „gut" für mich, daran zu leiden, und es wäre in Wahrheit „schlecht" für mich und „böse" gedacht, wenn ich gegen Gottes Willen das Leiden umgehen wollte.

Was tatsächlich ein Unglück war und was ein Segen, erkennen wir ja oft erst im Nachhinein. Und so dürfen wir auch im Bereich von „gut" und „böse" nicht einfach nach Gefühl und Wellenschlag entscheiden, sondern müssen ganz ernsthaft danach forschen, was Gott will. Gottes Gebote helfen uns dabei – gewiss! Aber auch sie wollen nicht als tote Satzungen befolgt werden, sondern wollen von innen heraus verstanden werden, so dass wir den Geist der Gebote von Gottes Zielen her begreifen, und dann nicht etwa widerwillig tun, was er sagt, sondern selbst von Herzen wollen, was er will.

Wir sollten versuchen, den Willen Gottes von seinem Ziel her zu verstehen, das **nicht einfach nur** in der Fortsetzung des menschlichen Lebens besteht, sondern in der Läuterung dieses Lebens und in der Erziehung des Menschen auf Gott hin. Denn Gott will uns ja tauglich machen für sein Reich. Er will, dass wir den Heimweg finden, und will, dass wir sicher bei ihm ankommen. Was diesen Weg hindert, werden wir deshalb „böse" nennen, auch wenn's glänzend und freudig daherkommt. Was diesen Weg aber fördert, das dürfen wir zu Recht „gut" nennen, selbst wenn's Mühen und Tränen kostet. Denn „gut" ist nur **der Eine** – und das, was uns ihm näher bringt…

# 36. Dreifaltigkeit und Offenbarung Gottes

So sehr sich die vielen christlichen Kirchen und Konfessionen auch unterscheiden – darin sind sie sich doch einig, dass der Glaube an den „dreieinigen" Gott das Zentrum ihres Bekenntnisses ausmacht. Bei allen wird ***„…gelehrt und festgehalten, dass ein einziges göttliches Wesen sei, das Gott genannt wird und wahrhaftig Gott ist, und dass doch drei Personen in diesem einen göttlichen Wesen sind, alle drei gleich mächtig, gleich ewig: Gott Vater, Gott Sohn, Gott Heiliger Geist." (Augsburger Bekenntnis Art. 1).***

Allerdings kann heute nicht mehr jeder die Hochschätzung der „Trinitätslehre" nachvollziehen. Ist es nicht schon schwierig genug, überhaupt an Gott zu glauben und sich bei dem Begriff „Gott" etwas zu denken? Was soll da die Zumutung, sich diesen Gott noch in drei „Personen" unterschieden – und doch als unzerteilt – vorzustellen? Die Lehre von der Dreieinigkeit erscheint oft als abstrakte, komplizierte und lebensferne Angelegenheit. Kein Wunder, dass mancher „praktische" Christ nur ein Schulterzucken dafür hat und diese „Theorie" gleichgültig den Theologen überlässt. Allerdings liegt in solchen Fällen ein Missverständnis vor. Denn die Theologen sprechen ja nicht vom dreieinigen Gott, weil sie Spaß an Theorien und Zahlenspielen hätten. Sondern einfach, weil Gott sich so und nicht anders bezeugt. Gott zwingt uns, in dreifacher Weise von ihm zu reden, weil er uns in dreifacher Weise begegnet. Gehen wir nämlich mit offenen Augen durch die Welt, so kommen wir inmitten all dem Weltlichen an drei Punkte, wo wir stehen bleiben und gestehen: Hier ist Gott gegenwärtig, hier bezeugt er sich, hier erfahren wir ihn:

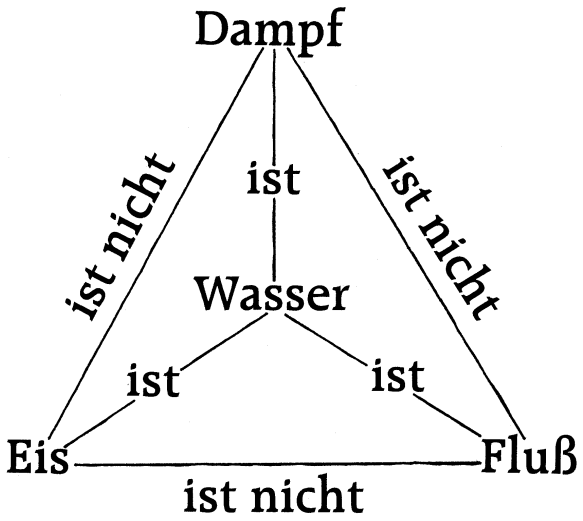
**Der erste Punkt ist die Schöpfung:**
Wir entdecken, dass wir uns nicht selber gemacht haben, wie sich auch die übrige Kreatur nicht selbst gemacht hat. Von nichts kommt ja nichts. Ist aber etwas – und nicht nichts – so muss das einen Grund haben. Das kreatürliche Leben sprudelt aus einer Quelle, die jenseits des kreatürlichen Lebens liegt: In Gott dem Schöpfer.

**Der zweite Punkt ist Jesus Christus:**
Inmitten all der Menschen, die Vergangenheit und Gegenwart bevölkern, begegnet uns einer, der aus dem Rahmen fällt, weil er anders ist. Einer, der Gottes Willen vollkommen lebt. Einer, der uns Gottes Wort auf den Kopf zusagt. Einer, in dem uns Gott so nahe kommt und so gegenwärtig wird, dass wir sagen müssen: Das ist er selbst – dieser Jesus Christus ist Gottes Sohn.

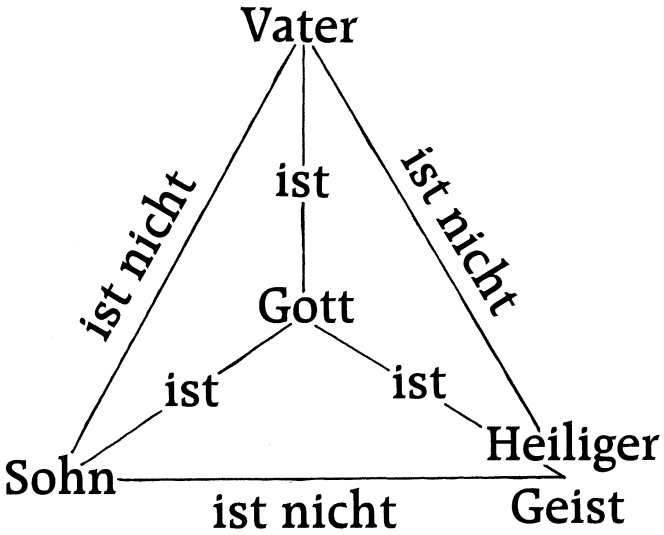
**Der dritte Punkt aber ist der Heilige Geist:**
Manche Menschen hoffen, wo nichts mehr zu hoffen ist, lieben, wo nichts Liebenswertes ist, verzeihen Unverzeihliches, glauben, wo aller Augenschein dagegen spricht, bekennen fröhlich, obwohl es sie den Kopf kostet, leiden, ohne zu verbittern, und sterben, ohne zu hadern. Das alles ist mehr als menschliche Seelen aus sich selbst heraus vermögen. Es geht über unsere Kraft – und verweist uns damit wiederum auf eine fremde Kraft, die in und durch solche Menschen wirkt: Gottes Heiliger Geist.

Die Christen aller Zeiten teilen die drei genannten Erfahrungen. Sie begegnen dem Schöpfer in der Natur, sie begegnen Jesus Christus im Neuen Testament und sie begegnen dem Heiligen Geist in ihren Gemeinden. Und unmöglich können sie sagen: Das ist alles dasselbe. Nein. So unterschiedlich wie sich Gott zeigt, so unterschiedlich ist er auch zu bezeugen. Der Vater ist nicht der Sohn, und der Sohn ist nicht der Heilige Geist. Und doch glaubte man in der Christenheit nie an drei Götter, sondern immer nur an einen. Nie hat man vergessen, was das Alte Testament so nachdrücklich einschärft: Es gibt nur einen Gott und keinen anderen neben ihm. Aber wie geht das zusammen?
Kritiker haben immer wieder gemeint, dies müsse auf die absurde Gleichung 3 = 1 und 1 = 3 hinauslaufen, der Glaube der Christen enthielte also in seinem Zentrum einen logischen Widerspruch. Doch so verständlich der Zweifel an der theologischen Logik ist, so unberechtigt ist er auch. Wir können das an einem simplen Beispiel zeigen: Jedermann

weiß ja, dass das Eis eines Eisberges etwas anderes ist als der Dampf über einem Kochtopf. Und der Dampf, der Wolken bildet, ist wiederum etwas anderes als Flusswasser. Das Eis trägt, das Flusswasser nicht. Der Nebel schwebt, das Flusswasser fließt. Das Flusswasser ist durchsichtig, der Eisberg nicht. Jedes Kind kann diese drei Dinge unterscheiden. Und doch wissen wir: Es ist alles Wasser. Die chemische Zusammensetzung des Eises ist dieselbe wie die des Dampfes und des Flusswassers. Es ist immer $H^2O$. Die drei Dinge sind verschieden und sind doch in ihrem Wesen ganz eins. Ist daran nun irgendetwas „unlogisch" oder „widersprüchlich"?




Für die Trinitätslehre gilt dasselbe: Der Vater ist etwas anderes als der Sohn, und der Sohn ist etwas anderes als der Heilige Geist. Die drei „Personen" des dreieinigen Gottes wirken auf unterschiedliche Weise an unterschiedlichen Orten zu unterschiedlichen Zeiten. Und obwohl wir diese Unterschiede sehen, wissen wir doch: Es ist jedes Mal Gott. Das Wesen des Vaters ist auch das Wesen des Sohnes und des Heiligen Geistes – sie sind eins.



Freilich: Wie jeder Vergleich, hinkt auch dieser. Und es ist wichtig zu wissen, in welcher Hinsicht. Eis kann man nämlich kennen, ohne zu wissen, was Wasserdampf ist. Und die Eigenschaften des Flusswassers kann man erkennen, auch wenn man nicht weiß, dass die Wolke am Himmel aus demselben Stoff ist. Das aber ist bei Gott anders. Man muss nämlich Jesus Christus kennen, um den Schöpfer richtig zu begreifen. Man muss von Gott dem Vater wissen, um in Jesus seinen Sohn zu erkennen. Und beides ist nur möglich, wenn der Heilige Geist uns Vater und Sohn offenbart. Eine „Person" erschließt uns die andere. Doch auch das ist nicht ungewöhnlich. Denn es gibt ja viele Dinge, bei denen man das „Ganze" vor Augen haben muss, um die einzelnen „Teile" zu verstehen:

*In Indien lebte ein König, der wollte sich einen Spaß machen. Er ließ drei blinde Männer kommen und führte sie an einen Elefanten heran. Sie sollten ihm beschreiben, wie ein Elefant aussieht. Der erste Blinde geriet an das Bein des Elefanten und sagte: „Ein Elefant ist wie ein Baum". Der zweite Blinde bekam den Schwanz des Elefanten zu fassen und sagte: „Ein Elefant ist wie ein Seil". Der dritte Blinde erwischte mit seinen suchenden Händen das Ohr des Elefanten und meinte: „Ein Elefant ist wie das Blatt einer Palme". Die drei Blinden gerieten in Streit, wer von ihnen Recht habe. Sie hatten ja alle drei denselben Elefanten betastet. Der König aber hatte seinen Spaß daran.*

Die drei Blinden in dieser Geschichte waren von der rechten Erkenntnis des Elefanten weit entfernt. Sie erfassten immer nur einen isolierten Teil und nie das Ganze. So ist auch der von der Erkenntnis Gottes weit entfernt, der sich nur an den Schöpfer hält oder nur an Jesus Christus oder nur an den Heiligen Geist. Ohne den „ganzen" dreieinigen Gott zu kennen, würden wir auch diese drei „Ausschnitte" seines Wirkens missverstehen:

Glaubten wir nur an Gott Vater, den Schöpfer des Himmels und der Erde, so wüssten wir nicht wirklich, was von ihm zu halten ist. Denn Natur und Geschichte geben eine zweideutige Auskunft über den Allmächtigen. Da ist Herrliches, aber auch Schreckliches, Leben, aber auch Tod, Freude und Glück, aber auch Leid und Schrecken. Die Natur hat eine grausame Seite und die Weltgeschichte erst recht. Woher sollten wir wissen, dass nicht diese Seite Gottes wahres Wesen widerspiegelt, wenn wir Jesus Christus nicht hätten? Woher sollten wir wissen, dass Gott gnädig ist und Gutes im Schilde führt? Das wissen wir erst, wenn wir Gott als Dreieinigen begreifen und den Schöpfer von Jesus Christus her verstehen.

Entsprechendes gilt aber auch von Jesus Christus: Würden wir ihn isoliert betrachten und davon absehen, dass er der Sohn von Gott dem Vater ist, müssten wir ihn verkennen. Wir würden annehmen, er sei ein gescheiterter Prophet, einer von vielen Wanderpredigern, eine interessante, aber im Grunde nebensächliche Figur am Rande der Weltgeschichte. Dieser religiös und moralisch vorbildliche Mann mit dem tragischen Ende wird eben erst wichtig, wenn wir in ihm den Sohn des Vaters – und also eine Person des dreieinigen Gottes – erkennen. Schließlich hätte niemals ein Mensch die Macht gehabt, unsere Schuld zu überwinden und an Ostern den Tod zu besiegen. Nur Gott konnte die Erlösung bringen. Daher gilt: Erkennen wir in Christus nicht Gott, erkennen wir in ihm auch nicht unseren Erlöser – verkennen ihn also ganz.

Dies ist – zusammengefasst – das Wesentliche an der „Trinitätslehre": Dass sie uns anleitet, vom Vater zu denken wie von Jesus Christus, und von Jesus Christus zu denken wie vom Vater. Wem das gelingt – wer bekennt und glaubt, dass diese beiden zusammengehören, weil sie eines göttlichen und barmherzigen Wesens sind – der verdankt diesen Glauben ganz gewiss dem Heiligen Geist und erkennt dabei auch ihn. Denn den Heiligen

Geist erkennen heißt, die Botschaft zu erkennen, die er bringt. Wer aber diese drei auseinander reißt, indem er die Barmherzigkeit des Vaters, die Gottheit Christi oder das wahrhaftige Zeugnis des Heiligen Geistes leugnet, muss wissen, dass er mit der Trinitätslehre nicht irgendeine „Theorie" aufgibt, sondern den christlichen Glauben selbst…

# 37. Gottes Liebe

***„Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm."*** (1. Joh 4,16) Das ist ein schönes Wort. Und doch gestehe ich, dass ich es ungern behandle. Ja tatsächlich: Jene Gleichung „Gott ist die Liebe" macht mir Probleme. Und zwar nicht, weil etwas daran falsch wäre. Sondern weil sie so oft missverstanden wird. Wollen wir jenes Wort aus dem 1. Johannesbrief recht verstehen und auslegen, so müssen wir zuerst allen falschen Beigeschmack davon lösen und klar sagen, was es nicht bedeutet:
„Gott ist die Liebe" – das heißt nicht, Gott sei identisch mit jenem romantischen Gefühl, das Menschen manchmal haben. Und es heißt schon gar nicht, menschliche Liebe sei irgendwie etwas „Göttliches". „Liebe" ist ja überhaupt ein furchtbar abgegriffenes Wort, ein geschundenes, getretenes, missbrauchtes Wort. Es klebt viel Schmutz daran. Viele sagen „Liebe" und meinen bloß „Sex". Andere reden von „Liebe", und woran sie denken, ist doch nur Kitsch. Manche wollen ihren Ehepartner besitzen und beherrschen – und nennen es „Liebe". Andere prügeln ihre Kinder und behaupten, sie täten es aus „Liebe". Nein: Diese „Liebe", von der Schund–Romane erzählen und Schlager singen, diese gierige Liebe, diese Affenliebe, hat wenig mit Gott zu tun.
Und noch in einer zweiten Richtung müssen wir den Satz aus dem 1. Johannesbrief vor Missverständnissen schützen. „Gott ist die Liebe" – das heißt nicht: „Gott ist lieb". Denn „lieb sein" ist in unserer Umgangssprache ein Ausdruck für Harmlosigkeit. „Das ist ein lieber Hund" sagt man – die Kinder können ihn am Schwanz ziehen ohne dass er bellt oder beißt. „Das ist ein lieber Opa" sagt man – selbst wenn er verschaukelt wird, bleibt er gutmütig und freundlich zu jedermann. „Das ist ein liebes Kind" sagt man – wenn die anderen Kinder ihm das Spielzeug wegnehmen, gibt es sie her, und streitet nicht. Nein, in diesem Sinne ist der so genannte „liebe Gott" nicht „lieb". Der Gott der Bibel ist kein harmloser Alter. Er ist auch nicht unendlich geduldig. Und er ist überhaupt nicht „nett" oder „konfliktscheu".
Wenn nun aber einer fragt „Wieso ist Gott nicht lieb, wenn er doch 'die Liebe' ist?", dann nähern wir uns dem rechten Verständnis der Sache. Denn man wird antworten müssen: Gott ist zwar die Liebe, er ist aber gerade deshalb nicht „lieb", **weil** er „Liebe" ist. Wirkliche Liebe will nämlich etwas. Sie will es mit heißem Herzen. Sie will es leidenschaftlich. Deshalb kann der, der ernstlich liebt, nicht immer „lieb" sein, Mäßigung üben oder zurückstecken. Wenn das, worauf sich die Liebe richtet, bedroht wird, dann zeigt sich, dass die Liebe eine brennende Seite hat, dann ist sie nämlich ein verzehrendes Feuer – eine Kraft, der man besser nicht in die Quere kommt. „Gott ist die Liebe" bedeutet also keinesfalls, Gott kenne keinen Zorn, oder der Zorn sei durch die Liebe ausgeschlossen. Sondern im Gegenteil: Der Zorn Gottes ist die brennende Seite seiner Liebe, die sich gegen alles wendet, was seiner guten Schöpfung schadet.
Suchen wir also einen Vergleich für Gottes Liebe, so denken wir am besten an eine Grizzly–Bärin, die mit ihren Jungen durch die Wildnis zieht. Wer ihren Jungen zu nahe kommt, erfährt schnell, dass Liebe Kampfbereitschaft nicht aus- sondern einschließt.

„Gott ist die Liebe" das heißt demnach: Gott ist ein kraftvoll-entschlossenes, leidenschaftliches Wollen. Und das ist er durch und durch, wie Luther sagt: **„Gott ist ein glühender Backofen voller Liebe, der da von der Erde bis an den Himmel reicht."**
Was aber will Gottes Liebe? Was ist das Ziel dieser gewaltigen Energie? Nun – wir sind es. Gott will nicht dies oder das. Gott will uns. Jenes brennende, kraftvoll-entschlossene Wollen richtet sich auf jeden von uns. Denn Gott will uns tauglich machen für ein Leben mit ihm. Er will uns mitreißen in der Bewegung seiner Liebe, auf dass wir nicht kalt bleiben im Herzen, sondern uns wärmen an ihm, dem glühenden Backofen voller Liebe. Doch sollen wir nicht nur warm werden für uns selbst. Gottes Liebe will durch uns hindurchglühen und hindurchstrahlen zu allen Menschen, die noch frieren. Wir sollen weitertragen, was uns erfüllt, wir sollen lieben, wie wir geliebt sind, sollen verzeihen, wie uns verziehen ist, und sollen einander annehmen, wie wir von Gott angenommen sind – bis auch dem Letzten das Gute widerfährt, zu dem ihn Gott bestimmt hat.
Gottes Liebe schaut uns also nicht aus der Ferne zu. Gottes Liebe greift nach uns. Und wir müssen uns so oder so dazu verhalten. Wir können uns den liebevollen Zugriff Gottes gefallen lassen, um Empfänger und Vermittler seiner Liebe zu werden. Oder wir können uns entziehen. Aber neutral bleiben können wir nicht. Denn das ist es ja, was jener Nachsatz im 1. Johannesbrief meint: ***„...wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm".*** Man kann in der Liebe Gottes bleiben und sich von diesem Mantel umhüllen lassen. Man kann ihn aber auch zurückweisen.
Nur muss man dann wissen, was man tut. Denn wenn ich Gottes Liebe nicht erfahren will, entziehe ich nicht nur mich seiner Liebe, sondern entziehe zugleich mir seine Liebe. Und was behalte ich übrig? Gewiss seinen Zorn. Denn wer das freundlich zugewandte Gesicht Gottes, nicht sehen will, dem ist nicht zu helfen. Will er es so, so wird er dann eben das andere Gesicht Gottes kennenlernen.
Und es meine keiner, das sei unbillige Härte. Was hat es sich Gott nicht kosten lassen, uns seine Liebe zu erweisen und uns mit der Nase drauf zu stoßen! Seinen Sohn, sich selbst hat Gott dahingegeben ans Kreuz, um uns zu erlösen. Marter bis zum Tod hat er für uns auf sich genommen.
Da sollte man doch denken, jedes Herz würde weich und würde davon bewegt. Doch offenbar sind viele Herzen härter als Stein und verachten die Liebe, die ihnen entgegengebracht wird. Darum schreibt Luther: **„Unser Herrgott tut eben recht daran, dass er zu der undankbaren Welt spricht: Willst du die große Liebe nicht, ... dass ich meinen liebsten Sohn für dich in so große Marter gesteckt habe, wohlan, so will ich dich auch nicht. Fragst du nicht danach, was ich getan habe, so frage ich auch nicht nach dir. Willst du meinen Sohn Jesus Christus nicht haben, so nimm dafür Barrabas, ja den Teufel selbst."**
Hier wird noch einmal deutlich, dass man Gottes Liebe nicht missverstehen darf: Sie geht uns nach, aber sie zwingt sich nicht auf. Der Schutzraum der Liebe Gottes öffnet sich uns, aber man zerrt uns nicht hinein. Jeder darf sich wärmen an Gott, dem glühenden Backofen voller Liebe. Wer aber unbedingt will, darf auch frieren und kalt bleiben, darf sich verschließen gegen Gott und seinen Mitmenschen. Er lebt dann freilich am Sinn und an der Bestimmung seines Lebens vorbei. Denn wenn er mit Menschen- und mit Engelszungen redet und hat die Liebe nicht, so ist er ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn er prophetisch reden kann und weiß alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hat allen Glauben, so dass er Berge versetzen kann, und hat die Liebe nicht, so ist er nichts. Und wenn er alle seine Habe den Armen gibt und lässt seinen Leib verbrennen, und hat die Liebe nicht, so ist's ihm nichts nütze (vgl. 1. Kor 13). Denn nicht

darauf kommt es an, ob wir Großes oder Kleines tun, Erfolg haben oder scheitern. Sondern darauf kommt es an, dass wir, was wir tun, mit Liebe tun, dass wir in Gottes Liebe und von Gottes Liebe leben – und davon weitergeben so viel wir vermögen.

# 38. Gottes Liebe im Verhältnis zu seinem Zorn

Es gibt Dinge, über die man in der Kirche ungern redet. Es gibt Themen, die man lieber vermeidet. Und wenn man davon eine Liste anfertigen würde, welcher Begriff stünde dann ganz oben? Ich bin ziemlich sicher, dass auf der Liste der unbeliebten Themen der „Zorn Gottes" den ersten Platz belegen würde. Kein Wunder, wird man sagen: wer denkt schon gern an so etwas Unerfreuliches? Niemand. Denn spricht ein Pfarrer vom Zorn Gottes, so sehen die Menschen einen überdimensionalen, drohenden Zeigefinger vor sich. Sie spüren ihr schlechtes Gewissen, sie erinnern sich an ihre Versäumnisse und Fehler. Und sie ärgern sich über den Pfarrer, der ihnen anscheinend Angst machen will und dafür sorgt, dass sie sich schlecht fühlen. Das freilich wollen Pfarrer am wenigsten – und darum vermeiden es die meisten, vom Zorn Gottes zu reden. Sie wollen zwar die Menschen zur Buße bewegen, sie sollen umkehren von falschen Wegen – aber die Menschen sollen das nicht aus Furcht tun, sondern aus besserer Einsicht.
Darum reden viele meiner Kollegen am liebsten gar nicht von Gottes Zorn, sondern nur von Gottes Liebe und seiner großen Freundlichkeit. Sie zeichnen kein bedrohliches, sondern ein einladendes Bild von Gott, damit es den Menschen leichter fällt, sich auf diesen Gott einzulassen. Sie schweigen vom Zorn Gottes, damit nur niemand an seiner Liebe zweifelt. Denn das scheint ja ganz klar: Wenn Gott zornig ist, dann liebt er uns nicht, und wenn er uns liebt, dann kann er nicht zornig auf uns sein – oder?
Doch möchte ich an diesem Punkt Zweifel anmelden. Denn es klingt zwar auf den ersten Blick ganz logisch: wer zürnt liebt nicht, und wer liebt zürnt nicht. Aber stimmt es wirklich? Schließt Zorn wirklich Liebe aus und schließt Liebe Zorn aus? Ich meine da liegt ein Irrtum vor. Und es ist gar nicht schwer, ihn zu erkennen. Es genügt, die Sache anhand der eigenen Gefühle zu überprüfen. Schließlich war jeder von uns schon einmal zornig auf Menschen, die er liebt. Auf den Ehepartner, auf die Eltern, auf die eigenen Kinder vielleicht. Erinnern sie sich mal an solch eine Situation, in der sie zornig waren. Und fragen sie sich dann, ob sie, während sie zornig waren, aufgehört haben, ihren Partner oder ihre Kinder zu lieben.
Hat die Liebe wirklich aufgehört, als der Zorn da war? Nein? Dann geht es ihnen wie mir. Denn ich kann sehr zornig sein auf meine kleine Tochter, wenn sie z.B. gegen mein Verbot an Steckdosen herumspielt. Ich schimpfe dann sehr mit ihr. Und doch stellt das keinen Moment meine Liebe zu ihr in Frage. Im Gegenteil: Ich schimpfe mit ihr, **weil** mir so viel an ihr liegt, und streite mit ihr, **weil** sie mir so viel bedeutet. Denn wäre sie mir gleichgültig, so würde ich mich ja nicht aufregen, wenn sie etwas Gefährliches oder Falsches tut. Wäre **sie** mir egal, so wäre mir auch ihr gefährliches Fehlverhalten egal. Das ist es aber nicht. Und so entdecke ich an mir selbst, dass der Zorn die Liebe nicht ausschließt, sondern aus der Liebe erwächst. Ja, Zorn ist überhaupt nicht das Gegenteil von Liebe, sondern er ist fast immer Ausdruck verletzter, besorgter oder enttäuschter Liebe.
Zorn und Liebe schließen sich also keineswegs aus. Sie sind beide Ausdruck derselben tiefen Bindung, die ein Mensch zum anderen hat. Und der Zorn ist ein sicheres Zeichen dafür, dass diese Bindung noch besteht. Das kann man bei Ehekrisen beobachten. Solan-

ge Ehepartner miteinander streiten, kämpfen sie noch umeinander – da hat die Ehe noch gute Chancen. Wenn die zwei es aber aufgeben, zu streiten, und es aufgeben, zornig zu sein, wenn sie nicht mehr umeinander kämpfen, sondern gleichgültig werden – dann ist ihre Ehe so gut wie verloren. Der wahre Gegensatz der Liebe ist nämlich nicht der Zorn, sondern die Gleichgültigkeit. Die Liebe brennt heiß, und der Zorn brennt auch heiß – sie sind eng verwandt! – die Gleichgültigkeit dagegen ist kalt.

Wenn das aber bei Menschen so ist, könnte es sich dann bei Gott nicht ähnlich verhalten? In der Tat, ich meine, auch bei Gott liegen Zorn und Liebe eng beieinander. Darum sehe ich – im Unterschied zu vielen Pfarrerkollegen – keinen Grund, von Gottes Zorn zu schweigen. Im Gegenteil. Denn Gottes Zorn ist ein Zeichen dafür, dass wir ihm nicht gleichgültig sind. Ein negatives Zeichen – zugegeben –, aber doch ein deutliches Zeichen: Gottes Zorn ist Ausdruck seiner verletzten Liebe, die wir so oft missachten, die aber weiter um uns kämpft, gerade weil wir Gott so viel bedeuten. Sein Zorn ist nur deshalb so groß, weil seine Liebe zu uns so groß ist. Denn wir sind wie kleine Kinder, die an einer Steckdose spielen – an der Steckdose des Bösen. Und wie könnte das unserem Vater egal sein, wenn er uns liebt?

Darum meine ich, wenn Gottes Zorn verschwände, so wäre das kein gutes Zeichen. Würde Gott nämlich aufhören, das Böse zu hassen, so müsste man folgern, dass er wohl das Gute nicht mehr liebt. Würde Gott aufhören, der Sünde zu zürnen, die seine Schöpfung zerstört, so müsste man folgern, dass er dieser Schöpfung nicht mehr die Treue hält, sondern ihr gleichgültig gegenübersteht. Verschwände der Zorn, so müssten wir fürchten, die Liebe Gottes habe nachgelassen. Denn Zorn und Liebe sind beide Ausdruck der emotionalen Bindung an das Gegenüber, um dessentwillen es sich lohnt, zornig und gnädig zu sein.

Es gibt hier also keine Alternative: Entweder Zorn oder Liebe. Es gibt nur beides zugleich. Denn wie sollte Gott das Leben seiner Geschöpfe bejahen, ohne dabei die Sünde zu verneinen, die ihnen den Tod bringt? Wie sollte seine Liebe nicht streitbar brennende Liebe sein, wenn das, was er liebt, im höchsten Maße bedroht ist? Das ist unmöglich – und darum dürfen wir Gottes Zorn nicht missverstehen, als wäre er etwas Negatives. Denn Gottes Zorn ist nichts weiter als sein Wider-Wille gegen das Böse. Er ist Ausdruck dessen, dass Gott an der guten Bestimmung seiner Schöpfung beharrlich festhält. Wer daher wünscht, Gott möge von seinem Zorn ablassen, der verlangt, Gott solle von seinem Wider-Willen gegen das Böse ablassen und solle zuschauen, wie es die Schöpfung zerfrisst. In dieser Weise aber das Böse gewähren lassen hieße selbst böse sein – und das kann man von Gott kaum verlangen.

In Wahrheit gibt es nur einen Weg, wie der Gegensatz Gottes und des Bösen aufgelöst werden kann, nämlich durch Auflösung und Vernichtung des Bösen im Jüngsten Gericht. Bis Gottes Zorn aber zu diesem Ziel gelangt ist, kann niemand ernstlich wünschen, der Zorn möge nachlassen. Denn beharrte Gott nicht gegen allen Widerstand darauf, seine Schöpfung im Guten zu vollenden, hätte keiner von uns mehr etwas zu hoffen. Sollte **Gott** seinen zornigen Widerstand aufgeben und dem Bösen die Zügel schießen lassen, so würden **wir** es gewiss nicht wieder einfangen. Und so scheint die Sache ganz eindeutig: Gottes Zorn wendet sich gegen das Böse. Und darum ist dieser Zorn eine gute Sache, mit der wir eigentlich ganz einverstanden sein müssten. Denn nur der Böse kann etwas dagegen haben, dass Gott etwas gegen das Böse hat.

Da allerdings hat die Sache ihren Haken. Da berührt sie unser persönliches Problem. Denn das Böse ist nicht irgendwo, das Böse ist in uns. Die Bösen, das sind nicht die an-

deren, die Bösen, das sind wir. Und dadurch wird unser Verhältnis zum Zorn Gottes wieder zweischneidig und schwierig. Wir spielen nämlich in der Auseinandersetzung zwischen Gott und dem Bösen eine Doppelrolle: Wir sind einerseits Teil der guten Schöpfung, um derentwillen und zu deren Gunsten Gottes Zorn gegen das Böse eifert. Wir sind andererseits aber als Sünder Teil jener bösen Macht, gegen die der Zorn Gottes sich richtet. Und das bedeutet, dass wir Gott für **und** gegen uns haben.

Und wer will das schon? Wer in dieser Situation Gottes Zorn als berechtigt bejaht, muss sich darüber im Klaren sein, dass er damit Gottes negatives Urteil über den eigenen „alten Adam" anerkennt und unterschreibt. Denn will ich, dass Gott gegen das Böse vorgeht, muss ich zugleich wollen, dass er gegen das Böse in mir vorgeht. Die Bejahung des Guten schließt für den Bösen also Selbstverwerfung ein. Und Selbstverwerfung geht uns gegen die Natur.

Sofern ich selbst betroffen bin, sofern ich Sünder bin, sträube ich mich gegen Gottes Zorn. Sofern ich selbst böse bin, wünsche ich, das Böse möge ungestraft bleiben. Und da beginnt dann tatsächlich ein Teufelskreis von göttlichem Zorn und menschlichem Starrsinn, da verhärten sich die Fronten immer weiter – bis Gottes Heiliger Geist den Teufelskreis aufbricht und einen Ausweg schafft. Wie das geschieht, ist leicht erklärt. Denn wir kennen solche Situationen aus der Familie:

Wenn kleine Kinder trotz deutlichen Verbots an einer Steckdose spielen, ziehen sie sich den Zorn des Vaters zu. Und oft genug reagieren Kinder dann mit Trotz. Sie verstehen nicht die Gefahr, die ihnen droht, und sie fühlen sich durch den Zorn des Vaters ungerecht behandelt, weil er ihnen scheinbar grundlos ein schönes Spielzeug vorenthält. Da beginnt der Teufelskreis von Zorn und kindlichem Starrsinn. Denn das uneinsichtige Kind wird immer wieder versuchen, an die Steckdose heranzukommen, wenn der Vater nicht hinsieht. Wie aber wird der Teufelskreis durchbrochen?

Das Kind gibt seinen Trotz auf, sobald es begreift, dass der Zorn des Vaters Ausdruck seiner Liebe und seiner Besorgnis ist. Wenn es einsieht, dass die Steckdose kein Spielzeug, sondern eine große Gefahr ist, versteht es auch, dass ihm nichts Schönes vorenthalten werden soll, sondern dass der Vater es vor Schaden bewahren will. Dann kann sich das Kind dem Verbot beugen und wird die Finger auch dann von der Steckdose lassen, wenn es unbeobachtet ist.

Mehr als diese schlichte Einsicht des Kindes wird auch von uns Erwachsenen nicht verlangt, wenn uns die Heilige Schrift zur Buße aufruft. Auch wir stehen an dem Punkt, wo es zu begreifen gilt, dass Gott kein missgünstiger Vater ist, der uns etwas vorenthalten will. Was seine Gebote verbieten, verbietet er uns aus Liebe. Und wenn er zürnt, zürnt er aus Liebe. Denn es ist ihm eben nicht egal, wenn wir böse und gefährliche Wege gehen. Es ist ihm nicht egal, weil **wir** ihm nicht egal sind. Und darum sollten wir seinen Mahnungen auch nicht mit kindlichem Trotz begegnen. Geben wir unseren Starrsinn auf, beugen wir uns dem Zorn Gottes und lassen wir die Finger von der Steckdose des Bösen. Schließen wir lieber vom Ausmaß des göttlichen Zorns auf das Ausmaß seiner Liebe zu uns – so werden wir Gott verstehen. Denn wenn er das Böse in uns verdammt, dann doch nur, weil er Gutes in uns legen will. Und wenn er die Sünde hasst, dann doch nur, weil er die Sünder liebt. Macht es Sinn, weiter bockig zu sein, wenn man das weiß?

# 39. Gottes Verborgenheit

Christlicher Glaube lebt davon, dass Gott sich dem Menschen erschließt und ihm zugänglich wird. Doch tut Gott das nicht andauernd. Sondern manchmal scheint es uns, als habe er den Kontakt abgebrochen. Wir haben dann das Gefühl, Gott sei abwesend, fern oder gar feindselig. Und diese Erfahrung ist so bedrohlich, dass man nicht gern darüber spricht. Für gewöhnlich redet man ja lieber von der Gegenwart Gottes – man versichert sich seiner Nähe. Es ist ja auch viel schöner, zu betonen und zu betrachten, wie Gott sich uns offenbart, sich uns erschließt und sich uns freundlich zuwendet.
Doch wenn wir ehrlich sind, müssen wir auch das andere gestehen, das wir ebenso erfahren: Dass Gott uns nämlich für kürzere oder längere Zeit entgleitet, dass er sich von uns abzuwenden scheint, sich entzieht und sich verbirgt. Vielleicht reden wir ungern davon, weil wir diese Erfahrung auf unsere Glaubensschwäche zurückführen. Wir meinen, es läge an uns. Doch das stimmt nicht. Selbst ein Mann wie der Prophet Jesaja musste es erfahren. „Fürwahr" sagt er ***„du bist ein verborgener Gott, du Gott Israels, der Heiland." (Jes 45,15)*** Das ganze Buch Hiob erzählt von der schrecklichen Unbegreiflichkeit Gottes. Die Klagelieder Jeremias sind voll davon. Und sogar Jesus fühlte sich am Kreuz von Gott verlassen. Warum also sollten wir leugnen, dass auch wir solche Stunden kennen, wo uns der Glaube abhandenkommt, weil Gott schweigt, weil er fern erscheint, finster und unzugänglich?
Manchmal kommt das über einen einzelnen Menschen – und manchmal kommt es über ein ganzes Land oder eine Epoche. Wir verlieren dann einfach den Kontakt, Gottes Angesicht scheint sich in eine undurchschaubare Maske zu verwandeln, das biblische Wort redet nicht mehr zu uns, wir finden keinen Zugang. „Gottesfinsternis" hat das mal jemand genannt. Und ich kenne keinen reifen Christenmenschen, der davon nicht zu berichten wüsste. Es ist eine Erfahrung, um die keiner herumkommt. Die Frage kann darum nur sein, wie man angemessen damit umgeht. Wie verhält man sich in geistlichen Dürreperioden? Was sollen wir tun, wenn Gott sich uns entzieht? Gibt es darauf eine sinnvolle menschliche Reaktion? Ich will versuchen, mit einem Gleichnis darauf zu antworten:

Es war einmal ein Indianerstamm, der lebte ganz und gar von der Büffeljagd. Die Zelte, in denen die Indianer wohnten, waren aus Büffelhaut. Das Fleisch, das sie aßen, war Büffelfleisch. Und die Tänze, die sie am Lagerfeuer tanzten, waren allesamt Büffeltänze. So war das schon seit Hunderten von Jahren. Und niemand konnte sich erinnern, dass es je anders gewesen wäre. Hätte jemand die Indianer gefragt, was sie eigentlich zu Indianern macht, so hätten sie geantwortet: „Wir jagen den Büffel, wir essen den Büffel, wir tanzen den Büffeltanz – das macht uns Indianer zu Indianern!" Doch niemand stellte diese Frage. Denn es gab keinen Anlass dazu. Eines Tages aber bemerkten die Indianer, dass sich etwas veränderte.
Es waren nämlich immer weniger Büffel, die das Indianerland durchzogen. Natürlich waren die Indianer nicht glücklich darüber. Aber sie fanden Wege, um damit zu leben: Wenn die Büffel ausblieben, jagten sie stattdessen Hasen und Rebhühner. Wenn ihre Zelte repariert werden mussten, nahmen sie an Stelle von Büffelleder Ziegenleder. Und als nicht mehr alle von der Jagd leben konnten, begannen einige sogar Schafe zu züchten und Getreide anzupflanzen. Es ging den Indianern gar nicht so schlecht dabei.

Nur wurde es immer schwieriger, mit den jungen Indianern über Büffel zu reden. Denn sie wuchsen auf, ohne jemals einen Büffel gesehen zu haben. „Was gehen uns die Büffel an?" – sagten sie manchmal. „Vielleicht gibt es gar keine! Vielleicht gab es nie welche!" Die älteren Indianer standen dann wie vom Donner gerührt. Und der Häuptling wies die Jungen zurecht: „Natürlich gibt es Büffel. Es muss sie ja geben. Denn wie könnten wir sonst Indianer sein? Wir jagen den Büffel, wir essen den Büffel, wir tanzen den Büffeltanz. Das ist es schließlich, was uns Indianer zu Indianern macht!" Es herrschte dann Ruhe. Und trotzdem war es nicht mehr wie früher. Denn der Indianerstamm begann sich allmählich in verschiedene Gruppen aufzuspalten.

Die erste Gruppe sagte: „Wenn das Leben mit dem Büffel den Indianer zum Indianer macht, dann kann man ohne Büffel kein Indianer sein. Es gibt aber keine Büffel mehr. Also hat es keinen Sinn, dass wir uns weiterhin Indianer nennen." Sie legten alle Waffen ab, die man zur Büffeljagd braucht. Sie zogen in die Städte der Weißen und trugen fortan auch ihre Kleider. Sie arbeiteten in den Fabriken der Weißen und vermischte sich bald mit ihnen. Sie vergaßen, wie man den Büffeltanz tanzt. Und sie erzählten ihren Kindern auch die alten Büffelgeschichten nicht mehr. Denn für sie waren das „Märchen".

Die zweite Gruppe hatte dafür nur Verachtung übrig. Sie sagten: „Wir sind Indianer und wir wollen Indianer bleiben. Es macht aber den Indianer zum Indianer, dass er tut, was Indianer immer taten. Also werden wir den Büffel finden und ihn jagen – koste es, was es wolle." Sie unternahmen lange Streifzüge durch die Wälder, wie es schon die Väter getan hatten. Sie marschierten, bis es ihnen vor Müdigkeit vor den Augen flimmerte. Dann tranken sie starke Getränke, sangen die alten Lieder und tanzten die ganze Nacht hindurch den Büffeltanz, bis sie in Verzückung gerieten. Wenn sie am nächsten Tag erschöpft ins Lager zurückkehrten, schauten sie stolz auf die anderen herab und sprachen: „Ha, es gibt sehr wohl noch Büffel! Man muss nur tun, was die Väter schon immer taten. Dann kann man sie da draußen sehen." Ein Büffelfell haben sie aber nie mit nach Hause gebracht. Und wenn man sie danach fragte, wurden sie sehr böse. Ihre Kinder mussten den Büffeltanz so lange üben, bis sie selbst glaubten, sie wüssten, wie sich ein Büffel bewegt. Und wenn einer von den Jungen Zweifel äußerte, wurde er aus der Gemeinschaft verstoßen.

Der dritten Gruppe erschien diese Haltung unbarmherzig. Waren denn nur die Harten und Starken vollwertige Indianer? Durfte man die Jugend vom Indianer-Sein abschrecken, indem man ihr eine mühselig-erfolglose Büffelsuche zumutete und ihr traditionelle Jagdtechniken vermittelte, die sie gar nicht mehr brauchte? Würde man sie mit solch hohen Ansprüchen nicht den Weißen in die Arme treiben? „Nein" sagten sie: „Es macht den Indianer zum Indianer, dass er ein Indianer sein will". Man befand also, dass eine Kuh ja quasi fast ein Büffel sei, hängte einer Kuh ein altes Büffelfell über und veranstaltete dann in bequemer Ortsnähe eine (fast echte) „Büffeljagd". Es musste zwar den Ungeübten beim Zielen geholfen werden. Und in Einzelfällen musste man den zu jagenden „Büffel" sogar an einen Pfahl anbinden. Aber auf diese Weise kam jeder zum Schuss, konnte sich seiner indianischen Identität vergewissern und durfte sich hinterher „Jäger" nennen.

Freilich gab es auch noch eine vierte Gruppe, die alle anderen belächelte. Denn sie bestand aus Intellektuellen. Sie hatten lange nachgedacht und waren zu dem Schluss gekommen, dass das „Leben mit dem Büffel", das den Indianer zum Indianer macht, eigentlich schon immer eine „innere" und „spirituelle" Angelegenheit gewesen sei. Sie sagten: „Es macht den Indianer zum Indianer, dass er wie ein Indianer denkt und fühlt.

Und dazu braucht man keinen Büffel aus Fleisch und Blut. Man hat ihn nie gebraucht. Denn es kommt allein auf den indianischen Geist an. Wer die büffelmäßige Einstellung hat, der kann auf Pfeil und Bogen verzichten. Denn entscheidend ist das indianische Selbstverständnis." Diese Gruppe verstand sich auffallend gut mit den Weißen. Sie aßen, lebten und arbeiteten eigentlich ganz wie die Weißen. Aber sie legten großen Wert darauf, echte Indianer zu sein.
Nur eine Familie konnte sich keiner dieser Parteien anschließen. Sie wollten einfach nur Indianer bleiben - und sie liebten den Büffel. Sie hörten darum nicht auf, Pfeile für die Büffeljagd zu schnitzen. Und sie hörten nicht auf, die alten Büffelgeschichten zu erzählen. Sie gaben offen zu, lange keinen Büffel mehr gesehen zu haben. Aber sie warteten geduldig auf seine Rückkehr. Und wenn jemand fragte, ob sie eigentlich noch vollwertige Indianer seien, so antworteten sie: „Solange der Büffel nicht da ist, macht es den Indianer zum Indianer, dass er auf den Büffel wartet: Er tut nicht so, als wäre der Büffel da. Er tut nicht so, als könne er ihn entbehren. Und vor allem lässt er nichts anderes an seine Stelle treten. Nur der hört auf ein Indianer zu sein, der anfängt etwas anderes zu sein. Nur der verrät den Büffel, der nicht mehr auf ihn wartet."
Viele Jahre vergingen. Eines Tages aber kehrte der Büffel tatsächlich zurück. Ein Indianerjunge entdeckte es zuerst, und lief aufgeregt ins Lager. Er rief: „Kommt! Ich habe Büffel gesehen! Kommt alle mit: Im Tal sind Büffel!" Die Indianer erschraken. Einige wollten schon aufspringen. Doch sollten sie dem Jungen wirklich folgen? Wer von ihnen konnte noch etwas anfangen mit echten Büffeln aus Fleisch und Blut? Für die einen war der Büffel nur noch eine ehrwürdige Tradition. Für die anderen war er ein interessanter Mythos. Und die dritte Gruppe hatte sich an den Umgang mit verkleideten Kühen gewöhnt. Keiner von ihnen fühlte sich der Begegnung mit wirklichen Büffeln gewachsen. Nur die eine Familie, die parteilos geblieben war, stand auf und stellte sich dem Jungen zur Seite. Sie sprachen zu den anderen:
„Feine Indianer seid ihr! Nun, da der Büffel zurückgekehrt ist, zeigt sich, dass ihr längst ohne ihn auskommt. Euer „Indianertum" hat begonnen, ohne den Büffel zu funktionieren. Es hat aufgehört Indianertum zu sein. Denn ihr habt zwar ständig vom Büffel geredet. In Wahrheit aber habt ihr ihn durch Kühe, Mythen und Traditionen ersetzt. Ihr braucht ihn schon lange nicht mehr. Wir aber brauchen ihn, und haben ihn jetzt lange genug entbehrt." Mit diesen Worten verließen die letzten Indianer das Lager, um im Tal den Büffel zu jagen. Und die Jugend zog mit ihnen...

Wir kehren zu unserem Ausgangspunkt zurück. Und ich hoffe, dass sie sich noch daran erinnern: Von der Verborgenheit Gottes wollten wir reden, vom Gefühl der Ferne und Feindseligkeit, vom Schweigen Gottes, das manchmal unseren Glauben bedroht. Das ist eine Erfahrung, die nur schwer auszuhalten ist. Denn wie der Indianer auf den Büffel angewiesen ist, so sind Christen auf Gott angewiesen. Wir brauchen ihn, um zu sein, was wir sind. Wir verlieren den Boden unter den Füßen, wenn er sich entzieht. Und doch sollten wir nicht reagieren wie jene vier Parteien von Indianern:
Die einen geben gleich auf, wenn Gott aus ihrem Blickfeld verschwindet. Und die anderen leugnen einfach, dass er sich verborgen hat. Die dritte Partei ersetzt Gott durch eine schlechte Kopie. Und die vierte bastelt sich einen Glauben zurecht, der auch ohne Gott funktioniert. All diese Strategien sind möglich – und sie werden in Teilen der Christenheit tatsächlich praktiziert. Doch handelt es sich so oder so ein Ausweichen vor der Prüfung, die Gott uns zumutet. Man betrügt sich selbst. Darum kann man jemandem, der in

eine Glaubenskrise geraten ist, nur empfehlen, dem Beispiel jener letzten Familie zu folgen. Leugnen wir Gottes Verborgenheit nicht, aber geben wir auch den Glauben nicht auf! Versuchen wir nicht, Gottes Nähe durch irgendetwas anderes zu ersetzen, setzen wir nichts an seine Stelle, sondern ertragen wir einfach die Leere, die er uns zumutet. Halten wir seinen Platz frei. Denn wenn wir Gott entbehren, und uns dabei nicht irre machen lassen, wenn wir die Prüfung geduldig bestehen, wird er sich uns wieder zuwenden. Gott kann am Ende nicht verleugnen, dass er der barmherzige Vater Jesu Christi ist. Er verstellt sich zwar und verbirgt sich, um unser Vertrauen zu prüfen. Aber er verlässt uns nicht wirklich. Vielmehr verhält er sich wie ein Vater, der seinem Kind das Laufen beibringt:
Er hilft uns auf die Beine und er stützt die ersten Schritte unseres Glaubens. Doch nach einiger Zeit will er dann sehen, wie weit wir sind. Er will sehen, ob wir auf eigenen Beinen stehen können, wenn er uns mal nicht unter die Arme greift. Er zieht sich kurz zurück. Am Ende aber lässt er uns nicht im Stich. Denn wenn wir aufhören, es zu fühlen, hört er doch nicht auf, uns zu lieben. Er kommt zurück, um zu sehen, ob wir noch auf ihn warten. Und die geduldige Bereitschaft, auf ihn zu warten, der Entschluss, ihn durch nichts zu ersetzen – das ist Glaube…

# 40. Schöpfung, Naturwissenschaft und Urknall

In jedem Gottesdienst bekennt sich die Gemeinde zum Schöpfungsglauben und spricht gemeinsam: **„Ich glaube an Gott den Schöpfer des Himmels und der Erde."** Dieses Bekenntnis ist uns selbstverständlich, denn es ist grundlegend für alles andere, was dann **auch noch** über Gott gesagt werden muss. Und doch wissen wir, dass gerade dem Schöpfungsglauben in den Bildungseinrichtungen unserer Gesellschaft regelmäßig widersprochen wird. Denn an Schulen und Universitäten lehrt man es **anders,** gibt für das Dasein dieser Welt eine **andere** Erklärung und stellt diese als bessere Alternative dem Schöpfungsglauben gegenüber: „Früher" sagt man, „**Früher** glaubten die Menschen, **Gott** habe die Welt geschaffen, aber **inzwischen** hat die Naturwissenschaft festgestellt, dass die Welt durch den **Urknall** entstand!"
Wissenschafts–Sendungen im Fernsehen untermalen diese Botschaft mit bunten Animationen und verkünden, der Ursprung des Universums sei damit **geklärt,** das Rätsel unserer Herkunft **gelöst** und der naive Glaube endlich durch handfestes Wissen **ersetzt**. Der Schöpfungsglaube scheint überholt, eine andere Weltenstehungs-Theorie nimmt seinen Platz ein, religiöse Mythen müssen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen weichen – und der moderne Mensch ist damit sehr zufrieden. **Ich aber** erlaube mir Zweifel anzumelden, an einem ganz bestimmten Punkt. Und der betrifft nicht die Urknalltheorie **als solche** (die durchaus richtig sein könnte), sondern vielmehr den Gebrauch, den man von ihr macht, und den großen Erklärungswert den man ihr zuschreibt. Ich leugne gar nicht, dass am Anfang der Welt dieser sogenannte Urknall stattgefunden haben kann: Vielleicht war es genau so, wie man es in bunten Filmchen vorgeführt bekommt!
**Aber** ich bestreite, dass damit viel gewonnen und die Schöpfungsfrage beantwortet sei. Denn die eigentliche Frage, die „Menschheitsfrage" hinter alledem, lautet doch, warum **überhaupt** etwas ist, wo doch auch **nichts** sein könnte! Als Mensch hat man das sichere Gefühl, dass es für das Dasein von alledem, was man kennt, einen **Grund** geben muss. Und der Hinweis, dass das Universum mit seinem Anfang angefangen habe – nämlich

mit dem besagten „großen Knall" – ist eine völlig ungenügende Antwort. Denn es macht einen Unterschied, ob ich frage, **wie** etwas angefangen hat, oder ob ich frage, **warum** es angefangen hat.
Nicht „**wie**" unsere Welt wurde, sondern „**warum**" gilt es zu klären. Und **dies**bezüglich sind die Naturwissenschaftler ausgesprochen schweigsam. Sie präsentieren uns zwar den Urknall als das erste Glied einer langen Kausalkette. Und die späteren Glieder in der Kette finden ihren Grund in den vorangehenden. Wenn aber am Anfang der Kette ein Glied steht, dessen Grund nicht angegeben werden kann, welchen Erklärungswert hat dann das Ganze? Man müsste dann doch fragen, warum der Urknall stattfand – und warum er nicht ausblieb! Was war seine Ursache? Kann man aber **das** nicht beantworten, so bleibt damit nicht nur der Ursprung des ersten Gliedes ungeklärt, sondern zugleich der Ursprung der ganzen Kausalkette.
Man hat ihrem Anfang dann zwar einen Namen gegeben, aber man hat den Grund ihres Daseins **nicht** angegeben. Und **das** ist höchst unbefriedigend. Denn wenn der Urknall ein Teil der Wirklichkeit ist, die es zu erklären gilt, bedarf selbstverständlich **auch er** der Erklärung. Nichts, was wir kennen, ist seine eigene Ursache – auch der Urknall nicht! Und darum muss man ziemlich leichtgläubig sein, um sich mit dem Hinweis auf jenen „Big Bang" zufrieden zu geben.
Ich sage es noch einmal, damit man mich nicht missversteht: Ich bestreite gar nicht, dass der Urknall der Anfang der uns bekannten Welt gewesen sein kann. Nehmen wir ruhig an, es sei so! Ich bestreite aber, dass damit die Existenz der Welt schon erklärt wäre, oder dass etwas für oder gegen den Schöpfungsglauben entschieden sei. Denn die Frage nach dem Ursprung unseres Daseins zielt auf etwas Anderes und auf etwas Tieferes, als uns hier gezeigt wird. Es geht in der Schöpfungsfrage gar nicht darum, **wie** die Welt angefangen hat, und welcher zweite Schritt auf den ersten folgte, **sondern** es geht darum, **warum überhaupt** etwas **ist** und **geschieht** – wo doch genauso gut auch **nichts** geschehen könnte. Nicht den **Anfang** wollen wir sehen, sondern den **Grund** wollen wir begreifen. Und diese **letztere,** ihrem Wesen nach philosophische und theologische **Frage,** wird niemals eine naturwissenschaftliche **Antwort** finden, weil dabei Frage und Antwort auf unterschiedlichen Ebenen liegend aneinander vorbeigehen.
Es macht einen großen Unterschied, ob ich nach dem **Anfang** oder nach dem **Grund** einer Sache frage, und sie werden das sofort spüren, wenn ich ein paar Beispiele nenne. Wir sagen z.B.: „Das Theaterstück begann, **als** sich der Vorhang hob." Aber wir würden nicht behaupten, das Theaterstück sei aufgeführt worden, **weil** sich der Vorhang hob. Wir sagen zu Recht, dass der 2. Weltkrieg 1939 angefangen hat. Aber niemand würde behaupten, der 2. Weltkrieg habe **deswegen** stattgefunden, weil er 1939 anfing. Eine Segelregatta beginnt, wenn der Startschuss ertönt. Aber dass die Segelregatta **veranstaltet** wird, hat seinen Grund gewiss nicht in dem Startschuss. Ein Erdbeben beginnt zweifellos mit den ersten Erdstößen. Aber niemand würde behaupten, es habe in diesen ersten Erdstößen seinen Ursprung. Und wenn man bei einer Goldenen Hochzeit den Ehemann fragt, was der Grund sei für seine lange und glückliche Ehe, wird er wahrscheinlich **nicht** sagen: „Der Grund ist, dass ich meiner Frau 1962 auf einer Party begegnet bin." Nein: Das war natürlich **nicht** der Grund! Denn 1962 sind sich viele Menschen auf Partys begegnet – und die meisten sind **nicht** 50 Jahre beisammen geblieben! So eine Antwort erkennen wir im Alltag sofort als **ungenügend**! Wenn aber einer sagt, der Urknall sei der Grund unserer Existenz, **dann** geben wir uns **zufrieden**? Ist das nicht seltsam? Fragt ein Mensch, warum die Scheune abgebrannt ist, und ein anderer antwortet: „Weil das Stroh Feuer

fing", so ist das **ungenügend**. Fragt einer, warum das Dorf überschwemmt wurde, und die Antwort lautet: „Weil das Wasser immer weiter stieg", so ist das **ungenügend**. Fragen wir, warum eine Halle voller Menschen ist, und jemand antwortet: „Weil die alle nacheinander zur Tür hereingekommen sind", so ist auch das **ungenügend**. Fragen wir aber, warum das Universum existiert, und man antwortet: „Weil es mit einem großen Knall anfing" – **dann** sollte das genügen, und **damit** sollten wir zufrieden sein?
Wahrlich: Nein! Die Urknalltheorie beschreibt lediglich, **wie** das wurde, was wir sehen, sie erklärt aber nicht, **warum** es wurde. Sie zeigt uns den **Anfang,** nennt aber keinen **Grund.** Und sie steht darum zum Schöpfungsglauben gar nicht in Konkurrenz. Sie bietet keine Alternative und behandelt noch nicht einmal dasselbe Thema, sondern erweitert nur unser Wissen von der Welt um einen interessanten Vorspann, der spektakulär gewesen sein mag, der aber nichtsdestotrotz auch seinerseits der Erklärung bedarf.
Denn der Urknall ist Teil des Rätsels – er ist nicht die Lösung. Und darum macht man von der Urknall-Theorie, selbst wenn sie richtig sein sollte, doch einen falschen Gebrauch, sobald man meint, sie könne den Schöpfungsglauben ersetzen. Denn **das** überfordert sie: Sie erklärt vielleicht treffend, **wie** die Welt entstand, aber sie erklärt in keiner Weise, **warum** sie entstand. Sie beschreibt ihren **Anfang,** aber sie benennt nicht ihren **Grund**. Und als **naturwissenschaftliche** Antwort auf eine **philosophisch-theologische** Frage ist sie darum ganz ungeeignet. Warum aber merkt das keiner? Der Mensch will wissen, **warum** das große Welttheater aufgeführt wird, und die Naturwissenschaft antwortet: „Weil der Urknall den Vorhang aufgezogen hat". Das ist nicht viel mehr als ein Taschenspielertrick! Und trotzdem fühlt sich die Menschheit **nicht veralbert,** sondern fühlt sich hinreichend belehrt über den Grund ihrer eigenen Existenz.
Ist das nicht seltsam, wie **leicht** der Mensch zufrieden ist? Diejenigen aber, die unzufrieden bleiben, weil sie immer noch nicht wissen, warum dieses Universum **da ist,** das doch auch **nicht sein** könnte, **die** dürfen tiefer schürfen und eigene Folgerungen ziehen. Denn wenn unser gesamtes Universum aus Dingen besteht, die **nicht** ihre eigene Ursache sind, und auch innerhalb des Universums **nichts** zu finden ist, was die Ursache des Universums sein könnte, so muss diese Ursache **jenseits** des Universums gesucht werden.
Eine befriedigende Antwort kann nicht aus dem Bereich der Natur kommen, auf den die Naturwissenschaft ihren Blick beschränkt, denn was Natur erklären soll, kann seinerseits nicht Teil des zu Erklärenden sein. Um sich selbst zu verursachen, müsste das Universum da gewesen sein, bevor es da war! Was aber sollte dem Universum vorausgehen und wer könnte ihm gegenüberstehen, wie ein Maler seiner Leinwand gegenübersteht, wenn nicht Gott? Wer außer **ihm** wäre der Summe des Vorfindlichen gegenüber „jenseitig"? Es ist ganz **unausweichlich,** hier an Gott zu denken. Denn wenn die Dinge dieser Welt bei all ihrer Verschiedenheit doch dies **gemeinsam** haben, dass **keines** von ihnen sich selbst hervorbringt, wie sollte dann die Welt **als Summe** dieser Dinge sich selbst hervorbringen? Ist jedes **Einzelne** in ihr abhängig und von einer **Ursache** bedingt, kann auch das Ganze weder **un**bedingt noch **durch sich selbst** bedingt sein.
Die Welt muss ihren Ursprung in etwas haben, das radikal **anders** ist als sie selbst. Und dies radikal **Andere** ist nicht der **Urknall,** der als erster Akt der Welt zur Welt **dazu** gehört, sondern es ist **Gott,** der **nicht** ein Teil seiner Schöpfung ist, sondern ihr Gegenüber. **Er** ist kein weiteres Sein, das in die Reihe des Seienden einzuordnen wäre, sondern ist der Grund des Seins. Er ist nicht einfach „wirklich", sondern im Vergleich zu unserer Wirklichkeit „**mehr als** wirklich". Und er muss es auch sein: Denn der den Anfang setzt, **muss selbst** ohne Anfang sein, und der die Zeit erschuf, **muss selbst** der Ewigkeit angehören.

Nur Gott ist **aus** sich selbst und **von** sich selbst. Nur **er** ist Ursache, ohne selbst **Wirkung** zu sein. Und darum kommt die Frage nach dem Warum auch erst **bei ihm** zur Ruhe. Nun: Ich kann das nicht weiter ausführen – und will auch gar nicht behaupten, dies sei eine zwingende Beweisführung **für** den Schöpfungsglauben. **Aber** es gibt auch keine Beweisführung **gegen** ihn. Der Jubel seiner Gegner entbehrt jeder Grundlage, denn die Urknall-Theorie stellt keine Alternative dar. Sie erklärt nur das „Wie" und nicht das „Warum". Und deshalb gefährdete sie den Schöpfungsglauben nicht einmal, wenn sie bewiesen wäre. Das eigentliche Rätsel aber sind unsere vielen Zeitgenossen, die so sehr an die Naturwissenschaften glauben und sich so überaus kritisch geben – und doch nicht merken, wenn man ihnen ein X für ein U vormacht…

# 41. Sein und Nicht-Sein, Wirklichkeit und Schein

Es gibt etwas, über das man sich selten unterhält, obwohl es grundlegend wichtig ist. Es wird fast nie zum Thema gemacht, weil es als schwierig gilt. Aber wäre es nicht lohnend, einmal **nicht** über dies und das nachzudenken, was **„ist"**, sondern über das „Sein" selbst? Ich meine **nicht** dies oder das **Seiende**. Ich meine nicht die Dinge, die es „gibt", denn davon kennen wir ja mehr als genug. Es „gibt" Steine und Bäume, Pflanzen und Tiere, nette Leute und andere Leute, Männer und Frauen und, und, und. Mit solchen Gruppen des **Seienden** beschäftigen wir uns ständig – wir selbst gehören ja dazu! Aber das **Sein** an sich, dieses Wunder der Existenz, das all die **seienden** Dinge verbindet, diese seltsame Macht **„da"** zu sein und sich im Dasein eine Weile zu behaupten: Woher kommt die?
Alles was **ist,** könnte schließlich auch **nicht** sein – das wissen wir nur zu gut: Es gibt für alles ein **Vorher,** als es noch nicht war, und ein **Hinterher,** wo es nicht mehr sein wird. Alles, was „ist" – einschließlich unserer eigenen Person – ist unmittelbar vom Nicht-Sein bedroht. Alles ist **nur mal kurz** aus dem Nichts hervorgehoben in den Zustand des **Da-Seins,** und alles wird einmal in den Zustand des **Nicht-Seins** zurücksinken. Unsere Welt ist ein einziges Werden und Vergehen. Es dauert nur einen Augenblick. Und doch machen manche Dinge den Eindruck, als seien sie von substanzieller Beharrlichkeit und trügen in sich die Kraft ewig **zu sein**.
Wenn ich z.B. einen mannshohen **Granitblock** sehe, der irgendwo an einer Steilküste liegt, wenn ich ihn anfasse und seine Massivität, sein immenses Gewicht, und die Härte seiner Oberfläche betrachte, dann imponiert mir die Beharrlichkeit seines Seins. So ein Granitblock lässt keine Zweifel aufkommen an seiner **Wirklichkeit**. Er war schon viele tausend Jahre – und wird wahrscheinlich noch viele tausend Jahre bleiben. Ungerührt liegt er da. Tonnenschwer und imposant. **Nicht zu sein,** scheint für ihn gar nicht in Frage zu kommen. Und doch liegt er an dieser Steilküste in der Reichweite des Meeres, das ihn eines Tages zu Millionen von Sandkörnern zerreiben wird.
Manches **„Seiende"** kann seiner Vernichtung richtig **lange** trotzen. Und dann zeigt sich doch, dass die Dinge ihr Sein bloß geliehen haben. Sie sind nicht aus eigener Kraft und nicht auf Dauer, sind nicht notwendig oder prinzipiell „da", sondern nur mal vorübergehend – so lange sie am „Sein" teilhaben dürfen. Die seienden **Dinge** kommen also und gehen. Aber das **Sein selbst** – wo ist das her? Der Stein hat die Macht zur Existenz doch offenbar nicht **in sich** oder **von sich selbst**. Sonst würde er ja bleiben. Und auch ich, wenn ich über die Macht verfügte, mich endlos im Da-Sein zu halten, würde wahrscheinlich davon Gebrauch machen.

Doch der Boden des Seins wird **mir** noch viel schneller unter den Füßen weggezogen als dem **Stein,** und auch in **mir** wird sich zuletzt nichts finden, was man meiner Auflösung entgegensetzen könnte. Mit allem Seienden gemeinsam sind wir Menschen auf dem Wege in jenes Nicht-Sein, das man „Vergangenheit" nennt. Und ganz egal wie breitbeinig und stark ein Mensch auch im Leben steht, ganz egal wie unüberwindlich er sich vorkommen mag, so sind doch seine Tage gezählt. Wenn aber der Eindruck des Wirklichen und Harten, des Substantiellen und geradezu Ewigen, wenn das **Schein** ist – was ist denn dann **wirklich** wirklich?

Was ist das Ewige im Vergänglichen, das dem Vergänglichen seine begrenzte Dauer verleiht? Wer gibt dem Dauernden seine Dauer? Wer schenkt dem Harten seine Härte? Wer ist das Sein in all dem Seienden?

Sie können sich denken, dass meine Antwort lautet: Gott. Denn er ist die Wirklichkeit hinter all dem Wirklichen – oder besser gesagt: Er ist eigentlich das **einzig** Wirkliche. Die Dinge dieser Welt aber, die uns so ungemein wirklich **vorkommen,** sind es nur, insoweit sie an Gottes Wirklichkeit **teilhaben**. Wir alle sind nur in dieser abgeleiteten Weise „wirklich". Wir sind nur, weil Gott als Grund und Quelle des Seins uns Sein **verleiht**. Er hat uns aus dem Nichts gerufen, wie man etwas hervorzieht aus einem tiefen, dunklen Loch, und er hält uns über dem Abgrund des Nichts. Wenn er aber seine Hand zurückzöge, und von uns nur bliebe, was wir **abgesehen** von Gott „an und für sich" sind, so wären wir: Null, Komma – **Nichts**.

Können sie sich aber vorstellen, welche Tragweite das hat – und wie **sehr** es gegen das Lebensgefühl der meisten Zeitgenossen verstößt? Die meisten meinen, ihre eigene Existenz stehe **felsenfest, sie** seien auf jeden Fall wirklich, während sie bei **Gott** längst nicht so sicher sind. Doch in Wahrheit verhält es sich umgekehrt, weil Gott das **Wirkliche** in allem Wirklichen ist, und der Mensch im Vergleich dazu eine labiles Gebilde und ein flüchtiger Schatten. Was wir gemeinhin **Wirklichkeit** nennen, das hat nur den Schein des Seins. Gott hingegen ist der Inbegriff des Wirklichen und verhält sich zu uns etwa so, wie der Filmprojektor zu den flackernden Bildern, die er an die Wand wirft. **Er** ist die Realität, die **uns** zu flüchtigem Leben erweckt. **Unsere** Wirklichkeit verdankt sich **seiner** Wirklichkeit, während **seine** von der **unseren** durchaus unabhängig ist.

Wenn wir das aber immer wieder **vergessen,** dann liegt es nicht daran, dass der Sachverhalt zu **abstrakt** wäre, sondern im Gegenteil: Dass er so **konkret** ist und so allumfassend. Fühlen sie nur einmal die Härte des Stuhles, auf dem sie sitzen. Diese Härte ist eigentlich nicht die Härte des Holzes selbst, sondern ist ein Teil von der Härte Gottes, die er diesem Holz vorübergehend geliehen hat. Fühlen sie die Schwere ihres eigenen Körpers: Es ist eigentlich nicht **ihre** Schwere, sondern ein Teil von der Schwere **Gottes,** die er ihrem Körper geliehen hat.

Das Licht der Sonne dort draußen gehört nicht wirklich der Sonne. Im Grunde ist es **Gottes** Helligkeit, die uns durch die Sonne nur vermittelt wird. Schneiden sie sich an einer Klinge, so hat **Gottes** Schärfe sie verletzt. Und essen sie einen süßen Kuchen, so hat **Gottes** Süße sie erfreut. Denn das Wirkliche am Wirklichen ist letztendlich **immer** Gott, und kein Seiendes hat sein Sein **woanders** her als von ihm. Stellen sie sich die größte Meereswelle vor, die sie sich denken können, weit höher als ein Kirchturm, fühlen sie die ungeheure Kraft, die in ihr steckt – und dann ziehen sie von dieser Vorstellung die Welle ab: **Was sie übrig behalten,** das ist Gott. Stellen sie sich das schönste und eleganteste Tier vor, das sie kennen, vielleicht ein galoppierendes herrliches Pferd, malen sie sich seine Schönheit so richtig aus – und dann denken sie sich bloß das konkrete Pferd weg: **Was**

**sie übrig behalten,** das ist Gott. Denn **er** ist die Leichtigkeit des Leichten, und das Abgründige des Abgrunds. **Er** ist das Dunkle der Nacht, und das Strahlen des Morgens. Er ist die Substanz aller Dinge, und ohne ihn wären sie nicht einmal Schatten zu nennen. Denn in Wahrheit **haben** die **Dinge** keinerlei Substanz, sondern **Gott ist** ihre Substanz.
Nichts ist da, ohne dass Gott darin ist. Und nichts bleibt, wenn nicht Gott darin bleibt. Denn alles was wir **sind,** ist uns von ihm geliehen, und was uns vom Sein **selbst** gehört, das sind höchstens unsere Mängel. Heißt das nun aber, dass es die Welt in Wahrheit gar nicht gäbe, weil Gott eigentlich **alles** ist? Nein. Diese Folgerung ginge zu weit. Denn Gott schuf sich in der Welt und im Menschen ein **reales** Gegenüber. Aber dieses Gegenüber ist eben nie „real" aus sich selbst, sondern immer nur **aus ihm**. Das Sein der seienden Dinge ist und bleibt Gott. Und das Wirkliche in allem Wirklichen ist **er**. Nichts hat Substanz, wenn ihm Gott nicht Substanz **verleiht**.
Er erfüllt Himmel und Erde so sehr, dass wir nach den Worten des Paulus ***„in ihm leben, weben und sind"***. Und **doch** ist kein Ding mit Gott **identisch** – und auch die Natur **insgesamt** ist es nicht. Denn wenn auch Gott das ganze Universum so umfängt und durchdringt, dass er nirgendwo **nicht** ist, so ist doch das Universum **nicht** Gott, und erst recht die Natur ist **nicht** Gott, sondern ist **in** Gott und **aus** Gott, als eine ihm nachgeordnete, immer abhängige Wirklichkeit. Wahrlich: Sehe ich Farben, sehe ich etwas von der Buntheit Gottes. Fühle ich den Wind auf der Haut, liegt darin die Frische Gottes. Und in der Massivität des Granitblocks imponiert mir die Mächtigkeit Gottes. Aber all das ist stets nur ein schwacher Abglanz. Die Schöpfung spiegelt die Herrlichkeit des Schöpfers, ohne dass ich deswegen die Schöpfung mit dem Schöpfer verwechseln dürfte. Es gibt da keine Verschmelzung!
Und doch wär's noch schlimmer, wenn ich die Schöpfung vom Schöpfer trennen wollte. Denn wenn ich die Wirklichkeit abtrenne von dem, der in ihr wirkt, wird sie **unwirklich,** und in der gewollten Abkehr vom eigenen Ursprung sogar **böse**. Suche ich die Substanz der Dinge und erkenne sie **nicht** im Lichte dessen, der ihre Substanz ausmacht, so jage ich ein Phantom. Und die Folgen des Irrtums sind fatal. Denn isoliere ich das Leben von seiner Quelle, so muss es versiegen. Betrachte ich das Seiende abgesehen vom Grund seines Seins, so wird es zum Schattenbild. Es pervertiert. Und das gilt nicht zuletzt von der eigenen Person.
Auch wir selbst – aus der Gemeinschaft Gottes herausgelöst – werden zum Schatten und zur bloßen Simulation des von Gott gewollten Menschen. Denn Gott ist nicht nur die Härte des Holzes, die Schärfe der Klinge und die Helligkeit der Sonne. Sondern er ist auch die Lebenskraft in meinen Adern, die Klarheit in meinem Kopf, und die Liebe die mich vorantreibt. Nichts von alledem ist substanziell „mein", alles Gute ist mir geliehen, höchstens meine Fehler gehören mir selbst.
Wenn ich das aber weiß, wie kann ich dann mein eigenes Sein **wenden gegen** den Ursprung dieses Seins? Heißt das nicht, sich selbst abzuschaffen, wie ein Baum, der sich gegen seine Wurzel wendet? Und werde ich darum nicht eher versuchen, „nah dran" zu bleiben an der Quelle, die mein Leben speist? Ja: Nicht nur Einsicht und Weisung sind bei Gott zu finden, nicht nur Vergebung und Gemeinschaft, sondern auch die schlichte Kraft zum Da-Sein beziehen wir von ihm. Alles Irdische schwebt über dem Nichts – und schwebt dort gewiss nicht ewig –, Gott aber hält es über dem Nichts, solange er will. Nichts bleibt, was nicht bleibt in **ihm**. Und die persönliche Konsequenz daraus ist leicht zu ziehen, dass man sich besser **an ihn** hält als an die Irrlichter und Schatten dieser Welt. Denn der Filmprojektor ist realer als die flüchtigen Bilder, die er an die Wand wirft. **Sie**

haben keine eigene Substanz, **Gott aber ist** ihre Substanz, und er heißt darum nicht zufällig der „Ich bin". Kennen sie die biblische Szene? Mose fragt am brennenden Dornbusch nach dem Namen Gottes, und dieser Name wird ihm offenbart als „Jahwe". „Jahwe" aber ist gebildet aus der hebräischen Wurzel des Wortes „Sein", so dass man den Namen Gottes übersetzen kann als: ***„Ich bin, der ich bin"*** oder ***„Ich werde sein, der ich sein werde."*** Es ist eine gewisse Bandbreite der Übersetzungen möglich. Doch so oder so stellt sich Gott vor als der in seinem **Wirken** wahrhaft **Wirkliche**. Gottes Name beschreibt ihn als den **Seienden** und **Sich-Erweisenden,** den **Gegenwärtigen** und **Immer-Gleichen,** den **Wirklichen** und **Wirkenden,** der **das Sein ist,** und **ins Sein ruft**. Was das aber für **uns** bedeutet, die wir immer nur einen Wimpernschlag vom Nichts entfernt sind, das muss ich nun gar nicht mehr ausführen, denn es versteht sich von selbst:
Weil unsere Wirklichkeit nur geliehen ist, darum gilt es inmitten einer Welt voller Träume und Schäume all die Irrlichter und Illusionen nicht mit Realitäten zu **verwechseln, sondern** stets Anschluss zu suchen und Kontakt zu halten zu dem **einen Herrn,** der Substanz hat und Leben schenkt, der **bleibt** und bleiben **lässt**…

# 42. Gottes Allgegenwart

Glauben heißt, Gott in allen Dingen zu finden. Und dennoch ruft es Verwunderung hervor, wenn man das tut. Denn wer Gott in allen Dingen findet, scheint einem wichtigen theologischen Prinzip zu widersprechen: Muss Gott nicht von allen Dingen strikt unterschieden werden? Wird nicht oft betont, dass der Schöpfer „über" seinen Geschöpfen steht? Wie soll man ihn also „in" den Geschöpfen finden können?
In der Tat gilt, dass man zwischen Gott und der Welt klar unterscheiden muss. Daran ist gar nicht zu rütteln. Und doch kann diese Unterscheidung nicht so aussehen, dass wir eine Beziehung zu Gott hätten wie zu einer isolierten Größe „neben" der Welt. Denn stünde Gott neben der Welt als etwas, was es „auch noch" gibt, so wäre er nicht die alles umfassende und alles bestimmende Wirklichkeit. Er wäre dann nur ein Teilaspekt dieser Wirklichkeit. Unsere Gottesbeziehung müsste sich neben vielen anderen „weltlichen" Beziehungen einreihen. Sie würde durch diese Beziehungen relativiert. Und der Glaube beträfe nur noch einen mehr oder weniger wichtigen Ausschnitt unseres Lebens. Man könnte wohl eine Stunde am Sonntagmorgen für „religiöse" Betätigung reservieren. Der Rest der Woche aber bliebe davon unberührt, weil man sich da der „Welt" zuwendet.
Das wäre wohl kaum der Glaube, von dem die Bibel spricht. Denn Gott und Welt zu unterscheiden, kann ja nicht bedeuten, dass man sie unverbunden nebeneinander stellt. Es kann nicht heißen, dass wir nach dem Gottesdienst auf die Straße hinaustreten und dabei Gott in der Kirche zurücklassen. Vielmehr begegnen wir ihm, wenn wir ihn „drinnen" kennengelernt haben, auch überall „draußen" in der Welt. Denn die Welt ist zwar nicht Gott. Und Gott ist auch nicht „in" der Welt wie wir das sind. Aber die Welt ist „in" Gott. Sie ist vollständig durchdrungen von Gottes Macht und wird vollständig getragen von seinem Willen, so dass ohne Gott kein Blatt vom Baum fällt und kein Haar von unserem Kopf. Gott ist die alles bestimmende Wirklichkeit – ohne ihn ist nichts, was ist. Sich dessen aber bewusst zu sein und überall hinter der bunten Vielfalt von Natur und Geschichte die schöpferische Hand Gottes wirksam zu sehen – das ist Glaube.
Freilich: Man könnte an dieser Stelle Zweifel anmelden. Denn was soll das eigentlich heißen, dass man Gott in allen Dingen „findet" und sein Wirken „sieht"? Sehen denn

nicht alle das Gleiche, wenn sie mit wachen Sinnen durch die Welt gehen? Beanspruchen die Gläubigen etwa, schärfere Augen zu haben als andere? Das klingt absurd. Und doch lässt sich an einem einfachen Beispiel zeigen, wie es gemeint ist: Nehmen wir an, eine Gruppe von Wanderern käme an einer mächtigen alten Dorflinde vorbei. Wenn die Wanderer dort stehen bleiben und den Baum betrachten, sieht dann jeder dasselbe? Ich behaupte: Nein! Denn wenn ein Bildhauer unter den Wanderern ist, dann sieht er in der alten Linde vor allem ausgezeichnetes Material zum Schnitzen – und vielleicht steht vor seinem inneren Auge schon die Statue, die er aus diesem Stamm herausarbeiten könnte. Wenn ein Historiker dabei ist, dann sieht er eine Gerichtslinde vor sich, die geschichtliche Bedeutung hat, weil unter solchen Linden im Mittelalter Recht gesprochen wurde. Ist ein Busunternehmer in der Gruppe, so sieht er ein Naturdenkmal, das touristisch erschlossen werden könnte, wenn man daneben einen Biergarten anlegen würde. Der Biologielehrer unter den Wanderern sieht in der Linde einen großen Pflanzenorganismus mit interessanten Spuren von Pilzbefall. Der Hobby–Maler sieht in dem Baum ein herrliches Motiv für eine Landschafts–Idylle, die er gern in Aquarelltechnik ausführen würde. Und wenn ein Kind dabei ist, dann sieht es wahrscheinlich ein Kletter- und Spielgerät, an dessen Ästen man prima eine Schaukel aufhängen könnte.

Mit anderen Worten: Wenn unterschiedliche Menschen dasselbe sehen, sehen nicht alle dasselbe. Sondern ein jeder sieht, wie er zu sehen gelernt hat – und was zu sehen er fähig ist. In diesem Sinne ist nun auch der Glaube eine Schule des Sehens. Und wer sie durchläuft, der kommt zu einer neuen Wahrnehmung der Welt. Denn der Glaube hat für die Dinge dieser Welt (nicht den einzigen, aber) den tiefsten Blick: Er sieht in allem Gottes schaffende und leitende Hand. Und er begegnet darum in allen Dingen Gott. Er sieht nicht bloß die Schönheit der Natur, sondern sieht darin einen Abglanz von Gottes Kraft und Herrlichkeit. Er erlebt nicht nur Tagespolitik und Weltgeschichte, sondern er sucht dahinter Gottes Führung zu erkennen. Er genießt nicht einfach Essen, Musik und Geselligkeit, sondern er erfreut sich dabei Gottes großer Freundlichkeit. Er erlebt Schicksalsschläge nicht als sinnlose Zufälle, sondern er ahnt dahinter Gottes raue Pädagogik. Er sieht in seinem Ehepartner nicht seine eigene „Eroberung", sondern ein großes Geschenk Gottes. Er weiß, dass seine Freunde bei aller Freundschaft doch Sünder sind – wie er selbst. Und er weiß, dass seine Feinde trotz aller Feindschaft doch immer Gottes geliebte Geschöpfe bleiben.

Kurz gesagt: Der Gläubige macht überhaupt keine Erfahrung, die nicht in irgendeinem Sinne auch Gotteserfahrung wäre. Es begegnet ihm nichts, worin er nicht indirekt auch Gott begegnete. Und darum hat für ihn jede noch so alltägliche Handlung mit Gott zu tun. Denn Glaube ist keine „Sonderfunktion" des Lebens, die man am Sonntag und zu besonderen Anlässen aktiviert. Sondern wenn Glaube seinen Namen verdient, dann ist er die „Grundfunktion", in die alle anderen Funktionen und Beziehungen integriert sind. Dem Gläubigen ist darum nichts so „banal", dass es nicht mit Gott zu tun hätte. Denn Gott ist auch im Banalen. Und er ist auch im Harten. Er ist in der Frische des Windes. Und in der Wärme des Bettes. Gott ist im Schmerz meines Zahnes. Und er ist im Lachen meines Kindes. Er ist in der Peinlichkeit meines Versagens. Und er ist in meinem erfrischenden Schlaf. Er ist in der Grube, in die ich falle. Und er ist auch in der Hand, die mich wieder herauszieht. Denn „in ihm leben, weben und sind wir" (Apg 17,28). Wenn das aber stimmt – was sollte dann einem Menschen je widerfahren können, was nicht auch Gotteserfahrung wäre, für den, der versteht? Freilich: Das Verstehen ergibt sich nicht einfach von selbst. Es setzt das Evangelium voraus. Und es setzt einen gereiften

Glauben voraus. Denn Gottes Gegenwart in der Welt ist eine verborgene Gegenwart. Wer anfängt Gott mit der Welt zu verwechseln, der starrt vergeblich auf die Phänomene. Wer aber Gott aus dem Evangelium „kennt", der vermag ihn auch in Natur und Geschichte „wiederzuerkennen". Und der entdeckt dann in seinem ganzen Leben nichts mehr, was ihm nicht entweder von Gott gegönnt oder von Gott zugemutet wäre.
Die Vielfalt der Welt wird für ihn transparent wie das Glasfenster einer Kirche. Denn bunt ist so ein Glasfenster, wie die Welt auch bunt ist. Es enthält zahllose Farbnuancen. Und doch ist es nur das eine Licht der Sonne, das all die gelben, roten, blauen und grünen Scheiben zum Leuchten bringt. Kinder denken manchmal, es wären die Glasscheiben, in denen die Farbe steckt. Doch wenn draußen die Sonne untergeht werden alle Scheiben grau – und es zeigt sich, dass das Glas aus sich heraus nicht leuchtet. Erst wenn die Morgensonne wieder darauf scheint, dringt durch jede Scheibe ein bestimmter Anteil farbigen Lichtes. Es sind nicht etwa verschiedene Lichter! Nein – es ist nur das eine. Doch jede bunte Scheibe lässt uns einen bestimmten Farbanteil dieses Lichtes erkennen, während sie andere Anteile herausfiltert. Wenn aber Glas „transparent" ist für das hindurchscheinende Licht – sollte dann nicht auch die Schöpfung „transparent" sein können für den Glanz des Schöpfers, der dahinter steht? Sollte dem Glauben nicht jede Erfahrung eine (so oder so „gefärbte") Erfahrung Gottes sein?
Der Ungläubige kann das nicht einsehen. Denn er meint ja, die Welt leuchte aus sich selbst heraus. Der Gläubige aber erhascht überall einen Blick auf Gottes Vielfalt und Reichtum. Hier erfährt er Gottes Geduld. Und dort Gottes Strenge. Einmal begegnet ihm Gott in strahlendem Glanz. Und ein anderes Mal in melancholischer Dämmerung. Doch ohne Gott ist der Gläubige nirgends. Und wenn er das bunte Ganze überblickt, wenn er Gott in allen Dingen findet, so bleiben seine Gedanken auch nicht bei den Dingen hängen, sondern sie steigen über die Dinge hinaus zu dem, dessen Abglanz sie sind. Der Glaube kann gar nicht anders. Denn hat man einmal erfasst, dass der Farbenglanz nicht in den Scheiben steckt, sondern in der Sonne dahinter, so findet man überall und jederzeit Gleichnisse und Hinweise auf den Schöpfer:

**„Ich fragte die Erde, und sie sprach: Ich bin's nicht. Alles, was auf ihr ist, bekannte dasselbe. Ich fragte das Meer und seine Abgründe und das Gewürm, das in ihm lebt, und sie antworteten: Nicht wir sind dein Gott, suche höher, über uns! Ich fragte die säuselnden Winde, und das ganze Reich der Luft mit all seinen Bewohnern gab zur Antwort: ... Ich bin nicht Gott. Ich fragte den Himmel, die Sonne, den Mond und die Sterne, und sie sagten: Auch wir sind's nicht, der Gott, den du suchst. Und ich sprach zu all dem, was draußen vor den Türen meines Fleisches steht: So sagt mir doch von meinem Gott, wenn ihr's denn nicht seid, sagt mir etwas von ihm. Sie aber riefen mit gewaltiger Stimme: Er hat uns geschaffen! Meine Frage aber, das war meine Betrachtung, und ihre Antwort war ihre Schönheit."** (Augustin)

# 43. Natur, Schicksal und Geschichte

Wer das politische Geschehen beobachtet, kann regelrecht zusehen wie die Welt ihr Gesicht verändert. Völker erheben sich und befreien sich von ihren Herrschern, aber um die Ecke wartet schon die nächste Tyrannei. Politische und wirtschaftliche Krisen tauchen auf, versetzen die Menschen in Angst und werden doch bald von neuesten Entwicklungen überholt. Alte Bündnisse zerbrechen und neue Supermächte erheben sich am Horizont. Der Mensch aber, der bei alledem zugleich Beobachter und Betroffener ist, sucht einen Schlüssel zum Verständnis der geschichtlichen Prozesse. Er versucht das große Bühnenstück zu interpretieren, in dem er selbst eine Rolle spielt. Und er fragt sich, welcher rote Faden eigentliche die vielen verworrenen geschichtlichen Fäden zusammenhält:
Ist es vielleicht der Fortschritt, der die Geschichte beständig vorantreibt? Oder sind es die ökonomischen Verhältnisse? Bestimmen einzelne Politiker und Feldherren den Lauf der Welt? Oder tut das der Wettstreit der Ideologien? Ist Geschichte ein Kampf der Rassen und Klassen? Bestimmen dumpfe Gesetzmäßigkeiten ihren Lauf – oder doch eher Zufälle? Hat die Geschichte ein Ziel? Hat sie Vernunft? Oder funktioniert sie nach den Regeln des Glücksspiels?
Das sind Fragen, die jeden nachdenklichen Menschen bedrängen. Wer aber tiefgreifende Antworten will, weil er mit den Erklärungsversuchen der Fernsehkommentatoren nicht zufrieden ist, sollte einen Blick in die Bibel werfen. Denn entgegen der üblichen Vorurteile lebt der biblische Glaube gerade nicht weltabgewandt im luftleeren Raum, sondern lebt in unmittelbarer Auseinandersetzung mit der Geschichte. Denn der Glaube selbst ist nichts anderes als der Entschluss, alle Geschichte von Gott her zu verstehen. Ob es die große Weltpolitik ist oder der eigene kleine Lebenslauf – der Glaube setzt alles in Beziehung zu Gott. Und wo die Vernunft dann urteilt, Geschichte sei das zufällige Produkt von menschlicher Größe und menschlicher Dummheit, da blickt der Glaube tiefer. Er erkennt, dass er es in aller geschichtlichen Wirklichkeit zuletzt immer mit Gottes zu tun hat – und mit niemand sonst:

*„Der HERR tötet und macht lebendig, führt hinab zu den Toten und wieder herauf.*
*Der HERR macht arm und macht reich; er erniedrigt und erhöht." (1. Sam 2,6-7)*

So lesen wir es im Alten Testament. Und wir erkennen darin unschwer das Kennzeichnen biblischer Geschichtsbetrachtung, dass sie schlechthin alles Geschehen transparent werden lässt für die darin verborgen wirkende Hand Gottes. Oberflächlich betrachtet mischen sich im biblischen Geschichtsbild dieselben Faktoren, die wir auch aus den Tagesnachrichten kennen. Da gibt es aufsteigende Staaten und zerfallende Reiche, Helden und Schurken, Korruption und Verrat, Krieg und Frieden, Naturkatastrophen und Hunger, Fortschritt und grenzenloses Elend. All das finden wir auch in der Bibel. Aber die Bibel steht nicht ratlos davor, sondern sie zeichnet all diese Ereignisse entschlossen ein in den großen Gesamtrahmen göttlichen Handelns. Wie immer die Völker heißen mögen, die Könige und die Schauplätze – die Bibel geht doch davon aus, dass man es zuletzt immer und überall mit Gott zu tun hat. Denn nicht Josua eroberte das gelobte Land. Und nicht Nebukadnezar hat Israel daraus vertrieben. Sondern Gott hat es getan. Der Herr tötet und macht lebendig, er macht arm und macht reich; er erniedrigt und erhöht. Er

belohnt und bestraft, er droht und lockt, er hindert und fördert. Aber er tut das eben nicht unmittelbar, sondern in der Regel mittelbar durch die Hand von Menschen und Völkern, die wissend oder auch unwissend zu Gottes Werkzeugen werden. Gott selbst muss dabei nicht in Erscheinung treten. Und darum sagt Luther sehr treffend, der Weltenlauf sei „Gottes Mummerei". Ja, Gott führt sein Regiment verborgen unter Masken und Larven. Und eben deshalb ist es unmöglich, vom Lauf der Geschichte auf Gottes Willen zu schließen. Denn der weltgeschichtliche Mummenschanz verbirgt Gott viel mehr, als dass er ihn offenbarte. Gott ist zwar überall in der Geschichte tätig, aber er ist längst nicht überall greifbar. Er begegnet uns in allen historischen Fakten, aber er offenbart sich darin nicht, sondern in der Regel verbirgt er sich so tief unter Blut, Schweiß und Tränen, dass seine Barmherzigkeit gegen den Augenschein geglaubt werden muss. Deshalb muss man Gott schon kennen, um ihn in der Geschichte wiederzuerkennen. Und deshalb gibt es auch zur christlichen Betrachtung der Geschichte nur den einen Schlüssel, der Jesus Christus heißt. Denn Christus ist der eine Punkt der Geschichte, an dem man Gott packen kann, weil er genau dort gepackt werden will. Christus ist die einzige geschichtliche Gestalt, in der uns Gott ohne Maske gegenübertritt. In Christus ist Gott ganz er selbst. Und darum ist der Blick auf Jesus Christus ein tiefer Blick in Gottes Herz. Wer diesen Blick getan und gesehen hat, wieviel Liebe da ist, der weiß künftig mehr als alle Weltgeschichte ihm je hätte verraten können. Denn indem er Christus kennt, kennt er Gottes tiefste Gedanken – und kann von hier aus dann auch die Tiefendimension der Geschichte und ihr heilvolles Ziel ermessen.

Vordergründig sieht ein Christ natürlich dasselbe wie alle anderen – nämlich ein wildes Handgemenge von Völkern, Rassen, Ideologien und Wirtschaftsmächten. Doch aus der Begegnung mit Christus weiß er, dass hinter all den Puppen, die Gott da tanzen lässt, als Generalthema der Geschichte etwas viel Ernsteres steht. Dahinter steht Gottes Ringen um seine Schöpfung, die sich dem Bösen zugewandt hat, und die unaufhaltsam vom Bösen zerfressen werden müsste, wenn Gott nicht zornig und barmherzig dazwischenträte. Menschen schlagen und vertragen sich. Sie gönnen sich zwischen den Kriegen auch mal eine Pause. Gott aber schließt keinen Frieden und er schließt keinen Kompromiss, sondern kämpft um jedes einzelne seiner Geschöpfe. Er ringt mit brennender Geduld um jede Seele. Und eben diese Beharrlichkeit Gottes ist das Geheimnis und der eigentliche Motor der Geschichte. Sie ist ihr verborgenes Thema, dessen man nicht innewerden kann, ohne dass Geschichtsbetrachtung in Selbsterkenntnis umschlägt.

Der Mensch gewinnt dabei keine Einsicht in die konkreten Pläne Gottes – nein, das nicht. Warum gerade ihm der Keller voller Wasser läuft, warum gerade ihm seine Ehe gelingt, warum gerade er befördert oder gefeuert wird – das kann ihm durchaus verborgen bleiben. Aber er weiß als Christ trotzdem mehr als andere. Denn er weiß, dass alles, was ihm gegönnt oder zugemutet wird, ihm von Gott gegönnt oder zugemutet wird. Es ist kein blindes Schicksal, das ihn da mit Ereignissen bewirft, sondern es ist der Vater Jesu Christi, der es zuletzt nicht böse mit ihm meinen kann. Denn der Herr der Geschichte arbeitet nicht gegen seine Kinder, sondern er arbeitet an ihnen. Er kämpft nicht gegen sie, sondern um sie. Und das zu wissen ist nicht wenig, sondern ich meine, es müsste genügen, um einen Menschen mit seinem kurzen und oft verworrenen Leben zu versöhnen. Denn wir stehen zwar ungefragt auf der Bühne der Geschichte und sind uns über unsere Rolle genauso wenig im Klaren, wie all die anderen Akteure.

Aber wir kennen den Regisseur, der die großen und die kleinen Fäden in der Hand behält, und können uns mit dem rätselhaften Drehbuch der Geschichte versöhnen, weil

Gott es geschrieben hat und auch die Aufführung stets im Griff behält. Er versteht die Irrungen und Wirrungen, die wir nicht begreifen. Und er stellt uns mit Bedacht, auf unseren Platz im großen Welttheater, wo denn auch nichts geschieht, worin nicht Gott mittelbar wirksam wäre. Alle Akteure sind Gottes Masken und Larven. Und die falschen Alternativen, über die so viele Menschen stolpern, gibt es darum nicht.
Menschen fragen, ob die Welt durch den Urknall oder durch Gott entstanden ist. Aber warum soll nicht beides zutreffen? Kann der Urknall nicht Gottes Werkzeug gewesen sein? Jeder von uns kann einen Hammer benutzen. Und wenn die Frage aufgeworfen würde, ob der Handwerker den Nagel eingeschlagen hat oder der Hammer, so würden wir darin sofort eine sinnlose Alternative erkennen. Denn der Handwerker hat es mit Hilfe des Hammers getan.
Muss man da fragen, ob unser tägliches Brot aus der Bäckerei kommt – oder von Gott? Natürlich nimmt Gott Landwirte, Bäcker und Lebensmittelhändler in seinen Dienst, um seine Geschöpfe zu ernähren. Er bedient sich ja auch der Ärzte, um Menschen zu heilen. Er gebraucht Lehrer, um Menschen zu bilden, und Polizisten, um sie zu schützen. Hinsichtlich des Ertrages aber gilt, dass wir ihn nicht entweder den Menschen oder Gott verdanken, sondern ganz vorrangig unserem Gott, der durch Menschen das Erforderliche geschehen lässt.
Wie der Maler seinen Pinsel benutzt, der Schreiner seine Säge und der Musiker sein Instrument, so nutzt Gott Personen, Mächte und Ereignisse. Sie sind seine Masken und Larven, wenn er inkognito handelt. Eben deshalb aber ist es kein Widerspruch, wenn wir die von Menschen geschriebene Bibel als Gottes Wort ansehen, oder den psychologisch beschreibbaren Glauben als ein Werk des Heiligen Geistes. Nur weil Eltern an der Entstehung ihres Kindes einen biologischen Anteil haben, hört es nicht auf Gottes Geschöpf zu sein. Wenn wir zu einem Naturereignis die „natürlichen" Ursachen kennen, heißt das nicht, dass es keine Handlung Gottes sei. Und wenn ein Mensch stirbt, stirbt er auch nicht nicht am Versagen irgendeines Mediziners, sondern allemal an dem Beschluss Gottes, hinter dieses Leben einen Punkt zu setzen. Als Christen wissen wir eben nicht nur um das Werkzeug, das uns trifft, sondern auch um die unsichtbare Hand die es führt. Wir unterscheiden durchaus zwischen dem Täter und dem Mittel seiner Tat. Aber zwischen beidem eine falsche Alternative aufzubauen, gibt es keinen Grund…

# 44. Schicksal, Allmacht, Vorsehung

Das Lied ist sehr bekannt: **„Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt, der allertreuesten Pflege des, der den Himmel lenkt."** Vertraut sind uns diese Worte. Aber verstehen wir sie auch? Natürlich ist nicht die Rede davon, man solle Gott etwas befehlen. Das Lied spricht vom „**an**befehlen". Und nicht nur manche unserer Wege sollen wir Gottes Obhut anvertrauen, sondern alle. Fröhliche Wege, vielleicht zum Standesamt. Und ebenso traurige Wege, auf den Friedhof. **„Befiehl dem Herrn deine Wege"**, das ist die Aufforderung, den eigenen Lebensweg vorbehaltlos in Gottes Hand zu legen. Das ist an sich auch leicht zu verstehen. Doch der Aufforderung nachzukommen, bleibt ungeheuer schwer. Denn wir geben das Steuer ungern aus der Hand. Wer anderen Menschen Verantwortung überträgt, wird oft genug enttäuscht. Und wir wollen nicht riskieren, dass es uns mit Gott auch so geht. Darum suchen wir Vorwände, um jener Vertrauensforderung **„Befiehl dem Herrn deine Wege"**, nicht nachkommen zu müssen.

Manche sagen dann: **Das ist doch gar nicht nötig**, dass ich meinen Lebensweg Gott anvertraue! Gott lenkt sowieso die Wege aller Menschen – ob ich das will oder nicht. Was macht es also für einen Unterschied, ob ich mich seiner Führung anvertraue oder nicht? Umfasst seine Vorsehung nicht ohnehin alles Geschehen? Warum soll ich Gott etwas anbefehlen, was er sowieso in Händen hat? Das ist die eine Art, wie man die Forderung von Vertrauen zurückweisen kann. Man kommt aber auf entgegengesetztem Wege zum selben Ziel, wenn man eine Einschränkung der persönlichen Verantwortung beklagt. Ja wie denn? – ruft man empört. Wenn der allmächtige Gott alles Geschehen auf Erden lenkt, **wo bleibt denn dann meine Freiheit?** Gäbe es eine lückenlose Vorsehung, wären wir ja Gottes Marionetten und für nichts mehr verantwortlich!
Zwei kluge Einwände sind das. Und sie lassen ein **vertracktes Problem** entstehen, für das es scheinbar nur schlechte Lösungen gibt. Denn entweder lenkt Gott alles Geschehen – dann sind wir nur Schachfiguren, die er hin- und herschiebt. Oder wir Menschen sind frei in unseren Wegen – dann ist Gott nur noch ein unbeteiligter Zuschauer des Weltgeschehens. Das eine scheint so unsinnig wie das andere. Denn wir machen ja schließlich die Erfahrung der Freiheit. Wir können an einer Weggabelung links oder rechts gehen. Und doch kann es nicht so sein, dass unsere Entscheidungen Gott überraschen würden. Lenkte Gott nicht auch unsere Entscheidungen, so würden wir damit ständig seine Pläne durcheinanderbringen. Gott wüsste heute noch nicht, was morgen geschieht – und das passt schlecht zu dem allmächtigen und allwissenden Gott, von dem uns die Bibel erzählt.
Wir sind also mit jenem kleinen Satz **„Befiehl dem Herrn deine Wege"** in ein riesiges Problem hineingeschliddert. Entweder lenken wir unsere Wege selbst – dann ist Gott machtlos. Oder Gott lenkt unsere Wege – dann sind wir machtlos. Das scheint ein unauflöslicher Knoten zu sein. Doch gibt es durchaus eine Lösung. Und die steckt nicht in großen komplizierten Gedankengebäuden, sondern in der kleinen Geschichte von Bildad und dem Engel des Todes:

***Bildad war ein Freund des weisen König Salomo. Oft saßen sie im Garten beieinander und unterhielten sich. Eines Tages aber ging der Engel des Todes am Garten vorüber und richtete seine Blicke auf Bildad. Da fragte Bildad den Salomo: „Wer ist dieser Mann?" Salomo antwortete: „Du kennst ihn nicht? Das ist der Engel des Todes."***
***„O weh," – rief Bildad – „er hat mich so angeschaut, ich glaube, er hat es auf mich abgesehen. Lieber Salomo, du hast wunderbare Kräfte, befiehl doch dem Wind, dass er mich davonträgt und im fernen Indien niedersetzt!" Salomo tat, was Bildad sich gewünscht hatte – und der Wind trug Bildad davon.***
***Wenig später kam der Engel des Todes wieder an Salomos Garten vorbei. Salomo sprach ihn an und fragte, warum er seinen Besucher vorhin so merkwürdig angeschaut habe. Der Engel aber sprach: „Dass ich Bildad so lange ansah, das geschah aus Verwunderung, weil mir befohlen worden war, seine Seele aus Indien zu holen, während er doch hier bei dir in Kanaan war."***

Ich mag diese Geschichte sehr. Denn sie zeigt auf unterhaltsame Weise, dass Gottes Vorsehung und unsere Freiheit einander keineswegs ausschließen. Gottes Vorsehung, wie sie uns hier präsentiert wird, ist nicht von der Art, dass sie uns entmündigte. Denn zweifellos hatte jener Bildad die Freiheit, Salomo um Hilfe zu bitten oder nicht. Als er den Engel des Todes sah, wollte er vor ihm fliehen – und er floh. Er tat, was er wollte. Auch

Salomo hatte die Freiheit, Bildads Wunsch zu erfüllen oder nicht. Er erfüllte ihn. Auch Salomo tat also, was er wollte. Niemand in dieser Geschichte ist in einer Zwangsjacke, niemand ist entmündigt, niemand gefesselt, jeder tut durchaus, was er will. Und doch zeigt das Ende, dass alles in den Bahnen der Vorsehung blieb. Alles läuft zwanglos aber unausweichlich auf das Ziel zu, das Gott gesetzt hat. Denn Bildads Flucht nach Indien konnte Gott nicht überraschen. Lange bevor Bildad auf diese Idee kam, hatte Gott sie einkalkuliert – und hatte schon bei der Beauftragung des Engels gewusst, dass dieser die Seele Bildads aus Indien würde holen müssen. Bildads Freiheit wird dadurch nicht beschnitten, aber sie erweist sich als untauglich, um damit Gottes Wille zu umgehen. Denn Gott knechtet niemand und lenkt doch jeden. Wenn das nun aber stimmt, was bedeutet dann der Appell **„Befiehl dem Herrn deine Wege"**?

Er besagt jedenfalls nicht, dass Gott erst dann begänne, unsere Wege zu lenken, wenn wir ihn darum bitten. Nein. Er tut das immer. Auch bei den Menschen die nichts davon wissen oder die es nicht wollen. Unser Schicksal ist lückenlos in Gottes Hand. Und trotzdem macht es einen Unterschied, ob wir mit seiner Lenkung einverstanden sind oder nicht. Denn auch das zeigt unsere Geschichte: Wer sich sinnlos gegen Gottes Führung sträubt wie Bildad, der gewinnt dabei nichts, aber er verliert den Frieden seiner Seele. Wer meint, er könne erst frei und glücklich sein, wenn er Gottes Vorsehung entkommt, der wird in diesem Leben nie frei und glücklich – der hadert bis zum Ende damit, dass er sein Leben nicht im Griff hat und ein anderer sein Herr ist. Die Vertrauensforderung des 37. Psalms **„Befiehl dem Herrn deine Wege"** weist uns demgegenüber einen anderen, viel schöneren Weg. Wir werden nämlich ermutigt in Gottes höhere Weisheit einzustimmen. Und wenn wir das tun, lernen wir die Abhängigkeit von Gott nicht als Unglück, sondern als Glück zu betrachten.

Wir lernen dann, uns der Führung Gottes zu überlassen und uns darin geborgen zu fühlen, denn wir wissen dann, dass nichts, was uns trifft, Zufall ist. Was uns an Schönem begegnet auf unserem Lebensweg, das ist uns von Gott gegönnt, damit wir unsere Freude daran habe. Was uns an Schlimmem begegnet, das ist uns von Gott zugemutet, dass wir uns daran bewähren sollen. Aber nichts von alledem, was uns begegnet, entspringt der Willkür von Menschen. Zwar gibt es viele Menschen, die sich gebärden wie Bildad. Viele wollen Gott das Heft aus der Hand nehmen, wollen mit eigenen Ideen in Gottes Regiment hineinpfuschen und für andere Schicksal spielen. Aber Gottes Plan gerät durch all diese Bildads nicht aus den Fugen. Er führt sie – und er führt uns – wohin er will. Und es ist auch gut so, denn Gott ist weise, und wir sind es nicht. Wer das alles nicht wahr haben will und gegen das Notwendige aufbegehrt, wird dadurch kein bisschen freier. Wer aber einsieht, dass es gut ist, Gott das Regiment zu überlassen – den macht solche Einsicht wirklich frei: Sie macht ihn frei, die Abhängigkeit von Gott als Glück zu begreifen und fröhlich den eigenen Lebensweg in seine Obhut zu stellen.

# 45. Selbstbestimmung und Abhängigkeit

Verlassen sie sich gern auf andere? Sind sie gern abhängig von der Zuverlässigkeit anderer Menschen? Die Frage so zu stellen, heißt eigentlich schon, sie zu verneinen. Denn niemand ist gerne „abhängig". Auf andere angewiesen zu sein, birgt schließlich Risiken. Und Risiken vermeiden wir gern. Zwar wächst das Vertrauen, wenn wir mit einem Menschen wiederholt gute Erfahrungen machen. Doch ist man vor Enttäuschungen nie sicher. Man weiß ja nicht wirklich, was im Anderen vorgeht. Man kann sich in Menschen täuschen. Und darum bauen wir im Zweifelsfall lieber auf uns selbst: Wenn man sicher sein will, dass etwas klappt, muss man es eben selber machen. Denn sich selbst hat man unter Kontrolle – die anderen nicht.

Ist es unter diesen Umständen verwunderlich, dass „Unabhängigkeit" und „Autonomie" für viele Menschen zum Lebensideal geworden sind? Wer schon einmal im Stich gelassen wurde, kann das nachvollziehen. Man verlässt sich dann am liebsten nur noch auf sich selbst. Man baut möglichst nur auf Fundamente, die man selbst gelegt hat. Man glaubt nur, was man selbst geprüft hat. Und man meidet auch die emotionale Abhängigkeit von anderen.

Allerdings – das ersehnte Gefühl von Sicherheit stellt sich dabei selten ein. Denn der Traum, die Rahmenbedingungen des Lebens der eigenen Kontrolle zu unterwerfen, lässt sich nicht verwirklichen. Gern wäre der Mensch selbst der Garant seines Glückes, gern hätte er die Fäden seines Schicksals in der Hand. Doch wirkliche „Autonomie" erreicht er nie. Denn es gibt zu viele Abhängigkeiten, aus denen er sich nicht lösen kann. Es sind zu viele Faktoren, die dem Wunsch nach Selbstbestimmung entgegenstehen. Und nicht alle diese Faktoren kann man „in den Griff" bekommen. Im Gegenteil: Manche versuchen **mich** unter Kontrolle zu bringen! Manches im Leben scheint verlässlich zu sein. Anderes ist unberechenbar. Und das macht uns „Stress". Denn der Rahmen, in dem wir versuchen unser Dasein zu sichern, ist offenkundig instabil. Darüber kann man sich ärgern. Die Abhängigkeit und die Zerbrechlichkeit unseres Lebens erfüllen uns mit Sorge. Aber es fehlt uns die Kraft, der Welt unseren Willen aufzuzwingen. So streben wir zwar unablässig nach Selbstbestimmung. Wir erleben aber immer wieder Fremdbestimmung. Und wir werden dadurch zurückgeworfen in die beständige Sorge um die Stabilität unseres Daseins. Wir würden unser Leben gern auf eigene Ressourcen gründen. Wir spüren aber, dass uns das überfordert. Und so bleibt der Mensch mit seinem unerfüllten Wunsch nach Autonomie und Kontrolle eine tragische Figur, die Ruhe sucht und doch niemals Ruhe findet.

Wirklich niemals? Gibt es keine Alternative? Doch: Der christliche Glaube behauptet, so eine Alternative zu sein. Denn der Glaube erkennt, dass die Autonomie, von der so viele Menschen träumen, eine Illusion ist. Nur Gott ist wirklich „autonom". Nur Gott gründet in sich selbst und lebt von sich selbst. Der Mensch dagegen ist wesensmäßig abhängig. Und er kommt erst zur Ruhe, wenn er diese Abhängigkeit (als Abhängigkeit von Gott!) annimmt und bejaht. Denn Abhängigkeit gehört zum Geschöpf-Sein notwendig dazu.

Wer gegen sie ankämpft, ändert dadurch nichts – er wird nur unglücklich darüber. Wer sie aber fröhlich bejaht, findet Frieden. Denn er kann aufhören, sich ständig selbst zu überfordern. Wer Gott kennt, muss nicht krampfhaft danach streben, sein eigener Schöpfer, sein eigener Herr und Erlöser zu sein. Vielmehr darf er das alles Gott überlassen, weil er weiß, dass die Sorge um sein Dasein in Gottes Händen gut aufgehoben ist. Er akzep-

tiert, dass er nicht von sich selbst, sondern von Gottes Gnade lebt. Und er wird dadurch wunderbar entlastet, weil er Gott überlässt, was er selbst niemals leisten könnte. Von solch einer Glaubenshaltung sagt Martin Luther: ***„Sie reißt uns von uns selbst weg und stellt uns außerhalb unser, so dass wir uns nicht auf unsere Kräfte, Gewissen, Sinn, Person, auf unsere Werke stützen, sondern auf das, was außerhalb unser ist, nämlich auf die Verheißung und Wahrheit Gottes, der nicht täuschen kann."***

Was Luther hier rühmt, ist für das Selbstverständnis des modernen Menschen eine Zumutung. Denn der möchte gerade nicht „von sich selbst weggerissen" werden. Im Gegenteil: Der moderne Mensch möchte in sich ruhen. Er sucht die Wahrheit und den Frieden nirgendwo anders als in sich selbst. Glaube besteht aber gerade darin, dass ich den Ruhepunkt meines Lebens jenseits von mir in Gott finde. Der Glaube beharrt nicht auf der Zentralstellung der eigenen Person. Sondern wie ein Wanderer die Heimat „verlässt", so „verlässt" sich der Gläubige (in Richtung) auf Gott. Er nimmt Abschied vom „Ego" und kreist nicht weiter um sich selbst, sondern verlegt den Mittelpunkt seines Daseins in Gott – um Gottes Willen künftig wichtiger zu nehmen als den eigenen. Das ist so ziemlich das Gegenteil von „Selbstbestimmung". Denn der Gläubige findet den Grund und den Maßstab seines Lebens jenseits seines „Selbst" – in einem anderen. Das riecht nach „Abhängigkeit". Und doch ist es in Wahrheit eine fröhliche und befreiende Angelegenheit. Denn im „Anderen", in Gott, findet der Gläubige, was er in sich selbst vergeblich suchen würde. Er muss zwar Gott Gott sein lassen. Aber er gewinnt dadurch die Freiheit als Mensch wirklich Mensch zu werden.

Freilich: Ist das so einfach, wie es klingt? Wie kann das überhaupt geschehen, dass ein Mensch „von sich selbst weggerissen" wird? Wie kommt er dahin, „in Gott gegründet" zu sein? Ist dieser Glaube nicht selbst so ein Vorhaben, mit dem der Mensch sich überfordert? Nein. Denn „glauben" bedeutet ja gar nicht, neue Fakten zu schaffen. Es heißt lediglich anzuerkennen, was längst Faktum ist: Dass ich nämlich „für-mich-genommen" gar nichts bin, sondern in Wahrheit nur das bin, was ich „für Gott" bin. Anders gesagt: Es ist Gottes Beziehung zu mir, die mich zu etwas macht. Denn mein Dasein hat exakt den Wert, den er ihm beimisst. Mein Leben hat den Sinn, den er ihm verleiht. Und es hat die Bedeutung, die er ihm gibt. Wer ich bin, das mache ich also nicht mit mir selber aus. Vielmehr verdanke ich mich der Beziehung zu dem, der mich gewollt hat, und bin nicht mehr oder weniger als was ich „für ihn" bin.

Oder könnte jemand sagen, er sei ein „Geliebter", wenn er es nicht „für" den Liebenden wäre? Könnte jemand sagen, er sei ein „Schüler", wenn es keinen Lehrer gäbe, der ihn zum „Schüler" macht? Ist etwas „wichtig", wenn da keiner ist, der es „wichtig" nimmt? So wäre der Mensch „an-und-für-sich" gar nichts. Er ist nur, was er in der Beziehung zu Gott, was er „für" Gott sein darf. Und eben diese Erkenntnis ist es, die uns „von uns selbst wegreißt". Sie befreit uns von dem Wahn, uns selbst „erfinden" und unserem Dasein Bedeutung verleihen zu müssen. Und sie öffnet uns die Augen dafür, dass Quelle, Grund und Ziel unserer Existenz jenseits von uns in Gott liegen. Denn er allein lebt aus sich selbst heraus – und wir leben von ihm.

Das scheint auf den ersten Blick sehr ärgerlich zu sein. Und doch sieht der Glaube in der „Unselbständigkeit" des Menschen gerade **kein** Unglück. Sondern er freut sich dessen. Denn was nicht in unserer Hand liegt, kann auch nicht durch unsere Hand verdorben werden. Was nicht von unserer Kraft und Geschicklichkeit abhängt, kann auch nicht an unserer Ungeschicklichkeit scheitern. Und das ist eine große Entlastung! Mag ich in den Augen der Welt auch ein Versager sein, so bin ich doch in Gottes Augen sein geliebtes

Kind. Bin ich auch für mich selbst ein Problem, so bin ich doch für ihn eine Freude. Bin ich auch schuldig, so spricht er mich doch frei. Wäre ich nur das, was ich selbst aus mir mache, so dürfte ich wenig hoffen. Da ich aber bin, was Gott mich sein lässt, habe ich Zukunft. Er reißt mich von mir selbst weg und gründet mich außerhalb meiner selbst auf festen Grund. Sein Urteil über mich wiegt schwerer, als mein eigenes. Sobald ich mir darüber aber klar werde, stehe ich schon mitten drin im Glauben und darf jubeln: Gott sei Dank – ich bin nicht „autonom"!

## 46. Besitz und Verantwortung

Wo vom christlichen Glauben die Rede ist, da wird immer zuerst behandelt, was den Christen mit Gott verbindet. Denn in erster Linie ist der Glaube eine Beziehung zu Gott. Im zweiten Schritt wird dann erwähnt, dass aus diesem Glauben eine besondere Form der Mitmenschlichkeit erwächst. Neben die Liebe zu Gott tritt die Nächstenliebe. Und niemand wird sich darüber wundern. Wenn man aber noch einen dritten Schritt hinzufügt und behauptet, der Christ habe auch ein besonderes Verhältnis zu den Dingen dieser Welt, – dann leuchtet das nicht mehr jedem ein. Denn auf den ersten Blick ist nicht zu erkennen, wie der Glaube da einen Unterschied machen soll. Ein Ding ist schließlich ein Ding, sagen die Leute. Es ist, was es ist. Man hat es, oder hat es nicht. Wenn es aber schön und nützlich ist, dann ist es das für Christen und Nichtchristen gleichermaßen. Oder sollte z.B. der Gebrauchswert einer Kaffeemaschine eine weltanschauliche Frage sein? Wohl kaum. In diesem Bereich kommt es scheinbar gar nicht auf irgendeinen Glauben an, sondern nur darauf, dass man die Bedienungsanleitung versteht.
Und trotzdem: Ich behaupte dennoch, dass zwei Menschen, die das Gleiche haben, es auf ganz verschiedene Weise „haben" können. Denn die Umstände, durch die eine Sache in unseren Besitz gelangt, können ihr besondere Bedeutung verleihen. Denken sie nur einmal an die vielen „Erbstücke", die unsere Dachböden füllen! Manch einer hat da Dinge stehen, die er, wenn er sie auf der Straße fände, nicht einmal aufheben würde, die er aber dennoch über Jahrzehnte sorgfältig verwahrt, weil ein lieber Verstorbener sie ihm hinterlassen hat. Ein Außenstehender könnte diesen Dingen nicht ansehen, was sie bedeuten. Er würde sie zum Trödelhändler bringen. Aber der, der sie geerbt hat, „besitzt" sie auf völlig andere Weise, als ein Trödelhändler sie jemals „besitzen" könnte. Denn sobald der Erbe die alten Sachen in die Hand nimmt, ist ihm der Mensch gegenwärtig, von dem er sie bekam. Wenn ihm der Vorbesitzer lieb und teuer war, so kann das eine Quelle der Freude sein. Aber auch wenn es für den Erben eine Belastung ist, kann er doch nie davon absehen, dass die Dinge ihre Geschichte haben. Wenn er wegwerfen sollte, was der Verstorbene mit Leidenschaft und Mühe zusammengetragen hat, so würde er sich wie ein Verbrecher fühlen. Und wenn er in Versuchung käme, die Sachen einem Zweck zuzuführen, den der Verstorbene nicht gebilligt hätte, so brächte er es nur schwer über sich.
Denn die Dinge, die wir als Geschenk oder Erbe empfangen, sind mehr, als was sie „sind". Sie repräsentieren ihren ehemaligen Besitzer auf so nachhaltige Weise, dass der Erbe mit ihnen nichts tun kann, ohne damit sein Verhältnis zum Erblasser neu zu bestimmen. Er kann sich natürlich befreien, indem er die Sachen verbrennt. Er kann versuchen, ihre Existenz auf dem Dachboden zu vergessen. Er kann sie weiterverschenken, damit vielleicht ein anderer sie in Ehren hält. Dass er aber mit jeder dieser Entscheidun-

gen zugleich auch über seine Beziehung zu dem Verstorbenen entscheidet – **das** kann der Erbe nicht ändern. Denn der Geber bleibt auf seltsame Weise mit seiner Gabe verbunden. Er ist geradezu darin enthalten. Man hat sie nicht ohne ihn. Und auch die einfachsten Menschen besitzen dafür ein Gespür. Denn es kann sein, dass ein armer Schlucker, der 500,– Euro auf der Straße findet, sie direkt und ohne zu zögern ins nächste Bordell trägt. Wenn aber derselbe Mann 500,– Euro von seiner alten Mutter zugeschickt bekommt – die sie sich (wie er weiß) vom Munde abgespart hat –, so darf man annehmen, dass er sie im Sinne seiner Mutter zu einem ehrenwerteren Zweck gebrauchen wird.

Freilich: Wohin führen diese Überlegungen? Und was hat das alles mit dem Glauben zu tun? Der Zusammenhang ist leicht zu sehen. Denn der christliche Glaube schließt die Überzeugung ein, dass nichts auf dieser Welt ohne Herkunft ist. Die Dinge, die uns begegnen, sind weder Produkte des Zufalls noch sind sie herrenloses Strandgut, sondern sind allesamt aus Gottes Hand hervorgegangen. Der Asphalt unter meinen Füßen, der Stock in meiner Hand, das Geld in meiner Tasche und die Luft in meiner Lunge – ja, mein Körper selbst ist Gabe und Geschenk! Und es wäre seltsam, wenn das mein Verhältnis zu den Dingen nicht in besonderer Weise prägte. Denn wer glaubt, kann nichts auf die gleichgültige Weise besitzen, wie der Trödelhändler es besitzt. Er kann mit den Dingen nicht so frei hantieren, als hätte er sie auf der Straße gefunden. Und wozu er sie verwendet – das ist auch keineswegs beliebig. Denn sie alle sind mehr, als was sie im materiellen Sinne „sind". Nichts ist Zufall. Alles ist Gabe. Und in jeder Gabe ist Gott als Geber präsent. Er hat uns mit tausend Dingen umgeben, die allesamt staunenswert sind. Und er schenkt uns obendrein den nötigen Verstand, um von jedem Ding einen segensreichen Gebrauch machen zu können. Ob wir das allerdings tun – ob wir die Dinge wirklich im Sinne ihres Schöpfers verwenden –, das ist eine Grundfrage christlicher Ethik.

Wir können sicher sein, dass unser Schöpfer das Eisen nicht ohne Absicht in die Erde gelegt hat. Doch ob wir daraus Schwerter oder Pflugscharen machen, das liegt in unserer Hand. Wir können versuchen, die Gaben Gottes im Sinne des Spenders zu verwenden. Oder wir können sie zweckentfremden. Wir können Gottes Intention folgen – oder können sie ignorieren. Dass wir aber in jeder derartigen Entscheidung zugleich auch über unsere Beziehung zu Gott entscheiden, das steht unabänderlich fest. Denn der, der uns mit Talenten, Fähigkeiten und materiellen Mitteln ausgestattet hat, sieht ja, was wir damit machen.

Es bleibt ihm nicht verborgen. Und es ist ihm auch nicht egal. Denn Gott weiß, dass ihn seine Gaben nicht immer mit den Begabten verbinden, sondern ihn manchmal von ihnen trennen. Ja, leider: Gerade da, wo Gott die Güter dieser Erde besonders großzügig austeilt, ist auch die Gefahr besonders groß. Denn Gott will zwar, dass wir mit den anvertrauten Schätzen wuchern, uns daran freuen und davon leben. Aber er will nicht, dass sie uns beherrschen. Er will, dass wir in der Welt leben. Aber er will nicht, dass wir ihr verfallen. Die Herrlichkeiten dieser Erde dürfen uns erfreuen. Aber sie dürfen uns nicht fesseln. Denn schließlich sollen sie uns mit Gott verbinden, statt uns von ihm zu trennen!

Unsere Beziehungen zu den Dingen dürfen darum nie in Konkurrenz zur Gottesbeziehung treten. Und als „weltliche" Beziehungen dürfen sie auch nicht unverbunden neben der Gottesbeziehung stehen, sondern sie müssen dergestalt in die Gottesbeziehung integriert werden, dass im Umgang mit dem eigenen Körper, mit der Natur, dem Geld, den Freunden, der Familie, mit Schmerz und mit Lust, mit Gold und mit Dreck immer Gott das eigentliche Gegenüber bleibt. In jeder dieser Gaben ist der Geber so präsent, als ob er

sie mir gerade persönlich überreichen würde. Das aber zu wissen und entsprechend zu leben, gehört zu unserem Glauben unbedingt dazu. Der Glaube „hat" nichts auf unmittelbare Weise, sondern alles in der Vermittlung durch Gottes Hand, so dass er gar nichts ohne Gott, sondern alles mit ihm und durch ihn „besitzt". Eine schöne Singstimme zu haben, ist daher für den Gläubigen ein Nebenaspekt seiner Gottesbeziehung. Und wenn er eine Motorradtour genießen darf, erfährt er dabei nichts anderes als Gottes Freundlichkeit. Das Geld, das er hat, sinnvoll einzusetzen, ist eine Verpflichtung, der er vor Gottes Angesicht nachkommt. Und wenn ihm sein Bein höllische Schmerzen bereitet, so ist auch das eine Art, mit Gott und seinem Willen in Beziehung zu stehen.

Will man das Gesagte in einem Bild zusammenfassen, so kann man ans Erntedankfest denken und an den mit Erntegaben geschmückten Altar. Denn der alte Brauch, die Dinge, von denen wir leben, vor den Altar zu bringen, Gott dafür zu danken und **erst dann** von ihnen Gebrauch zu machen, veranschaulicht sehr genau, worum es hier geht. Sobald ich nämlich die Dinge des täglichen Bedarfs am Altar abgegeben und vom Altar her wiederempfangen habe, sind sie ein Teil meiner Gottesbeziehung geworden. Indem ich mit meinem Besitz den „Umweg" über die Kirche mache, bekenne ich mich dazu, diesen Besitz nicht auf unmittelbare, sondern auf mittelbare Weise zu „haben". Und habe ich dann alles aus Gottes Hand, werde ich auch nicht mehr willkürlich darüber verfügen, sondern werde stets bedenken, dass es eine Leihgabe ist, für deren Verwendung ich dem Geber Rechenschaft schulde.

Dass das immer leicht wäre, will ich nicht behaupten. Denn wenn wir etwas am Altar „abgeben", müssen wir uns innerlich davon trennen. Doch was vom Altar in unsere Hände „zurückkehrt", ist dafür „mehr" als es vorher war: Es ist dann ein Bestandteil unserer Gottesbeziehung geworden und ist ein sichtbares Band, das uns mit Gott verbindet. Denken wir also ruhig einmal an all die Dinge, die uns lieb sind! Denken wir an unseren Lieblingssessel zu Hause und an das Auto vor der Tür. Betrachten wir die Brille, die uns hilft, und den Kaffee, der uns schmeckt. Schauen wir auf den Hund und auf die bequemen Schuhe, auf den Baum vorm Fenster und auf die guten Bücher im Regal – und sagen wir zu jedem Stück: „Das hat mir Gott gegeben und gegönnt."

Schauen wir das Inventar unseres Lebens einmal durch und machen wir uns klar, dass jedes Stück von Gott her kommt – mit schönen Grüßen! – und jedes Stück von seiner Fürsorge erzählt. Denn wenn wir das tun, werden wir nicht nur viel dankbarer und zufriedener leben, sondern auch bewusster und verantwortlicher. Weil Ignatius von Loyola das aber schon vor 450 Jahren wusste, will ich mit seinen Worten schließen:

**„Der Mensch ist geschaffen dazu hin, Gott unseren Herrn zu loben, ihm Ehrfurcht zu erweisen und zu dienen ... Die andern Dinge auf der Oberfläche der Erde sind zum Menschen hin geschaffen, und zwar damit sie ihm bei der Verfolgung dieses Zieles helfen, ... Hieraus folgt, dass der Mensch die Dinge so weit zu gebrauchen hat, als sie ihm auf sein Ziel hin helfen, und sie so weit lassen muss, als sie ihn daran hindern..."**

# 47. Glück, Unglück und Gerechtigkeit

Geht es gerecht zu in der Welt? Wer diese Frage stellt, erntet sogleich Kopfschütteln und Verwunderung. Denn kaum jemand würde wagen, sie zu bejahen. „Gerechtigkeit" müsste ja bedeuten, dass jeder bekommt, was er (unsrer Meinung nach) verdient. Doch um solche „Gerechtigkeit" kümmert sich das Schicksal wenig. Oder hat nicht jeder schon erlebt, wie brave Leute ohne eigenes Verschulden ins Unglück stürzen? Und ist es nicht empörend, dass gleichzeitig viele Schurken ihr Leben in vollen Zügen genießen?

Ja, Gott scheint Glück und Unglück recht wahllos unter den Menschen zu verteilen. Eine Regel ist dabei nicht erkennbar. Und dass der Betreffende es jeweils „verdient" hätte, erscheint sehr zweifelhaft. Die Übeltäter und Spötter, die weder nach Gott noch nach ihren Mitmenschen fragen, die scheint Gott manchmal geradezu zu belohnen. Und die Tränen geduldiger Christenmenschen, die ihr Bestes tun und Gott anrufen in ihrer Not, die scheint er oft genug zu ignorieren. Ist das nicht unfair? Ist das nicht Willkür? Und stellt es nicht überhaupt unser Christ–Sein in Frage, wenn Gott das Bemühen um ein gottgefälliges Leben in keiner Weise honoriert? ***„Soll es denn umsonst sein,"*** fragt der Psalmbeter, ***„dass ich mein Herz rein hielt und meine Hände in Unschuld wasche?" (Ps 73,13)***

Sehr menschlich, sehr verständlich ist diese Frage. Denn wir hätten's halt gern, wenn sich unser Christ-Sein nicht erst im nächsten Leben, sondern auch schon in diesem ein wenig lohnte. Doch bevor wir uns nun sinnlos ärgern über Gottes Freiheit, mit der er es regnen lässt über Gute und Böse, sollten wir lieber noch einmal einen Schritt zurücktreten. Denn es gibt ein biblisches Wort, das unserer Empörung den Wind aus den Segeln nimmt. Paulus schreibt nämlich im Römerbrief: ***„Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, denen, die nach seinem Ratschluss berufen sind." (Röm 8,28)***

Harmlos klingt dieser Satz. Und doch stellt er die übliche Bewertung von Glück und Unglück völlig auf den Kopf. Denn Paulus behauptet hier, dass den Gläubigen nicht nur das Gute, Schöne und Erfreuliche „zum Besten dient", sondern alles. Einfach alles, was dem Gläubigen widerfährt, soll ihm zum Vorteil gereichen. Alles – also auch das Schlechte! – soll ihm zum Guten verhelfen. Und diese Behauptung ist schwer zu schlucken. Der Gläubige verliert seinen Arbeitsplatz – und es dient ihm zum Besten? Der Gläubige wird schwer krank – und es gereicht ihm zum Vorteil? Der Gläubige muss einen lieben Menschen zu Grabe tragen – und es dient ihm zum Besten? Das kann doch Paulus nicht ernst meinen! Oder würde er etwa auch den Umkehrschluss zulassen: Der Ungläubige schwimmt im Geld – und es gereicht ihm zum Nachteil? Der Ungläubige findet Liebe und Anerkennung – und es gereicht ihm zum Nachteil? Der Ungläubige lebt lange und sorglos – und es gereicht ihm zum Nachteil?

Doch tatsächlich: Paulus behauptet das. Und er verlangt uns damit die Einsicht ab, dass Glück nicht einfach Glück ist, und Unglück nicht einfach Unglück, sondern, dass das eine wie das andere sich in sein Gegenteil verkehrt – je nachdem, ob es einem Gläubigen oder einem Ungläubigen widerfährt. Anders gesagt: Das vermeintliche Glück der Gottlosen, über das wir uns empören, ist in tieferem Sinne gar kein „Glück". Und das Unglück der Frommen, das wir ungerecht finden, ist in tieferem Sinne auch kein „Unglück". Denn in der Sicht des Neuen Testamentes ist keine Sache so gut oder so schlecht, dass sie dem Ungläubigen nicht schadete. Und es ist keine Sache so gut oder so schlecht, dass sie dem

Gläubigen nicht nützen könnte. Warum aber das? Einfach weil der Ungläubige von allen Dingen den falschen Gebrauch macht:
Erlebt er Glück, so sieht er darin die Bestätigung dafür, dass sein falscher Lebensweg richtig sei. Er fühlt sich dann sicher, weil es ihm gut geht. Er denkt noch weniger nach, als wenn er zu leiden hätte, und er geht um so sicherer den Weg ins Verderben. Denn wo ihm Reichtum und Ehre zuteil werden, da gibt der Ungläubige sich diesen vergänglichen Dingen ganz hin, hängt sein Herz daran und vergisst Gott um so mehr, je mehr er sich in sein irdisches Glück hinein verliert. Das ist in Wahrheit nicht „Glück" zu nennen.
Erlebt der Ungläubige aber Unglück, so wird es keineswegs besser mit ihm. Denn auch davon macht er unseligen Gebrauch: Das Unglück verstärkt nur sein Misstrauen gegen den Gott, der ihm zumutet zu leiden. Und je härter es ihn trifft, um so mehr nimmt ihn seine egozentrische Sorge gefangen. Er versucht dann auf Kosten anderer sein Glück zu erzwingen, er vergeht sich dabei erst recht gegen Gottes Gebote, wird vom Neid zerfressen, hadert mit seinem vermeintlich unverdienten Schicksal und verhärtet sich immer mehr.
Es ist darum egal, was dem Ungläubigen widerfährt – sei es Glück oder Unglück: Es treibt ihn doch immer nur weiter voran auf dem Weg, den er eingeschlagen hat. Sei es Glück oder Unglück – es gibt beides seiner Verstocktheit neue Nahrung und drängt ihn weiter hinab auf der schiefen Bahn, die er betreten hat. Darum gilt: Es ist keine Sache so gut oder so schlecht, dass sie dem Ungläubigen nicht schadete.
Doch gilt ebenso das Umgekehrte: Es ist keine Sache so gut oder so schlecht, dass sie dem Gläubigen nicht nützen könnte. Denn egal, ob es Glück ist oder Unglück, es drängt beides den Gläubigen weiter voran auf der guten Bahn, die er eingeschlagen hat: Widerfährt ihm Glück, so dankt er dafür seinem Schöpfer und erkennt in allem Schönen eine segensvolle Gabe, die ihn in der Treue zu Gott bestärkt und bestätigt. Er sieht und schmeckt Gottes Freundlichkeit und zieht daraus neue Kraft für den guten Kampf des Glaubens. Widerfährt dem Gläubigen aber Unglück, so vermag auch dies ihm nicht wirklich zu schaden. Denn gerät er auch in Bedrängnis, so übt ihn diese Bedrängnis doch in Geduld, Geduld aber bringt Bewährung, Bewährung aber Hoffnung (Röm 5,1–5). Der Gläubige sucht deswegen nicht mutwillig irgendwelche Prüfungen. Aber wenn sie kommen, kann er gestärkt aus ihnen hervorgehen. Denn wo ihn die Welt enttäuscht, verwurzelt er sich nur umso fester in Gott. Das Unglück hilft ihm auf diese Weise, innere Distanz zu allem Irdischen zu gewinnen. Es hilft ihm, den Stolz aus seinem Herzen zu tilgen. Es lehrt ihn Demut. Und es stärkt seine Sehnsucht nach himmlischer Vollendung. Das Unglück schwächt also den „alten Adam", der uns in den Knochen steckt. Es fördert unser geistliches Wachstum – und ist darum nur oberflächlich betrachtet ein „Unglück" zu nennen.
Es gilt demnach auch für den Gläubigen, was über den Ungläubigen gesagt werden musste: Was immer ihm widerfahren mag (egal ob Glück oder Unglück), es treibt ihn doch nur weiter voran auf dem Weg, den er eingeschlagen hat. Was es auch sei: Es gibt dem Glauben neue Nahrung zum Glauben, und dem Unglauben neue Nahrung zum Unglauben. Darum ist keine Sache so gut oder so schlecht, dass sie dem Gläubigen nicht nützte. Und darum ist auch keine Sache so gut oder so schlecht, dass sie dem Ungläubigen nicht schadete.
Der Ungläubige mag einem Wanderer gleichen, der fröhlich pfeift und gut vorankommt – was aber nützt ihm das, wenn er doch in die falsche Richtung läuft? Der Gläubige hingegen mag einem Wanderer gleichen, der sich mühsam voranschleppt und dabei Tränen

vergießt – was aber schadet ihm das, wenn er doch in die richtige Richtung läuft? Dürften wir denn ersten „glücklich" nennen, nur weil er pfeift, und den zweiten „unglücklich", nur weil er weint? Ist nicht der viel glücklicher, der mit Tränen das gute Ziel erreicht, als der, der fröhlich pfeifend in den Abgrund fällt?
Mir ist bewusst, wie schwer es ist, die Dinge auf diese Weise zu betrachten. Aber wenn wir uns daran gewöhnten, könnten wir aufhören, uns über das vermeintliche Glück der Gottlosen zu ärgern. Und wir könnten aufhören, mit dem eigenen Unglück zu hadern. Denn wenn Paulus Recht hat, dann ist es gar nicht so entscheidend, ob unsere konkreten Hoffnungen erfüllt oder enttäuscht werden. Sondern dann kommt es nur darauf an, wie wir mit beiden Erfahrungen umgehen – und auf welcher Bahn sie uns vorantreiben. Glück und Unglück können gleichermaßen Stufen sein, die uns Gott näher bringen. Und darum sollten wir einander nicht vorrangig „Glück" wünschen, wie es üblich ist. Sondern einen zuversichtlichen Glauben sollten wir einander wünschen, der Glück und Unglück gleichermaßen anzunehmen weiß, weil ihm ja doch das eine wie das andere „zum Besten dienen" muss…

# 48. Schmerz, Sinn und Sinnlosigkeit

Wenn wir Leid erfahren, so nimmt es oft großen Raum in uns ein und beherrscht unsere Gedanken bei Tag und bei Nacht. Wir wälzen es hin und her. Es lässt uns nicht los. Aber wird's von all dem Grübeln und Klagen wirklich besser? Bringt es etwas, alte Wunden offen zu halten und denselben Schmerz immer wieder zu fühlen? Wär's nicht gesünder, man würde vergessen?
Tatsächlich ist es nicht gut, in bodenlosem Leid zu versinken. Es zu verdrängen wäre aber genauso gefährlich. Und so stehen wir vor der Aufgabe, uns leidend mit dem Leid zu beschäftigen – und es dabei dennoch zu bewältigen. Nur den Schmerz, den man versteht, kann man annehmen. Diese Annahme aber – erfordert sie nicht so etwas wie „Einsicht" in die Notwendigkeit eines Verlustes?
Muss man nicht, um den Schmerz akzeptieren und in sein Leben integrieren zu können, einen Grund und einen Sinn darin finden? Und ist nicht eben die scheinbare Sinnlosigkeit des Leides der Hauptgrund, weshalb wir damit hadern? Ja, sprechen wir das ruhig aus: Viele, die unter Krankheit, Tod und Einsamkeit leiden, sehen in ihrem Schicksal einfach nur eine bodenlose Gemeinheit und eine unverdiente Härte, die sie Gott nicht verzeihen können. Sie finden es ungerecht, leiden zu müssen, und sind überzeugt davon, dass sie an Gottes Stelle die Welt viel besser eingerichtet hätten! Aber ganz abgesehen von der Anmaßung die darin liegt: Übersieht man in solcher Klage nicht die konkreten Gründe, die unser Leiden haben kann, die es erklärlich machen, notwendig – und manchmal sogar fruchtbar?
Bei einem Theologen des Mittelalters habe ich eine Aufzählung verschiedener Leidensweisen gefunden, die mir in dieser Hinsicht sehr hilfreich erscheint. Jener Mönch namens Heinrich Seuse wurde von einer Ordensschwester gefragt, wozu denn Leid förderlich sein könne. Und er antwortete: **„Du sollst wissen, dass sich mancherlei Leiden finden, die auf den Menschen einwirken, und dem, der sie recht aufnimmt, einen guten Weg öffnen zu seiner Seligkeit."** Dann aber beginnt Seuse die Möglichkeiten aufzuzählen:

(1)
Erstens kann es sein, dass Gott über einen Menschen schwere Leiden verhängt gänzlich **ohne** dessen Schuld, weil Gott ihn erproben will, sehen will, was er taugt und was an ihm dran ist – so wie er z.B. den Hiob prüfte, der ja tatsächlich nichts verbrochen hatte.
(2)
Zweitens aber ist es möglich, dass jemand eine Zeit lang leidet, weil danach Gottes Werke um so herrlicher an ihm offenbart werden sollen, so wie das Evangelium von einem blindgeborenen Mann berichtet, von dem Jesus sagt, er sei nur blind gewesen, damit durch seine Heilung Gottes Macht vor aller Welt sichtbar werde.
(3)
Daneben, sagt Seuse, gibt es natürlich auch das selbstverschuldete Leid, in dem jemand gerechter Weise seine Untaten büßt, so wie z.B. das Leiden des Schächers, der mit Christus gekreuzigt wurde und der von sich selbst bekannte, er sterbe verdientermaßen diesen schändlichen Tod. So einer erntet nur, was er gesät hat, der Fluch der bösen Tat holt ihn ein – und nichts daran ist rätselhaft.
(4)
Eine vierte Gruppe bilden jene Menschen, die hinsichtlich des konkreten Leidens das sie befallen hat **keine** Schuld tragen, die aber sonst einen Mangel an sich haben, um dessentwillen Gott ihm Leiden schickt, so wie z.B. Gott den übermäßigen Stolz eines Menschen durch eine Krankheit niederbeugen kann, dabei den Menschen auf sich selbst verweist und seine Überheblichkeit schmerzlich durch Schmerzen vernichtet.
(5)
Fünftens ist damit zu rechnen, dass Gott etliche Leiden in der guten Absicht gibt, dem Menschen dadurch noch größere Leiden zu ersparen, so wie manche Leute sich ein Bein brechen und dadurch das Flugzeug verpassen, dass mit allen Passagieren abstürzen wird – oder wie manchem Kranken durch einen raschen Tod eine jahrelange Leideszeit erspart bleibt. Ja, manchmal ist Gott gerade darin gnädig, dass er unsere Wünsche nicht erfüllt, weil es törichte Wünsche sind, deren Folgen wir nicht überblicken.
(6)
Zum sechsten kennt Seuse Menschen, die leiden, weil sie sich für andere aufopfern oder um des Glaubens willen Verfolgung ertragen. Deren tapferes Leiden, meint Seuse, ist ein Zeugnis ihrer großen Liebe und ihrer Glaubensstärke, die sie durchaus gern beweisen. Sie **wollen** etwas bewusst auf sich nehmen, um Gottes und der Menschen willen, und tun damit viele gute Werke, die nicht tun kann, wer das Leiden scheut.
(7)
Doch gibt es daneben in einer siebten Gruppe auch wieder eitles und närrisches Leiden, das Gott gar nicht extra verhängen muss, sondern das der Mensch sich selbst zuzieht und einhandelt, indem er seinem eigenen Ehrgeiz und seiner Gier dient, sich selbst dafür prostituiert, seine Seele verkauft für kurze Lust, und durch das Böse vom Bösen selbst Leid erfährt als wohlverdienten Lohn. Wer sich an Vergängliches klammert und sich ins Vergängliche verstrickt, muss natürlich mit dem Vergänglichen vergehen – und es versteht sich von selbst, dass solcher Schmerz keine positive Perspektive hat.
(8)
Doch in der achten Gruppe, die Seuse nennt, ist das wieder ganz anders. Denn dorthin gehören Leute, die Gott gerne erreichen und retten würde, die ihm aber zu ihrem eigenen Schaden widerstreben und immer wieder in das oberflächliche Vergnügen und in die Ablenkung fliehen. Solche Leute zieht Gott zuweilen durch Leiden zu sich hin: Wohin sie

sich auch wenden, um Gott zu entrinnen, verstellt er ihnen durch Unglück und Leid den Fluchtweg, hält sie zu ihrem eigenen Besten an den Haaren fest und rüttelt sie wach. Sie stellten sich gerne taub, um Gottes Wort nicht hören zu müssen, aber durch den lauten Schmerz verschafft sich Gott Gehör.
(9)
Neuntens erwähnt Seuse jene Leute, die gar keine echten Leiden haben, außer dem, dass sie sich hineinsteigern und für groß veranschlagen, was in Wahrheit nicht für groß zu halten ist. Sie weinen lauthals, weil sie eine Stecknadel verloren haben, schreien Zeter und Mordio und machen sich selbst ein schlimmes Leiden in Dingen, die gar keine Leiden sind.
(10)
In die zehnte und letzte Abteilung stellt Seuse dann aber jene Menschen, die Gott dem Vorbild Christi gleichgestaltet, indem er ihnen ein Kreuz auferlegt. Das ist das edelste und beste Leiden, meint Seuse, denn wie Christus sich im Leiden geduldig zeigte, so lässt Gott auch einige seiner liebsten Freunde großes Leid tragen in Geduld, damit die große Menge der ungeduldigen Menschen bei diesen Gesegneten lerne, geduldig zu sein und Böses durch Gutes zu überwinden. Das ist dann beispielhaftes Leiden, das anderen großen Eindruck macht und dadurch hilfreich ist, weil es ihnen vor Augen führt, was Glaube ist, Treue, Demut und Ergebung.

Ich weiß nicht, wie es ihnen damit geht. Aber mich beeindruckt die Vielzahl dieser Leidensarten, weil sie zeigt, dass Leid nicht gleich Leid ist, dass man nicht alles über einen Kamm scheren darf und dass Leid auch keineswegs für grundlos, sinnlos oder nutzlos gehalten werden muss. Ganz im Gegenteil! Gott, wenn er Schmerz zufügt, kann dabei mancherlei im Schilde führen. Das Leid kann mir selber nützen oder einem anderen. Es kann zum Vorbild dienen oder auch zur Abschreckung. Es kann nötig sein, um mir gewisse Fehler auszutreiben, oder um andere zur Barmherzigkeit herauszufordern. Es kann Prüfung sein **für mich** oder öffentliches Zeichen **für die anderen**. Es kann der Fluch der bösen Tat sein, der mich gerechter Weise einholt. Es kann aber auch Gottes herzliche Umarmung sein, die mich am Weglaufen hindert. Oder es liegt darin sogar die Ehre, mit Christus gemeinsam das Kreuz zu tragen.
Wahrscheinlich gibt es noch viel mehr Möglichkeiten! Wenn sie mich nun aber fragen, ob ich ein konkretes Leid immer einer Gruppe zuordnen könnte und immer wüsste, was es bedeutet, so sage ich ganz offen „nein". Denn **was** Gott im Schilde führt, wenn er einen Menschen leiden lässt, das verrät er uns nicht immer. Und wir sollten uns hüten, es den Freunden Hiobs gleich zu tun und einem Leidenden naseweis eine bestimmte Erklärung seines Leidens aufzudrängen. Nein: Grund und Ziel des Leidens bei Gott zu erfragen, muss immer die Aufgabe des Betroffenen bleiben. **Dass** Leid aber mancherlei Sinn und Ziel haben **kann,** dass verborgene Notwendigkeit darin liegen **kann,** und sogar großer Segen für mich oder andere, **das** sollten wir allemal im Kopf behalten und nicht vergessen. Denn wenn Gott uns bittere Pillen verabreicht, dann denkt er sich etwas dabei. Wir wissen nicht unbedingt **was,** aber Gott tut nichts von ungefähr. Und diese positive Unterstellung, die wir als Christen machen dürfen, weil wir ihn kennen, die befreit uns zu einem produktiven Umgang mit unserem Schmerz und hilft ihn anzunehmen.
Um es in ein Bild zu bringen: Als Christen dürfen wir unser Leiden behandeln, wie die Austernmuschel das eindringende Sandkorn behandelt. Das Sandkorn, das in die Muschel gerät, ist mit seinen scharfen Kanten natürlich ein Störfaktor – es ist hinderlich,

schmerzlich und für den ganzen Organismus gefährlich. Aber was tut die Muschel? Ärgert sie sich daran zu Tode und erliegt? Nein! Sie kann das Sandkorn nicht loswerden, wie auch wir unser Leid nicht loswerden. Sie kann das Korn nicht einfach ignorieren, wie auch wir unser Leid nicht ignorieren können. **Aber** die Muschel kann das Sandkorn annehmen, kann es nach und nach mit Schichten aus Perlmutt überziehen, kann seine scharfen Kanten damit abrunden, es umbilden und umgestalten, das Sandkorn auf diese Weise unschädlich machen und den Fremdkörper in den eigenen Organismus integrieren. Am Ende ist aus dem Sandkorn eine wunderbar schimmernde Perle geworden – und die Muschel ist wertvoller, als sie ohne die Störung jemals hätte sein können.
Mein Vorschlag ist nun, dass wir es mit unseren Schmerzen genauso machen. Dass wir sie nämlich nicht verleugnen und erst recht nicht daran zugrunde gehen, sondern sie im Glauben bewältigen und umformen. Wir dürfen ihnen Sinn und Ziel unterstellen, so wie wir es bei Heinrich Seuse gesehen haben. Nichts wird uns von Gott ohne Grund zugemutet! Indem wir das aber unterstellen, umhüllen wir das Sandkorn mit Perlmutt, integrieren das Leid in unseren Glauben, nehmen ihm damit die schärfsten Kanten und wenden zum Guten, was zunächst nur böse schien. Wenn dann aber mit Gottes Hilfe aus dem Störfall des Leidens eine Perle des Glaubens geworden ist, dann hat Gott erfolgreich an uns gearbeitet und hat den Fluch zum Segen gewendet, so dass wir unterschreiben können, was Heinrich Seuse abschließend zu jener Ordensschwester sagte:

**„Dies alles sollst du berücksichtigen und (darum) nicht ungern leiden, denn woher Leiden auch immer kommt, es kann dem Menschen von Nutzen sein, wenn er das Leid von Gott anzunehmen, es wieder in Gott zu tragen und mit seiner Hilfe zu überwinden versteht."**

# 49. Das Leid und die Theodizeefrage

Die Ausgangsfrage des sogenannten „Theodizeeproblems" wurde von Epikur treffend formuliert:

**Entweder will Gott die Übel beseitigen und kann es nicht:**
**Dann ist Gott schwach, was auf ihn nicht zutrifft,**
**Oder er kann es und will es nicht:**
**Dann ist Gott missgünstig, was ihm fremd ist,**
**Oder er will es nicht und kann es nicht:**
**Dann ist er schwach und missgünstig zugleich, also nicht Gott,**
**Oder er will es und kann es, was allein für Gott ziemt:**
**Woher kommen dann die Übel und warum nimmt er sie nicht hinweg?**

Man erkennt leicht, dass sich die Frage der Theodizee nur dort stellt, wo bestimmte Grundvoraussetzungen gelten, nämlich:

**1. Gott ist nicht schwach, sondern besitzt ein Maximum an Macht ( Allmacht )**
**2. Gott ist nicht missgünstig, sondern besitzt ein Maximum an Güte ( Allgüte )**
**3. Die Welt enthält Übel, Böses, Leid, das der Mensch als solches klar erkennt.**
**4. Der Mensch besitzt kritische Maßstäbe, die er auf Gottes Tun anwenden kann.**
**5. Was über Gott gesagt wird, muss widerspruchsfrei sein, wenn es als glaubhaft gelten soll.**

Eine überzeugende Weise, an allen fünf Voraussetzungen (gleichzeitig und uneingeschränkt) festzuhalten, gibt es wohl nicht. Doch können alle Voraussetzungen einer kritischen Revision und Korrektur unterzogen werden, die dazu führt, dass sich das Theodizeeproblem nicht mehr in der geschilderten Weise stellt.

**Zu 1. Allmacht**

In der Bibel fehlt zwar ein abstrakter Begriff von „Omnipotenz", doch ist dort Gottes Allmacht zweifelsfrei vorausgesetzt. Wenn Gott will, steht die Sonne still, das Meer teilt sich, Tote werden lebendig, Plagen kommen und Heere greifen an. Nie wird in Frage gestellt, dass Gott, was er will, auch kann. Eine Einschränkung gilt allerdings:
Gott will nur, was seinem Wesen entspricht. Er will nichts Widersprüchliches oder Böses, kann auch nicht lügen, sündigen oder gegen die eigene Ehre handeln. Gott kann nichts wollen, was sein eigenes Wesen aufheben würde. Und er will auch nichts, was seiner Gerechtigkeit oder der Treue zu seinem eigenen Wort zuwiderliefe.
Gott kann also immer, was er will. Aber er will nichts, wodurch er sich selbst verriete. Und daraus resultiert z.B. die innere Notwendigkeit seines strafenden Zorns: Gott könnte nur aufhören, dem Bösen zu widerstehen, wenn er aufhörte, das Gute zu lieben – d.h. aber, er kann damit **nicht** aufhören.
Die in Gottes Gesetz festgeschriebene Verknüpfung von Schuld und Strafe, durch die Gott verneint, was seine Schöpfung bedroht, kann er nicht ohne weiteres aufheben. Denn das Böse zu verneinen ist dem guten Gott eine Notwendigkeit.

**Zu 2. Allgüte**

Die Rede von Gottes „Eigenschaften" erweist sich als problematisch, wenn diese wie „Eigenschaften" einer Substanz aufgefasst werden. Ein Stoff hat in aller Regel gleichbleibende „Eigenschaften", weil Stahl eben hart ist, und Butter weich. Wenn Butter plötzlich stahlhart würde, wäre sie keine Butter mehr. Und wenn Stahl butterweich wäre, würden wir nicht mehr von Stahl reden. Wenn Feuer nicht mehr heiß wäre, und Wasser nicht mehr nass, würden wir es nicht mehr Feuer oder Wasser nennen. Substanzen „können nicht anders".
Doch in diesem Sinne muss Gott nicht gütig oder liebend sein. Er kann durchaus „anders". Es ist nicht etwa seine Natur, zu vergeben! Zwar erweist sich Gott in konkreten Beziehungen als „liebend" und wird (z.B. in den Psalmen) gepriesen, weil er sich in bestimmten Situationen als liebend erweist. Aber festgelegt ist er damit nicht. Denn Personen sind diesbezüglich nicht mit Substanzen vergleichbar.
Gott muss nicht allen Menschen gleich begegnen und muss sie auch nicht „alle gleich lieben". Er schuldet es ihnen nicht, sie vor den Folgen ihrer Bosheit zu bewahren. Vielmehr ist seine Liebe stets eine freie und ungeschuldete Zuwendung. Wessen Gott sich erbarmt, dessen erbarmt er sich. Aber er muss sich niemandes erbarmen. Niemand hat einen Anspruch darauf. Denn genau wie die Liebe eines Menschen ist auch die Liebe Gottes nicht „einklagbar".

**Zu 3. Übel – Böses – Leid**

Ein großer Teil des Übels in der Welt ist unmittelbare Folge menschlichen Fehlverhaltens, so dass dafür erst einmal der Mensch selbst haftbar zu machen ist. Tut er nicht das Gute, das Gott ihm geboten hat, so muss er sich wegen der bösen Folgen nicht wundern. Er erntet, was er gesät hat, und sollte darüber nicht klagen. Denn als Sünder unter Sün-

dern hat er es durchaus verdient, unter solchen „hausgemachten" Übeln zu leiden. Ein anderer großer Teil des Übels und des Leides kann als sinnvoll verstanden und sollte mit Einsicht angenommen werden, weil er zur Erziehung des Menschen nötig ist. Zuviel Glück würde den Menschen oberflächlich, stolz und selbstsicher machen, während Erfahrungen des Leides und des Scheiterns ihm Anlass geben zur Besinnung und Reifung. Insbesondere dann, wenn man es sich im Glauben „zum Besten dienen" lässt, ist solches Übel kein wirkliches Übel, sondern eine Hilfe.
Zweifellos bleibt, wenn man die beiden o.g. Arten des Leides abzieht, ein erheblicher „Rest" abgründigen, nicht sinnvoll zu deutenden Übels. Doch bleibt immer zu bedenken, dass sich das, was dem Menschen als „Unglück" erscheint, in Gottes Augen ganz anders darstellen kann:

**Eine Parabel aus China erzählt von einem armen Bauern, der einen kleinen Acker mit einem alten, müden Pferd bestellte und mehr schlecht als recht mit seinem einzigen Sohn davon lebte. Eines Tages lief ihm sein Pferd davon. Alle Nachbarn kamen und bedauerten ihn wegen seines Unglücks. Der Bauer blieb ruhig und sagte: „Woher wisst ihr, dass es Unglück ist?" In der nächsten Woche kam das Pferd zurück und brachte zehn Wildpferde mit. Die Nachbarn kamen und gratulierten ihm zu seinem großen Glück. Der Bauer antwortete bedächtig: „Woher wisst ihr, dass es Glück ist?" Der Sohn fing die Pferde ein, nahm sich das wildeste und ritt darauf los. Aber das wilde Pferd warf ihn ab, und der Sohn brach sich ein Bein. Alle Nachbarn kamen und jammerten über das Unglück. Der Bauer blieb wieder ruhig und sagte: „Woher wisst ihr, dass es ein Unglück ist?" Bald darauf brach ein Krieg aus, und alle jungen Männer mussten zur Armee. Nur der Sohn mit seinem gebrochenen Bein durfte zu Hause bleiben.**

**Zu 4. Menschliche Kritik**
Die Theodizeefrage zu stellen, heißt, Gottes Handeln einer moralischen Kritik zu unterziehen. Und man muss fragen, ob das überhaupt möglich ist. Denn welchem Maßstab sollte der unterliegen, der selbst das Maß aller Dinge ist? Gut ist, was Gott will. Und böse ist, was Gott nicht will. Das ist schon die ganze Definition des Unterschieds. Sie ist aber nicht etwa so zu verstehen, dass Gott sich mit seinem Willen an einen moralischen Maßstab halten würde, der (von ihm unabhängig) schon bestünde, sondern so, dass Gottes Wille selbst der alleinige Maßstab des Moralischen **ist**.
Gut ist nur einer – nämlich Gott selbst. Und darum will er, was er will, nicht etwa, weil es „an sich" schon gut wäre, sondern was Gott will, wird dadurch „gut", dass er es will. Gott hält sich an keine Norm, Gott ist die Norm. Er folgt keiner Ordnung, sein Wille ist die Ordnung. Gott respektiert nicht einen vorgegebenen Unterschied von „gut" und „böse", sondern indem er handelt und gebietet setzt er diesen Unterschied in Kraft.
Wie aber sollte unter diesen Umständen das Handeln Gottes von Menschen kritisierbar sein? Gottes Wollen und Regieren ist keiner Kritik unterworfen, weil er – als die Norm aller Normen – an keiner Norm gemessen werden kann. Gottes Wille unterliegt keinem Gesetz, sondern er ist das Gesetz. Er ist kein Gegenstand von Kritik, sondern ist selbst der Ursprung aller Kritik. Nicht Gott hat sich demnach vor dem Menschen zu rechtfertigen, sondern der Mensch vor Gott. Der in der Theodizeefrage implizierte Rollentausch von Richter und Angeklagtem stellt das Verhältnis von Gott und Mensch in unzulässiger Weise auf den Kopf.

**Zu 5. Widerspruchsfreiheit**

Theologie beansprucht nicht, Gottes Handeln vollständig verstehen und erklären zu können. Vielmehr erklärt sie ausdrücklich, dass ihr Vieles rätselhaft ist und wohl auch bleiben wird, bis es im Lichte der Herrlichkeit seine Erklärung findet. Dann, wenn der Glaube ins Schauen übergeht, wird auch die Theodizeefrage ihre Antwort finden. Doch wird diese Klärung nicht von uns herbei**gedacht**, sondern von Gott herbei**geführt**. Der bleibende Gegensatz zwischen Gottes heilvollem Willen und dem Elend dieser Welt wird also nicht durch kluge Theologie „wegerklärt" oder rational „bewältigt", sondern geschichtlich und tatsächlich von Gott selbst überwunden, wenn er den Moment für gekommen hält. Gott selbst übernimmt es, auf alle Vorwürfe zu antworten. Darum ist es nicht die Aufgabe der Theologie gedanklich zu harmonisieren, was nicht harmonisch ist, sondern das schmerzlich Unausgeglichene beim Namen zu nennen und im Nicht-Verstehen wahrhaftig zu bleiben. Es handelt sich letztlich um eine Frage, die wir nicht gedanklich „lösen", sondern von der uns Gott „erlösen" wird.

**Schlussfolgerungen**

Die Theodizeefrage ist und bleibt irritierend. Aber als Widerlegung des Glaubens kann sie nicht gelten, denn durch die oben skizzierte Revision der Voraussetzungen ergibt sich eine veränderte Situation. Keine der fünf Prämissen ist in dem Sinne gültig, den die Religionskritik unterstellt. Und darum sind auch andere Folgerungen zu ziehen. Man kann nämlich lernen, Gottes Souveränität, seine Unergründlichkeit, seine Strenge, sein Freiheit und sein unhinterfragbares Recht als Herr aller Geschöpfe ernster zu nehmen, als es die Theodizeefrage tut. Daraus ergibt sich dann ein Gottesbild jenseits von naiv und nett. Denn Gott ist für den Menschen nicht nur „Grund", sondern auch „Abgrund". Er hat es nicht nötig, von Menschen verteidigt zu werden, weil sich keiner zu Gottes Anwalt oder Richter aufschwingen kann. Gott hingegen ist beides für uns.

Die Theodizeefrage als logisches Paradox löst sich auf, sobald man erkennt, dass sie auf falschen oder halbwahren Voraussetzungen beruht. Doch das Problem verlagert sich damit auf die Frage nach der Einheit von verborgenem und offenbarem Gott. Denn Gott und der Teufel sind im Weltgeschehen schwer zu unterscheiden. Sie auseinanderzuhalten gelingt nur, wenn man den Unterschied an Christus festmacht und Gott dort festhält, wo der Ungreifbare greifbar wurde und sich an sein Wort gebunden hat. Mehr als dieses Festhalten ist zur Zeit nicht möglich. Aber mehr braucht man auch nicht, um abzuwarten und glaubend vor Gott zu Gott zu fliehen, bis Gott selbst für Aufklärung sorgt…

# 50. Theodizee (erweiterte Fassung)

Wenn Menschen den christlichen Glauben ablehnen, geben sie dafür sehr verschiedene Gründe an. Und viele der Argumente sind leicht zu entkräften. Eines aber wird sehr hartnäckig vertreten und wird als „Fels des Atheismus" angesehen. Und das lautet in seiner populären Form, dass es Gott nicht geben könne, weil ein liebender Gott, der zugleich allmächtig ist, nie und nimmer das Leid dieser Welt zulassen würde. „Es geschehen zu viele schreckliche Dinge", sagen die Leute, „da kann ich unmöglich an Gott glauben. Denn wenn er so gut und so mächtig wäre, wie ihr es behauptet, würde er das Leid doch verhindern." Ich muss das nicht weiter ausführen, denn das Argument ist hinreichend bekannt. Was aber ist dem aus christlicher Sicht entgegenzusetzen? Was kann man

erwidern? Nun, zuerst sollte man zugestehen, dass das Elend dieser Welt auch Christen nicht kalt lässt. Wir sind nicht weniger betroffen und fühlen genauso mit den Leidenden wie die Glaubens-Gegner. Doch ist ihre Argumentation nicht so schlagend, wie sie meinen, sondern sie enthält eine Reihe von Fehlern und irrigen Annahmen, die ich im Folgenden korrigieren möchte:

- Sie missverstehen die zentrale Eigenschaft Gottes, auf die sie sich beziehen, weil sie Gottes Liebe für ein universales Prinzip halten. Und sie lassen demgegenüber andere Eigenschaften, wie Gerechtigkeit und Zorn, gänzlich außer Betracht.

- Sie nehmen den Mensch nicht als Täter, sondern nur als „unschuldiges" Opfer in den Blick. Und weil sie damit den engen Zusammenhang von Leid und Schuld unterschlagen, der in der Bibel eine so große Rolle spielt, verkennen sie auch die ambivalente Lage, in die der Schöpfer schuldigen Geschöpfen gegenüber gerät.

- Sie fragen nicht, ob wirklich „gut" ist, was sie „gut finden", sondern verstehen unter „Übel", „Leid" und „Bösem" einfach alles, was das menschliche Wohlbefinden stört. Und sie meinen darum schon vorweg zu wissen, worin sich Gottes Liebe konkretisieren müsste, um als echte Liebe zu gelten.

- Das Evangelium aber, das auf seine Weise von nichts anderem handelt als von der Aufhebung des Übels, nehmen sie als Erweis göttlicher Liebe nicht einmal zur Kenntnis. Am Ende ist keineswegs bewiesen, dass es Gott nicht gäbe, sondern nur, dass Gott nicht ist, wie die Kritiker ihn gerne hätten. Und ihr argumentatives Ziel ist damit verfehlt…

Um die Zusammenhänge näher zu erläutern und die nötigen Korrekturen anzubringen, möchte ich ihre Aufmerksamkeit zunächst auf das Missverstehen der göttlicher Liebe lenken. Denn der Vorwurf der Gegner lebt ja ganz wesentlich von der Unterstellung, dass ein liebender Gott, von dem es heißt, dass er Liebe „ist", zwangsläufig gegen jede Kreatur „lieb" und gegen keine „hart" sein dürfe. Das aber ist schlicht ein Irrtum. Denn es gibt zwar Eigenschaften Gottes, die von so universaler und prinzipieller Geltung sind. Seine Liebe und sein Zorn gehören aber nicht dazu. Von Gottes Allmacht, kann man sagen, dass Gott jedem Geschöpf gegenüber gleich allmächtig ist, wie es auch keinen Gegenstand des Wissens gibt, demgegenüber Gott nicht allwissend, und keinen Raum, in dem er nicht gegenwärtig wäre. Diese Eigenschaften hat Gott in jeder denkbaren Beziehung. Doch bei Liebe und Zorn ist das anders. Denn barmherzige Liebe und gerechter Zorn sind keine abstrakten Prinzipien, die selbstverständlich unterstellt oder gar eingefordert werden könnten. Diese Eigenschaften Gottes beziehen sich auf das konkrete Gegenüber, das sich zu Gott so oder so verhält – und dementsprechend die eine oder die andere Seite Gottes kennen lernt. Liebe und Zorn gelten darum nicht einfach „jedem" auf die gleiche pauschale Weise, sondern sind ganz persönlicher Natur. Dass Gott aber beides kennt, ist kein Widerspruch, sondern ist nur konsequent, weil ein guter Hirte eben hart ist zu den Wölfen und mild zu den Schafen. Beides ergibt sich aus der Liebe zu seiner Herde. Und so schließt auch bei Gott die Bejahung des Guten notwendig die Verneinung des Bösen mit ein. Gott ist in beidem völlig konstant und konsequent. Denn auf Gottes Liebe darf jeder rechnen, der seine Verfehlungen bereut und sich zur Barmherzigkeit Gottes flüchtet. Und mit derselben Verlässlichkeit und Konsequenz wird jeder Gottes Zorn erfahren,

der uneinsichtig am Bösen festhält. So ist Gottes Liebe zwar „universal" in dem Sinne, dass sie allen Menschen angeboten wird. Aber sie wird deswegen nicht von allen ergriffen. Christus ist zwar für alle gestorben. Aber das kommt nicht allen zu gute. Denn diejenigen, die das Evangelium ablehnen, schließen sich dadurch selbst aus, entziehen sich der Liebe Gottes und bleiben damit unter seinem Zorn. Stimmt es also, dass Gott alle Menschen „gleich" liebt, wie man das oft hört? Nein. In der Bibel steht das nirgends. Und im Sinne eines egalitären Prinzips oder einer pauschalen Regelung stimmt es auch nicht. Denn Gottes Liebe ist nicht unterschiedslos und allgemein, sondern immer persönlich und konkret.

Gewiss ist richtig, dass Gottes Liebe sich niemandem verschließt, der sie sucht! Aber dass Gott deswegen zu allen Menschen die gleiche freundliche Beziehung hätte, das ist falsch, weil eben nicht alle seine Liebe suchen. Gottes Tür ist für alle offen! Aber das heißt nicht, dass auch alle hineingehen. Gott ist jedem gnädig, der sich nach Gottes Gnade ausstreckt! Weil das aber nicht jeder tut, ist Gott auch nicht jedem gnädig. Und darum ist die Meinung, dass Gott alle gleich liebte, eine ebenso unzulässige Verallgemeinerung, wie dass er allen zürnte. Diejenigen, die sich seiner Liebe beharrlich verschließen, liebt er ebensowenig, wie er denen zürnt, die sich seiner Liebe geöffnet haben. Denn genau so weit, wie wir Adam sind, gilt uns Gottes Zorn, und soweit wir in Christus sind, gilt uns seine Liebe…

Weil aber selbst die Besten unter uns immer noch beides sind, dürfen wir nicht erwarten, dass Gottes Verhältnis zu uns und zu dieser Welt allein durch zärtliche Liebe bestimmt sein müsste. Nein, im Gegenteil: Soll sich die Ausgangsfrage – „warum Gott das Leid in dieser Welt nicht beseitigt" – wirklich auf den Gott der Bibel beziehen, so darf man den Blick nicht allein auf seine Liebe und Allmacht richten, sondern muss seine Gerechtigkeit mit einbeziehen, die das böse Tun mit sehr verdienten Strafen vergilt. Und dann ergibt sich ein ganz anderes Bild. Denn der Gott der Bibel verneint, was ihn verneint. Er zerstört, was seine Schöpfung zerstört. Und das Verkehrte, das nicht sein soll, befördert er ins Nicht-Sein. Was aber wäre verkehrter in dieser Welt als der sündige Mensch?

Das vermeintlich so große Rätsel, warum Menschen krank werden, leiden und sterben, ist darum leicht zu lösen. Nach biblischer Auskunft ist der Tod „der Sünde Sold" und also die verdiente Strafe dafür, dass der Mensch nicht ist, wie er sein sollte. Das ist einerseits logisch, weil der, der sich von Gott als der Quelle des Lebens abschneidet, sich damit notwendig den Tod einhandelt. Es ist andererseits konsequent, weil Gottes Wort ja an tausend Stellen den Übertretern des Gesetzes genau solche Folgen androht. Und es ist zuletzt auch unausweichlich, weil Gott in seiner beharrlichen Liebe zum Guten gar nicht anders kann, als das Böse zu hassen. Tatsächlich hat Gottes Allmacht an diesem Punkt eine Grenze, weil Gott nicht gegen sein eigenes Wesen verstößt. Er ist allmächtig in dem Sinne, dass er jederzeit kann, was er will. Aber der gute Gott kann schlechterdings nichts Böses wollen, und kann sich darum auch mit dem Bösen in uns nie anfreunden. Niemand setzt Gott irgendwelche Schranken. Aber sein eigenes Wesen ist ihm insofern eine Schranke, als er sich selbst nicht widerspricht und sich selbst nicht untreu wird. Und das heißt: Gott kann in dieser Hinsicht wirklich nicht anders. Er kann das Böse nicht dulden. Er widersteht notwendig der Sünde, die ihm widersteht. Und er vollzieht darum am Sünder die durch Gottes Wort öffentlich und verbindliche angedrohte Strafe. Dass der Mensch seit dem Sündenfall sterben muss, ist so gesehen hart, aber gerecht, und aus Gottes Perspektive völlig verständlich. Denn er kann ja dort nicht Glück und Ewiges Le-

ben schenken, wo das nur auf eine Verewigung der Sünde hinausliefe. Das Leben des Sünders unbegrenzt zu verlängern, hieße, dem Bösen unbegrenzte Zeit zugestehen. Gott würde damit den Widerstand gegen seinen eigenen guten Willen unterstützen. Und das könnten, recht besehen, nicht einmal die Sünder begrüßen. Denn es ist in Wahrheit kein Glück, auf ewig das Falsche zu wollen und endlos auf einem Irrtum zu beharren. So verewigt zu werden, wäre auch für den Menschen ein Unglück. Und darum wäre es inkonsequent und gegen Gottes Wesen, die mit der Sünde verbundenen Plagen und Nöte, die er selbst als Strafen über den Menschen verhängt hat, zurückzunehmen. Warum also hebt Gott das Leid nicht auf? Vielleicht einfach, weil wir's verdient haben? Das ist gewiss nicht die ganze Antwort, die hier zu geben ist. Aber es ist doch ein Teil der Antwort, den man nicht unterschlagen darf. Und das tun jene, die das Leid als Argument gegen den Glauben benutzen. Sie tun so, als wäre der Mensch in seinem Leid das unschuldige Opfer eines grausamen Gottes. Doch einerseits gibt es nach biblischer Lehre keine „unschuldigen" Menschen. Von Jesus abgesehen sind wir alle Sünder. Auch Kinder sind nur Sünder, denen es bisher an Gelegenheit mangelte! Und andererseits wird der größere Teil des Leides gar nicht von Gott verhängt, sondern unmittelbar von Menschen Menschen angetan. Der größte Teil des Leides geht darauf zurück, dass Menschen Kriege führen, obwohl Gott ihnen den Frieden geboten hat, dass sie die Nahrungsmittel auf Erden nicht gerecht verteilen, obwohl Gott genug davon wachsen lässt, und einander nicht helfen, obwohl sie die Mittel dazu durchaus hätten. All das ist hausgemachtes Elend, das man Gott nicht anlasten kann, weil es gegen seinen ausdrücklichen Willen geschieht. Und es wäre darum ehrlich zuzugestehen, dass der Mensch in erster Linie unter dem Menschen leidet. Wir sind keine unschuldigen Opfer, sondern sind allesamt Täter. Und abgesehen davon, dass wir krank werden und sterben, besteht unser wesentliches Leid darin, dass wir unter Menschen leben, die genauso lieblos und egozentrisch sind wie wir selbst. Man muss zugeben, dass es eine recht angemessene Strafe ist, als Sünder unter Sündern leben zu müssen! Und darum ist es nicht richtig, wenn die Gegner des Glaubens den engen Zusammenhang von Leid und Schuld, auf den die Bibel so deutlich hinweist, einfach ausblenden und unterschlagen.

Vermeidet man diesen Fehler, und bezieht den Zusammenhang von Schuld, Zorn und Leid in die Betrachtung mit ein, stellt man allerdings fest, dass es nicht bloß ein „Theodizeeproblem" gibt, sondern zwei. Denn der Mensch, wie wir ihn kennen, ist ein höchst ambivalentes Wesen voller Glanz und Elend. Er ist von seinem liebevollen Schöpfer dazu bestimmt, Gottes Kind und Ebenbild zu sein, ist aber als Sünder unablässig dabei, diese gute Bestimmung mit Füßen zu treten und ins Böse zu verkehren. Und der Schöpfer, unter dessen Augen das geschieht, wird dadurch doppelt herausgefordert, und sein Handeln wird doppelt fraglich. Denn einerseits: Wie kann ein liebevoller Gott zulassen, dass seinen Geschöpfen unablässig Böses widerfährt? Sollte seine Allmacht sie nicht retten? Und andererseits: Wie kann ein gerechter Gott zulassen, dass seine Geschöpfe unablässig Böses tun? Sollte seine Allmacht ihnen nicht das Handwerk legen?

Man hat nicht nur einmal Grund sich zu wundern, sondern zweimal. Denn einerseits ist es ein Wunder, dass wir trotz der Liebe Gottes noch leiden. Und andererseits ist es ein Wunder, dass wir trotz seines gerechten Zorns noch leben. Wie kommt das, dass wir unter Gottes allmächtiger Liebe noch sterben müssen? Und wie kommt das, dass wir unter seinem allmächtigen Drohen noch nicht gänzlich vernichtet sind? Man kann beides rätselhaft finden, und könnte Gott aus beidem einen Vorwurf machen. Denn im Namen der Liebe kann man fordern, dem Geschöpf die peinlichen Folgen seiner Sünde zu ersparen,

und alle Leiden aufzuheben. Und im Namen der Gerechtigkeit kann man fordern, dieses Geschöpf, als den Ursprung des Bösen in der Welt, durch sofortige Vernichtung unschädlich zu machen. Es versteht sich, dass Menschen selten auf die Idee kommen, das Letztere zu fordern. Aber wenn man Pflanzen und Tiere danach befragen könnte – würde der Plan nicht vielleicht eine Mehrheit finden, die Sünde aus der Welt zu schaffen, indem man die Sünder aus der Welt schafft? Der Mensch ist einerseits ein Teil der guten Schöpfung, die Gott nach wie vor bejaht. Er ist andererseits ein Teil des Bösen, das Gottes gute Schöpfung bedroht und zersetzt. Daraus aber, dass beides zugleich gilt, und sich in Gottes Handeln auch beides spiegelt, eben daraus erklärt sich der bitter-süße Zustand unserer Welt…

Was aber kann geschehen, damit sich an dieser Lage etwas ändert? Und was ist von Gott zu erwarten? Das Glücksverlangen des Menschen ist ebenso verständlich wie unrealistisch und findet unmittelbaren Ausdruck in der Klage und Forderung gegen Gott, er solle uns doch bitteschön in der Weise lieben, dass er uns alle Leiden erspart – und weiter nichts von uns verlangt. Der Mensch sucht die Schuld nicht bei sich, sondern bei Gott, und fordert, Gott möge dafür sorgen, dass unsere Sünden keine schmerzlichen Folgen mehr haben, damit Sünder so unbeschwert leben können als wären sie Gerechte. Wenn Gott dem aber nicht beistimmt, beschuldigt man ihn der Grausamkeit. Denn nicht der Mensch will sich ändern, sondern nur seine Situation soll sich ändern. Nicht die Sünde will man sein lassen, sondern nur der Strafe entgehen. Nicht die Krankheit soll Gott heilen, sondern nur die Symptome beseitigen. Unsere Gottlosigkeit soll ruhig bleiben, und nur das Leid soll verschwinden. Denn dass sich uns Freuden entziehen, finden wir nicht in Ordnung. Dass wir uns Gott entziehen, aber schon. Und wenn der Allmächtige auf dieses Spiel nicht eingeht, heißt es: „Siehst du, Gott liebt uns nicht, er versagt, und darum versagen wir uns ihm…"

Es liegt wohl auf der Hand, dass wir so nicht weiterkommen. Der Wunsch, Gott möge uns glücklich machen und ansonsten so lassen, wie wir sind, ist naiv. Denn wie wir oben gesehen haben, wäre es gegen Gottes Wesen, das Böse zu tolerieren, es zu verewigen oder gar noch mit Glück zu belohnen. Es muss eine andere Lösung geben. Und die gibt es in der Tat. Denn Gott schaut nicht tatenlos zu, wenn der Mensch sich selbst zum Unglück wird. Wenn Gottes Liebe ihn aber drängt, die Person des Sünders zu retten, und zugleich seine Gerechtigkeit ihn drängt, die Sünde zu verwerfen, dann kann eine saubere Lösung nur darin bestehen, den Sünder von seiner Sünde so zu unterscheiden und zu trennen, dass die Sünde untergeht, der Sünder aber gerettet wird. Und ohne diese Trennung geht es nicht. Denn es wäre gegen Gottes Wesen, das Böse um des Geschöpfes willen zu dulden. Und es wäre genauso gegen Gottes Wesen, dem Geschöpf um des Bösen willen nicht zu helfen. Gott muss beides voneinander trennen und erklärt sich darum bereit, alle Menschen um Christi willen zu erlösen, die sich glaubend von ihrer Sünde distanzieren und sie selbst von Herzen leid sind.

Mit dem sündigen Tun kann Gott sich niemals anfreunden, mit der Person des Täters aber schon. Und er ist dazu bereit, wenn diese Unterscheidung vom Betroffenen selbst mitvollzogen und bejaht wird. Freilich: Wer Gott weder seine Strenge noch seine Güte glaubt, tut das nicht! Der rebelliert zugleich gegen Gottes Gesetz und gegen sein Evangelium, um trotzig zu bleiben, wie er ist. So einen uneinsichtigen Sünder wie einen Gerechten zu behandeln, wäre unwahrhaftig und wäre ein „Tun-als-ob", zu dem sich Gott nicht hergibt. Wenn aber einem Gläubigen seine Sünde so leid ist, dass er sie – wenigstens der Absicht nach – gern los wäre, wenn er also von ihr unterschieden und getrennt

sein will, dann lässt dieser Mensch Gottes Gesetz gelten, lässt ebenso das Evangelium gelten, gibt Gott in beidem Recht und wird dadurch in Gottes Augen tatsächlich ein anderer, weil Gott ihm statt seiner persönlichen Schuld künftig die Gerechtigkeit Christi zurechnet. Einen solchen Menschen kann Gott annehmen, selbst wenn manche seiner Taten unannehmbar bleiben. Denn ein solcher ist tatsächlich eine neue Kreatur und wird, wenn er einmal alles Irdische hinter sich lässt, des ewigen Lebens und der Seligkeit teilhaftig, weil an ihm nichts übrig bleibt, was der gute Gott verneinen müsste.

Das ist, kurz gefasst, das wunderbare Angebot Gottes! Das ist seine Lösung für das große Problem der Menschheit! Das ist der Heilsweg, den Gott eröffnet, um uns nicht bloß für einige Zeit leidfrei und glücklich, sondern um uns langfristig und in Ewigkeit selig zu machen! Wenn es nicht das ist, wonach der Menschheit der Sinn steht, so ist es in Wahrheit viel besser. Ist es aber besser, wer dürfte dann sagen, Gott kümmere sich nicht um die Aufhebung des Übels in der Welt? Genau genommen redet die Bibel von nichts anderem! Nur dass Gott die Sache anders und viel gründlicher angeht, als der Mensch das erwartet. Denn Gottes Liebe konkretisiert sich nicht einfach in äußeren Wohltaten, sondern im Heilsweg des Evangeliums. Gott in seiner Allmacht geht massiv gegen das Böse vor! Nur dass er es auf seine Weise tut und nicht auf unsere. Wir lokalisieren das Böse außen, im bösen Geschick, in Not, Armut und Krankheit. Gott aber lokalisiert es innen, in unserer Seele. Er setzt nicht bei dem Bösen an, das den Sünder stört, sondern bei dem Bösen, der der Sünder ist. Wie jeder gute Arzt behandelt Gott nicht Symptome, sondern geht dem Übel an die Wurzel. Und die ist nun mal nicht physischer, sondern geistlicher Natur.

Die Übel, unter denen die Menschheit seufzt, entspringen nicht aus Defiziten der Schöpfung, sondern aus Defiziten des menschlichen Herzens. Unser Hauptproblem ist nicht ein Mangel an irdischem Wohlbefinden, sondern eine tief gestörte Gottesbeziehung. Und an diesem Punkt setzt darum das Evangelium an. Wenn aber empörte Menschen Gottes Therapie nicht würdigen, nicht darauf eingehen und sie nicht anwenden, so liegt es wohl daran, dass sie die Diagnose nicht verstanden haben. Sie rufen: „Warum beseitigt Gott nicht endlich das Übel?" Dabei hat es seine Quelle in ihrem eigenen Herzen. Und Gott steht bereit, um das Übel dort zu bekämpfen. Weil es aber keinen Sinn machte, das physische Übel aufzuheben ohne das geistliche Übel anzutasten, aus dem es entspringt, darum hebt Gott das Leiden in der Weise auf, dass er zuerst die Voraussetzungen aufhebt, unter denen das Leiden zwangsläufig ist.

Die Gläubigen erfahren das in eindrucksvoller Weise, weil das Evangelium ihr Hauptproblem löst und ihren inneren Schaden so heilt, dass sie mit Gott ins Reine kommen. Der Wunsch der Anderen aber, Gott möge sie ungebessert und unverändert bloß glücklicher machen – und sonst in Ruhe lassen –, ist kurzschlüssig. Sie dekretieren, wenn Gott sie wahrhaft liebte, müsste er doch tun, was sie sich wünschen! Gott aber lässt sich davon nicht irritieren, liebt weiterhin auf seine Weise und tut täglich und verlässlich das, was er im Neuen Testament versprochen hat: Er bietet mit dem Evangelium Erlösung an und ist bereit, den Sünder von der Sünde zu unterscheiden, sobald der diese Unterscheidung mitvollzieht. Niemand, der zu Christus kommt, wird abgewiesen! Dem Suchenden steht Gottes Reich offen! Nur, dass der Weg dorthin auch noch bequem sein müsste, das sollte man nicht erwarten. Denn Gottes zupackende Liebe hat es in erster Linie nicht auf unser Wohlbefinden abgesehen, sondern auf unser Heil. Gottes Liebe tut, was für uns gut ist, und nicht, was wir gut finden. Gottes Liebe will uns für die Gemeinschaft mit ihm tauglich machen. Und so weit zu diesem Reifungsprozess auch Leiden nötig sind,

wird Gott es daran nicht fehlen lassen. Denn er liebt nicht so, dass er beliebige Güter schenkt, nach denen uns gerade der Sinn steht, sondern so, dass er Erfahrungen schenkt, die wir für unser Fortschreiten nötig haben. Gottes Liebe gibt auch den Christen nicht, was sie sich wünschen, um auf Erden lustig zu leben, sondern, was sie brauchen, um sicher bei ihm im Himmel anzukommen. Und Leid steht zu solcher Liebe keineswegs im Widerspruch, sondern gehört regelmäßig zu der rauen Pädagogik dazu, die Gott unserem Starrsinn entgegensetzt…

**Fazit:**
Der Vorwurf, Gott sei dem Übel dieser Welt gegenüber untätig, ist unzutreffend und beruht nur darauf, dass der Mensch nicht einverstanden ist mit der Weise, auf die ihm Gott zu helfen gedenkt. Gott ist durchaus allmächtig und ist auch voller Liebe, entscheidet aber selbst, worin sich seine Liebe offenbart. Und das sind nicht beliebige Wohltaten, sondern es ist genau das, was Christus zur Erlösung der Sünder tat, und der Heilige Geist immer wieder an ihnen tut. Wenn im Neuen Testament von Gottes Liebe die Rede ist, dann ist das eine abgekürzte Rede dafür – und für nichts anderes. Denn nicht „irgendwie" hat Gott die Welt geliebt, sondern „also", dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verlorengehen (Joh 3,16). Gott beseitigt nicht, was wir für unser Problem halten, sondern, was – nach seiner tieferen Einsicht – unser Problem ist. Wenn es Menschen aber nach einem anderen „Heil" verlangt und sie Gott zum Vorwurf machen, dass er sie inmitten ihrer Verkehrtheit und Bosheit nicht glücklicher macht, dann muss das aus den dargelegten Gründen zurückgewiesen werden.
Ein (theo-)logisches Paradox oder eine Widerlegung des Glaubens ergibt sich nicht, denn die Theodizeefrage argumentiert unter Voraussetzungen, die der christliche Glaube so gar nicht teilt. Der lebendige Gott hat deutlich mehr Eigenschaften als nur Allmacht und Liebe. Er ist auch streng und gerecht. Seine Liebe ist kein abstraktes Prinzip. Sie gilt nicht einfach „jedem" und ist schon gar nicht einklagbar. Das menschliche Leiden ist kein Rätsel, sondern ein Resultat menschlicher Schuld. Und aufgehoben wird es nicht durch eine äußere Beglückung des Menschen, sondern durch seine innere Wandlung. Wer aber steht dieser gründlichen Lösung im Wege? Steht etwa Gott ihr im Wege, der selbst den Kreuzestod nicht scheute, um die nötigen Voraussetzungen zu schaffen? Steht der Lösung nicht eher der Mensch im Wege, der sein selbstverschuldetes Elend Gott zum Vorwurf macht, statt den Heilsweg zu gehen, der ihm längst eröffnet und gewiesen wurde? Die Ankläger idealisieren den Menschen und dämonisieren Gott. Er aber will uns gründlicher helfen als wir es ahnen. Er will die Voraussetzungen aufheben, unter denen unser Leiden zwangsläufig ist. Und dafür, dass er's tut, obwohl die Menschheit es ihm so schlecht dankt, dafür gebühren ihm Lob und Ehre in Ewigkeit…

**Nachbemerkung:**
Wie oben gezeigt beweisen die Aporien der Theodizeefrage nicht, dass es Gott nicht gäbe, sondern nur, dass der Gott, den es gibt, nicht ist, wie der Mensch ihn gern hätte. Dies aber so ausdrücklich festzustellen, ist ein religionskritisches Eigentor der Atheisten. Denn mit der Ablehnung, die sie Gott entgegenbringen, widerlegen sie ein anderes, ebenso populäres religionskritisches Argument. Ihre Ablehnung zeigt eindrucksvoll, dass der Gott, den es gibt, absolut nicht ist, wie ihn sich menschliche Phantasie zum eigenen Troste zurechtlegen und ausdenken würde. Eine Projektion menschlicher Wünsche sähe ganz anders aus! Und das heißt: Der wahre Gott, der biblische Gott, bekommt von seinen

Gegnern bescheinigt, dass er kein Wunschtraum ist. Sie beteuern, dieser Gott sei kaum auszuhalten. Und als Christ muss man dem nicht einmal widersprechen. Der Verdacht aber, der christliche Glaube entspränge einem menschlichen Trost- und Harmoniebedürfnis, ist damit von ganz unverdächtiger Seite unfreiwillig wiederlegt…

# 51. Gottebenbildlichkeit und Menschenwürde

Es gibt eine Frage, in der wir eigentlich alle Experten sein müssten, weil sie uns unmittelbar betrifft. Und doch bringt uns gerade diese Frage in Verlegenheit – wenn nämlich jemand fragt, was eigentlich ein „Mensch" ist. Was ist ein Mensch? Was macht den Menschen zum Menschen? Das müssten wir eigentlich beantworten können, denn schließlich geht es um uns selbst, um das spezifisch „Menschliche" unserer Natur, das uns von den Tieren abhebt und uns eine besondere Würde verleiht – nämlich „Menschenwürde". Man sollte meinen, dass wir darüber Bescheid wissen. Und doch, wenn ich Konfirmanden danach frage, kommen sie schnell in Schwierigkeiten: „Was ist der Mensch?" – „Na ja, der Mensch ist ein Lebewesen" sagen sie. Aber das sind auch die Fliege an der Wand und der Wurm im Garten. Die biologischen Grundprozesse haben wir mit den Tieren gemein, und darum kann in ihnen das spezifisch „Menschliche" nicht beschlossen liegen. „Hm" – sagen die Konfirmanden dann. „Der Mensch beherrscht als einziger den aufrechten Gang". Aber wenn uns **das** zu Menschen machte, dann wäre der Gelähmte, der im Rollstuhl sitzt, kein Mensch mehr. Und das will im Ernst keiner behaupten.
„Na, ja" heißt es schließlich „Der Mensch kann denken, er ist klug". Aber wenn es allein der Verstand wäre, der uns zu Menschen macht, dann würden die Säuglinge, die geistig Behinderten und die dementen Alten aus dieser Definition schnell herausfallen. Sie würden mangels geistiger Fähigkeiten den Status des „Menschen" verlieren. Und zugleich müsste man folgern, dass die besonders Klugen aufgrund ihrer Klugheit in höherem Grade „Mensch" wären als die anderen. Das verneinen meine Konfirmanden natürlich. Und dann macht sich Ratlosigkeit breit. Denn an dieser Stelle merkt jeder, was für gefährliche Folgen es hat, wenn man die Wesensbestimmungen des Menschen auf seine geistigen Leistungen gründet. Es ist dann nämlich ganz leicht, jemandem die menschliche Würde abzuerkennen, sobald er diese Leistungen nicht erbringt. Das kann nicht richtig sein. Aber was ist es dann? Was macht **dann** den Menschen zum Menschen – was unterscheidet ihn vom Tier?
Die biblische Schöpfungsgeschichte gibt auf diese Frage eine ganz eigene Antwort. Denn das besondere Kennzeichen des Menschen ist in der Bibel, dass er zum Ebenbild Gottes geschaffen wurde: ***„Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als Mann und Frau."*** So steht's geschrieben. Nur: Was soll es besagen? Wer unbefangen hört, der Mensch sei Gottes „Ebenbild", der beginnt nach Ähnlichkeiten zu suchen. Denn üblicherweise sagt man ja, ein Junge sei das „Ebenbild" seines Vaters, wenn er die gleiche Nase hat, die gleiche Augenfarbe und vielleicht die gleichen Ohren. Wir unterstellen, ein Ebenbild müsse dem Vorbild ähnlich sein und müsse ihm möglichst gleichen wie ein Ei dem anderen gleicht. Wenn wir das aber auf uns und Gott übertragen, kommen wir zu absurden Konsequenzen. Denn wenn Gott sich den Menschen zum Ebenbilde schafft, kann das ja nicht bedeuten, der Mensch sei genauso allmächtig, genauso allwissend und barmherzig, so allgegenwärtig und ewig wie Gott. Das ist ganz offenbar Unfug. Denn sollten wir Gott gleichen wie eine Briefmarke der an-

deren, so müssten aus Menschen Götter werden. Das kann nicht gemeint sein. Was ist aber dann ein „Ebenbild Gottes"? Ich meine, wir verstehen den biblischen Begriff besser, wenn wir an den Abdruck denken, den ein Siegel hinterlässt, wenn es in das heiße Siegelwachs gedrückt wird. Der Abdruck, der im weichen Wachs entsteht, ist nämlich ein genaues Ebenbild des metallischen Siegels, das den Abdruck erzeugt. Und dennoch entsprechen den Vertiefungen im Siegel nicht etwa Vertiefungen im Wachs, sondern Erhöhungen – und den Erhöhungen im Siegel entsprechen im Wachs nicht Erhöhungen, sondern Vertiefungen. Wir finden im Wachs also keineswegs ein zweites Siegel, da entsteht kein identischer Zwilling, aber wir finden im Wachs ein präzises Abbild. Und genau so etwas sollen wir Menschen sein im Gegenüber zu Gott, dem wir zwar niemals gleichen werden, dem wir aber durchaus entsprechen können:
Gottes Allmacht entsprechen wir, wenn wir nicht versuchen unser selbst mächtig zu sein. Und Gottes Ewigkeit entsprechen wir, wenn wir unsere eigene Endlichkeit annehmen. Gottes Barmherzigkeit entsprechen wir, indem wir darauf vertrauen. Und Gottes Gebieten entsprechen wir, indem wir gehorchen. Wo Gott ruft, da sollen wir antworten. Wo er Zusagen gibt, sollen wir ihm glauben. Und wo er spricht, sollen wir zuhören. Das ist natürlich nicht die Art, wie eine Briefmarke der anderen gleicht. Nein! Aber es ist die Art, wie der Abdruck im Siegelwachs dem Siegel entspricht, weil es von ihm die Prägung erhält. Und genau so sollen wir uns prägen lassen von Gottes Wirken an uns: Wo er uns beschenkt mit dem täglichen Brot – da sollen wir's mit Dank empfangen. Und wo uns seine Gebote warnen – da sollen wir die Finger von lassen. Wo Gott uns Grenzen setzt – da sollen wir sie akzeptieren. Und wo er uns einlädt fröhlich zu sein – da sollen wir uns nicht bitten lassen. Seiner Liebe entsprechen wir, indem wir sie an andere weitergeben. Und sein Zorn spiegelt sich in unserer Buße. Gottes Treue entspricht unser Bekenntnis. Und aus seinen Verheißungen speist sich unsere Hoffnung.
Denn eben **dazu** hat uns Gott geschaffen, **dazu** hat er den Menschen bestimmt, dass er sein Ebenbild und Gegenüber sein soll – darin liegt der besondere Sinn unseres menschlichen Daseins. Denn die Pflanzen und die Tiere, so sehr Gott sie liebt, können ihm doch auf diese Weise **nicht** entsprechen. Die Tiere haben keine Worte zum Lobpreis, sie sprechen keine Gebete, sie können Gottes Gedanken nicht folgen, sie erzählen nicht von seinen Wundern und singen auch keine Choräle. Gottes Größe ist ihnen nicht bewusst und sie haben nicht die Freiheit, „Du" zu ihm zu sagen. Der Mensch aber kann seinem Schöpfer ein verständiges, antwortendes Gegenüber sein – und entspricht so seiner Bestimmung zum Ebenbild Gottes.
Doch entspricht der Mensch dieser Bestimmung tatsächlich? Leben wir das ganz besondere, ganz auf Gott bezogene Mensch-Sein, das wir gerade beschrieben haben? Sind wir so? Nein. Es gilt realistisch zu sein. Und die theologische Tradition lehrt darum, dass die Ebenbildlichkeit des Menschen verloren ging, als er sich dem Bösen öffnete. Sie zerbrach im Sündenfall. Und seither steht unser Leben nicht mehr in harmonischem Verhältnis zum Wirken Gottes, sondern im Gegensatz dazu: Wo Gott uns beschenkt, sagen wir meistens **nicht** danke. Und wo er „halt" ruft, gehen wir oft weiter. Gottes Einladungen werden vielfach ignoriert. Seine Liebe findet keine Erwiderung. Und seine Warnungen verhallen ungehört. Zwischen Gott und Mensch ist ein Missverhältnis eingetreten. Wir passen zusammen wie Pizza und Schokoladensoße. Wir passen in Gottes Plan wie Sand ins Getriebe. Wir passen eigentlich gar nicht mehr zu Gott. Und das heißt: Der Abdruck, den Gottes Siegel im Wachs der menschlichen Natur hinterlassen hat, der ist zerkratzt und entstellt. Gottes Ebenbild in uns ist fast unkenntlich geworden. Und das wahre Mensch-

Sein findet so gar nicht statt. Das ist gewiss keine gute Nachricht. Aber die Lage ist nicht aussichtslos. Denn wenn wir auch die Ebenbildlichkeit selbst verloren haben, so haben wir doch die **Bestimmung** zum Ebenbild Gottes nicht verloren. Da ist ein Teil unseres Erbes, den wir nicht verschleudern konnten. Und ich meine, dass wir ihn nun unbedingt festhalten sollten. Denn zum Ebenbild Gottes „bestimmt" zu sein, das ist uns geblieben, daran hängt das Menschsein des Menschen – und das ist auch der Grund seiner menschlichen Würde! Wäre es die Vernunft, auf der diese Würde fußte, wäre es die Sprache, der aufrechte Gang oder sonst eine besondere Leistung, so wäre die Menschenwürde verlierbar. Den ungeborenen Kindern käme sie genauso wenig zu wie den geistig Behinderten und den dementen Alten. Sie fielen aus der Definition des Menschseins ganz schnell heraus! Liegt aber das Wesen des Menschen in seiner Bestimmung zum Ebenbild Gottes, so ist diese Bestimmung unverlierbar. Sie ist nicht Leistung, sondern Gnade, und bleibt doch als gnädige Gabe zugleich eine Aufgabe, der wir uns stellen können. Denn durch den Glauben haben wir die Chance, etwas von dem entstellten Ebenbild in uns wiederzugewinnen. Derzeit bleiben wir zurück hinter dem wahren Mensch-Sein, zu dem wir berufen sind. Wir hinken unserer Bestimmung hinterher. Wir sind noch nicht, was wir sein sollen. Uns fehlt ganz viel, um Gottes Ebenbilder zu sein. Aber entmutigen muss uns das nicht. Denn Gottes große Einladung, von ihm her und auf ihn hin zu leben, wird deswegen nicht zurückgenommen. Vielmehr hat er uns auf dem Wege zum vollen Mensch-Sein das denkbar beste Vorbild vor Augen gestellt. Er hat uns Jesus Christus gesandt, der der einzige vollendet "ebenbildliche" Mensch war. Und durch seine Gnade ermutigt und befreit, dürfen wir uns im Glauben aufmachen, auch selbst im vollen Sinne „Mensch" zu werden. Will man das Gesagte zusammenfassen, so kann man es darum in eine Aufforderung kleiden, die albern klingt, die aber dennoch ein ganzes Lebensprogramm in sich birgt: „Mach's wie Gott – werde Mensch".

# Die Bestimmung des Menschen:

## Er soll ein Ebenbild Gottes sein, das dem Schöpfer entspricht, wie der Abdruck im Wachs dem Siegelring entspricht.

| | | |
|---|---|---|
| Gott ordnet den Erdkreis wunderbar und weise | ⟺ | Der Mensch freut sich des Schönen |
| Gott redet | ⟺ | Der Mensch hört Gottes Wort |
| Gott schenkt das tägliche Brot | ⟺ | Der Mensch empfängt es und dankt. |
| Gott gibt seinen Geschöpfen gute Gebote | ⟺ | Der Mensch gehorcht dem Willen Gottes |
| Gott lenkt das Menschenleben | ⟺ | Der Mensch läßt Gott vertrauensvoll walten |
| Gott setzt dem Menschen Grenzen | ⟺ | Der Mensch akzeptiert seine Grenzen |
| Gott segnet mit guten Gaben | ⟺ | Der Mensch freut sich und dankt. |
| Gott zürnt über menschlichen Ungehorsam | ⟺ | Der Mensch kehrt um vom falschen Weg |
| Gott erlöst die Sünder durch Jesus Christus | ⟺ | Der Mensch läßt sich erlösen |
| Gott lädt ein, ihn anzurufen in Freud und Leid | ⟺ | Der Mensch betet |
| Gott will vergeben | ⟺ | Der Mensch läßt sich vergeben |
| Gott gibt Aufgaben | ⟺ | Der Mensch übernimmt Aufgaben |
| Gott beruft in die Nachfolge Christi | ⟺ | Der Mensch nimmt den Ruf an und folgt |
| Gott fordert, den Nächsten zu lieben | ⟺ | Der Mensch hilft, wo er kann |
| Gott bekennt sich zu seinen Geschöpfen | ⟺ | Der Mensch bekennt sich zu Gott |
| Gott gibt Versprechen für die Zukunft | ⟺ | Der Mensch vertraut seinen Zusagen. |

# Der von Sünde entstellte Mensch:

## Er entspricht nicht, sondern widerspricht der ihm von Gott zugedachten Rolle als Ebenbild

| | | |
|---|---|---|
| Gott ordnet den Erdkreis wunderbar und weise | ⟺ | Der Mensch achtet nicht darauf |
| Gott redet | ⟺ | Der Mensch hört weg und redet lieber selbst |
| Gott schenkt das tägliche Brot | ⟺ | Der Mensch meint, er hätte es sich selbst beschafft |
| Gott gibt seinen Geschöpfen gute Gebote | ⟺ | Der Mensch will sein eigener Herr sein |
| Gott lenkt das Menschenleben | ⟺ | Der Mensch hadert mit seinem Geschick |
| Gott setzt dem Menschen Grenzen | ⟺ | Der Mensch überschreitet seine Grenzen |
| Gott segnet mit guten Gaben | ⟺ | Der Mensch nimmt es für selbstverständlich |
| Gott zürnt über menschlichen Ungehorsam | ⟺ | Der Mensch sucht Ausreden und macht weiter |
| Gott erlöst die Sünder durch Jesus Christus | ⟺ | Der Mensch will sich lieber selbst erlösen |
| Gott lädt ein, ihn anzurufen in Freud und Leid | ⟺ | Der Mensch verweigert das Gespräch |
| Gott will vergeben | ⟺ | Der Mensch meint, er hätte Vergebung nicht nötig |
| Gott gibt Aufgaben | ⟺ | Der Mensch stellt sich blind |
| Gott beruft in die Nachfolge Christi | ⟺ | Der Mensch stellt sich taub und läuft weg |
| Gott fordert, den Nächsten zu lieben | ⟺ | Der Mensch liebt nur sich selbst |
| Gott bekennt sich zu seinen Geschöpfen | ⟺ | Der Mensch verleugnet seinen Schöpfer |
| Gott gibt Versprechen für die Zukunft | ⟺ | Der Mensch mißtraut Gottes Zusagen |

# 52. Der Sinn des Lebens

Wozu sind wir da?

Manchmal kommt einem das Leben vor wie eine lange Fahrt auf dem Karussell. Die ersten Runden, die man als Kind gedreht hat, waren aufregend, und jeder Tag brachte neue Sensationen. Aber wenn man älter wird, kennt man's langsam und fragt sich, ob noch Überraschungen zu erwarten sind. Wir sind noch ein Jahr dabei, und noch eins – und nicht alles sieht nach Fortschritt aus, denn das Jahreskarussell bringt einen ja nicht wirklich weiter, sondern immer nur im Kreis der Monate herum zum nächsten 1. Januar.

Was soll also die rasende Fahrt, wenn wir dabei nur älter werden – und nicht unbedingt besser? Bewältigen wir Tag für Tag bloß weil uns keine Alternative einfällt? Oder halten wir uns an unserem Platz für unentbehrlich? Machen wir weiter, weil's immer wieder lustig ist – oder einfach, weil wir (wie die Tiere) darauf gepolt sind, unser Leben instinktiv zu erhalten? Geben wir uns Mühe alles am Laufen zu halten, weil auch ein sorgenvolles Leben immer noch reizvoller scheint als der Tod? Oder bleiben wir nur im Spiel, weil wir die Tür nicht finden?

Vielleicht klingt es hart: Aber manche Menschen machen nicht weiter, weil sie in ihrem Leben Sinn sehen, sondern einfach nur, weil sie nun mal da sind, weil das Weitermachen am einfachsten ist, weil es scheinbar keiner Begründung bedarf und weil die Anderen es ja auch tun.

Manche gehen ihren Weg nur aus Gewohnheit weiter – und weil beim Stehenbleiben allzu offenkundig würde, dass man gar kein Ziel hat. Vorsichtshalber fragen sie nicht nach dem Sinn des Ganzen und ob sich's „lohnt". Und doch spürt wohl jeder, dass der Mensch Ziele braucht und tief drinnen wissen will, wofür er da ist! Denn man erträgt so mancherlei, wenn man weiß wozu. Man ertrüge aber sein Leben nur schwer, wenn man nicht glauben dürfte, dass es zu etwas gut ist! Und darum versuchen viele, sich immer neu zu motivieren, indem sie den tieferen Sinn, den sie vermissen, ihrem Leben verleihen wollen, und versuchen wichtig zu werden, indem sie sich wichtig machen.

Je mehr sie daran zweifeln, umso lauter betonen sie, dass sie gebraucht werden – von der Firma, vom Verein oder von der Familie. Sie sprechen gern davon, dass es ohne sie nicht ginge, weil's das ist, was sie glauben möchten. Und dann versuchen sie, sich dem Dienst einer möglichst bedeutenden Sache zu widmen, damit auch ihr Leben dadurch Bedeutung gewinne. Ihr Dasein soll dadurch gerechtfertigt sein, dass der Betrieb sie braucht, dass die Familie von ihnen abhängt, der Hund – oder wenigstens der Garten. Ein Teil der Welt soll auf ihren Schultern ruhen! Denn wenn ich zu etwas gut bin, wie könnte ich dann nicht „gut" sein? Es sichert mir meinen Platz in der Welt, wenn ihn kein anderer auszufüllen vermag. Und darum ist es so beruhigend, gebraucht zu werden.

Doch ich meine, dass in alledem viel Selbstbetrug enthalten ist, und dass er sogar mangelnden Glauben verrät. Denn hinter dem Versuch, die eigene Existenz durch Fleiß zu begründen und zu rechtfertigen, steht ja die Überzeugung, dass es sonst keiner täte. Es steht dahinter die Meinung, mein Leben hätte keinen Sinn, wenn ich ihm keinen gäbe. Und das ist nichts anderes als Unglaube und Gottvergessenheit. Denn wenn ein Mensch wirklich glaubt, dass Gott ihn geschaffen und gewollt hat – warum sollte der noch nach anderen Gründen suchen, die ihn zur Existenz berechtigen?

Wollen wir wirklich durch Tüchtigkeit beweisen, dass wir „verdientermaßen" leben, obwohl Gott uns das Leben doch einfach geschenkt hat? Machen wir uns „nützlich", um

den uns drohenden Tod durch Leistung ins Unrecht zu setzen? Will der Fleißige der Welt beweisen, dass er mehr als der Faule zu leben verdient? Laden wir Lasten auf unsere Schultern, um uns und anderen zu zeigen wie wichtig wir sind? Wäre es so, so gerieten wir jedenfalls auf eine ganz schiefe Bahn und würden uns mit solchen Versuchen der Sinnstiftung selbst überfordern. Denn wirklich sinnvoll ist nur das Tun, bei dem Aufwand und Ergebnis in einem vernünftigen Verhältnis stehen. Wenn der Aufwand aber mein gesamtes Leben ist – welches Ergebnis könnte ich dann zuwege bringen, das diesen Aufwand rechtfertigt?

Welcher Ertrag meines Daseins wäre so dauerhaft und so großartig, dass es sich um seinetwillen gelohnt hätte? Ist es nicht so, dass aus dem Aufwand meines Lebens in erster Linie mein Tod resultiert? Und: Kann ich überhaupt sicher sein, dass ich der Welt aufs Ganze gesehen mehr genutzt als geschadet habe? Wer wagte denn zu behaupten, er sei auf der Welt, weil der Welt sonst etwas gefehlt hätte? Und wer wagte zu behaupten, die Fürsorge Gottes, die Liebe seiner Eltern und die Mühe seiner Lehrer habe sich gelohnt? Kein Mensch kann sicher sein, dass das, was ihm wichtig schien, auch wichtig war! Und schon darum sind menschliche Schultern prinzipiell zu schmal, als dass sie die Last der Sinnstiftung tragen könnten. Der Versuch, das eigene Dasein durch Leistungen zu rechtfertigen, scheitert bei allen, die ihn unternehmen. Denn in Wahrheit sind wir nicht nötig, sondern könnten durchaus fehlen – ohne dass dadurch in der Welt ein Widerspruch oder eine Lücke entstünde. Wo das einer aber nicht glauben mag, da erbringt sein Tod recht bald den Nachweis. Denn das Dasein des Einzelnen hinterlässt keine langfristigen Spuren. Und auch Gottes Pläne gelingen ohne unsere Mitwirkung.

Der Versuch, in aktiver Selbstbegründung das eigene Dasein durch seinen Nutzen zu rechtfertigen, scheitert darum – und soll auch scheitern. Denn in Wahrheit ist der Sinn unseres Lebens nie unsere Tat, sondern ist und bleibt eine Vorgabe des Schöpfers. Der will uns, bejaht uns und legitimiert unser Dasein nicht etwa, weil wir für ihn unersetzlich wären, sondern tut's einfach so in göttlicher Freiheit und Freundlichkeit. Und schon allein, weil's Gottes Wille ist, ist unser Dasein wertvoll und der damit verbundene Aufwand sinnvoll. All unser „wozu?" und „wofür?", „was bringt's?" und „was soll's?" findet darin seine Antwort! Denn unser Dasein geht auf einen göttlichen Wunsch und Befehl zurück, dessen Erfüllung dem Entstandenen seinen Sinn vorgibt.

Oder ist es bei den Dingen, die wir Menschen herstellen, nicht genauso? Man baut einen Stuhl, um darauf zu sitzen, und einen Kugelschreiber, um damit zu schreiben. Der Erfinder und Schöpfer einer Sache gibt ihr die Form, die sie haben muss, um eine durch seinen Willen vorgegebene Bestimmung zu erfüllen und den von ihm beabsichtigten Zweck zu erreichen. Da der Mensch nun aber nicht sein eigener Schöpfer, sondern ein Geschöpf Gottes ist, ist ihm (genau wie dem Stuhl oder dem Kugelschreiber) seine Bestimmung vorgegeben, die sich aus dem Willen Gottes ergibt. Denn der Daseinszweck des Menschen ist, als Gottes Ebenbild und geschöpfliche Entsprechung mit Gott in Gemeinschaft zu sein. Und diese Gemeinschaft mit dem Menschen will Gott nicht um eines Zweckes willen, der jenseits dieser Gemeinschaft läge, sondern will sie um ihrer selbst willen.

Diese Gemeinschaft „bringt's", dazu sind wir „gut", das ist unser „wofür", darum „lohnt" unser Leben! Und eine schlagendere Antwort, eine bessere Rechtfertigung als dass Gott uns wollte, hätte keiner jemals beibringen können. Denn keiner von uns wäre wichtig, wenn er Gott nicht wichtig wäre. Unser Dasein entspringt keiner Forderung der Vernunft, keiner Kosten-Nutzen-Rechnung und keiner höheren Notwendigkeit, sondern wir sind bloß da, weil Gott es in seiner Freiheit so will und uns zur Gemeinschaft mit ihm

geschaffen hat. Wir könnten unserem Dasein keinen Sinn verleihen, wenn es nicht von Anfang an diesen Sinn hätte.

Dass diese Vorgabe aber von unseren Qualitäten und Verdiensten ganz unabhängig ist, muss uns nicht kränken, sondern ist in Wahrheit eine gute Nachricht, die uns sehr entlastet. Denn so muss unsere Existenz nicht dadurch gerechtfertigt werden, dass wir toll, tüchtig oder einmalig wären, sondern ist (auch bei uns Durchschnittsmenschen!) vollauf gerechtfertigt, begründet und legitimiert durch den freien Willen und Beschluss des Schöpfers. Jeder von uns ist nur ein klitzekleiner Teil seines großen göttlichen Planes! Aber das reicht. Denn wer den kleinsten Teil dieses Planes in Frage stellen wollte, müsste mit dem Allmächtigen Streit anfangen, der ihn entworfen hat. Und weil das keiner wagen darf, sind wir in der glücklichen Lage, dass ich meine Existenz nicht vor Ihnen rechtfertigen muss, und Sie müssen es nicht vor mir. Keiner von uns lebt, weil er nützlich und brauchbar wäre als Mittel für die Zwecke der Anderen, sondern jeder von uns ist Selbst-Zweck! Ohne dass wir uns anstrengen müssten, ist der Aufwand unseres Lebens schon gerechtfertigt, denn dass ein Mensch da ist, beweist, dass er von Gott vorgesehen war!

Wenn das aber feststeht, wäre es da nicht sehr überheblich, wenn einer nachträglich beweisen wollte, dass Gott gut daran tat, ihn zu erschaffen? Macht einer sich wichtig, um nachträglich zu beweisen, dass sich seine Geburt gelohnt hat? Das wäre sehr lächerlich! Denn wir sind alle bloß da, weil es Gott so gefällt und er (seltsamer Weise) Freude an uns hat! Er hat uns alle „gratis" geschaffen und keineswegs, weil er so „tüchtige" Leute wie uns gebraucht hätte! Er liebt uns nicht, weil „wir's bringen", sondern obwohl wir's „nicht bringen". Eben das aber verleiht uns besondere Würde, dass wir auf allerhöchsten Wunsch und Befehl auf Erden sind. Denn eine höhere Legitimation kann es nicht geben.

Die Frage, ob einer fürs Getriebe dieser Welt nützlich oder überflüssig sei, hat sich damit erledigt. Und auch das ganze Gerede, der Mensch müsse seinem Leben Sinn „geben" oder Sinn „verleihen", erweist sich als irreführend und im Wortsinne „gott-los", weil es den Gott ignoriert, der allein Sinn zu stiften vermag. Lebenssinn ist nicht unsere Tat, sondern ist eine Gegebenheit in dem wörtlichen Sinne, dass er uns vor-gegeben ist. Für Christen bedeutet Sinnstreben darum nur, den Sinn zu entdecken, den unser Leben von Gott her schon hat. Wollte Gott aber die Gemeinschaft mit dem Menschen – was wäre dann sinnvoller, als diese Gemeinschaft zu leben und das eigene Dasein genau dafür zu nutzen?

Vielleicht lebe ich diese Gemeinschaft als fleißiger Arbeiter oder als duldsamer Kranker, vielleicht trage ich vor Gott die Lasten des Alters oder freue mich vor Gott an den Freuden der Jugend. Wie sich das konkretisiert ist so bunt-verschieden, wie wir selbst bunt und verschieden sind. Aber an seinem Lebenssinn zweifeln oder verzweifeln muss keiner. Denn wer wollte Gott unterstellen, er hätte auch nur einen einzigen Menschen „für nichts" geschaffen, hätte es planlos oder grundlos getan? Anzunehmen, Gott habe sich bei der Erschaffung irgendeines Wesens nichts gedacht, wäre gelinde gesagt eine Frechheit. Denn solange Gott einen Menschen leben lässt, hat sein Leben Sinn. Und hätte es in Gottes Augen wirklich keinen, so lebte der Mensch nicht. Wenn damit aber feststeht, dass unser aller Leben Sinn hat, und auch worin er liegt (dass wir nämlich in die Gemeinschaft mit Gott immer weiter hineinwachsen), warum kommt uns dann im Leben so vieles sinnlos vor?

Ich meine, es liegt nur daran, dass wir bei der Bewertung der Dinge allein auf unsere menschlichen Pläne starren – und nicht auf Gottes Plan. Wir messen alles an unseren

eigenen Zielen, und wenn die nicht erreichbar sind, scheint uns alles vergeblich. Wenn der Gefangene nicht fliehen kann und der Kranke nicht gesundet, wenn der Schwache nicht siegen kann und der Verliebte abgewiesen wird, dann erreichen sie ihre selbstgesetzten Ziele nicht, und mit ihren Plänen scheitert gewiss auch der Sinn, den sie ihrem Dasein zu geben gedachten!

Aber wer sagt denn, dass es auf die menschlichen Pläne und Ziele ankäme? Wirklich sinnlos wäre unser Dasein nur, wenn Gott nichts mehr mit uns vorhätte. Doch der Weg zu ihm steht immer offen. Und der Lebenssinn, der sich aus Gottes Plan ergibt, kann darum in jeder Lage ergriffen werden, weil Gott in jeder Lage erreichbar bleibt. Es gibt keine Umstände, die die Gemeinschaft mit Gott unmöglich machten. Wenn jemand also meint, er könne nicht sinnerfüllt leben, weil er zu krank sei, zu schwach, zu gelähmt, zu deprimiert, zu arm, zu schlecht oder zu dumm – dann irrt er. Denn wenn er seine Schwäche nur herzlich vor Gott beklagt und sein Unvermögen Gott vor die Füße legt, dann hat er in dieser Sekunde mehr Sinnvolles getan als andere in zehn Jahren – und hat sein Leben aufs Beste genutzt!

Unter allen Umständen und in jeder Lage kann man sinnerfüllt leben, weil es nicht die Umstände sind, die uns dazu Gelegenheit geben müssten, sondern weil es Gott ist, der uns diese Gelegenheit jederzeit gibt. Der Arbeiter kann Gott seine Arbeit widmen, der Rentner seine Ruhe, der Sieger seinen Sieg, und der Narr sogar seine Narrheiten. Jeder kann sein Tun und Lassen auf Gott hin orientieren – und es wird eben darum sinnvoll sein. Denn auch wenn ein Mensch krank auf dem Rücken liegt und für jeden Handgriff Hilfe braucht – und er duldet das vor Gott –, so verwirklicht er darin seine menschliche Bestimmung zur Gemeinschaft mit Gott. Und vielleicht gibt es weit und breit kein sinnvolleres und wichtigeres Werk, als die Geduld dieses Kranken!

Lässt Gott mich auf der Stelle treten, so ist es der Sinn meines Lebens, geduldig vor Gott auf der Stelle zu treten. Und gibt Gott mir Gelegenheit Neues zu wagen, so ist es der Sinn meines Lebens, vor Gottes Angesicht Neues zu wagen. Dass aber keine Gelegenheit wäre, etwas Sinnvolles zu tun, das ist ausgeschlossen, weil man, was auch immer, mit Bewusstsein vor Gott tun kann, es zur Ehre Gottes tun kann – und es dann garantiert sinnvoll ist, weil sich darin die Gemeinschaft mit Gott verwirklicht, zu der wir geschaffen sind.

Mag unser Alltag banal sein oder großartig, fröhlich oder schmerzvoll, langweilig oder spannend: Was immer wir tun, kann sinnerfüllt und befriedigend sein, wenn wir's nur von Gott annehmen und ihm widmen. Denn von ihm her und auf ihn hin zu leben, ist der Zweck unseres Daseins, der nicht nur unter glücklichen Umständen erreicht werden kann, sondern unter allen Umständen.

Wenn wir das nächste Jahr noch erleben, hat das keinen anderen Grund, als dass Gott die Gemeinschaft mit uns immer noch will. Und einen anderen Sinn könnten wir unseren Jahren auch gar nicht geben. Den Sinn aber, den sie von Gott her schon haben, den können wir bewusst leben – und werden am Schluss sagen: „Das hat's gebracht!" Denn wenn unsere Jahre einmal enden, geht unsere zeitliche Gemeinschaft mit Gott ja nur in die ewige Gemeinschaft über, und der Aufwand unseres Lebens wird sich dann tausendfach gelohnt haben, weil Gott selbst unser Lohn ist.

# 53. Sünde

Ein Freund von mir, der auch Pfarrer ist, erzählte mir einmal von seiner ersten Konfirmandenstunde zum Thema Sünde. Weil er wusste, dass das ein schwieriges Thema ist, hatte er sich mit der Vorbereitung viel Mühe gegeben. Er erläuterte den Konfirmanden, was das Wort Sünde in der Bibel bedeutet, und erklärte ihnen, dass der Mensch im Grunde seines Herzens keineswegs gut ist. Seine Erklärungen schienen sehr einleuchtend zu sein. Denn erfreut und überrascht konnte mein Kollege feststellen, dass die Kinder ihm zustimmten. Ja, sie fanden selbst viele Beispiele für die Schlechtigkeit des Menschen: Kriege und schreckliche Verbrechen, Mord und Totschlag, Lüge und Betrug, Habgier und Rücksichtslosigkeit. Jeder Konfirmand wusste ein Beispiel zu nennen, das zeigt, dass der Mensch böse ist und nicht gut. Doch die große Selbstverständlichkeit, mit der das harte Urteil über „den Menschen" gefällt wurde, machte meinen Freund dann doch stutzig. Er fragte nach und fand am Ende heraus, dass die Konfirmanden wohl „den Menschen" insgesamt und überhaupt für sündhaft hielten – nicht aber sich selbst. Dass „der Mensch" als solcher nicht gut ist, hatte ihnen schnell eingeleuchtet. Aber sie bezogen dieses Urteil nicht auf sich. Sich selbst hielten die Konfirmanden für gar nicht so übel. Sie hatten also von der Sünde gesprochen wie von etwas, das nur die anderen betrifft.
Mein Freund hat aus dieser Begebenheit viel gelernt. Und auch ich finde sie bedeutsam. Denn sie ist typisch für unseren Umgang mit dem Thema Sünde. Die meisten Erwachsenen würden zwar nicht leugnen, Sünder zu sein. Sich als Sünder zu bekennen, gehört unter Christen ja gewissermaßen zum guten Ton. Doch fragt sich, ob das Herz auch fühlt, was die Lippen bekennen. Und da vermute ich, dass es den meisten so geht wie jenen Konfirmanden: Im Grunde fühlen wir uns nicht als Sünder. Im Grunde finden wir uns gar nicht so übel. Denn lügen, morden, stehlen wir etwa? Führen wir nicht in der Regel ein anständiges Leben? Beschränkt sich unsere Sündhaftigkeit nicht auf kleinere moralische Pannen? Und sind wir wegen gewissen menschlichen Schwächen etwa schlechter als andere? „Nein" ruft es in uns – wir sind doch Menschen guten Willens! Und schon sind wir überzeugt von unserer relativen Unschuld, sind beruhigt und gehen zur Tagesordnung über. Doch leider beruht diese Beruhigung auf einem Missverstehen dessen, was Sünde ist.

### 1. Sünde ist kein Tun

Es ist ein Missverständnis, wenn wir meinen, Sünde sei etwas, was man tut, Sünde bestehe also in unmoralischen Handlungen. Das ist ein Missverständnis, denn Sünde ist in erster Linie kein Tun, sondern ein Zustand. Dieser innere Zustand manifestiert sich in Taten – das ist wohl wahr. Aber die **äußeren** Taten sind nicht das eigentliche Übel, sondern sind nur Folgen eines tiefer liegenden, **inneren** Schadens. Verständlich wird das vielleicht, wenn man die Sünde mit einer Krankheit vergleicht. Wenn jemand hustet und die Nase läuft, wenn er Fieber hat, wenn er brechen muss und einen Hautausschlag bekommt, folgern wir daraus, dass er krank ist. Doch wissen wir, dass Husten, erhöhte Temperatur und Übelkeit nicht die eigentliche Krankheit sind. Es sind nur die äußeren Symptome und Auswirkungen der Krankheit, es sind nur äußere Anzeichen dafür, dass innen im Menschen etwas nicht stimmt.
Darum würde auch kein Arzt bloß den Husten und die Übelkeit bekämpfen, ohne etwas gegen die Viren und Bakterien zu tun, von denen alles herrührt. Denn wenn der Arzt

dem Patienten sagte „Unterdrücken sie den Hustenreiz, husten sie nicht mehr!", würde der Patient davon nicht gesund. Wie könnte er auch? Seine Krankheit ist nun mal kein äußeres Tun, das sich unterdrücken ließe, seine Krankheit ist ein innerer Zustand. Ebenso aber verhält es sich mit der Sünde. Denn moralisches Fehlverhalten ist nichts weiter als ein Symptom und ein äußeres Krankheitszeichen. Daran, dass wir immer wieder gegen Gottes Gebote verstoßen, wird äußerlich sichtbar, dass in uns Sünde wohnt – ja. Aber wenn ich einem Kranken sage „Huste nicht mehr!", so wird er davon nicht gesund. Und wenn ich einem Sünder sage „Du sollst nicht mehr böse handeln!", so wird er davon kein guter Mensch. Vielleicht kann er ein paar unmoralische Handlungen unterdrücken, wie ein Kranker das Husten unterdrücken kann. Aber sein Problem ist damit nicht gelöst. Denn die Wurzel des Problems sitzt tiefer – sie sitzt innen im Herzen. Darum muss man sagen: Sünde ist nicht zuerst Fehlverhalten. Sünde ist ein seelischer Schaden. Sie sitzt mittendrin im Zentrum unserer Person. Und von diesem Zentrum aus verteilt sie ihr Gift in alle Bereiche unseres Lebens.

**2. Sünde ist nicht die Ausnahme, sondern die Regel unseres Lebens**

Hat man verstanden, wie Sünde unser Zentrum prägt, so klärt sich bald auch das zweite Missverständnis bezüglich der Sünde: dass man sie nämlich auf bestimmte Ausschnitte des Lebens beschränkt denkt. Viele sehen das ja so! Weil sie meinen, ihre Sünde bestünde in vielen kleineren und größeren Fehltritten, verstehen sie sie als eine Serie moralischer Pannen in ihrem ansonsten rechtschaffenen Leben. Die Sünde erscheint ihnen als Ausnahme von der Regel, als unschöne Begleiterscheinung eines ansonsten anständigen Daseins – sozusagen als ein Kratzer im Lack des Lebens. In Wahrheit ist Sünde aber ein moralischer Totalschaden. Denn wenn sie als Krankheit im Zentrum der Person sitzt und von dort ausstrahlt, dann ist klar, dass sie nicht bloß Teilaspekte unseres Daseins in Mitleidenschaft zieht. Vielmehr kommt sie von innen heraus und durchtränkt unser gesamtes Leben, wie Wasser einen Schwamm durchtränkt. Da nützt es nichts, zwischen guten und schlechten Taten, zwischen schmutzigen und sauberen Aspekten des Lebens unterscheiden zu wollen. Denn wenn Sünde das Leben durchtränkt wie Wasser den Schwamm – dann ist sie auch wirksam, wo wir meinen recht zu handeln. Ja, sie ist selbst dort präsent, wo wir nach dem Urteil der Welt gute Werke tun. Wie aber das?

Man versteht es, wenn man sich bewusst macht, dass für die Güte unseres Tuns nicht entscheidend ist, was wir mit unserem Tun ausrichten. Entscheidend ist, ob wir es mit reinem Herzen tun. Könnten wir etwas aus reiner und guter Gesinnung heraus tun, nur aus Liebe zu Gott und den Menschen, so wäre es niemals Sünde. Auch dann nicht, wenn es missglückte, auch dann nicht, wenn es sich durch widrige Umstände schädlich auswirkte und gegen unsere Absicht zum Bösen ausschlüge. Für Gott zählte dann nicht der Effekt, für Gott zählte allein der gute Wille. Doch gilt das auch im umgekehrten Fall: Was immer wir aus unreiner Gesinnung heraus tun, das ist niemals gut. Auch dann nicht, wenn es dem Mitmenschen nützt. Denn die Verkehrtheit des Herzens verdirbt jede noch so gute Tat.

Da mag einer seine ganze Habe den Armen schenken und viele vor dem Hungertod retten – wenn es nicht aus Liebe geschieht, wenn es z.B. geschieht, weil er als Wohltäter dastehen will, so ist es kein gutes Werk, sondern Sünde. Denn das Neue Testament sagt: „Was nicht aus dem Glauben kommt, das ist Sünde." (Röm 14,23). So ist für die Bewertung unseres Tuns entscheidend, nicht was wir tun, sondern ob wir es mit reinem Herzen tun. Was aber kann man mit reinem Herzen tun, wenn man kein reines Herz hat? Nichts.

Denn ist das Herz falsch und vergiftet, so sind auch alle Gedanken, Worte und Werke, die aus dem Herzen hervorgehen, ausnahmslos falsch und vergiftet.

### 3. Sünde setzt kein böses Wollen voraus

Das aber ist nun manchem doch zu viel und erscheint ihm übertrieben, weil wir uns selbst anders wahrnehmen. Sollte unser Herz wirklich so falsch sein? Sollte da gar nichts Gutes in uns wohnen? Ist so viel böser Wille in mir? Soll ich mich wirklich für so ein übles Wesen halten, für ein zähnefletschendes Ungeheuer, für einen Knecht des Teufels gar? Den Schuh ziehen wir uns nicht so schnell an. Denn wir fühlen uns gar nicht „böse" und empfinden das entsprechende Urteil als ungerecht. Doch beruht auch dies wieder auf einem Missverständnis der Sünde. Denn um ein Sünder zu sein, ist es nicht erforderlich, anderen Geschöpfen Böses zu wünschen. Es genügt völlig, für sich selbst alles Gute zu wollen. Um ein Sünder zu sein, muss ich die anderen Menschen nicht hassen. Es genügt völlig, wenn ich mich selbst uneingeschränkt liebe. Damit ist der Teufel schon völlig zufrieden.

Denn natürlich gibt es niemanden, der sich selbst in der Rolle des Bösewichtes sieht. Das gibt es nur im Fernsehen: Da setzen sich die Bösewichte schwarze Hüte auf und ziehen ein grimmiges Gesicht, damit auch der letzte Zuschauer merkt, dass sie böse sind. In Wirklichkeit aber sieht sich niemand selbst in der Rolle des Bösen. Oder glauben sie, dass Stalin oder Hitler sich selbst für böse hielten und absichtsvoll böse sein wollten? Ich glaube das nicht, sondern ich vermute, dass sie sich für missverstandene Helden hielten. Ja, sie waren sicherlich überzeugt, dass sie nur das Beste wollten für die von ihnen regierten Völker. Und hätten sie in sich selbst hineingehorcht wie wir, so hätten sie wahrscheinlich auch gesagt: „Ich finde keinen bösen Willen in mir, ich wollte eigentlich immer nur Gutes."

Unser subjektives Empfinden von Unschuld beweist also gar nichts und sollte uns auch nicht beruhigen. Lassen wir uns nicht davon täuschen, wenn wir im Keller unserer Seele nichts finden, was nach Schwefel stinkt. Lassen wir uns nicht täuschen vom subjektiven Gefühl der Unschuld. Denn um ein Sünder zu sein, muss man keinen bewussten Bund mit dem Bösen geschlossen haben – es genügt, einfach so zu sein, wie man ist.

### 4. Sünde ist eine Form von Egozentrik

Aber wie sind wir? Ich könnte mir vorstellen, dass nun manchem diese Frage unter den Nägeln brennt. Was soll man sich nach alledem unter „Sünde" vorstellen? Ein Tun soll es nicht sein, sondern ein innerer Zustand. Ein Seelenschaden soll es ein, der selbst unsere guten Taten zu schlechten Taten macht. Und doch soll dieser Schaden nicht darin bestehen, dass der Mensch sich bewusst für das Böse entscheidet. Ja bitte, was soll es denn dann sein? Ich will ihnen die Antwort nicht schuldig bleiben:

Meiner Meinung nach hat die Sünde ihre Wurzel, ihren Ursprung und ihren harten Kern in der uns angeborenen Egozentrik. Sie liegt darin, dass jeder von uns sich selbst für den Mittelpunkt des Universums und für das Maß aller Dinge hält. Natürlich weisen wir das von uns, wenn jemand fragt. Aber überlegen sie einmal: Woran orientiert sich unsere Zeitrechnung? Die Zeit zerfällt doch in die Zeit vor **mir** und nach **mir**. Was ist Rechts und Links? Natürlich rechts und links von **mir.** Wo ist oben? Natürlich über **mir**. Wo ist unten? Natürlich unter **mir**. Wer ist reich? Natürlich der, der mehr hat als **ich**. Wer ist arm? Natürlich der, der weniger hat als **ich**. Gutes Wetter ist das, das **ich** jetzt haben will. Schlechtes Wetter ist das, das **ich** gerade nicht brauchen kann. Nett ist, wer **mich** mag.

Unfreundlich ist, wer **mich** nicht schätzt. Nah ist nah von **mir**. Fern ist fern von **mir**. Recht hat, wer **meine** Meinung teilt, ein Lügner ist, wer **mir** widerspricht. Was immer geschieht, wird danach beurteilt, ob es **mir** nützt oder nicht. Der Bezugspunkt all dieser Bewertungen sind immer wir selbst. Und das ist verräterisch. Denn auf diese Weise hält jeder sich selbst für den Mittelpunkt des Weltgeschehens, hält das eigene Interesse für das Maß aller Dinge und seine Perspektive für die Wahrheit. Jeder ist sich da selbst der Nächste. Genau darum aber sind wir unseren Mitmenschen fern – und sind auch Gott fern. Denn Egozentrik ist Trennung von Gott. Und Trennung von Gott – das ist es, was den Kern der Sünde ausmacht. Es ist nicht böser Wille. Es ist nicht diese oder jene Tat. Es ist auch keine Charakterschwäche. Sondern es ist dies, dass wir uns mit unseren Interessen und Bewertungen in den Mittelpunkt stellen. Das führt uns in den Konflikt mit unseren Mitmenschen, die es alle genauso machen. Es führt uns aber auch in den Konflikt mit Gott. Denn wir lassen dabei unser eigenes Ich den Platz einnehmen, der Gott zukommt. Wir machen Gott den Platz streitig, der ihm gebührt. Wir kreisen um uns selbst, obwohl wir von Rechts wegen um ihn kreisen sollten.
Denn in Wahrheit ist er der Mittelpunkt des Weltgeschehens. Er ist das Maß aller Dinge, er ist der Herr über Leben und Tod. Sein Wille entscheidet darüber, ob etwas gut oder böse ist. Er ist das Zentrum, wir sind die Peripherie. Aber statt dass wir uns seinen Willen zu Eigen machen, erwarten wir, dass er unserem Willen folgen müsste. Statt ihn wichtig zu nehmen, nehmen wir uns selbst wichtig. Und aus alledem folgt dann unser Getrenntsein von Gott. Aus der Konkurrenz unserer vielen Egoismen folgt alles Böse dieser Welt. Denn weil wir uns selbst in den Mittelpunkt stellen, ordnen wir unser Interesse dem Interesse des Mitmenschen über. Weil wir so egozentrisch sind, nehmen wir unseren eigenen Willen wichtiger als den Willen Gottes. Und daraus resultiert dann alles andere, womit wir einander das Leben zur Hölle machen...

# 54. Anmaßung und Egozentrik

Ich möchte ihnen von einem sehr alten Buch berichten, das im 14. Jahrhundert geschrieben wurde. Über den Verfasser ist kaum mehr bekannt, als dass er nach dem Ort seines Wirkens „Der Frankfurter" genannt wurde. Aber im Grunde ist auch gar nicht wichtig, wer das Büchlein verfasst hat. Denn was daran fasziniert, ist nicht der Autor, sondern der **große** und zugleich **einfache** Gedankengang, der in drei kurzen Kapiteln dargelegt wird, und den ich hier nachzeichnen will. Ausgangspunkt aller Überlegungen ist die Unterscheidung zwischen dem Vollkommenen und dem Unvollkommenen: dem Stückwerk. Denn alles, was existiert, muss sich wohl oder übel der einen oder der anderen Seite zuordnen lassen. Was aber **ist** das Vollkommene – und **was** das Stückwerk?
***„Das Vollkommene"*** schreibt der Frankfurter ***„ist ein Wesen, das in sich und in seinem Sein alles einbegriffen und beschlossen hält, und ohne das und außerhalb dessen kein wahres Sein ist, und in dem alle Dinge ihr Sein haben, denn es ist aller Dinge Wesen und ist in sich selber unwandelbar und unbeweglich und wandelt und bewegt alle andern Dinge."***
Wir würden vielleicht einfach sagen: das Vollkommene – das ist **Gott**. Was aber **nicht** Gott ist, das ist die gesamte Schöpfung. Und **die** kann, weil und insofern sie **nicht** Gott ist, auch **nicht** vollkommen sein. Der Frankfurter sagt darum: ***„...das Stückwerk oder das Unvollkommene ist das, was aus diesem Vollkommenen seinen Ursprung genommen hat***

*oder wird, genauso wie ein Glanz oder ein Schein ausfließt aus der Sonne oder einem Licht und erscheint als Etwas, dies oder das, und heißt Kreatur."*

Keine Kreatur ist vollkommen, jede ist irgendwie beschränkt. Und es ist auch kein Geschöpf wirklich in der Lage, sich von seinem Schöpfer eine Vorstellung zu machen. Denn selbst der Mensch kann nur erkennen und begreifen, was **gleich ihm** beschränkt und unvollkommen ist. Gott aber in seiner Vollkommenheit geht weit über den menschlichen Horizont. Als Geschöpf kommt der Mensch wie alles andere von Gott **her** und fließt **aus ihm,** wie Wasser aus einer Quelle fließt. Denn alle Dinge, die in der Welt sind und in ihrer Summe die Welt ausmachen, verdanken ihr Dasein Gott als dem **Grund** des Seins. Was immer sie sind und haben, an Wirklichkeit und Lebendigkeit, Kraft und Erkenntnis, haben sie **von Gott** empfangen. Sie haben es **nie** anders als von ihm her, und sind darum **nie** etwas Anderes als ein Abglanz **seiner** Herrlichkeit und ein Widerschein **seiner** Macht. Wenn das aber so ist, fragt der Frankfurter in einer überraschenden Wendung des Gedankens – was ist dann **Sünde**?

Die Antwort fällt überraschend einfach aus. Denn Sünde ist einfach **dies,** dass ein Geschöpf den eben geschilderten Zusammenhang verkennt. Sünde, sagt der Frankfurter, ist *„...nichts anderes, als dass sich die Kreatur abkehrt von dem unwandelbaren Gut und sich zu dem Wandelbaren kehre, das heißt, dass sie sich kehre von dem Vollkommenen zu dem Teilhaften und Unvollkommenen und allermeist zu sich selber. Nun merke: Wenn die Kreatur sich etwas Gutes zumisst wie Sein, Leben, Wissen, Erkennen, Können kurz all das, was man gut nennen muss, so als ob sie das sei oder es ihr eigen sei oder ihr zugehöre oder von ihr sei, so wendet sie sich ab.* [Denn] *Was tat der Teufel anderes oder was war sein Fall oder seine Abkehr anderes, als dass er sich anmaßte, er sei auch etwas und es sei ihm etwas eigen und gehöre ihm zu. Diese Anmaßung und sein „Ich" und sein „Mich" und sein „Mir" und sein „Mein", das war seine Abkehr und sein Fall."*

Es ist atemberaubend, wie rasch der Frankfurter den Bogen schlägt von der Schöpfung zur Sünde. Aber es ist auch **deshalb** faszinierend, weil er dabei den Begriff der Sünde erklärt, ohne im Geringsten zu moralisieren oder mahnend den Zeigefinger zu heben. Denn Sünde ist für ihn in erster Linie ein tragischer Irrtum des Geschöpfes, das sein Verhältnis zu Gott völlig **missversteht** und darum meint, es könne oder solle **von sich selbst** oder von der Welt leben. Der Sünder erwartet von dem Stückwerk, zu dem er selbst gehört, was **vernünftigerweise** nur vom Vollkommenen erwartet werden kann. Und diese Überforderung der Welt und der eigenen Person führt notwendig zur Enttäuschung.

Denn alles wahre Sein und Leben, alle Erkenntnis und Kraft hat das Geschöpf ja **nur, weil, insofern** und **so lange** es an Gottes Leben und an Gottes Kraft **teilhat**. Wir Kreaturen sind bloß Funken die aus **seinem** Feuer sprühen! Wir sind geschmückt mit **fremden** Federn, weil wir **gar nichts** haben, ohne es **von Gott** zu haben! Eben **dies** aber zu vergessen und sich anzumaßen, dass man **selbst** etwas sei und **selbst** Substanz habe und **selbst** etwas darstelle auch **abgesehen** von Gott – eben **das** wird hier Sünde genannt. Sünde ist **viel mehr** als nur die Übertretung eines göttlichen Gebotes oder ein moralischer Fehltritt. Denn sie ist in ihrem **Kern** ein Zustand tiefer Verwirrung, in dem der Mensch seine Lage **verkennt,** in der er Gott **verkennt,** falsche Erwartungen hegt – und **darum dann** auch falsche ethische Konsequenzen zieht. Den Ursprung hat das aber **darin,** dass der Sünder von Gott viel zu **gering** denkt und von sich selbst zu **groß**. **Das** ist für den Frankfurter dann auch das **Entscheidende** in der Geschichte vom Sündenfall. Denn man **sagt** zwar, Adam

sei **deshalb** in Sünde gefallen, weil er von dem Apfel aß. Der Frankfurter aber meint: ***„Es war wegen seiner Anmaßung und wegen seines „Ich", „Mein", „Mir", „Mich" und desgleichen. Hätte er sieben Äpfel gegessen und wäre das Anmaßen nicht gewesen, er wäre nicht gefallen. Aber als das Anmaßen geschah, da war er gefallen und hätte er*** [auch] ***nie einen Apfel gebissen."***

Der Mensch schreibt sich **selbst** zu, was er Gott verdankt, er gibt sich **selbst** die Ehre, die Gott gebührt, und hält sich **selbst** zu Gute, was Gott ihm schenkt. Statt **Gott** zu lieben, verfällt er der **Welt** und denkt groß von **sich selbst,** nur um **enttäuscht** zu werden. Wenn das aber nicht bloß die **Anderen** betrifft, sondern auch **mich,** weil ich **genauso** bin wie Adam – woher kommt dann Rettung und wie kann **mein** Fall gebessert werden?

Auch hier bleibt der Frankfurter die Antwort nicht schuldig. Er sagt: Auch mein persönlicher Sündenfall ***„...muss gebessert werden wie der Adams, und von demselben, von dem Adams Fall gebessert wurde, und in der selben Weise. Von wem*** [aber] ***und in welcher Weise geschah die Besserung? Der Mensch vermochte es nicht ohne Gott, und Gott wollte es nicht ohne den Menschen. Darum nahm Gott menschliche Natur oder die Menschheit an sich und wurde vermenscht, und der Mensch wurde vergottet. Allda geschah die Besserung.*** [Und] ***So muss auch mein Fall gebessert werden. Ich vermag es nicht ohne Gott, und Gott kann oder will es nicht ohne mich. Denn soll es geschehen, so muss Gott auch in mir vermenscht werden also, dass Gott sich annehme alles dessen das in mir ist von innen und außen, dass schlechterdings nichts in mir sei, das Gott widerstrebe oder seine Werke hindere.***

***Ob Gott alle Menschen an sich nähme die da sind, und er in ihnen vermenscht würde, und sie in ihm vergottet, wenn es nicht in mir geschähe, mein Fall und mein Abkehren würden nimmer gebessert, es geschehe denn auch in mir. Und zu dieser Wiederbringung und Besserung kann oder mag oder darf ich schlechterdings nichts dazu tun, sondern es sei denn ein bloßes, lauteres Erleiden derart, dass Gott allein tue und wirke und ich erleide ihn und seine Werke und seinen Willen. Und darum, dass ich das nicht erleiden will, sondern bloß mein „Mein" und „Ich" und „Mir" und „Mich", das hindert Gott, dass er nicht allein und ohne Hindernis wirken kann."***

Es wird niemand wundern, dass der Frankfurter zur Überwindung der Sünde auf Christus verweist. Denn **das** ist ja christliches Allgemeingut. Gott nahm sich des Menschen an, in dem er menschliche Natur **annahm** und in Christus ein **Mensch** wurde. Bemerkenswert ist aber, wie nah der Frankfurter der evangelischen Lehre kommt, wenn er sagt, der Sünder könne zu seiner Erlösung **keinerlei** Beitrag leisten, sondern müsse sich **ganz passiv** verhalten. Lange vor Luther redet der Frankfurter wie ein guter Lutheraner! Doch von seinem Ansatz her ist das nur konsequent. Denn wenn Sünde darin besteht, dass der Mensch sich zuviel **zutraut** und sich zuviel **zuschreibt, muss** der Weg zur Heilung dann nicht in die entgegensetzte Richtung führen – **nämlich** zu einem Glauben, in dem der Mensch **nichts** mehr **von sich** und **alles** von Gottes Gnade erhofft? Ist **Gott** der Vollkommene, und **wir** das Stückwerk, ist es dann nicht **logisch,** dass die Heilung des gestörten Verhältnisses nur von der Seite des **Vollkommenen** ausgehen kann? **Wenn** das Elend damit begann, dass der Mensch sein „**Ich**" und „**Mir**" und „**Mein**" und „**Mich**" zu wichtig nahm, wird dann nicht Rettung darin bestehen, das eigene Ego zu **relativieren**? Ja, es liegt ganz in der Konsequenz des Gedankens. Und auch der Glaube, der die Anmaßung überwindet, ist **seinerseits** keine Leistung des Menschen und keine geistliche Anstrengung, sondern **lediglich** die Anerkenntnis der menschlichen Lage, zu der Gottes Geist den Sün-

der überführt. Glaube besteht eigentlich nur darin, der Wahrheit ins Auge zu sehen und die restlose Abhängigkeit von Gott nicht weiter zu leugnen. Und doch ist diese simple Einsicht der wichtigste Schritt zu einem gelingenden Leben. Denn die Lebenshaltung der Sünde ist nicht nur (und nicht in erster Linie) **unmoralisch,** sondern sie ist zuerst und vor allem **sinnlos**. Wer das Vollkommene und das Stückwerk verwechselt, um dann all seine Erwartungen auf das **Stückwerk** zu richten, der handelt irrational, gerade als würde er eine **Fichte** schütteln und erwarten, es müssten Birnen herunterfallen. Der Ausweg aber heißt **nicht**: „**Ich** muss das künftig anders machen, **ich, ich, ich**..."! Sondern die Lösung **heißt**: „**Er** hat es geändert, **er** ist mir gnädig zu Hilfe gekommen, und **ich** halte meinem Heiland **stille**..."

# 55. Eigennutz und Selbstlosigkeit

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!" – sagte Goethe. Doch wer damit Ernst machen will, steht vor einem Problem. Denn er muss Klarheit darüber gewinnen, welche Handlungsweise „gut" genannt werden kann. Und das ist nicht so einfach wie es scheint. Jede Handlung hat nämlich zwei Seiten. Da ist einerseits die (innere) Motivation des Handelnden, der mit seinem Tun eine bestimmte Absicht verfolgt. Da sind andererseits die (äußeren) Wirkungen seiner Handlung. Und wenn – wie so häufig – das eine nicht mit dem anderen übereinstimmt, fällt die ethische Bewertung schwer. Denn es kommt vor, dass jemand mit „guten" Absichten handelt und hinterher mit Entsetzen feststellt, dass er schweren Schaden angerichtet hat. Und es kommt auch vor, dass jemand Böses im Schilde führt, und dann mitansehen muss, wie sein Tun wider Erwarten zum Guten ausschlägt. Welcher von den Beiden hat dann „gut" gehandelt? Der Erste, der das Gute wollte, oder der Zweite, der das Gute bewirkte?
Wer länger darüber nachdenkt, wird wohl zu dem Schluss kommen, dass die Motivation des Täters in der Bewertung schwerer wiegt als sein tatsächlicher Erfolg. Wir halten einen Menschen für „gut", der Gutes gewollt hat, selbst wenn er dabei scheitert. Und wir halten einen Menschen für „böse", der Böses wollte, selbst wenn er dabei unfreiwillig Leben gerettet hätte. Wir nehmen in der Beurteilung die Absicht wichtiger als den Effekt. Und das ist auch fair und richtig so. Denn unser Wille bestimmt sich selbst, während die Wirkungen unseres Handelns von äußeren Faktoren mitbestimmt werden: Wer gute Entschlüsse fasst, und nur durch eine Krankheit daran gehindert wird, sie umzusetzen, bleibt ein „guter" Mensch. Und wer Böses im Schilde führt, wird nicht besser davon, wenn seine Bombe eine Fehlfunktion hat. Die arme Witwe, die nur ein paar Groschen in den Opferkasten werfen kann, die es aber frohen Herzens tut, vollbringt ein gutes Werk – auch wenn ihre Groschen so gut wie nichts bewirken. Der reiche Mann dagegen, der in denselben Opferkasten viele große Geldscheine hineinstopft, um dafür bewundert zu werden, tut ein heuchlerisches (und darum: böses) Werk – selbst wenn sein Geld viele Hungernde satt macht.
Die Entscheidung zwischen „gut" und „böse" findet also im Herz des Menschen statt. Oder wie Immanuel Kant sagt: „Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut gehalten werden könnte, als allein ein guter Wille." Freilich: Wann ist ein Wille „gut" zu nennen? Woran erkennt man ihn? Und warum verdient er gelobt und hervorgehoben zu werden? Man kann es sich an ein paar Beispielen klar machen: Stellen sie sich eine Kassiererin vor, die es ge-

wohnt war, kleine Geldbeträge zu unterschlagen, die nun aber entdeckt, dass ihr Chef sie neuerdings überwachen lässt. Wenn diese Kassiererin künftig korrekt abrechnet – würden wir sie dann für ihre Ehrlichkeit loben? Nein. Wenn jemand sich Alkohol und Zigaretten verkneift, weil ihm der Verzicht das Gefühl gibt, stark und moralisch überlegen zu sein, wenn er zugleich über die „Unbeherrschtheit" anderer spottet und bei jeder Gelegenheit seine eigene Disziplin zur Schau stellt – würden wir ihn für seinen Verzicht loben? Nein. Wenn ein Politiker von sexuellen Ausschweifungen träumt und seine Ehefrau nur deshalb nicht betrügt, weil öffentliche Affären seine Karriere ruinieren könnten – würden wir ihn für seine eheliche Treue loben? Nein.

Wir würden in keinem der drei Fälle von „moralischem" Verhalten reden. Denn die Kassiererin, der Abstinenzler und der Politiker handeln ja aus ganz eigennützigen Motiven. Was sie tun, erscheint äußerlich „gut". Aber ihr Wille ist nicht „gut". Denn auch wenn Ehrlichkeit, Selbstbeherrschung und eheliche Treue an sich ethisch wertvoll sind, so ist doch der Wille, der dahinter steht, nicht ethisch wertvoll. Unsere drei Beispielpersonen streben nämlich nicht nach dem Guten, sondern streben nur nach Vorteilen, die sie durch „gutes" Verhalten zu erlangen hoffen. Die Erste will straffrei davonkommen. Der Zweite will angeben. Und der Dritte will seine Karriere retten. Man kann verstehen, dass sie so handeln. Vielleicht ist es sogar „klug". Aber „gut" würden wir es nicht nennen. Denn dieses moralische Prädikat verträgt sich nicht mit egoistischen Motiven. Steht das erst einmal fest, so haben wir die oben aufgeworfene Frage (was guten Willen ausmacht) schon beantwortet: Von „gutem" Wollen kann nur die Rede sein, wenn der Mensch, indem er handelt, nicht selbst den Mittelpunkt seiner Bestrebungen bildet. Denn wenn einer eigennützig handelt und nur tut, was sich für ihn „lohnt", will und bejaht er weder das Gute noch seinen Mitmenschen, sondern will und bejaht nur sich selbst. Es gilt darum: (1.) Ob ein Mensch „gut" ist, bemessen wir nicht am Effekt seiner Taten, sondern an den Motiven seines Willens. Und: (2.) Wenn diese Motive eigennützig sind, können wir den Willen nicht „gut" nennen.

Damit unser Handeln „gut" genannt werden kann, ist es notwendig, dass der eigene Vorteil aus dem Mittelpunkt unserer Bestrebungen weicht. Und der Wille, der aufhört, sich selbst zu dienen, muss anfangen dem Guten zu dienen. Denn ein guter Mensch fragt nicht danach, ob er „etwas davon hat", sondern er verwirklicht das Gute um seiner selbst willen. Er fragt nicht, ob sich das Tun des Guten für ihn lohnt, sondern tut es, weil es seinem Mitmenschen nützt. Der wahrhaft „gute" Wille ist mit seinen Gedanken also nicht bei sich selbst, sondern ist mit den Gedanken ganz beim Anderen, dem er gerecht zu werden und zu helfen wünscht. Theologisch gesprochen heißt das: Des Menschen Wille wird in der Weise eins mit dem Willen Gottes, dass er bejaht, was Gott bejaht, und verneint, was Gott verneint, ohne dabei auf irgendeinen Lohn zu schielen. Denn dem wahrhaft „guten" Willen ist es Lohn genug, wenn das Gute geschieht. Freilich: Wenn das der Maßstab ist, an dem wir unser Alltagsleben messen, dann wird das Ergebnis bestürzend sein. Denn finden wir da viele Taten, von denen wir behaupten können, sie verdankten sich nicht dem Eigennutz, sondern dem Willen zum Guten?

Ich zumindest sehe bei mir keine einzige Tat, von der ich sagen könnte, sie sei „selbstlos" gewesen. Denn ich entscheide selten gegen das eigene Interesse. Vielmehr: wenn ich eine Handlungsoption prüfe und dabei feststelle, dass ich in gar keiner Weise etwas „davon habe", das zu tun, dann lasse ich es sein. Natürlich tue ich Dinge, die allgemein als „gute Tat" angesehen werden – das tun die Kassiererin, der Abstinenzler und der Politiker im obigen Beispiel ja auch. Aber über die Beweggründe darf ich mir keine Illusionen

machen. Denn ich profitiere von meinen vermeintlich „guten" Taten mindestens insofern, als sie mein Gewissen besänftigen. Schließlich gehört das „Gut-Sein" zu dem Bild, das ich von mir selbst habe. Und dieses angenehme Bild möchte ich gerne aufrechterhalten. Ich möchte den Forderungen der Gesellschaft genügen, weil ich auf sie angewiesen bin. Und außerdem scheue ich die Mühe, die es kosten würde, mich über meine Erziehung hinwegzusetzen. Wenn ich täte, wozu ich Lust hätte, könnte ich eine Menge Ärger bekommen. Das Gefühl der moralischen Integrität wäre dahin. Und mein Ansehen wäre auch gefährdet. Wenn das aber meine Beweggründe sind, was folgt dann? Meine Selbstprüfung ergibt dann, dass ich das Gute nur tue, weil meine Umwelt es honoriert, und das Böse oft nur lasse, weil ich die Konsequenzen fürchte. So oder so handle ich aus eigennützigen Motive und tue das Gute (wenn ich es denn überhaupt tue!) keineswegs „um seiner selbst willen", sondern nur weil es sich in irgendeinem Sinne für mich „lohnt". Was aber heißt das anderes, als dass ich ein „schlechter Mensch" bin? In der Tat ist das die Folgerung, die ich ziehen muss. Und es ist nur ein geringer Trost, dass jeder andere Mensch (am selben Maßstab gemessen) demselben Urteil unterliegen würde. Denn der rechte Vergleichsmaßstab für einen Sünder kann nicht der Mitmensch sein, der natürlich „auch nicht besser" ist. Sondern der rechte Maßstab kann nur die gottgegebene, gute Bestimmung des Menschen sein, an die das Neue Testament immer wieder erinnert. Liebt euren Nächsten, heißt es da. Segnet, die euch fluchen. Haltet Frieden mit jedermann. Besucht Gefangene. Speist Hungrige. Kleidet die Nackten. Tröstet die Trauernden. Vergebt den Schuldigen. Wir kennen diese Mahnungen. Doch je mehr wir davon hören, desto stärker regt sich der Widerspruch. Denn warum sollte ich meine Interessen zurückstellen? Was hab ich davon? Was bringt mir das? Was nützt es mir? Wird es einem denn gedankt? Hat man irgendeinen Vorteil davon?

Kaum einer kann sich diesen Fragen entziehen. Und doch verraten sie, wie fern uns das Gute liegt. Denn gut ist eine Tat nur, wenn es uns um das Wohl unseres Mitmenschen geht. Und geht es um etwas anderes (um unser Selbstwertgefühl, um ein ruhiges Gewissen, um den Lohn im Himmel), wird man schwerlich von Nächstenliebe reden können. Nächstenliebe, wie Jesus sie fordert, heißt, ganz dem Gegenüber zugewandt zu sein – und keinem anderen. Es heißt, für den Hilfsbedürftigen da zu sein – und für nichts sonst. Nächstenliebe in Jesu Sinne betrachtet ihr Gegenüber immer als Selbstzweck – und nie als ein Mittel für irgendetwas anderes. Ihr Ziel ist, dass der Nächste gut da steht – nicht, dass der Wohltäter gut da steht. Aber wie leicht geht das durcheinander! Und wie oft erweisen wir uns als Wohltäter mit Nebenabsichten! Wehe, ich beschenke meine Enkelkinder, und sie lieben mich nicht dafür! Wehe, ich spende an meine Kirchengemeinde, und der Pfarrer vergisst, mir zu danken! Wehe, einer tut Gutes und bekommt dafür nicht den Bauch gepinselt! „Das tue ich nie wieder" heißt es dann „Undank ist der Welt Lohn". Der vermeintliche Wohltäter empört sich – und hat sich im selben Moment verraten. Denn ginge es ihm wirklich ums Helfen, könnte es ihm ja egal sein, wenn der Dank ausbleibt. Mit der vollendeten guten Tat hätte er sein Ziel erreicht und könnte zufrieden sein. Zieht er sich aber beleidigt zurück, weil seine Tat nicht gewürdigt wurde, so wird offenbar, dass es ihm weniger ums Helfen ging, als um die erwartete Anerkennung.

Weil das aber für uns alle typisch ist, sollten wir uns kritischer nach den Motiven unserer Lebensführung fragen: Was steht wirklich hinter unseren Versuchen, ein respektables Leben zu führen? Wollen wir ein gutes Gewissen als sanftes Ruhekissen? Wollen wir gemocht und gebraucht werden? Weiden wir uns an unserer moralischen Überlegenheit? Oder meiden wir das Böse bloß, weil wir Angst haben erwischt zu werden? Täten wir

auch dann noch Gutes, wenn wir wüssten, dass es weder von Gott noch von den Menschen bemerkt und honoriert werden würde? Ich für meinen Teil kann bei keiner einzigen meiner Taten unlautere Motive ausschließen. Ich bezweifle, dass ich je etwas Selbstloses getan habe. Und ich finde es erschreckend, das so sagen zu müssen, weil es zeigt, wie fremd uns wahre Nächstenliebe ist. Sie ist uns so fremd und liegt so fern, dass wir erst Gründe für sie suchen müssen. Doch das Gute will gar nicht aus Gehorsam, Angst oder Berechnung getan werden. Das Gute will um seiner selbst willen getan, der Nächste um seiner selbst willen geliebt werden. Und das heißt: Solange ich Gründe brauche, um das Gute zu wollen, bin ich fern vom Guten. Solange ich für meine Nächstenliebe Argumente suchen muss, schleppt sich diese Nächstenliebe auf Krücken dahin. Wir sollten keine Gründe brauchen, um uns für das Gute zu entscheiden, denn das Gute ist es wert, um seiner selbst willen gewollt zu werden. Es sollte uns schlicht ein Bedürfnis sein, unseren Mitmenschen von himmlischer Liebe und irdischem Wohlstand umhüllt zu sehen. Es sollte nicht nötig sein, dass man unserer Moral mit Lockungen, Argumenten und Drohungen auf die Sprünge hilft. Denn ein guter Mensch hätte am Tun des Guten spontane Freude. Seine Hände würden ganz von selbst das Gute tun, nach dem sich sein Herz sehnt. Und das Gute verwirklicht zu sehen, wäre ihm Lohn genug. Selbst wenn Gott und die Welt sein gutes Tun nicht bemerkten, würde er doch die Hungernden speisen, die Traurigen trösten und die Gefangenen besuchen. Ein guter Mensch brauchte dafür nicht mal einen Grund! Dass wir aber von diesem guten Zustand himmelweit entfernt sind – das ist die bittere Erkenntnis unserer Sünde…

## 56. Verantwortung ohne Wahl

Warum Erbsünde als Schuld zugerechnet werden kann…

Die Geschichte vom Sündenfall ist allgemein bekannt. Kaum ist der Mensch geschaffen, macht er sich auch schon schuldig und greift nach der verbotenen Frucht. Er zerstört das Vertrauensverhältnis zu Gott. Und typischerweise versucht er gleich, sich aus der Sache herauszureden. Denn als Gott den Adam zur Rede stellt, gesteht der nicht etwa, dass er einen Fehler gemacht hat, sondern zeigt mit dem Finger auf Eva und sagt: „Die Frau, die du mir zugesellt hast, gab mir von dem Baum und ich aß." (1. Mose 3,12) Als Gott dann aber Eva fragt „Warum hast du das getan?", will sie's auch nicht gewesen sein, sondern sagt: „Die Schlange betrog mich, sodass ich aß." (1. Mose 3,13) Keiner der beiden übernimmt die Verantwortung! Die Umstände sollen schuld sein, die Schlange oder vielleicht Gott selbst, der die Schlange schließlich geschaffen hat! Gott allerdings würdigt diese Ausflüchte keines Kommentars. Statt die Schuldfrage zu diskutieren, zieht er alle Beteiligten zur Verantwortung und verhängt über jeden eine angemessene Strafe. Das ist an sich schon eine klare Botschaft, dass Gott die menschlichen Ausreden mit Schweigen übergeht! Aber haben wir's deswegen aufgegeben?

Nein. Entsprechende Versuche gibt es immer wieder. Unser Bedürfnis, uns zu rechtfertigen, ist groß. Und manchmal gipfelt es in dem Satz, den ich kürzlich gehört habe: „Na ja, Gott muss uns Sündern schon gnädig sein, denn er hat uns schließlich so geschaffen. Wir können ja nicht anders!" Hoppla, denkt man: Soll Gott am Ende selbst schuld sein, wenn er uns fehlbare Geschöpfe überfordert und zu viel von uns erwartet? Das ist eine ziemlich freche Sicht der Dinge! Und doch ist sie nicht ganz abwegig. Denn auch vor irdischen Gerichten ist es üblich, dass die Schuldfähigkeit eines Täters erst mal geprüft werden

muss. Die Juristen machen jemand nur dann für seine Taten verantwortlich, wenn er „selbstbestimmt" gehandelt hat. Wenn der Täter aber zu jung ist, wenn er aufgrund einer Krankheit oder wegen seines Alkoholpegels nicht einsichts- oder steuerungsfähig war, dann gilt er als vermindert schuldfähig oder sogar schuldunfähig. Wer über sich selbst keine Kontrolle hat, dem rechnet man seine Tat nicht zu. Wer nicht zurechnungsfähig ist, trägt keine Schuld. Und wer keine Schuld trägt, wird auch nicht bestraft… Das ist für den Täter recht verlockend! Und so wundert es nicht, dass Menschen im Blick auf Gottes drohendes Gericht dasselbe versuchen. Denn dass wir Sünder sind, ist zwar nicht zu leugnen. Wir sind da sehr leicht zu überführen! Aber wir könnten immerhin behaupten, wir seien ungefragt und schuldlos in die Sache hineingeraten, weil wir doch schon als Sünder geboren wurden und also gar nicht anders können, als zu sündigen. Die Bibel sagt doch selbst, dass die Sünde uns von Jugend auf fest im Griff hat! Kann man da nicht sagen, Sünde sei ein Konstruktionsfehler der Schöpfung, sie käme einem Vollrausch gleich und schränkte unsere Selbstbestimmung so sehr ein, dass wir für unser Tun gar nicht verantwortlich sind? Wenn sich das bewahrheitete, hätte es weitreichende Folgen! Aber stimmt es denn? Um eine Antwort zu geben, müssen wir prüfen, welche Bedingungen erfüllt sein müssen, damit ein Mensch zur Rechenschaft gezogen werden kann. Gewöhnlich geht man davon aus, dass nur der für etwas verantwortlich ist, der eine Wahl hatte. Und das umgekehrt der, der keine Wahl hatte, auch nicht verantwortlich sei. Das scheint nicht nur auf den ersten Blick unwidersprechlich, sondern auch auf den zweiten und dritten.

Und doch ist es ein Irrtum. Denn worin besteht der Zusammenhang von Wahl und Verantwortung? Warum fragen wir nach Wahlmöglichkeiten, bevor wir jemand für verantwortlich halten? Tun wir's, weil erst durch eine Wahl Verantwortung entstünde? Nein. Ich meine, wir achten nicht deshalb auf mögliche Alternativen, weil das Vorhandensein von Alternativen an der Tat selbst etwas änderte, sondern wir fragen nur deshalb danach, weil eine vom Täter getroffene Wahl zweifelsfrei anzeigt, dass er sich mit der gewählten Tat identifiziert. Wenn der Täter andere Möglichkeiten ausschließt, um eine bestimmte zu wählen, wird sichtbar, dass er genau diese innerlich bejaht. Er macht einen bestimmten Weg willentlich zu „seinem" Weg, denn stünde er diesem Weg widerwillig gegenüber hätte er ja gewiss einen anderen vorgezogen. Als Beobachter wollen wir nicht fälschlich von einer schlechten Tat auf einen schlechten Willen schließen, wenn die Tat vielleicht erzwungen war. Und darum ist es so sinnvoll, zu prüfen, ob jemand Alternativen hatte. Die vollzogene Wahl ist dann ein eindeutiger Indikator für die Willensrichtung des Täters. Und wenn er Alternativen hatte, die er nicht nutzte, wird niemand annehmen, er habe das, was er dann tatsächlich tat, gar nicht gewollt. Aber hat er es etwa gewollt, weil er eine Wahl hatte? Könnte er es nicht auch ohne Wahl gewollt haben – einfach, weil er persönliche Gründe hatte, es zu wollen?

Hier kommt es sehr darauf an, die Dinge zu unterscheiden! Denn die Identifikation des Täters mit seiner Tat besteht ganz unabhängig davon, ob sie sich in einer Wahl manifestiert – oder nicht. Gewiss tritt sie sichtbar zu Tage, wenn jemand andere Möglichkeiten hat und sie verwirft. Aber notwendig ist das nicht. Denn man kann sich mit dem Weg, den man geht, auch dann völlig identifizieren, wenn es der einzig mögliche ist. Und dass der Mensch für seinen Weg verantwortlich ist, hängt allein an dieser Identifikation. Es hängt nicht an einer vollzogenen Wahl, die für diese Identifikation lediglich ein Indikator ist. Denn entscheidend ist nicht, dass die konkrete Tat des Menschen eine von vielen möglichen ist, sondern entscheidend ist bloß, dass sie seine ist. Und seine ist sie, sobald

er sie mit Bewusstsein bejaht und mit Willen vollzieht. Ich will das an einem Beispiel verdeutlichen:

Stellen wir uns zwei junge Männer vor, die als Wehrpflichtige zur Armee eingezogen wurden und beim Ausbruch eines Krieges im selben Truppenverband in dieselbe Schlacht geführt werden. Und nehmen wir an, sie kommen an der Front in eine Situation, die ihnen tatsächlich „keine andere Wahl lässt" als voranzustürmen, zu kämpfen und Feinde zu töten. Wenn sie zu diesem Verhalten keine Alternative haben, schließt das nach gängigem Verständnis Verantwortung aus. Die beiden „können nicht anders", und die Situation lässt auch keinen Raum für eine Wahl, die uns etwas über die Willensrichtung der beiden verraten würde. Sind darum beide Soldaten gleich „unschuldig", weil die beiden doch keiner gefragt hat, ob sie in den Krieg wollen? Das ist noch nicht ausgemacht! Denn obwohl sie Seite an Seite kämpfen und töten, ist nicht gesagt, dass beide es widerwillig tun. Es ist sehr wohl denkbar, dass einer der beiden Soldaten – auch wenn er Alternativen gehabt hätte – gerne in diese Kampf gegangen wäre, weil er den Krieg innerlich bejaht! Vielleicht ist der Mann ideologisch verblendet und von nationalistischen Hass beseelt, so dass er sehr gern tut, wozu er keine Alternative hat, während der andere das Töten zutiefst verabscheut und sich nach einem Ausweg sehnt, den er nicht findet. Sollte der erste nun als „unschuldig" gelten, bloß weil die Situation gerade das erzwang, was er sowieso wollte, und ohne Zwang auch freiwillig getan hätte? Das wäre doch wohl absurd! Zwar hatten beide Männer „keine Wahl". Aber entschuldigen kann das nur den, der gerne eine Wahl gehabt hätte! Denn für die Schuldfrage ist nicht allein maßgeblich, was die beiden Soldaten taten, sondern vor allem, was sie wollen. Und wenn einer von ihnen willig und aus Überzeugung tut, was er tut, dann kann und muss es ihm auch als Schuld zugerechnet werden. Entscheidend ist nicht, dass eine Wahl unter vielen Möglichkeiten stattgefunden hat, sondern dass der Täter sich mit seiner Tat identifiziert. Und steht das fest, weil er genau das tun wollte, was er tat, ist es nur noch eine akademische Frage, ob er etwas anderes hätte tun können (da er ja nichts anderes gewollt hätte). Weil er Alternativen, wenn es sie gegeben hätte, verschmäht haben würde, ist der Mann für seine Tat in demselben Maße verantwortlich als wenn er diese Tat frei aus einer Vielzahl von möglichen Taten gewählt hätte. So wird man dem zweiten Soldaten sicher zugutehalten, dass er sich gegen seinen Willen zum Kämpfen genötigt sah. Für ihn war es eine „Zwangslage". Für den ersten aber war dieselbe Lage keine „Zwangslage", die ihn entschuldigen könnte.

Nun – aus alledem ist zu ersehen, dass Verantwortung nicht aus Wahlmöglichkeiten resultiert, sondern allein aus der willentlichen Identifikation, die eine Tat zu meiner Tat macht. Wenn das aber feststeht, in welches Licht rückt dann unsere Sünde, die wir nach dem Sündenfall ebenso wenig vermeiden können wie jene Soldaten das Kämpfen? Sind wir in einer „Zwangslage", in der wir widerwillig zum Sündigen genötigt werden? Oder identifizieren wir uns mit unserem sündigen Tun? Seien wir ehrlich: Zweiteres ist der Fall! Denn zu den konkreten Sünden, die wir begehen, werden wir von niemandem gezwungen als nur von uns selbst. Und wir sind dabei auch durchaus bei klarem Verstand, so dass wir wissen, was wir tun. Oder handelt einer etwa nicht „selbstbestimmt", wenn ihn seine ganz persönliche Lust dazu bestimmt, Ehebruch zu begehen? Könnte er nicht Anderes und Besseres tun, wenn er nur Anderes und Besseres tun wollte? Begeht er den Ehebruch aber keineswegs unwillig, sondern – wie man annehmen darf – willig und ver-

gnügt, wie sollte ihm dann nicht als Schuld zugerechnet werden, was er willentlich und aktiv herbeiführt? Handelt einer nicht „selbstbestimmt", wenn ihn seine ganz persönliche Faulheit dazu bestimmt, jedem Gottesdienst fern zu bleiben und so den Feiertag nicht zu heiligen? Könnte er nicht Anderes und Besseres tun, wenn er nur Anderes und Besseres tun wollte? Bleibt er sonntags aber nicht unwillig im Bett, sondern – wie wir unterstellen dürfen – willig und genussvoll, wie sollte ihm nicht als Schuld zugerechnet werden, was er bewusst und willentlich am dritten Gebot versäumt? Handelt ein Geschäftsmann nicht „selbstbestimmt", wenn ihn seine ganz persönliche Gier dazu bestimmt, Geschäftspartner und Kunden übers Ohr zu hauen? Könnte er nicht Anderes und Besseres tun, wenn er nur Anderes und Besseres tun wollte? Betrügt er die anderen aber nicht widerwillig, sondern willig und vergnügt, unter Einsatz von Geschick und Raffinesse, wie sollte ihm dann nicht als Schuld zugerechnet werden, was er doch mit Berechnung eingefädelt hat? Es gibt in solchen Fällen überhaupt keinen Grund, auf Schuldunfähigkeit oder auf mildernde Umstände zu plädieren. Denn nichts nötig einen Sünder zum Sündigen als allein sein eigener verkehrter Wille. Sofern er keinem anderen Gesetz folgt als allein seinem Willen, handelt er im Wortsinne „autonom". Und da er beim Ehebrechen, Faulenzen und Betrügen durchaus tut, was er will, hat er dabei auch gar kein Gefühl der Unfreiheit, sondern ein Gefühl der Freiheit. Nun stimmt es trotzdem, dass der Sünder, während er tut, was er will, die problematische Richtung seines Willens nicht zu ändern vermag. Aber da er sie auch gar nicht ändern will, kann ihn diese „Einschränkung" nicht entlasten. Denn was den Sünder am Gut-Sein hindert, ist nicht etwa, dass er nicht Gut-Sein „könnte" ( obwohl er es will ), sondern am Gut-Sein hindert ihn nur, dass er es nicht will ( obwohl er weiß, dass er es wollen sollte ).

Der Sünder kann sich auf keinen anderen Zwang herausreden als auf den, der in ihm selber liegt. Und eben der entlastet ihn nicht, sondern belastet ihn. Denn die Motive, die uns zum Sündigen treiben, werden uns ja nicht als fremde Motive aufgezwungen, sondern sind unsere eigenen. Unser Wille wird von Gründen bestimmt, die uns so wichtig sind, dass wir ihnen folgen. Wenn es aber unsere eigenen Motive und Gründe sind, die für unsere Entscheidungen den Ausschlag geben, warum sollten uns nicht auch die daraus folgenden Taten als unsere Taten zugerechnet werden? Vielleicht wollen wir uns damit entschuldigen, dass wir doch „nicht anders können" und „keine Wahl" haben. Aber das verfängt in diesem Falle nicht. Denn ein Mangel an Alternativen kann nur dort zur Entschuldigung herangezogen werden, wo jemand glaubhaft macht, dass er eine bessere Möglichkeit – wenn es sie denn gäbe – gern und willig der schlechten Tat vorziehen würde. Und das ist offenbar nicht der Fall. Denn wenn wir Sünder wirklich eine große Sehnsucht hätten, gute Menschen zu sein, würde uns ja niemand hindern ab morgen das Leben eines Heiligen zu führen! Der Weg wäre offen! Jesus hat gezeigt wo's langgeht! Doch in Wahrheit sind wir auf den bösen Wegen gar nicht widerwillig unterwegs, sondern sehr willig. Wir müssen uns überhaupt nicht anstrengen, um egoistisch zu handeln, sondern genau genommen fällt uns nichts leichter und erscheint uns nichts natürlicher als gerade das! Das Böse macht uns längst nicht so viel Mühe, wie das Gute, zu dem wir uns so häufig zwingen müssen! Ist es unter diesen Umständen aber glaubhaft, dass wir gern bessere Menschen wären und es nur – leider, leider – nicht können? Nein, machen wir uns da nichts vor: Am guten Leben hindert uns niemand außer uns selbst. Und für das Böse, das wir anrichten, gibt es darum auch keine andere Ursache, als dass wir tun, was wir wollen. Wir lästern und kränken, lügen und beleidigen, gieren und grollen wie aus einer lieben alten Gewohnheit heraus. Und wir tun das auch alles in Freiheit, da wir,

wenn wir ernsthaft etwas anderes wollten, auch etwas anderes tun könnten. Sündigen wir aber in Freiheit, wie sollten wir da nicht auch verantwortlich sein und haftbar? Freilich kommen wir schicksalhaft in diesen Zustand! Niemand hat uns gefragt, ob wir Sünder sein wollen! Wir wurden schon so geboren! Doch als Entschuldigung kann das nicht gelten. Denn ob einer „anders könnte", spielt nur eine Rolle, wenn er gegebenenfalls auch anders wollte. Und davon ist uns nichts anzumerken. Wir sündigen nicht widerstrebend, sondern mit Hingabe. Und wir werden darum von Gott auch ganz selbstverständlich zur Rechenschaft gezogen. Als Sünder tut man, statt des Guten, das man soll, das Böse, das man will. Man weiß durchaus, dass es falsch ist. Und man weiß zugleich, dass man, wenn man nur etwas anderes wollte, auch etwas anderes tun könnte. Mehr Freiheit hat kein Mensch. Und mehr braucht man auch nicht, um für das Ergebnis seiner Selbstbestimmung verantwortlich zu sein. Denn sobald ich anerkenne, dass es meine eigenen Motive sind, die meinen Willen bestimmen, bin ich auch der Urheber der daraus folgenden Entscheidungen und Taten…
Freilich: Es ist trotzdem „hart", dass wir als geborene Sünder immer weiter Schuld aufhäufen und aus dem selbstschädigenden Verhalten keinen Ausweg finden. Aber es bleibt nicht dabei. Denn als Ausweg aus der Misere ist uns das Evangelium gegeben, das die Gläubigen aus dem Würgegriff der Sünde befreit und über den jetzigen beklagenswerten Zustand hinausführt. Die kirchliche Lehre unterscheidet dabei vier Stadien, in denen sich der Mensch befunden hat – oder sich befinden kann:

(1.) Am Anfang – das bleibt immer festzuhalten! – schuf Gott die Welt und den Menschen „gut". Er schuf Adam und Eva gewiss nicht als Sünder und auch nicht, damit sie sündigen, sondern schuf sie lediglich so, dass sie sündigen konnten (posse peccare). Der Mensch vor dem Sündenfall sollte diese Möglichkeit aber nicht haben, um davon Gebrauch zu machen, sondern um davon aus freien Stücken keinen Gebrauch zu machen. Er wäre dann aus der Gemeinschaft mit Gott auch nie herausgefallen!

(2.) Da der Mensch dem Bösen aber den kleinen Finger reichte, nahm es nicht nur die Hand, sondern nahm den ganzen Menschen in Besitz, so dass er der Eigendynamik der Sünde restlos und dauerhaft verfiel und heute in seiner normalen Verfassung tatsächlich „nicht nicht sündigen kann" (non posse non peccare).

(3.) Er kann „nicht mehr anders", bis er eines Tages zum Glauben findet. Dann aber wendet sich das Blatt. Denn Gottes Heilige Geist kann den inneren Schaden so weit heilen und den Gläubigen der Sünde so weit entziehen, dass er dort, wo er wirklich ganz aus dem Glauben heraus handelt, nicht sündigt (posse non peccare). Zu unserer Schande muss man allerdings gestehen, dass der Glaube nie unser ganzes Leben bestimmt. Dass wir die Sünde abschütteln, bleibt leider wenigen „lichten Momenten" vorbehalten.

(4.) Und so steht der vierte und letzte Schritt noch aus: Erst jenseits des Grabes, in der himmlischen Vollendung, werden wir in der glückliche Lage sein, nicht mehr sündigen zu können (non posse peccare). Dort aber werden wir es dann wirklich verlernt haben…

So weit das alte Modell der vier Stufen, das nicht nur einleuchtend ist, sondern auch tröstlich. Denn unser gegebener Zustand, das Sündigen nicht lassen zu können, gleichzeitig dafür verantwortlich zu sein, und dieser Verantwortung doch nie gerecht zu wer-

den, ist in der Tat schrecklich. Und es ist gut, dass Gott uns einen Ausweg weist. Wenn er aber einst sein Werk an uns vollendet und wir nicht mehr sündigen können, dann wird das beileibe keine Einschränkung unserer Freiheit sein, sondern gerade ihre höchste Steigerung. Wir werden dann außer Stande sein, etwas Böses zu tun, weil unser Wille sich ausschließlich auf das Gute richtet. Wir werden das Gute wollen, das Gott will. Wir werden zugleich tun, was wir wollen. Und der leidige Konflikt, den es niemals hätte geben dürfen, der Konflikt zwischen der Selbstbestimmung des Geschöpfes und seiner Fremdbestimmung durch den Schöpfer, gehört der Vergangenheit an, weil unsere freie Selbstbestimmung dann mit der Zustimmung zum Willen Gottes schlicht zusammenfällt….

**Nachbemerkung für philosophisch Interessierte**

Wenn jemand meint, der oben vertretende Begriff von Freiheit (der gemäß einer tut, was er will) begründe allein noch keine Verantwortung, sofern nicht Willensfreiheit dazu kommt (der gemäß einer auch nach Belieben wollen kann, was er wollen will), so ist das entweder eine Selbstverständlichkeit oder Unsinn. Eine Selbstverständlichkeit ist es, weil, wenn dieser Mensch seinem Willen ernsthaft eine neue Richtung geben möchte, sein Wille im selben Augenblick schon diese neue Richtung hat. Da sind keine Fesseln, die ihn an der Neuausrichtung seines Willens hindern, denn indem er sie will, beweist er schon, dass er sie wollen kann – und hat sie im selben Augenblick vollzogen. Mit anderen Worten: Dass man etwas wollen will und nicht wollen kann, gibt es gar nicht! Der Fall tritt nie ein!

Fordert man aber, um „frei" zu entscheiden, müsse der Wille erst einmal ganz „frei" sein von ihn bestimmenden Gründen, so wird es unsinnig. Denn so ein voraussetzungs- und richtungsloser, aller Motive entleerter Wille behielte ja nichts übrig, woran er die Wahl seiner Willensrichtung noch orientieren könnte. Und seine (zwangsläufig unmotivierte) Richtungswahl wäre von Willkür nicht zu unterscheiden. Ein Wählender, der nicht von Gründen bestimmt werden will, kann genauso gut würfeln! Willkür aber ist nicht Freiheit. Und sie begründet auch keine Verantwortung, sondern schließt sie faktisch aus.

M.a.W: Willensfreiheit ist ein Ungedanke und ein philosophisches Phantom. Es hat sie nie gegeben. Es braucht sie keiner. Und „zurechnungsfähig" sind wir auch ohne sie. Denn um meinem Schöpfer Rechenschaft zu schulden, genügt es völlig, dass ich der Urheber meiner Taten bin, dass ich sie als verwerflich erkenne und sie trotzdem nicht widerwillig, sondern willig ins Werk setze…

# 57. Die Sinnlosigkeit des Bösen

Wie ist eigentlich das Böse in Gottes gute Schöpfung hineingekommen? Wo hat es seinen Ursprung? Ich denke, jeder aufmerksame Leser der Bibel ist schon einmal über dieses Problem gestolpert. Denn es heißt ja am Ende des Schöpfungsberichtes, dass alles, was Gott schuf, sehr gut gewesen sei. Da steht: ***„Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut." (1.Mose 1,31)*** Wenn aber alles so war, wie Gott es wollte, und nichts existierte, was nicht aus Gottes Hand gekommen wäre, wenn Gott in seiner Weisheit das Universum gut geordnet hatte – wie um alles in der Welt ist dann das Böse da hineingeraten? Wo kommt es her, wenn doch der gute Gott das Böse unmöglich geschaffen haben kann?

Die Bibel antwortet uns darauf mit der Erzählung vom Sündenfall. Sie verweist uns auf Adam und Eva, die im Garten Eden von der verbotenen Frucht aßen. Aber als Erklärung für den Ursprung des Bösen, will diese Geschichte nicht recht taugen. Denn natürlich fragen wir sofort weiter: Warum haben die beiden von der verbotenen Frucht gegessen? Geschah es nicht, weil die Schlange sie dazu verführte? Woher also kommt die Schlange? Dass die Schlange eine Gestalt des Teufels war, ist nicht schwer zu erraten. Aber das führt uns nur zu der weiteren Frage, woher denn bloß der Teufel kommt. Auch hier gibt uns die Bibel noch einmal einen Hinweis. Der Teufel soll ursprünglich ein Engel gewesen sein, der wie alle anderen Engel gut geschaffen war, der dann aber gegen Gott aufbegehrte und zur Strafe aus dem Himmel verstoßen wurde. Nur: Wie es überhaupt möglich war, dass sich ein Engel gegen Gott wendet – das lässt die Bibel offene. Hat Gott die Engel so wankelmütig geschaffen, dass sie sich in ihr Gegenteil verwandeln können? Und wenn ja: Muss er dann nicht die Folgen vorhergesehen haben? Wenn er sie aber vorhergesehen hat, hat er dann am Ende selbst das Böse in seiner Schöpfung eingeplant? Der Schöpfer selbst wäre dann der Ursprung jener Macht, die es auf die Zerstörung seiner Schöpfung abgesehen hat. Gott durchkreuzte seine eigenen Pläne und sabotierte sein eigenes Werk. Und das machte dann gar keinen Sinn mehr – es wäre absurd. Die Spur verläuft darum im Sande, ohne, dass uns die Bibel eine abschließende Auskunft geben hätte...

Unbefriedigend ist das für alle, die die Welt zu verstehen suchen. Besonders unbefriedigend aber ist es für die Theologen. Denn wenn das Dasein des Bösen in der Welt unerklärlich bleibt, dann wirkt es wie ein „Konstruktionsfehler" im Schöpfungsplan – und Gott gerät in ein schiefes Licht. Um das zu verhindern, gehen manche Gelehrte über die Bibel hinaus und vertreten selbsterdachte Theorien über den Grund, den Sinn und den Ursprung des Bösen. Die klingen etwa so:

Gott dulde zwar das Böse in seiner Schöpfung, sagen sie, aber er tue es nur um eines höheren Gutes willen. Er dulde das Böse nämlich nur, damit Freiheit möglich sei. Gott wollte keine bloßen Maschinen und Marionetten schaffen, sagen sie, sondern er wollte sich im Menschen ein echtes, frei entscheidendes Gegenüber schaffen. Eine Freiheit aber, die neben dem Guten keine Alternative kennt, wäre keine echte Freiheit. Wer sich nicht auch für das Böse entscheiden kann, der muss gezwungenermaßen das Gute wählen. Wenn Gott aber Menschen wollte, die aus freiem Willen heraus das Gute tun, so musste er ihnen auch die Möglichkeit zum Bösen offen halten und in Kauf nehmen, dass sie evtl. von dieser Möglichkeit Gebrauch machen. Der Preis war nicht zu hoch, sagen die Gelehrten, denn ohne solche Freiheit wäre der Mensch immer unmündig geblieben und hätte nie zur Erkenntnis des Guten und Bösen durchdringen können. Darum ist der Sündenfall nach ihrer Meinung auch kein Unglück, sondern ein gottgewollter Fortschritt in der geistigen Höherentwicklung des Menschen. „Wer schließlich wüsste, was gut ist, wenn er das Böse nicht kennen würde?" sagen sie. Erkennen wir nicht alles erst aus seinem Gegensatz? Die Wärme kann nur schätzen, wer die Kälte kennt. Den Wert des Lichtes erkennt nur, wer schon mal im Finstern gesessen hat. Das Große schiene uns nicht groß, wenn es nichts Kleines gäbe. Das Schöne schiene uns nicht schön, wenn es nichts Hässliches gäbe. Na und das Gute kann eben nur gut sein, weil es sich vom Bösen absetzt. Alle Dinge, so die Argumentation, leben vom Kontrast und sind auf den Kontrast angewiesen. Und darum, so heißt es, kann Gott auch auf das Böse nicht verzichten. Er braucht es als die dunkle Folie, von der sich das Gute um so strahlender abheben kann. Denn ohne Sünde gibt's schließlich keine Erlösung, ohne Not keine Rettung, ohne Angst kein Trost. Und wenn man das verstanden hat, so die Theorie, erkennt man, dass der

Sündenfall in Wahrheit ein Glücksfall war. Denn wäre die Sünde nicht in die Welt gekommen, dann hätten wir Christus gar nicht kennengelernt. Und wären wir nicht auf Abwege geraten, so hätten wir nie erlebt, wie Gott uns liebevoll nachgeht, um uns zu erlösen. Kurz gesagt: Unsere Gemeinschaft mit Gott ist nach überwundener Trennung viel inniger, als wenn diese Gemeinschaft nie in Frage gestellt worden wäre...

Ich mache hier einfach einen Schnitt. Denn es ist deutlich geworden, worauf solche Theorien hinauslaufen. Es sind gutgemeinte Versuche, dem Bösen in der Welt einen Sinn abzugewinnen. Und sie wollen uns davon überzeugen, dass eine Welt, in der das Böse nach und nach überwunden wird, irgendwie besser, reifer oder wertvoller sei, als eine Welt, in der es das Böse nie gegeben hätte. Verführerisch sind diese Gedanken, weil sie logisch klingen und eine peinliche Wissenslücke schließen. Trotzdem muss ich Wasser in den Wein schütten und muss warnen vor diesen allzu geschliffenen Erklärungen. Denn – um es mit einem Wort zu sagen: Das Böse kommt dabei zu ganz unverdienten Ehren. Das Böse nämlich, das in Gottes Plänen irgendeinen Sinn macht – dieses Böse ist nicht mehr radikal böse, sondern nur relativ böse. Es wird erklärt. Es wird dabei aber zugleich verharmlost. Denn in dem Moment, wo unsere Grübelei dem Bösen einen Sinn abgewinnt (und sei es nur als dunkle Folie des Guten), gestehen wir dem Bösen eine gewisse Berechtigung und einen Nutzen zu.

Wir müssen dann zugeben, dass etwas, das als Bedingung unserer Freiheit notwendig in den Lauf der Welt hineingehört, nicht ganz und gar verwerflich sein kann. Und unversehens haben wir damit dem Bösen eine Daseinsberechtigung zugestanden. Wir beginnen für das Böse Verständnis aufzubringen, wir beginnen am Bösen etwas Gutes zu finden – und täuschen uns damit über die wahre Natur des Bösen hinweg. Denn in Wahrheit besteht die Natur des Bösen eben darin, für **nichts** gut zu sein. Es hat keine Daseinsberechtigung. Und am wenigsten eine, die sich aus Gottes Plänen ergäbe. Nein: Das Böse ist zutiefst sinnlos. Und an dieser anstößigen, ärgerlichen, tiefen Sinnlosigkeit dürfen wir nichts abbrechen. Wenn wir uns nämlich damit abfänden, dass das Böse einen notwendigen Platz in der Welt hat, wenn unser Verstand mit dem Bösen Frieden schlösse – warum sollten wir ihm dann noch tagtäglich widerstehen? Ja, ich fürchte, jene gelehrten Männer, die redeten, wo die Bibel es für klüger hielt zu schweigen, jene Schlauköpfe, die den Ursprung des Bösen so schön „erklärten", haben damit (entgegen ihrer Absicht) dem Teufel zugearbeitet. Eigentlich wollen sie angesichts des Bösen in der Schöpfung den Schöpfer rechtfertigen. Faktisch liefern sie aber eine Rechtfertigung des Bösen. Und das ist so ziemlich das Letzte, worauf Christen sich einlassen sollten. Ich möchte darum vor solchen Grübeleien warnen. Denn als Christen müssen wir das Böse nicht „verstehen". Es reicht völlig, wenn wir es verabscheuen. Wollen wir aber unbedingt etwas verstehen, dann doch bitte dies, dass die einzig angemessene Geisteshaltung gegenüber dem Bösen Verständnislosigkeit ist. Es ist und bleibt sinnwidrig. Es ist und bleibt ein Fremdkörper im Organismus der Schöpfung. Und so sollten wir es auch behandeln. Denn die eigentliche Herausforderung liegt nicht darin, das Böse plausibel in unser Weltbild zu integrieren. Die eigentliche Herausforderung besteht darin, das Böse aus unseren Herzen zu vertreiben. Lassen wir uns also nicht täuschen! In Wahrheit ist das Böse kein Gegenstand für eine geistreiche Unterhaltung – in Wahrheit ist es der Feind, der uns im Nacken sitzt. Wir müssen ihm widerstehen – ja! Aber wir müssen uns nicht den Kopf über ihn zerbrechen. Denn mag auch dunkel bleiben, wo das Böse seinen Anfang nahm, so ist doch nicht ungewiss wie es enden wird. Christus kommt nämlich wieder. Er gibt ihm den Rest. Und das sei Gott gedankt in Ewigkeit...

# 58. Das Böse in Person

Der Teufel ist kein schönes, aber ein wichtiges Thema, weil er in unauffälliger und alltäglicher Weise unser Leben mitbestimmt. Ja, Satan ist kein Fabelwesen und keine mythologische Figur. Er ist nicht identisch mit den albernen Klischees, die man pflegt, sondern er ist machtvolle Wirklichkeit. Denn wäre es anders, so würde ja das Neue Testament nicht so häufig und so nachdrücklich vom Teufel reden. Wollen wir also nicht annehmen, Jesus habe sich bei seiner Versuchung mit einer Phantasiegestalt herumgeschlagen, wollen wir nicht unterstellen, er habe Dämonen ausgetrieben, die es gar nicht gibt, so müssen wir den Teufel ernst nehmen und müssen begreifen, dass er auch für uns ein gefährlicher Gegner ist. Weil man seinen Gegner aber kennen muss, und sich nur wehren kann, wenn man über ihn Bescheid weiß, darum will ich heute die Lebensgeschichte des Teufels erzählen…

Freilich: Hat der so etwas überhaupt? „Hat der Teufel eine Biographie?", werden sie fragen, „So mit Anfang und Ende?" Es ist wichtig, dass wir diese Frage bejahen können! Denn das bedeutet ja immerhin, dass der Teufel nicht ewig ist. Er ist zum Glück nicht von göttlicher Art, wie manche denken, und er ist auch kein Gegengott, der unserem Schöpfer auf Augenhöhe begegnen könnte, sondern er ist **nur** ein Geschöpf. Er wurde zu einem Zeitpunkt, den wir nicht kennen, von Gott geschaffen – wurde aber nicht etwa als Inbegriff der Bosheit geschaffen, sondern war ganz im Gegenteil ein hoher und herrlicher Engel, ausgestattet mit großer Macht und bestimmt zum Guten. Ja, ein hoher Engel war Luzifer, ein privilegierter Diener des Allmächtigen – das erklärt sowohl seine Klugheit als auch die Faszination, die bis heute von ihm ausgeht! Aber eben das, was er war, ein privilegierter Diener des Allmächtigen, wollte Luzifer um keinen Preis sein. Denn er konnte nicht ertragen, dass da noch einer über ihm stand.

Er war zwar an Gottes Vollkommenheit viel näher dran, als wir das sind – von seinen Kräften und Begabungen können wir nur träumen! Aber die letzte Grenze, die auch das vollkommenste Geschöpf noch von Gott unterscheidet, die wollte Luzifer nicht gelten lassen, wollte nämlich Gott nicht Gott sein lassen, sondern wollte selber Gott sein. Der hochgestellte Engel wollte noch höher hinauf – und stürzte dabei ganz tief. Denn indem er seine Macht, die ihm von Gott verliehen war, **gegen** Gott einsetzte, verkehrte er all sein Gutes zum Bösen und fiel aus der Gemeinschaft Gottes heraus – aus dem Himmel auf die Erde. Er wurde von Gott verstoßen und ist seither dazu verdammt, an seiner eigenen Bosheit zu leiden, Gott verzweifelt zu hassen und ihn doch niemals los zu werden.

Womit aber rächt sich so einer? Was tut er? Nun, Luzifer denkt genau so, wie Neid und Zorn es auch uns manchmal eingeben: „Was ich nicht haben kann, soll auch kein anderer haben!" sagt er sich. „Und wenn ich nicht an Gottes Stelle die Welt regieren kann, so will ich diese Welt zerstören und will verbrannte Erde hinterlassen." Denn der Teufel weiß, wie sehr Gott seine Schöpfung liebt. Seine Rache soll Gott weh tun! Weil er aber an Gott nicht herankommt und gegen Gott nichts vermag, darum greift der Teufel nach den Geschöpfen, an denen Gott seine Freude hat, und greift vor allem nach dem Menschen. Was aber ist der denkbar schwerste Schaden, den er einem Menschen zufügen kann? Womit kann er ihn am wirksamsten und am nachhaltigsten treffen? Damit, dass er diesen Menschen von Gott trennt und ihn mit hineinzieht in sein eigenes elendes Geschick! Luzifer wollte Gott gleichen und konnte es nicht. Nun aber will er die Menschen auf denselben Irrweg führen, damit Gott auch die Menschen verdammen und verwerfen muss, und hin-

terher an dieser Trennung und Verwerfung selber leidet. Von daher ist zu verstehen, dass der Teufel drei Lieblingsbeschäftigungen hat, denen er nachgeht, wo immer er kann: Nämlich das Versuchen, das Verklagen und das Verderben. Zuerst führt er die Menschen in **Versuchung**, so wie die Schlange im Paradies, damit Menschen gegen Gottes Wort und Gebot verstoßen. Genau wie Satan selbst sollen auch sie gegen die Grenzen aufbegehren, die Gott ihnen gesetzt hat. Auch sie sollen die Gemeinschaft mit Gott aufkündigen durch törichte und stolze Gedanken, Worte und Werke. Wenn der Teufel das aber erreicht hat, wenn er unsere schwachen Punkte gefunden und genutzt hat, dann verschafft er sich Gehör bei Gott, um die, die er selbst verführt hat, **anzuklagen und zu denunzieren.**
„Schau her!", sagt er zu Gott, „der da und der und der, – die sind alle so wie ich! Die gehören alle zu mir!" Er breitet vor Gott unsere Sünden aus, er schwärzt uns an. Und weil er weiß, dass Gott gerecht ist und mit seinen Geboten keine Scherze treibt, kann er sicher sein, dass die Übeltäter verurteilt werden. Sind die Menschen aber erst einmal von höchster Instanz schuldig gesprochen, so reibt sich der Teufel die Hände. Denn er ist nicht nur Versucher und Ankläger, sondern ist mit großer Freude auch der Kerkermeister, der die **Bestrafung** übernimmt. Die Strafe aber besteht darin, dass die Seelen, die sich auf die Seite des Teufels haben ziehen lassen, mit ihm zusammen die Ewigkeit verbringen müssen – fern von Gott, und damit fern von allem Trost.
Ja, versuchen, verklagen und verderben, das ist das dreifache Geschäft des Teufels. Und sein Geschäft läuft gut! Der Teufel ist darin so schrecklich erfolgreich, dass er von Adam und Eva an die gesamte Menschheit in den Griff bekommen hat. Es ist ihm gelungen, zwischen Gott und die Menschheit einen Keil zu treiben. Er hat es geschafft, die Menschheit in sein eigenes Geschick mit hineinzuziehen. Und die Entfremdung, die dabei zwischen uns und unserem Schöpfer entstand, ist so groß, dass in der Perspektive vieler Menschen Gott als ein Teufel erscheint, und in der Perspektive Gottes wohl auch viele Menschen wie Teufel wirken. Kann jemand ermessen, wieviel Schmerz das bedeutet – nicht nur für uns, sondern auch für Gott?
Doch die Lebensgeschichte des Teufels ist nur am Anfang eine Erfolgsgeschichte. Sie nahm vor 2000 Jahren eine unerwartete Wende. Denn als Jesus von Nazareth geboren wurde, geriet der Teufel in eine schwere Krise, von der er sich nicht mehr erholt **hat** – und sich nie mehr erholen **wird.** Bis dahin waren alle Menschen Sünder gewesen. Dieser Jesus aber war es nicht. Bis dahin waren alle mehr oder weniger ungehorsam gegen Gott. Dieser aber war's nie. Alle waren verstrickt in den Teufelskreis von Eigensucht, Misstrauen, Schuld und Strafe. Aber Jesus war von alledem eigentümlich frei.
Und das, obwohl der Teufel es sehr wohl bei ihm versucht hat! Im Neuen Testament lesen wir, wie er Jesus in Versuchung führte. Der Teufel hat ihm mehr als eine Falle gestellt. Als er aber merkte, dass er diesen einen Menschen nicht auf seine Seite ziehen und nicht korrumpieren konnte – als er merkte, dass Jesus drauf und dran war, die Distanz zwischen Gott und Mensch zu überbrücken – da beschloss der Teufel, ihn zu töten. Er schürte den Zorn der Pharisäer und der Schriftgelehrten, er fuhr in Judas hinein und bediente sich des Pilatus, er nutzte seine Macht über die Menschen, um Jesus ein schreckliches Ende zu bereiten. Wahrscheinlich hat er vor Freude getanzt, als Jesus ans Kreuz geschlagen wurde. Denn der Teufel meinte, er hätte Jesus mundtot gemacht und hätte ihn zur Hölle geschickt – ja, er meinte wohl, er hätte da eine besonders fette Beute verschlungen. Aber dieser Bissen sollte ihm im Halse stecken bleiben. Denn Satan begriff nicht wirklich, mit wem er es da zu tun hatte. Er hatte mit seinen schmutzigen Händen nicht bloß nach einem Menschen, sondern nach Gott selbst gegriffen. Gott selbst war der

Mensch, über den sich der Teufel hergemacht hatte. Gott selbst hatte er angetastet. Und das sollte dem Teufel übel bekommen. Denn nun hatte Gott selbst am Kreuz für die Sünden der Menschheit gebüßt.
Ein Unschuldiger hatte für alle Schuldigen die Rechnung beglichen. Gottes Sohn war durch die Hölle gegangen und hatte von dort mitgenommen, wen er wollte. Das heißt aber: Seit Luzifer mit dem Gekreuzigten zu tun bekam, war er nicht mehr Herr im eigenen Haus. Er war einem Stärkeren begegnet. Er hatte sich mit dem Falschen angelegt. Und als Christus am Ostermorgen auferstand, da war des Teufels Schicksal besiegelt. Denn von da an stand fest, dass er der ewige Verlierer sein würde. Christus hatte einen Weg gefunden, wie auch dem größten Sünder Vergebung zuteil werden kann. Und seitdem hat der Teufel, wo man sich auf Christus beruft, alle Rechte verwirkt. Seine Schlingen binden nicht länger und seine Trümpfe stechen nicht mehr. Der Tod ist überwunden, die Hölle zerstört, die Schuld vergeben, die Strafe getragen, das Himmelstor steht offen.
Und der Teufel? Ist der überhaupt noch da? Täuschen wir uns nicht, er ist noch da. Trotz seiner großen Niederlage, von der er sich nicht mehr erholen wird, wäre es doch falsch, ihn jetzt schon für ungefährlich zu halten. Denn wir dürfen nicht vergessen, dass gerade eine angeschossene und schwer verwundete Bestie besonders gefährlich sein kann. Der Teufel ist zweifellos tödlich getroffen. Er weiß selbst, dass ihm nicht mehr viel Zeit bleibt. Aber gerade darum wütet er umso heftiger und versucht noch möglichst viele von uns in seinen Untergang mit hineinzuziehen. Er kann das Blatt nicht mehr wenden, aber er nutzt dennoch den Bewegungsspielraum, den Gott ihm noch lässt.
Warum aber duldet ihn Gott? Warum hat er ihm nicht längst das Licht ausgeblasen? Nun, ich meine, dass Gott sich des Teufels bedient, wie man sich eines bösen Kettenhundes bedient. Wenn die Gläubigen ihm begegnen, werden sie dadurch geprüft, gerüttelt und geschüttelt – sie bewähren sich im Widerstehen, werden gefestigt und geläutert. Wenn aber die Ungläubigen ihm begegnen, können sie immerhin erschrecken, wachen auf, und haben dann Gelegenheit, von dem Weg umzukehren, der in die Arme des Teufels führt. Solche Gründe müssen es wohl sein, die Gott bewegen, den Satan noch zu dulden. Für den Teufel selbst aber muss es bitter sein, für solch gute Zwecke herzuhalten. Denn wenn ihn Gott in Dienst nimmt, ist er am Ende ja genau das geworden, was er auf keinen Fall sein wollte: Er ist dann zu Gottes Werkzeug geworden – und ist es wider Willen. Denn Gott sorgt dafür, dass seine Bosheit zum Guten ausschlägt, so dass selbst der Teufel zum Gelingen göttlicher Pläne beitragen muss, und miterlebt, wie diese heilvollen Pläne über ihn hinwegrollen.
Am Ende freilich, wenn Gott einen neuen Himmel und eine neue Erde schafft, hat für den Teufel die Stunde geschlagen. Denn in Gottes neuer Welt wird kein Platz mehr für ihn sein, und seine Lebensgeschichte, das darf man ganz ohne Sentimentalität sagen, wird dann beendet. Denn der Teufel wollte zwar Gott sein. Aber Gott will kein Teufel sein – und will auf die Dauer auch keinen Teufel dulden. Er lässt darum den bösen Engel, den er einst als einen guten schuf, in dem Nichts versinken, aus dem er ihn gerufen hat – und das ist für alle Beteiligten das Beste.
Was folgt aus alledem? Es folgt, dass wir den Teufel weder **unter**schätzen noch **über**schätzen sollten – denn beides wäre ihm willkommen. Wo man ihn **nicht** ernst nimmt, weil man den Teufel für ein Fabelwesen hält, da hat er leichtes Spiel. Wo man ihn aber **zu** ernst nehmen wollte, da täte man ihm zu große Ehre an, die der ewige Verlierer nicht verdient. Darum halten wir uns besser in der Mitte – und halten uns vor allem ganz nahe

bei Christus. Denn eine Gefahr ist der Teufel nur, wo wir uns von Christus entfernen. Sind wir nicht bei Christus, so sind wir leichte Beute und haben allen Grund vor dem Teufel zu zittern. Sind wir aber dicht bei Christus, wie das Kind am Hosenbein des Vaters, so dürfen wir den Teufel fröhlich verspotten.

Da **„mag der Teufel mit seinem großem Ungestüm gegen den Gläubigen anrennen,"** sagt Martin Luther, **„...so fasst der Gläubige doch mitten in den Schreckensfluten Hoffnung und spricht: Herr Teufel, wolle nicht so wüten, sondern mäßigt euch, denn es ist einer, der Christus genannt wird; an den glaube ich. Der hat das Gesetz abgetan, die Sünde verdammt, den Tod abgetan und die Hölle zerstört. Der ist Teufel dein Teufel; denn dich hat er gefangen genommen und besiegt, so dass du mir und allen Gläubigen nicht weiter schaden kannst." „Diesen Glauben kann der Teufel nicht besiegen"** sagt Luther, sondern **„er wird durch diesen Glauben besiegt."** Darum gebe Gott, dass wir uns alle von solchem Glauben eine Scheibe abschneiden.

# 59. Gottes Wille

Die dritte Bitte des Vaterunsers lautet: ***„Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden."*** Bei näherer Betrachtung kann man diesen Wunsch aber durchaus seltsam finden. Denn er scheint ja zu unterstellen, dass Gottes Wille bisher nicht geschieht. Geschähe er, so bräuchten wir nicht darum zu bitten. Bitten wir darum, so geschieht er offenbar nicht. Nur: Wenn nicht Gottes Wille geschieht – was geschieht denn dann? Der Wille des Teufels etwa? Oder der Wille der Menschen? Man gerät zwangsläufig in Verwirrung. Denn die Bibel lehrt ja an unzähligen Stellen, dass Gottes Wille unser Dasein bestimmt. Das Buch der Sprüche sagt: ***„In eines Mannes Herzen sind viele Pläne; aber zustande kommt der Ratschluss des HERRN."*** Und an anderer Stelle: ***„Des Menschen Herz erdenkt sich seinen Weg; aber der HERR allein lenkt seinen Schritt."*** Damit scheint klar zu sein, dass wir dem Willen Gottes gar nicht entrinnen können. Wenn wir ihm aber nicht entrinnen, wieso müssen wir dann noch darum bitten, dass er geschehe?

Wollen wir nicht annehmen, Jesus habe in einer so zentralen Frage sich selbst und dem Rest der Bibel widersprochen, so müssen mit einem Wort zwei unterschiedliche Dinge gemeint sein. Der Wille, von dem wir erbitten, dass er geschehen möge, kann nicht der Wille sein, der sowieso geschieht. Und das heißt: Es muss zwei unterschiedliche Arten göttlichen Willens geben. Aber geht das überhaupt – eine Person und zwei Willen? Wer sich selbst beobachtet, merkt schnell, dass das durchaus vorkommt und sogar etwas sehr Normales ist!

Stellen Sie sich z.B. vor, dass jemand einen alten Hund hat, den er sehr liebt. Wenn nun dieser Hund unheilbar krank ist und einem qualvollen Tod entgegengeht – will der Besitzer dann, dass der Hund eingeschläfert wird? Eigentlich müssen wir sagen: Nein. Eigentlich will der Besitzer nicht den Tod des Hundes. Es wäre ihm lieber, er könnte leben. Weil der Hund aber unheilbar krank ist, willigt der Besitzer ein, ihn einschläfern zu lassen. Wie also: Will er nun den Tod des Hundes – oder will er ihn nicht? Will er ihn nicht – und veranlasst ihn doch? Offenkundig sind da zwei Arten von Wille im Spiel. Und niemand wird deswegen den Hundebesitzer für wunderlich halten. Denn oft wollen wir etwas auf die Weise, dass wir es keineswegs für „optimal" oder „wünschenswert" halten, es aber dennoch befürworten, weil es gegenüber einem noch größeren Übel das „kleinere Übel" ist. Wir wollen es, ohne es wirklich zu wollen, denn es ist dies ein Wille „zweiter

Ordnung", der nicht aus tiefstem Herzen kommt, sondern durch die gegebenen Umstände bedingt ist. So etwas kennen wir alle. Und ich meine, es gibt das auch bei Gott.
Auch bei ihm muss man unterscheiden zwischen seinem eigentlichen Wille, der aus dem Herzen kommt, und dem göttlichen Willen „zweiter Ordnung", der durch die Umstände bedingt ist. Denn Gottes eigentlicher, guter und gnädiger Wille wäre es, dass die Menschen seinem Wort folgten, in ihm einen Freund fänden und unter seinem Schutz in Frieden miteinander lebten. Das wäre Gott am liebsten. Unter der Bedingung aber, dass die Menschen diesen Weg nicht gehen und sich stattdessen dem Bösen zuwenden, kann Gott sie nicht einfach gewähren lassen, sondern muss ihnen zum Schutze seiner Schöpfung entgegentreten. Natürlich wäre es Gott lieber, es gäbe keine Sünde. Wenn es sie aber gibt, so muss sie den verdienten Lohn empfangen. Es wäre Gott lieber, es gäbe kein Unrecht. Wenn es aber Unrecht gibt, so soll der Fluch der bösen Tat den Täter treffen. Es wäre Gott lieber, die Menschen ließen ab von Hass und Neid und Gier. Wenn sie aber nicht davon ablassen, so sollen sie sehen und fühlen, was sie damit sich und anderen antun.
Schauen wir also mit Schrecken in die Zeitung, in die Welt und in unser eigenes Leben, so müssen wir nicht zweifeln, dass überall Gottes Wille geschieht. Aber – das ist entscheidend: Was da geschieht ist nicht Gottes eigentlicher, heilvoller Wille, sondern es ist Gottes Wille „zweiter Ordnung", der bedingt ist durch unsere eigene Verkehrtheit. Denn natürlich will Gott nicht, dass ein Mensch dem anderen zur Plage sei. Die Liebe liegt seinem Wesen viel näher, als der Zorn. Wo aber der Mensch vom süßen Gift der Bosheit nicht ablässt, da muss Gott ihn spüren lassen, wohin dieser Weg führt. Wo wir Gott herausfordern, da muss er uns widerstehen. Und wo wir es absolut nicht anders haben wollen, lässt er uns auch an unserer Bosheit zugrunde gehen. Er tut das mit blutendem Herzen. Er tut es nicht gern. Aber wie ein Vater seinen Kindern nicht immer ersparen kann, dass sie die Folgen ihres Übermuts zu spüren bekommen, so kann uns auch Gott nicht immer vor uns selbst schützen. Wir sähen Hass und ernten Krieg. Wir steigen hoch hinauf und stürzen tief hinab. Wir bauen unser Haus auf Sand und die Fluten stoßen es um. Das ist normal und gerecht. Es ist das harte, allgegenwärtige Weltregiment Gottes, in dem rein gar nichts ohne seinen Willen geschieht. Und um die Durchsetzung dieses Willens müssen wir nicht bitten, weil ihm sowieso keiner entkommt.
Wenn uns Jesus aber beten lehrt: ***„Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden"***, dann ist damit etwas anderes gemeint. Denn im Vaterunser geht es um den anderen, den eigentlichen, heilvollen Willen Gottes, der heute schon im Himmel geschieht. Dort muss Gott seinen Willen nicht erst schmerzhaft durchsetzen. Sondern dort wollen die Engel von vornherein das Gleiche, was Gott will. Die Engel sündigen nicht, sie zanken nicht, sie spielen sich nicht auf – und leben darum in Frieden. Sie wollen von ganzen Herzen das Gute, so wie Gott selbst es will. Sie leben in der Freude derer, die sich mit Gott einig wissen. Dass es aber bei uns auf Erden auch einmal so zugehen möge wie dort im Himmel – das ist der Sinn jener Bitte im Vaterunser. Wir bitten nicht ***„Dein Wille geschehe",*** weil Gott derzeit nur den Himmel regierte. Nein: Gottes Wille geschieht auch auf der Erde. Doch bitten wir, dass Gottes Wille auch auf Erden in der milden und heilvollen Weise geschehen möge, wie er jetzt im Himmel geschieht. Denn noch zwingt die menschliche Bosheit Gott, gegen seinen eigentlichen Willen hart zu sein. Noch ist er der Mann, der seinen Hund einschläfern muss. Noch sträubt sich die Erde und beugt sich seiner Hand nur unter unwilligem Knirschen und unter großen Schmerzen. Wenn aber Gottes Reich anbricht, wird zwischen Himmel und Erde kein Unterschied mehr sein. Dann wer-

den alle Geschöpfe ihren Eigenwillen in Gottes Willen einfließen lassen, wie einen Tropfen in den Ozean. Und dann wird Friede sein, weil das Gebet der Christenheit Erhörung fand…

## 60. Gottes Gericht in der Zeit

Dass Gott Gericht hält und straft, ist ein zentrales Thema der Bibel. Man denke nur an die Vertreibung aus dem Paradies, die Sintflut oder Sodom und Gomorrha. Von den ägyptischen Plagen reicht der Bogen bis zum babylonischen Exil, von Belsazars Gastmahl bis zu Hananias und Saphira. Und er endet erst beim Jüngsten Gericht. Es ist für die Bibel also eine Selbstverständlichkeit, dass Gott straft. Wenn das aber so ist, tut er es dann vielleicht auch heute noch – bei uns? Straft Gott noch? Oder hat er es irgendwann aufgegeben? Straft er nicht mehr? Oder merken wir es bloß nicht?
Viele Menschen meinen in der Tat, Gott habe sich seit der biblischen Zeit geändert und sei „milde" geworden. Doch das ist ein Irrtum. Denn Gott hält auch heute noch Gericht. Er tut es tagtäglich – mitten in unserem Leben. Nur sind wir blind dafür geworden, so dass wir sein Gericht nicht erkennen. Freilich: Wenn Gott Feuer und Schwefel herabregnen ließe, wenn sich Erdspalten auftäten, um Übeltäter zu verschlingen, wenn Engelheere zu den Waffen griffen – dann würde jeder Gottes Strafgericht erkennen. Doch solche übernatürlichen Eingriffe, bei denen Gott uns spektakulär in den Weg tritt, erleben wir nicht. Und wir folgern daraus, er strafe nicht mehr. Doch ist das ein voreiliger Schluss. Denn Gottes Strafe besteht manchmal gerade darin, dass er einen Menschen gewähren lässt – und ihn nicht aufhält. Gott kann dadurch strafen, dass er einem Sünder nicht entgegentritt, sondern ihn den heillosen Weg, den er eingeschlagen hat, zu Ende gehen lässt. Er tut ihm damit eigentlich nichts zu Leide. Aber er „gibt ihn dahin" in seinen „verkehrten Sinn" (vgl. Röm 1, 24–28!). Und ich meine, dass das heute Gottes bevorzugte Art des Strafens ist. Er überlässt Menschen ihrer eigenen Bosheit, durch die sie sich selbst zu Grunde richten. Er braucht dazu nicht Blitz und Donner vom Himmel herabzusenden. Dramatische Aktionen sind nicht nötig. Vielmehr genügt es, wenn Gott uns den Konsequenzen unseres Tuns überlässt. Dummheit, Bosheit, Gewalt, Gier und Falschheit gebären dann schon aus sich selbst heraus das Übel, das sie verdienen. Denn es sind verbotene Früchte, vor denen uns Gott nicht umsonst gewarnt hat. Er hat sie verboten, weil sie uns schaden. Greifen wir aber trotzdem danach und verschlingen, was nicht bekömmlich sein kann, dann ist es kein Wunder, dass wir uns den Magen verderben. Das „Strafgericht" vollzieht sich ganz automatisch. Und Gott tut dabei nichts weiter, als dass er uns unseren Willen lässt und uns vor den Konsequenzen unserer törichten Wünsche nicht bewahrt. Erleben wir das nicht täglich?
Da ist einer jähzornig und gewalttätig. Aber eines Tages trifft er einen Stärkeren, der ihm mit gleicher Münze heimzahlt. Er jammert natürlich. Aber geschieht ihm etwa Unrecht? Da betrügt einer seine Frau, belügt sie, wird von ihr verlassen und bleibt allein zurück. Er mag über seine Einsamkeit klagen. Aber geschieht ihm etwa Unrecht? Da ruiniert einer seinen Körper mit Zucker, Nikotin und Alkohol. Er schlägt die Warnungen des Arztes in den Wind und endet in Krankheit und Siechtum. Aber geschieht ihm etwa Unrecht? Da vernachlässigt einer seine Kinder und überlässt sie sich selbst, weil Erziehung Mühe macht. Später missraten sie und machen ihm nichts als Sorgen. Aber geschieht ihm Unrecht? Da berauscht sich einer an der Schnelligkeit seines Autos, lebt auf der Straße seine

Aggressionen aus und sucht dabei den „Kick". Später verbringt er traurige Jahrzehnte im Rollstuhl. Aber geschieht ihm etwa Unrecht?
Man verstehe mich nicht falsch: Natürlich sind diese Menschen zu bedauern. Wir alle sind zu bedauern, weil sich jeder auf seine Weise in Sünde verstrickt und so oder so an den Folgen leidet. Wir schneiden uns damit ins eigene Fleisch, wir spüren den Schmerz – und sind auch noch selbst schuld. Das ist hart! Dass solches Strafgericht aber ungerecht sei, wird niemand sagen können. Denn es besteht lediglich darin, dass wir auslöffeln, was wir uns selbst eingebrockt haben. Wir ernten, was wir gesät haben. Gäbe es eine angemessenere Strafe?
Freilich kann man an dieser Stelle einen Einwand erheben: Was ist, wenn die Folgen meines Fehlverhaltens einen anderen treffen, oder – umgekehrt – ich die Fehler eines anderen „ausbaden" muss? Ist das dann immer noch „gerecht"? In der Tat scheint das Unglück häufig den „Falschen" zu treffen. Rücksichtslose Autofahrer bringen oft genug andere Verkehrsteilnehmer ins Grab. Und Eltern, die ihren Nachwuchs schlecht erziehen, schaden den Kindern mehr als sich selbst. Die Kosten für die Rehabilitation eines Süchtigen muss die Gesellschaft tragen. Und der untreue Ehemann zerstört das Glück seiner Frau genauso wie sein eigenes. Sollte auch das noch mit dem „Gericht Gottes" zu tun haben? Nun: Bestimmt nicht immer. Aber manchmal schon. Denn Martin Luther sagt, Gott strafe manchmal „einen Buben durch den anderen". Das soll heißen: Die Folgen **meiner** Sünde treffen zwar oft meine Mitmenschen. Zugleich aber treffen mich die Folgen **ihrer** Sünden. Und nicht selten kommt dadurch so etwas wie „ausgleichende Gerechtigkeit" zustande. Denn es trifft ja so oder so keinen Unschuldigen. Jeder von uns ist Täter und Opfer zugleich. Und so gesehen ist dann einer die Strafe des anderen. Unsere Strafe besteht darin, dass wir unter Menschen leben müssen, die so sind wie wir. Sünder unter Sündern zu sein, das ist unsere Schuld und unsere Strafe zugleich. Und was andere uns zufügen, trifft uns durchaus verdient, weil wir die anderen ja auf andere Weise ebenso plagen und enttäuschen. Die Menschheit ist so gesehen eine große Gemeinschaft betrogener Betrüger, belogener Lügner, verspotteter Spötter und bestohlener Diebe…
Wenn das aber so ist – was folgt dann daraus? Sind wir dann berechtigt, alles über einen Kamm zu scheren, so als sei jeder Schicksalsschlag, der einen Menschen trifft, automatisch eine Strafe Gottes? Keineswegs! Es wäre sehr unangebracht, es Hiobs Freunden gleichzutun und jedem Leidenden zu unterstellen, er habe sein Leiden irgendwie selbst verschuldet. Nein: Wir haben nicht „alles" irgendwie „verdient". Aber manches, was uns widerfährt, haben wir durchaus „verdient". Und vielleicht ist es mehr, als wir meinen. Gewiss bleibt manches Leid auf dieser Welt ein Rätsel. Und dennoch sollten wir, wenn uns etwas Schweres auferlegt wird, nicht gleich jammern und lamentieren, sondern erst einmal in Ruhe darüber nachdenken, ob uns nicht vielleicht Recht geschieht. Denn empören dürfte sich ja nur der, der von sich sagen könnte, er sei „unschuldig". Und ich kenne niemanden, der das ernsthaft von sich behaupten kann. Darum sollten wir schlicht der Wahrheit die Ehre geben: Viele Gruben, in die der Mensch fällt, hat er sich selbst gegraben. Wir gieren nach gesteigertem Lebensgenuss – und leiden an unserer eigenen Unersättlichkeit. Wir befreien uns von Normen und Autoritäten – und bezahlen es mit Orientierungslosigkeit. Wir beuten die Schöpfung aus – und erleben, wie die Natur aus dem Gleichgewicht gerät. Wir zerstören die Grundlagen der Familie – und spüren wachsende Vereinsamung. Wir idealisieren die Jugend – und kommen mit dem Alter nicht mehr zurecht. Wir manipulieren an den Genen herum – und wundern uns über die Monster, die dabei entstehen. Doch in alledem vollzieht sich (unbemerkt, aber sehr kon-

sequent) Gottes Gericht. Noch einmal sei es gesagt: Das Gericht besteht nicht darin, dass Gott uns die Erfüllung unserer törichten Wünsche verweigern und uns seinen Willen gewaltsam aufzwingen würde. Sondern es besteht im Gegenteil darin, dass er uns unsere törichten Wünsche erfüllt und unseren Willen gewähren lässt. Denn da wir ohne ihn sein wollen, lässt er uns erfahren, wohin wir ohne ihn kommen. Das ist nun keine harmlose Sache. Und nichts daran ist erfreulich. Glauben aber heißt, die Konsequenzen trotzdem anzunehmen und die eigene Verantwortung nicht zu leugnen. Der Gläubige erkennt, dass er den Karren selbst in den Dreck gefahren hat. Und darum fasst er sich an die eigene Nase. Statt Gott für hausgemachte Katastrophen anzuklagen, beugt sich der Glaube seinem Gericht. Und dieses „Sich-Beugen" fällt ihm umso leichter, als er weiß, dass das Gericht ihn nicht zerstören, sondern bessern soll.
Gottes Motiv ist nämlich keineswegs Vergeltung. Nein! Diesen Teil hat Christus durch seinen Sühnetod am Kreuz ein für alle Mal erledigt. Christus hat den vernichtenden Teil der Strafe getragen, damit er den Christen erspart bliebe. Es gibt darum keine Verdammnis für die, die in Christus sind. Was aber bleibt, und was der Gläubige zu spüren bekommt, das hat pädagogischen Sinn: Gott rüttelt uns und schüttelt uns, damit wir zur Besinnung kommen. Er verstellt uns Wege, die wir besser nicht gehen sollten. Und wenn wir auf seine Warnungen nicht „hören", dann lässt er uns manchmal „fühlen". Zweifellos kann das sehr bitter sein. Aber es geschieht nicht, weil Gott uns schaden wollte, sondern damit wir aus solchen Prüfungen gereift und geläutert hervorgehen. Der Allmächtige betreibt manchmal eine raue Pädagogik – eine harte Form der Gnade. Und doch ist auch das eine Form von Fürsorge. Darum heißt „glauben", vor Gottes Gerechtigkeit den Hut zu ziehen, und (wenn überhaupt) nur mit sich selbst zu hadern. Das ist natürlich nicht leicht. Wir würden die Schuld lieber bei Gott oder bei anderen Menschen suchen. Aber wenn ich mir mit einer verfehlten Lebensplanung selbst die Grube gegraben habe und hineingefallen bin, wenn ich im Schlamm gewühlt habe und dabei dreckig geworden bin, dann macht es wenig Sinn, gegen den Himmel zu grollen. Besser wär's, die Lektion zu lernen, bleiben zu lassen, was mir und anderen zum Schaden gereicht, und endlich zu wollen, was gewollt zu werden wert ist.

# 61. Gottes Gebote

Es ist schon eine Weile her, da hatte ich einen Besuch zu machen und kam dabei ins Gespräch mit einem rüstigen Rentner. Der lebte in geordneten Verhältnissen, in einem hübschen Haus mit einem gepflegten Vorgarten, und erzählte mir von seinem Lebenslauf, der ebenso ordentlich und vorzeigbar schien wie der Garten und das Wohnzimmer. Der Mann war stolz auf seine funktionierende Ehe und auf seine beruflichen Verdienste. Er ließ durchblicken, dass er mit Klugheit und Courage schon allerhand durchgefochten hat. Und ich glaubte ihm das gern, denn er war nicht auf den Mund gefallen. Als wir aber später auf kirchliche Dinge zu sprechen kamen – auf Gottesdienst und Bibel, Gemeinschaft und Glaube – da zeigte sich der Mann ziemlich desinteressiert, wischte das alles mit einer Handbewegung beiseite und sagte: „Ach, Herr Pfarrer, ich brauche das nicht, denn ich lebe ja nach den Zehn Geboten. Und das ist schließlich die Hauptsache." Sie können sich vorstellen, dass mich dieser Satz irritierte. Ich kenne nämlich kein einziges Gebot, mit dem ich nicht im Konflikt wäre. Und da saß einer vor mir, der wirklich meinte, alle Zehn Gebote zu halten! Auf meine erstaunte Nachfrage gestand der Mann zwar,

dass auch ihm manchmal moralische Pannen unterliefen – das sei ja nur menschlich, er sei auch nicht vollkommen. Im Großen und Ganzen blieb er aber bei seiner Ansicht, dass er sich nichts Schwerwiegendes vorzuwerfen habe, und dass darum auch sein Verhältnis zu Gott völlig in Ordnung sei. Er meinte wohl wirklich, das Gemeindeleben und der Gottesdienst seien für Menschen bestimmt, die Belehrung, Trost und Vergebung nötiger hätten als er.

Als ich aber nach einer Weile gehen musste und den Mann mit dem geordneten Leben durch seinen geordneten Vorgarten verließ, da war mir klar geworden, dass er stellvertretend gesprochen hatte für viele Menschen, die tatsächlich meinen, sie wären weitgehend „in Ordnung". Tief drinnen sind sie überzeugt, der „liebe Gott" könne mit ihnen zufrieden sein. Und ich fürchte, genau darum bekommen sie keinen echten Bezug zum Glauben und verstehen auch nicht, was Christen in der Passionszeit beschäftigt. Denn wenn sich einer „in Ordnung" findet – was soll der mit dieser merkwürdigen Botschaft anfangen, Jesus habe die Last seiner Strafe am Kreuz getragen? Wer sich der Erlösung nicht bedürftig fühlt, weiß sie auch nicht zu schätzen. Vielmehr schaut er mit Unverständnis auf den Gekreuzigten, schüttelt den Kopf und sagt: „Tja, also für mich hätte er nicht sterben müssen…"

Und woran liegt's? Ich meine, ein wesentlicher Grund dürfte sein, dass die Menschen eine allzu harmlose Vorstellung von den Zehn Geboten haben – und sie in ihrer tatsächlichen Tragweite nicht verstehen. Denn, bitte, was heißt denn ***„Du sollst nicht töten"?*** Das schließt doch viel mehr ein, als bloß, dass ich nicht morden darf. Es schließt mit ein, dass ich meinem Nächsten versöhnlich und friedfertig begegnen und, soviel ich vermag, Gefahren und Übel von ihm abwenden soll. Auch im Verborgenen soll ich keine Hass– und Rachegedanken gegen meinen Feind hegen, soll ihm böse Worte nicht mit bösen Worten vergelten, sondern soll ihn lieben, wie mich selbst, soll ihn schützen, wo er an Leib und Leben bedroht ist, und soll ihm helfen, wo ich kann. So lange ich das aber nicht tue, ist auch dem 5. Gebot nicht Genüge getan!

Und was heißt ***„Du sollst nicht ehebrechen"?*** Manch einer scheint zu glauben, er erfüllte diese Forderung schon, wenn er nicht fremdgeht. Doch in Wahrheit geht's ja nicht darum, sich einen Seitensprung zu verkneifen, sondern es geht darum, die verkehrte Lust zu überwinden – und mit ihr alle unreinen Gedanken. Wir sollen die eheliche Treue nicht gezwungenermaßen bewahren, sondern freudig, sollen unseren Leib zu einem Tempel des Heiligen Geistes machen, sollen unseren Partner von Herzen lieben, seine Fehler mit Geduld tragen und seine Fürsorge dankbar erwidern. So lange wir das aber nicht tun, kann keine Rede davon sein, wir hielten das 6. Gebot!

Wollen wir's da vielleicht mit etwas Einfacherem versuchen – und das zweite Gebot betrachten? ***„Du sollst den Namen Gottes nicht missbrauchen"*** Das besagt anscheinend nur, dass ich von Gott nicht leichtfertig oder lästerlich reden soll. Und das trauen wir uns zu. Doch mit der bloßen Unterlassung ist es auch hier nicht getan, denn tatsächlich meint dieses Gebot, dass ich Gott Ehrfurcht erweisen soll. Ich soll für die Ehre seines Namens eintreten gegenüber Spott und Unglauben, ich soll den Namen Gottes im Gebet anrufen, um ihn zu bitten und um ihm zu danken, ich soll auch nicht faul darin sein, das Gespräch mit ihm zu suchen, und soll mich öffentlich zu Gott bekennen. So lange ich das aber nicht tue, und dem Namen Gottes nicht Ehre mache durch mein ganzes Leben, habe ich auch dem 2. Gebot nicht Genüge getan!

Wollen wir da lieber unser Glück versuchen mit dem achten Gebot: ***„Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten."?*** Vielleicht hoffen wir ja hier zu bestehen,

weil wir gewöhnlich keine Lügen erzählen. Aber heißt das denn schon, dass wir unsere Zunge im Zaum hätten? Haben wir nie jemand Böses nachgeredet und Klatsch weitergetragen? Haben wir immer erst zugehört ehe wir urteilten? Haben wir zum Frieden geredet und alles zum Besten gewendet? Reden wir stets Gutes von unserem Nächsten – auch in seiner Abwesenheit! – und schützen wir seine Ehre im Kleinen wie im Großen? Oder haben wir Freude am Spott über andere? Reden wir nicht allzu oft Menschen nach dem Munde und biegen uns die Wahrheit zurecht, wie wir sie gerade brauchen? Ist dann aber nicht Klarheit und Wahrhaftigkeit in unserer Rede – wie können wir dann vor dem 8. Gebot bestehen?
Selbst wenn wir's könnten und uns auch an den anderen Geboten erfolgreich prüften, so bliebe doch immer noch das erste und gewichtigste, das da lautet: *„Du sollst keine anderen Götter haben neben mir."* Natürlich gibt es auch hier die schlichten Gemüter, die meinen, **das** sei doch nicht schwer, solange man nicht an Wotan, Shiva oder Jupiter glaubt. Aber auch in diesem Fall zählt nicht das Unterlassen des Falschen, sondern das Tun des Richtigen. Denn das erste Gebot fordert von uns, Gott die letzte und maßgebliche Instanz in allen Fragen sein zu lassen. Wir werden aufgefordert, Gott mehr zu vertrauen als uns selbst, unserem Verstand, unserer Kunst und Macht. Der Friede mit Gott soll uns höher stehen als jeder irdische Gewinn und seinen Zorn sollen wir mehr fürchten als den Ärger irgendeines Menschen. Wir sollen bereit sein, unseren Willen komplett dem Willen Gottes unterzuordnen, sollen uns Gott als Werkzeug zur Verfügung stellen und dann ohne Murren die Rolle spielen, die er uns zuweist. Wenn wir das aber nicht schaffen – und ich behaupte, dass es keiner von uns schafft! – wenn wir immer wieder anderen Dingen Priorität einräumen, wie könnten wir da je dem 1. Gebot Genüge tun?
Wenn **das** aber nicht in Ordnung ist, wie können wir uns dann einreden, irgendetwas anderes in unserem Leben könnte noch in Ordnung sein? Wir bleiben Gott die Hauptsache schuldig, und dann setzt sich jemand hin, schlürft seinen Kaffee und meint, Vergebung bräuchten die Anderen – weil **er** ja nach den Zehn Geboten lebt? Kann man Jesus schlimmer verspotten, als wenn man unterstellt, er sei – was mich betrifft – unnötigerweise am Kreuz gestorben? Der 1. Johannesbrief fällt über solche Anmaßung ein klares Urteil:

*„Wenn wir sagen, dass wir Gemeinschaft mit Gott haben, und wandeln in der Finsternis, so lügen wir und tun nicht die Wahrheit. Wenn wir aber im Licht wandeln, wie er im Licht ist, so haben wir Gemeinschaft untereinander, und das Blut Jesu, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde. Wenn wir sagen, wir haben keine Sünde, so betrügen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns. Wenn wir aber unsre Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, dass er uns die Sünden vergibt und reinigt uns von aller Ungerechtigkeit."*

„Wenn" sagt Johannes. Und alles hängt daran, dass uns der konditionale Sinn dieses Wörtchens bewusst wird. **Wenn** wir unsere Sünden bekennen, wird Gott sie uns vergeben: „Wenn"! Wenn wir unsere Sünde aber **nicht** bekennen, weil wir sie uns gar nicht eingestehen, sie nicht bereuen und nicht verabscheuen, wie sollte dann Vergebung möglich sein? Es gibt keine Vergebung ohne Reue – und es gibt keine Reue ohne Einsicht. Wenn Selbstzufriedenheit aber die Einsicht verhindert, dann ist sie dem Menschen zum Verhängnis geworden, indem nämlich Christus tatsächlich vergeblich gestorben ist **für die**, die meinen, ihn nicht nötig zu haben. Bittet einer nicht um Vergebung, so kann sie

ihm auch nicht zu Teil werden. Nimmt er Jesu Opfer nicht an, so kommt es ihm auch nicht zugute. Schlägt er Jesu Angebot aus, dass Jesus für ihn einstehen will, so muss er auf eigene Rechnung leben und sterben. Weil das aber keine gute Idee ist, darum nutze jeder die Zehn Gebote als Checkliste für seinen moralischen Zustand! Das aber nicht, damit ihm die Strenge dieser Maßstäbe zur Belastung werde, sondern mit dem Ziel, seine Schuld zu entlarven, sie dann schleunigst an Christus abzugeben und damit zu überwinden.
Denn das Versagen, das ich mir nicht eingestehe und das ich nicht wage beim Namen zu nennen – **das** hat weiter Macht über mich. Das erkannte Versagen aber, **das** kann ich loswerden, indem ich es Gott zu Füßen lege. Die verschwiegene Sünde kann mich immer weiter vergiften, weil ich sie weiter mit mir schleppe. Die Sünde aber, die ich Gott bekenne, **die** ist eben damit schon besiegt. Der Ballast, der an mir hängt, kann mich nur so lange herunterziehen, bis ich ihn erkannt, benannt und Jesus überlassen habe. Erlauben wir also Christus, die Zuständigkeit für unsere Fehler zu übernehmen, und hindern wir ihn nicht bei seiner Arbeit!

# 62. Desillusionierung, Selbsterkenntnis und Buße

Der erste Psalm enthält einen irritierenden Vers – einen, über den man stolpern kann. Da heißt es nämlich: *„Wohl dem, der … Lust hat am Gesetz des Herrn."* Der Satz ist leicht gesagt. Schwierig wird es aber, wenn man sich fragt, ob man selbst so einer ist. Bin ich einer, der Lust hat am Gesetz des Herrn? Bereiten mir die 10 Gebote Freude? Es würde mich wundern, wenn darauf jemand spontan „Ja" sagte. Wir neigen wohl eher dazu, diese Frage befremdlich zu finden. Denn reicht es nicht, dass man sich an Gottes Gebote halten soll – ist das nicht schwierig genug? Müssen wir auch noch jubeln über die Vorschriften, die Gott uns macht?
Setzen wir nicht zu hoch an. Der erste Schritt zur Lust am Gesetz des Herrn, ist wohl die Einsicht in die Berechtigung und in die Notwendigkeit dieses Gesetzes. Und solche Einsicht ist auch schon viel wert. Es ist viel wert, wenn Menschen einsehen, dass sie sich auf Gottes Grund und Boden befinden. Wir sind in dieser Welt Gäste, und er ist der Hausherr. Darum ist es sein gutes Recht, eine Hausordnung zu verkünden. Er hat das Recht, seinen Gästen Verhaltensregeln aufzuerlegen. Und dass er von diesem Recht Gebrauch macht, ist nur zu verständlich. Denn da Gott seine Erde liebt, will er sie vor Zerstörung schützen. Er will nicht, dass seine Gäste übereinander herfallen. Und er will nicht, dass sie die Einrichtung seines Hauses ruinieren. Weil wir aber nicht aus eigenem Instinkt heraus das Gute tun, hat er uns seine Hausordnung schriftlich gegeben: Die 10 Gebote.
Es sind weise Gebote, die dem Leben dienen. Das geben sogar Nichtchristen zu! Es sind gute Regeln, die uns davor bewahren, uns selbst und anderen zu schaden. Trotzdem aber ist die „Unlust" am Gesetz des Herrn meist größer als die „Lust". Und warum? Liegt es daran, dass wir eigentlich lieber gesetzlos wären? Liegt es daran, dass uns das Böse oft so verlockend und schön erscheint? Zumindest bei den reiferen Charakteren vermute ich, dass etwas anderes im Vordergrund steht. Bei ihnen rührt der Widerwille gegen Gottes Gesetz eher daher, dass sie an der Erfüllung der Maßstäbe, deren Berechtigung sie einsehen (!), so oft scheitern. Ja, unser Scheitern am Gesetz des Herrn verdirbt uns die Lust daran. Denn es ist ja nicht so, dass man es nicht versuchte. Gerade dann aber, wenn man

ernstlich Gottes Willen zu tun versucht, merkt man, wie unendlich schwer das ist. Es ist ja bei weitem nicht damit getan, dass man nur das Stehlen, das Morden und Ehebrechen unterlässt. Dergleichen zu lassen – das würden wir uns vielleicht noch zutrauen. Aber in Wahrheit sind die Zehn Gebote nicht bloß Verbote, sondern zugleich Gebote positiver Aktivität: „Du sollst nicht töten" heißt auch: Du sollst das Leben des anderen fördern. „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden" heißt auch: Du sollst die Wahrheit ausbreiten. „Du sollst nicht ehebrechen" heißt auch: Du sollst deinen Ehepartner lieben und ehren. Nimmt man diese positiven Forderungen in den Verboten wahr, so wird es schon viel schwerer, dem Gesetz zu folgen. Und selbst wenn es jemandem gelänge, wäre das noch nicht genug. Denn Jesus hat die Latte in der Bergpredigt noch höher gelegt. Da fordert er nicht bloß reine Hände, die das Gute tun, sondern fordert dazu auch noch reine Herzen, die nichts als nur Gutes wollen und wünschen.

Er sagt: Wenn du in deinem Herzen und in Gedanken Ehebruch begangen hast, so ist es als hättest du ihn wirklich begangen. Und wenn du im Herzen deinem Feind den Tod wünschst, so ist es, als hättest du ihn schon umgebracht. Folgerichtig verlangt Jesus von uns, dass wir nicht nur auf böses Tun verzichten, sondern dass auch die Lust auf dieses böse Tun aus unserem Herzen verschwindet. Jesus fordert, nicht bloß äußerlich das Gute zu tun, sondern auch innerlich immer uneingeschränkt das Gute zu wollen. Wer aber könnte vor diesem Maßstab bestehen und diesem Anspruch gerecht werden – außer Jesus selbst?

Wer das zu Ende denkt, wird finden, dass es auf jene erschreckende Forderung des 1. Petrusbriefes hinausläuft: ***„…wie der, der euch berufen hat, heilig ist, sollt auch ihr heilig sein in eurem ganzen Wandel. Denn es steht geschrieben: »Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig.«„ (1.Petr 1,15–16)*** Und an diesem Punkt ist es dann wohl vorbei mit der Einsicht. Denn wer sollte sich da nicht überfordert fühlen und die Lust verlieren am Gesetz des Herrn? Läuft es darauf hinaus, dass wir heilig sein sollen wie Gott heilig ist, so **können** wir nur scheitern. Und damit wird unser Psalmwort vollends unverständlich. Denn wie soll man Lust haben am Gesetz des Herrn, wenn es keine Hilfe ist auf dem Weg zu Gott, sondern eher ein großer Stolperstein? Das Gesetz scheint für nichts anderes zu taugen, als dass es unser Versagen aufdeckt. Es zwingt uns, zu gestehen, dass wir uns mit aller Willensanstrengung nicht zu guten Menschen machen können. Es blamiert uns, weil es zeigt, wie wenig wir uns im Griff haben. Und das ist doch kein Gewinn! Oder vielleicht doch? Ja, ich meine tatsächlich, dass es gut ist, wenn das Gesetz uns ins Stolpern bringt. Es bringt unser moralisches Selbstbewusstsein zu Fall und lässt die Illusion „freier" Selbstbestimmung platzen. Wir entdecken, wie viel Macht das Böse über uns hat. Und erschrocken erkennen wir uns wieder in den Worten des Paulus: ***„Wollen habe ich wohl, aber das Gute vollbringen kann ich nicht. Denn das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich." (Röm 7,18–19).***

Das zu erkennen, ist schmerzhaft, aber heilsam. Denn in jedem von uns steckt die Neigung, das Gelingen unseres Lebens zu erzwingen. Wir würden uns erfülltes Leben lieber erkämpfen oder verdienen, statt es aus der Hand Gottes „gratis" zu empfangen. Und selbst den Himmel würden wir am liebsten erobern durch eine „Lebensleistung", die Gott anerkennen und honorieren muss. Wir verlassen uns eben lieber auf unsere eigenen Verdienste als auf Gottes Gnade. Doch je früher und je gründlicher diese Illusion scheitert, umso besser ist es. Denn je eher man aus dieser falschen Bahn geworfen wird, umso eher wird man die richtige finden. Eben dafür aber sorgt das Gesetz selbst. Es tritt uns nämlich mit erbarmungsloser Strenge entgegen und lehrt uns dadurch, das Erbarmen

Jesu Christi zu suchen. Es ist ein „Erzieher" ein „Zuchtmeister" auf Christus hin, sagt Paulus (Gal 3,24). Es ist der Eisberg, an dem die „Titanic" menschlicher Selbstsicherheit zerschellt.
Das klingt vielleicht „destruktiv". Aber was zerbricht, ist nur die Illusion, die den Menschen daran gehindert hat, seinen Erlöser kennenzulernen. Erreicht der Schiffbrüchige jenes Rettungsboot, das man „Kirche" nennt, schlüpft er also bei Christus unter, so erreicht er unter Jesu Führung das Ziel, zu dem ihn seine „Titanic" (sein stolzes Bemühen um Vervollkommnung) niemals hätte bringen können. Er wird die Nase nun tiefer tragen. Aber das macht nichts. Denn er verdankt dem „Eisberg" eine neue, realistische Selbsteinschätzung. Und er beginnt zugleich, das Gesetz anders wahrzunehmen.
Als Christ weiß er, dass das Gesetz ihn nicht erlösen kann, denn er ist ein Sünder. Und er weiß zugleich, dass es ihn nicht verdammen kann, denn er ist gerechtfertigt durch Christus. Eines aber kann das Gesetz. Für den, der durch Christus gerechtfertigt ist, kann es sich zurückverwandeln in das, was es vom Anbeginn der Schöpfung eigentlich sein sollte: Nicht Überforderung, nicht strenger Zuchtmeister und nicht Ankläger, sondern Gottes gute Hausordnung für das Haus seiner Schöpfung. Wer das erkennt, der empfindet Gottes Gebote am Ende nicht mehr als „Einschränkung", sondern als Orientierungshilfe. Die Gebote leisten ihm dann gute Dienste als Warnschilder an Gefahrenstellen des Daseins und als Geländer, an dem man sich halten kann auf abschüssigen Wegen. Der Einsichtige übt sich darin, nur noch zu wollen, was Gott will, und gewinnt am Ende das, was unser Psalm so lobt: Er gewinnt tatsächlich „Lust am Gesetz des Herrn".

# 63. Gottes Verborgenheit, Offenbarung und Menschwerdung

Jesus Christus ist die Mitte des Glaubens, der Schlüssel aller Erkenntnis, der Weg zum Heil und die zentrale Offenbarung Gottes. Martin Luther hat das in geradezu schroffen Worten zum Ausdruck gebracht, als er sagte: *„Ich kenne noch verehre keinen andern Gott, als den Menschgewordenen, außer diesem will ich keinen andern haben, denn es gibt keinen andern, der retten kann."*
Doch so selbstverständlich wie für Luther ist die zentrale Stellung Jesu Christi nicht für jeden. Und in unserer kulturell veränderten Gesellschaft werden die Einwände immer lauter: Ist Gott nicht noch viel mehr als bloß dieser Jesus von Nazareth? Ist er nicht auch der Schöpfer, der den Kosmos werden ließ? Ist er nicht auch der Gesetzgeber, der am Sinai seine Gebote gab? Ist er nicht auch der Heilige Geist, der weht, wo er will? Ist es nicht die Hauptsache, dass man überhaupt an Gott glaubt? Warum muss es gerade dieser sein, der in Christus Mensch wurde? Schließlich wird Gott auch in anderen Religionen verehrt, die ohne Jesus auskommen. Es gibt doch auch Buddha und Konfuzius, Mohammed und den Dalai Lama. Das sind doch auch alles fromme Leute. Warum also ist Luther so engstirnig? Warum will er ausschließlich mit dem Gott zu tun haben, der Mensch wurde? Mancher würde Luther empfehlen, seinen Horizont zu erweitern und Christus mal beiseite zu lassen! Würde das nicht gehen?
Machen wir ruhig einmal dieses gedankliche Experiment. Nehmen wir an, Gott wäre nicht in Jesus Christus Mensch geworden. Denken wir uns alles weg, was das Neue Testament berichtet, und versetzen wir uns in die Lage eines Menschen, der von Christus nie etwas gehört hat. Was wüssten wir dann von Gott? Zum Ersten wüssten wir, dass

Gott Himmel und Erde geschaffen hat. Denn das wissen auch viele nichtchristliche Religionen. Gott lässt in der Natur die Dinge wachsen und wieder verdorren, er lässt die Sonne auf und wieder untergehen, er macht Sommer und er macht Winter, er lässt Völker zu großer Macht kommen und wieder untergehen. Gott erwählt und verwirft, er segnet und flucht, er macht reich und macht arm. Das wissen wir auch dann noch, wenn wir uns Christus wegdenken.

Nur ist das ein ziemlich zwiespältiges Wissen. Gott schenkt uns das Leben. Und das ist freundlich von ihm. Aber er nimmt uns das Leben auch wieder. Früher oder später lässt er uns sterben. Und darin erscheint er eher feindlich. Ja, wie ist er denn nun wirklich – freundlich oder feindlich? Gott lässt uns die Schönheit der Natur und viel Freude erfahren. Das spricht wiederum für seine Freundlichkeit. Er schickt aber auch Schmerzen und manches übergroße Leid, als wäre er unser Feind. Mal scheint er uns zu segnen mit Freunden, mit Kindern, mit Erfolg und Wohlstand. Und das andere Mal scheint er uns verderben zu wollen, umgibt uns mit Gegnern und Neidern, nimmt uns die liebsten Menschen, lässt uns scheitern und verzweifeln.

Was für einen Reim soll man sich darauf machen? Wie ist er denn nun wirklich: Freundlich oder feindlich? Auch wenn wir an Gottes Gebote denken, geraten wir in diesen Zwiespalt. Denn einerseits sind sie eine nützliche Gebrauchsanleitung für die Welt. Wenn wir uns daran halten, kommen wir mit unseren Mitmenschen gut aus. Andererseits aber drohen uns Strafen, weil wir Gottes Gebote immer wieder übertreten. So werden uns die Gebote, die wir eben noch nützlich fanden, zum Fallstrick. Sie brechen uns den Hals, weil wir an ihnen schuldig werden. Was also sollen wir denken? Ist dieser Gott, der Gebote gibt, Freund oder Feind? Die Natur, die Gott geschaffen hat, ist voller Herrlichkeit und voller Grausamkeit. Unser Schicksal, das er lenkt, ist eine süß-saure Mischung aus Höhen und Tiefen. Und die große Weltgeschichte zeigt sich randvoll mit Faszinierendem und auch mit Erbärmlichem. Wenn wir nun aber an Natur, Schicksal und Geschichte ablesen wollten, wie der Gott ist, der dahintersteht, und alles daran ist ambivalent und zweideutig – bleibt dann nicht auch Gott ambivalent und doppelgesichtig?

Wir könnten nie wissen, wie er zu uns steht und was er mit uns vorhat. Und bei diesem Nicht-Wissen würde es bleiben, wie lange wir auch unser gedankliches Experiment fortsetzten. Denn solange wir ohne Jesus auszukommen versuchen, bleibt immer Zweideutigkeit. Wer von Christus nichts weiß, kommt nicht dahinter, wie Gott wirklich ist. Er sieht zwar, was Gott tut. Denn Gott begegnet überall. Aber er erschließt sich dabei nicht, sondern bleibt inmitten der Begegnung verborgen und unverständlich. Diese Unverständlichkeit muss uns Angst machen, denn der unbegreifliche Gott hat große Macht über uns. Selbst wenn wir versuchen gottlos zu leben, werden wir Gott nicht los. Er begegnet uns auf Schritt und Tritt. Wie sollen wir uns da verhalten? Uns fehlt die entscheidende Information. Wir wissen nicht, ob Gott es gut mit uns meint. Und das ist eine schreckliche Ungewissheit…

Luther hat das natürlich gewusst. Anfangs wollten wir ihm eine Horizonterweiterung empfehlen. Aber er kannte das Ergebnis unseres Gedankenexperiments schon. Wenn man sich Jesus wegdenkt, wird der Horizont nicht weit, sondern dunkel und rätselhaft. Und genau deshalb sagt Luther jenen kompromisslosen Satz: *„Ich kenne noch verehre keinen andern Gott, als den Menschgewordenen, außer diesem will ich keinen andern haben."* Luther kann das sagen, weil durch Christus alles eindeutig wird, was vorher zweideutig war. In Christus (und nur in ihm!) nimmt Gott eine Gestalt an, die wir erfassen und verstehen können. Gott wird unseresgleichen und spricht die Sprache, die wir

verstehen. Gott erklärt sich uns. Er tritt an unsere Seite und lässt uns nicht allein. Er begegnet uns so, dass wir erkennen, was er im Schilde führt. Denn Jesus Christus hat allen Menschen Gottes Barmherzigkeit verkündigt und hat am Ende den Beweis dieser Barmherzigkeit erbracht. Der menschgewordene Gott ging für uns ans Kreuz. Er ging durch die Hölle, damit wir es nicht müssen. Und eindeutiger geht's nicht mehr. Denn wenn Gott das für uns tut, dann ist in seinem Herz die Liebe mächtiger als der Zorn. Da gibt's kein Zweifeln mehr. Gott will unser Leben und nicht unseren Tod, sein letztes Wort ist Segen und nicht Fluch.

Freilich: Auch wenn wir das wissen, erscheint uns Gottes Tun manchmal rätselhaft. Aber wir betrachten das Werk seiner Hände dann nicht mehr wie das Werk eines Fremden, sondern wie das Werk eines Freundes, von dem wir wissen, dass er Gutes im Schilde führt. Und das macht einen großen Unterschied. Denn wenn ich in einem Flugzeug sitze, ist mir ja auch nicht egal, wer der Pilot ist. Sitze ich in einem Boot, ist mir nicht egal, wer der Kapitän ist. Und sitze ich im Reisebus, ist mir nicht egal, wer ihn fährt. In all diesen Fällen ist es höchst unangenehm, wenn der, in dessen Händen mein Leben liegt, ein rätselhafter Fremder ist, der widersprüchlich handelt und dessen Absichten ich nicht kenne. Ist es aber ein guter Freund, dem ich vertraue, so bin ich beruhigt. In seinem Flugzeug, auf seinem Schiff, in seinem Reisebus fühle ich mich gut aufgehoben. Und mit Gott ist es nicht anders. Solange ich ihn nicht kenne befinde ich mich in der Hand eines rätselhaften Unbekannten. Habe ich ihn aber durch Jesus Christus kennen und ihm vertrauen gelernt, so weiß ich mich in der Hand eines liebevollen Vaters. Der Herr der Welt ist mein Freund, nicht mein Feind. Und das ist ein Unterschied wie Tag und Nacht.

Seien wir also froh, dass es nur ein gedankliches Experiment war, als wir uns Christus „wegdachten". Denn unser Glaube kommt nicht ohne ihn aus: Glaube ist eine Beziehung zu Gott. Diese Beziehung kann man nur haben, wenn man Gott kennt. Und niemand kennt Gott wirklich, wenn er ihn nicht aus dem Neuen Testament kennt. Denn das einzig wahre Ebenbild Gottes auf Erden ist sein Sohn Jesus Christus. Und von dem wüssten wir nichts, wenn wir das Neue Testament nicht hätten. Wer da aber nicht hineinschaut – wie will der Gott verstehen? Wer aber Gott nicht versteht – wie will der eine Beziehung zu ihm haben? Wer zu Gott aber keine Beziehung hat – wie kann der gerettet werden? Weil das unmöglich ist, sollte man Gott suchen, wo er gefunden werden will. Hat man aber in Christus den Zugang gefunden, kann man sich Luthers Worten nur anschließen: *„Wir kennen noch verehren keinen andern Gott, als den Menschgewordenen, außer diesem wollen wir keinen andern haben, denn es gibt keinen andern, der retten kann."*

# 64. Das Wunder der Jungfrauengeburt

Die Jungfräulichkeit Mariens gehört zu den Glaubensthemen, die am häufigsten missverstanden werden. Dabei ist gar nicht schwer zu verstehen, was der Sache nach gemeint ist: Wir können den Evangelien entnehmen, dass Josef nicht der leibliche Vater Jesu ist, sondern dass Gott an Maria das Wunder einer vaterlosen Zeugung vollbracht hat. Das Kind von Bethlehem ist nicht Josefs Kind, es ist überhaupt keines Mannes Kind, sondern Gottes Kind, das Maria lediglich austrug. Das ist es, was wir bekennen, wenn wir im Glaubensbekenntnis sagen „empfangen durch den heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria". Aber wer kann mit dieser Aussage wirklich etwas anfangen? Viele Menschen beginnen verständnislos zu grinsen, wenn man sie auf die Jungfrauengeburt anspricht –

sie haben keine Meinung dazu. Und bei denen, die eine haben, gerät man leicht zwischen die Fronten, weil von der einen Seite die Jungfräulichkeit Mariens mit schlechten Argumenten behauptet und von der anderen Seite mit ebenso schlechten Argumenten bestritten wird.

Zu dem Plumpsten, was man von Seiten der Bestreiter zu hören bekommt, gehört das Argument, so etwas wie eine jungfräuliche Geburt könne es gar nicht geben. Die so reden, sind offenbar stolz, zu wissen, wie Kinder normalerweise entstehen. Und ihre Aufgeklärtheit gipfelt in der Einsicht, dass es gewöhnlich ohne einen Mann nicht geht. Mit unbefangener Naivität setzen sie voraus, dass das, was bei uns nicht geht, selbstverständlich auch für Gott unmöglich sei. Sie unterstellen, dass Gott in derselben Weise den Naturgesetzen unterworfen sei wie wir, und folgern messerscharf, dass er dann in all seiner Weisheit nicht in der Lage gewesen sein kann, Maria ohne Zutun des Josef schwanger werden zu lassen. „Das geht doch gar nicht!" sagt man, freut sich, über die vermeintliche Naivität der biblischen Autoren hinausgewachsen zu sein – und hält die Sache für erledigt.

Dass darin freilich ein gewaltiger Denkfehler steckt, macht man sich nicht klar. Denn offenbar hat, wer die Möglichkeit einer jungfräulichen Geburt von vornherein ausschließt, keinen rechten Begriff von Gott. Wüsste er, wer Gott ist, so müsste ihm auch klar sein, dass Gott kein Gefangener der Naturgesetze ist, die er selbst geschaffen hat. Und es müsste ihm einleuchten, dass ein allmächtiger Schöpfer, der aus nichts Himmel und Erde werden ließ, mit einem so kleinen biologischen Kunstgriff kaum Probleme haben dürfte. Wer also darauf beharrt, eine Jungfrauengeburt sei unmöglich, ist bei der Sache, um die es geht, noch gar nicht angekommen. Allerdings: Die Argumente der Gegenseite sind nicht viel besser, wenn die Verteidiger des Glaubenssatzes nur stur auf den biblischen Buchstaben pochen und verkünden, man müsse blind glauben, weil es geschrieben steht. Wer darauf beharrt, verstehen zu wollen, was er glauben soll, wird von den übereifrig Bibeltreuen schnell zum Abtrünnigen gestempelt. Und gewonnen ist natürlich nichts, wenn sich Behaupter und Bestreiter der Jungfrauengeburt weiterhin im Streit über biologisch Mögliches oder Unmögliches verlieren. Solange man über diese Gesprächsebene nicht hinauskommt, haben auch die Verteidiger des Glaubenssatzes eine schwache Position. Denn das biblische Zeugnis ist, was die Jungfrauengeburt betrifft, keineswegs einheitlich. Das Markusevangelium weiß nichts von einer jungfräulichen Geburt. Paulus erwähnt sie nicht. Und auch das Johannesevangelium schweigt zu diesem Thema. Das biblische Fundament ist vergleichsweise schmal. Warum also halten wir fest an einem Satz, der weder zu beweisen noch zu widerlegen ist?

Ich meine, wir tun es, weil das Bekenntnis zur jungfräulichen Geburt Christ einen tieferen Sinn hat, der bisher noch gar nicht angesprochen wurde. Es schützt unsere Sicht Jesu Christi nämlich gegen jeden Versuch, Christus aus seinem Volk oder seiner Familie abzuleiten und ihn damit als Produkt einer religiösen Entwicklungsgeschichte zu begreifen. Gewöhnliche Menschen sind das Resultat von Erbanlagen, von Erziehung, von gesellschaftlichen Einflüssen und prägenden Erfahrungen. Jesus aber nicht. Josef hat ihn nicht hervorgebracht, und auch das Judentum als Ganzes hat ihn nicht hervorgebracht, sondern Gott hat ihn gesandt. Und das ist es, was der Satz von der Jungfrauengeburt eigentlich festhalten und aussagen will: Dass nämlich das Dasein des Erlösers nicht zu erklären ist aus menschlichen Genen, aus menschlichem Höherstreben oder Fortschreiten. Jesu Botschaft ist nicht herzuleiten aus menschlichem Nachdenken, und sein Werk ist nicht zu verstehen als Gipfelpunkt menschlichen Heldenmutes. Denn in diesem Falle hätte die

Menschheit ihren Erlöser selbst hervorgebracht – und hätte sich damit selbst erlöst. Eben das aber stellte das Evangelium gänzlich auf den Kopf. Denn das Evangelium besagt gerade nicht, dass die Menschheit sich in Christus auf ihre höchste Höhe hinaufgeschwungen habe, sondern dass Gott sich in Christus in die tiefste Tiefe hinabgebeugt hat. Christus ist nicht der erste Mensch, dem es gelang, Adams Sünde abzuschütteln und sich aus der Barbarei des Unglaubens emporzuarbeiten. Er ist kein „Spitzenprodukt" menschlicher Religionsgeschichte, das Gelehrsamkeit und Erziehungskunst eines schönen Tages hervorgebracht haben, sondern er ist Gottes Wunder allein.

Und weil das die eigentliche Pointe unseres Bekenntnisses zur Jungfrauengeburt ist, darum ist dieses Bekenntnis hochaktuell. Denn es setzt allen Versuchen eine Grenze, Christus aus den religiösen Strömungen seiner Zeit zu „erklären". Viele stoßen sich ja daran, dass Christen ihn „Gottes Sohn" nennen. Viele möchten ihn lieber einreihen in die lange Liste der jüdischen Propheten, Lehrer und Sektengründer – und möchten ihn damit relativieren. Sie möchten uns Christus präsentieren als einen Menschen, der Gott besonders nahe kam. Unser Bekenntnis lautet aber, dass er Gott war und den Menschen besonders nahe kam. Das ist ein gravierender Unterschied! Denn wäre der Erlöser ein Produkt der Menschheit, so müsste in der Bibel stehen, in Christus habe sich die Menschheit mit Gott versöhnt. Es heißt dort aber, dass Gott sich in Christus mit den Menschen versöhnte.

Das eine wäre der triumphale Aufstieg der Menschheit zu Gott. Das andere ist das barmherzige Herabsteigen Gottes zu den Menschen. Und nur dies letztere ist Grundsatz des Glaubens. Zu Recht wird also in den Weihnachtsliedern die Jungfrauengeburt besungen und verkündigt. Zu Recht halten wir an ihr als einem Bestandteil unseres Glaubensbekenntnisses fest. Nur, dass man sich dabei nicht aufs Glatteis begeben sollte, so als ob es um gynäkologische Besonderheiten Marias ginge. Nein. Das eigentliche Wunder ist nicht die Jungfrauengeburt als solche, sondern das eigentliche Wunder ist Gottes Entschlossenheit, sich mit der Menschheit zu verbinden. Sein Motiv war Liebe, sein Weg führte durch den Schoß der Maria, sein Ziel aber waren wir, die wir seine Nähe nötig haben…

## 65. Gotteserkenntnis und Dreifaltigkeit

„Jesus Christus ist Gottes Sohn" – so lautet das grundlegende Bekenntnis der Christenheit. Und niemand, der für einen Christen gehalten werden will, wird diesen Satz leugnen. Denn er ist gut biblisch. Und er ist uns vertraut. Nur: Wer näher erläutern soll, was Jesu „Sohnschaft" bedeutet – der kommt in Schwierigkeiten. Denn im gewöhnlichen Sprachgebrauch bezeichnen wir damit ein Verwandtschaftsverhältnis. Der Sohn ist das Kind seines Vaters, und beide gemeinsam sind Teil einer Familie, die mindestens noch eine Mutter mit umfasst. Da beginnen aber schon die Probleme. Denn Gott ist schließlich nicht verheiratet. Es gibt keine Mehrzahl von Göttern, die miteinander Familien gründen könnten. Es gibt nur einen Gott. Und der ist nicht in demselben Sinne „männlich" oder „weiblich" wie Menschen es sind. Oder wollte jemand behaupten, Gott unterläge denselben biologischen Regeln wie wir? Dürfte man unterstellen, er beteilige sich an den Prozessen, aus denen für gewöhnlich Vater-Sohn-Beziehungen entstehen? Nein. In der griechischen Mythologie mag es so etwas geben. Da paaren sich Götter mit Menschen und bringen Halbgötter und Heroen hervor. Doch ist das von Gott allzu menschlich gedacht. Solche Vorstellungen sind geschmacklos und mit biblischem Denken unvereinbar.

Wenn es aber bei der „Sohnschaft" Jesu Christi nicht um biologische „Verwandtschaft" geht – was ist dann damit gemeint? Und warum ist sie so wichtig?
Nun: Um der Antwort näher zu kommen, müssen wir uns klar machen, dass es in biblischer Zeit keine engere menschliche Bindung gab als die Vater-Sohn-Beziehung. „Sohnschaft" war viel mehr als nur eine Frage der Abstammung. Und ein Vater war viel mehr als bloß ein „Erzeuger". Denn der Vater und der (erstgeborene) Sohn bildeten rechtlich und sozial eine Einheit: Der Sohn ist der Vertraute des Vaters und sein Repräsentant nach außen. Er ist der Träger des Namens und der familiären Tradition. Der Sohn garantiert den Fortbestand der Familie und empfängt den väterlichen Segen. Er ist Erbe, Rechtsnachfolger und Sachwalter des Vaters. Er ist bevollmächtigt, an Stelle des Vaters zu handeln. Er kennt den Vater, wie ihn ein Außenstehender niemals kennen könnte. Er steht unter des Vaters Schutz, wird von ihm geliebt und führt seinen Willen aus. Mit anderen Worten: Im biblischen Denken gehören Vater und Sohn so eng zusammen, dass, wer mit dem Sohn zu tun hat, immer zugleich mit dem Vater zu tun hat. Der Sohn repräsentiert den Vater, denn er ist des Vaters „eigen Fleisch und Blut".
Wenn das aber so ist, was bedeutet es dann im Blick auf das Gottesverhältnis Jesu? Bedeutet es, dass Jesus ein Mensch ist – und trotzdem Gottes „eigen Fleisch und Blut"? Begegnen wir in Jesus immer zugleich auch seinem himmlischen Vater? Ja – genau das will die Bibel sagen, wenn sie das Verhältnis Jesu zu Gott als „Sohnschaft" beschreibt. Und sie hebt damit Jesus ganz bewusst aus der Reihe der Lehrer und Propheten heraus. Denn wir begegnen in ihm nicht bloß einem Boten, einem Beauftragten oder einem Werkzeug Gottes, sondern wir begegnen Gott „höchstpersönlich". Vater und Sohn sind gleichen Wesens, gleicher Würde und gleichen Willens. Oder, wie es das Nizänische Glaubensbekenntnis sagt: ***„[Wir glauben] an den einen Herrn Jesus Christus, Gottes eingeborenen Sohn, aus dem Vater geboren vor aller Zeit: Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen, eines Wesens mit dem Vater..."***
Jesus Christus und Gott der Vater werden hier so eng zusammengestellt, dass „kein Blatt Papier" zwischen sie passt. Denn Vater und Sohn sind nicht nur „einig", sondern sind „eins". Warum aber ist das für den christlichen Glauben so wichtig? Nun, weil es Folgen hat:
Es folgt daraus nämlich, dass das Wort des Sohnes auch den Vater bindet. Und es folgt, dass Jesu Taten immer auch Gottes Taten sind. Gottes Wille ist zugleich Jesu Wille. Und wo wir Jesus verstehen, haben wir zugleich Gott verstanden. Das aber ist eine einmalige Chance! Die Sohnschaft Jesu Christi gibt uns die Möglichkeit, vom Vater auf den Sohn und vom Sohn auf den Vater Rückschlüsse zu ziehen. Und wer von dieser Möglichkeit Gebrauch macht, der glaubt. Denn Glaube besteht in nichts anderem, als dass wir von Christus denken wie von Gott – und von Gott denken wie von Christus.
Glauben heißt: das Gleichheitszeichen zu entdecken, das zwischen beiden steht – und von dieser Gleichung aus Gott, die Welt und sich selbst neu zu deuten. Ohne das Gleichheitszeichen könnte man weder den Vater, noch den Sohn, noch sich selbst verstehen: Würden wir Jesus isoliert betrachten und davon absehen, dass er der Sohn Gottes ist, müssten wir annehmen, er sei ein gescheiterter Prophet. Er wäre für uns nicht mehr, als ein religiös und moralisch vorbildlicher Mann mit tragischem Lebensausgang. Entsprechendes gilt aber auch von Gott, dem allmächtigen Schöpfer. Würden wir ihn isoliert betrachten und davon absehen, dass er der Vater Jesu Christi ist, so müsste er uns ein Rätsel bleiben. Sein Handeln in Natur und Geschichte ist nämlich schön und schrecklich

zugleich. Und sähen wir nicht mehr als diese Zweideutigkeit, so wüssten wir nicht, woran wir mit Gott sind.
Wodurch aber kommt Licht in die Sache? Nur durch Gottes Geist, der uns lehrt, den Vater nicht ohne den Sohn und den Sohn nicht ohne den Vater zu betrachten. Den Zusammenhang beider erkennen heißt nämlich Gott erkennen. Und wer sich dieser Erkenntnis öffnet, dem geht ein Licht auf. Er begreift plötzlich, dass hinter Jesu Worten Gottes Autorität steht. Er versteht, dass Jesu Leben nicht von relativer, sondern von absoluter Bedeutung war. Und er erkennt zugleich, dass Jesu liebevolle Zuwendung zu den Gescheiterten und Schuldigen Gottes eigene Zuwendung ist. Eben das aber heißt „glauben". Denn der Glaube hört den Sohn mit der Vollmacht des Vaters reden. Der Glaube sieht, wie der Wille des Vaters im Handeln des Sohnes Eindeutigkeit gewinnt. Und indem er stetig vom einem auf den anderen schließt, erschließt der Glauben das rechte Verständnis beider.
Wer aber Gott „versteht" – sollte der nicht auch sich selbst verstehen können? Wird der nicht auch das eigene Leben in einem neuen, viel klareren und tröstlicheren Licht sehen? Ja! Dem Nicht-Christen kann das nicht gelingen. Indem er den Sohn vom Vater und den Vater vom Sohn trennt, versteht er weder den einen noch den anderen. Wer aber seinen Schöpfer missversteht – wie sollte der sich selbst verstehen? Begreift er Gottes Willen nicht, so muss ihm auch die Welt ein Rätsel bleiben. Ist ihm aber das Weltganze rätselhaft, das den Kontext seines Daseins bildet, wird er dann wohl seine eigene Existenz richtig deuten? Schwerlich.
Spätestens hier wird uns bewusst, dass es bei der „Sohnschaft" Jesu nicht um eine abstrakte Lehre, sondern um das eigene Leben geht. Denn glauben wir, dass Jesus Gottes Sohn ist, sehen wir auch das eigene Dasein auf eine neue und tröstliche Weise: Der Gott, der unser Leben in Händen hält, ist dann kein großer Unbekannter mehr. Sondern er ist der Vater Jesu Christi. Und das heißt: Seine Macht ist niemals ohne Liebe. Seine Liebe ist niemals ohnmächtig. Und wer sich auf ihn verlässt, darf fröhlich sein. Denn das ist der Glaube, „der die Welt überwunden hat" (1. Joh 5,4).

# 66. Christi zwei Naturen

**„Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit."** Dieser Satz steht im Johannesevangelium. Und er geht einem leicht von den Lippen. Er ist ja auch nicht kompliziert und enthält kein Fremdwort. **„Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns"** – jedes Kind kann das sagen. Doch muss ich bei solchen Sätzen immer an einen meiner Professoren denken, der mich einst ermahnte: **„Junger Mann, es genügt nicht, wenn man etwas mit Worten sagen kann, es muss sich bei den Worten auch etwas denken lassen."** Und da wird es freilich schwierig, mit unserem so einfachen Sätzchen **„Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns".**
Denn: Lässt sich dabei etwas denken? Das Wort ward Fleisch, Gott wurde Mensch, haben wir eine klare Vorstellung davon, was das bedeutet? Ich fürchte nein. Wie sollten wir auch? Denn diese Sätze beschreiben die Menschwerdung Gottes. Und die sprengt unser Vorstellungsvermögen. Wir erkennen das schon daran, dass das Kind von Bethlehem in kein Raster passt und sich in keiner Schublade unterbringen lässt. Für den gesunden Menschenverstand gibt es da nämlich klare Alternativen:
Entweder göttliches Wort – oder menschliches Fleisch. Entweder Schöpfer – oder Geschöpf. Entweder Gott – oder Mensch. Weiß nicht jeder, dass zwischen Ewigem und End-

lichem ein großer Abstand ist – so groß wie der Abstand zwischen Himmel und Erde? Doch Jesus Christus fügt sich nicht in diese Alternativen. Er gibt unserer Vernunft Rätsel auf, weil er weder in die Schublade „Mensch", noch in die Schublade „Gott" passt. Die Kirche versucht dem gerecht zu werden. Sie räumt Christus eine Sonderstellung ein und lehrt, dass er wahrer Mensch und wahrer Gott zugleich ist. Aber gegen diese Zumutung sträubt sich unsere Vernunft aus verständlichen Gründen. Denn was soll das auch heißen: „Das Wort ward Fleisch", „der Schöpfer erscheint als Geschöpf", „Gott wird Mensch"? Gibt es denn hölzernes Eisen, gibt es warme Kälte, gibt es trockenes Wasser und helle Finsternis? Die Kritiker riefen laut: „Das ist Unsinn, das geht gar nicht. Es kann niemand wahrer Gott **und** wahrer Mensch zugleich sein, denn der wäre wie ein eckiger Kreis. Entweder hat etwas Ecken, dann ist es kein Kreis, oder es ist ein Kreis, dann hat es keine Ecken. Entweder ist einer ein Mensch, oder er ist Gott – aber einen Gott, der Mensch ist, gibt es so wenig wie einen eckigen Kreis!"

Die Theologen der frühen Christenheit mussten solcher Kritik gegenüber oft mit den Schultern zucken. Sie gaben unumwunden zu, dass Gott in Bethlehem etwas getan hatte, was über unseren Verstand geht. Niemand wusste das besser, als die christlichen Theologen. Sie fanden ja selbst kaum passende Worte, um das Geheimnis der Person Christi angemessen zu umschreiben. Aber was sollten sie tun? Sie waren nun einmal gebunden an das Zeugnis der Evangelien. Und die zeigen an Jesus zugleich menschliche und göttliche Züge. Gehen wir einige Lebensstationen Jesu durch!

Denken sie nur einmal an die Geburtsgeschichte. Christus liegt in Windeln gewickelt in der Krippe – das ist eindeutig menschlich. Aber er ist einer Jungfrau Kind – und das ist gewiss göttlich. Denken sie an die Versuchung Jesu durch den Teufel. Dass Christus wirklich und ernstlich in Versuchung geführt werden kann – ist das nicht eindeutig ein menschlicher Wesenszug? Ja. Aber dass er der dreifachen Versuchung des Teufels widerstand – ist das nicht ein Zeichen göttlicher Kraft? Ja. Christus konnte zornig werden, wie bei der Vertreibung der Händler aus dem Tempel. Emotionen zu haben und zornig zu werden – das verbindet ihn mit uns Menschen. Doch Christus konnte sich frei machen von berechtigtem Zorn und konnte später für seine Feinde beten **„Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun"**. Soviel Liebe zu Feinden, das überschreitet menschliches Maß – das ist göttlich. Hunger und Durst hat Jesus empfunden. Er hatte einen Leib wie wir und Bedürfnisse wie wir – das macht ihn menschlich, damit steht er auf unserer Seite. Doch konnte er Wunder tun, über Wasser gehen, Kranke heilen, Tote auferwecken und Sünden vergeben – und mit alledem gehört er klar auf Gottes Seite. Christus hatte Angst vor dem Tod. Im Garten Gethsemane schwitzte er Blut und Wasser und bat seinen Vater, dass ihm das Kreuz erspart bleiben möge. Das war sehr menschlich. Aber er sagte am Schluss: **„Nicht mein, sondern dein Wille geschehe"**. Und das war göttlich. Schließlich starb Christus. Er fühlte alle Qualen des Todes und rief **„Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen..?"** Gibt es einen klareren Beweis, dass er Mensch war? Nach drei Tagen aber stand er auf von den Toten. Gibt es einen klareren Beweis, dass er Gott war?

Wir könnten noch lange so fortfahren. Wir würden noch viele Belege finden, dass Christus einer von uns war, ein Mensch, einer „von unten her". Und ebensoviele Beweise könnten wir dagegenstellen, dass Christus ganz anders war als wir, eben Gottes Sohn, eben einer „von oben her". Was also sollte die Kirche anderes lehren, als dass Christus wahrer Mensch **und** wahrer Gott ist? Es blieb ihr gar nichts übrig, als den Evangelien zu folgen und dies Geheimnis zu bezeugen, dass Gottes Wort Fleisch wurde und dabei doch

Gottes Wort blieb. Der gesunde Menschenverstand freilich empörte sich und nahm Anstoß an jenem hölzernen Eisen – an jener seltsamen Verquickung von Göttlichem und Menschlichem in Jesus. Und so war es kein Zufall, dass die Kirche in den ersten vier Jahrhunderten immer wieder mit Strömungen zu kämpfen hatte, die das spannungsvolle Geheimnis zu einer Seite hin auflösen wollten. Die einen wollten Jesus ganz auf die kreatürliche Seite ziehen. Sie gestanden Jesus wohl zu, dass er der edelste aller Menschen, der größte Prophet und beinahe ein Engel gewesen sei. Als das höchste der Geschöpfe wollten sie ihn ansehen. Aber eben nicht als Gott. Das klang vernünftig und kam gut an, bis man merkte, dass damit zugleich die Erlösung zweifelhaft wurde. War Christus nicht Gott, so ist Gott gar nicht unser Bruder geworden. Dann ist Christi Wort nicht Gottes Wort gewesen, und Christi Passion war nicht Gottes Passion – dann ist überhaupt zweifelhaft, ob dieser Christus uns erlösen und mit Gott versöhnen konnte. War Christus nur einer von uns, so kann er uns nicht mehr nützen als irgend ein anderer frommer Lehrer auch.

So machte man den Versuch, das Geheimnis Jesu zur entgegengesetzten Seite hin aufzulösen, Jesus also ganz der göttlichen Seite zuzuordnen. Da musste man freilich alle menschlichen Wesenszüge Jesu leugnen, von denen uns die Evangelien berichten, und alles bestreiten, was nicht zu Gott zu passen schien. So lehrte man dann, Christus habe nur zum Schein einen menschlichen Leib gehabt, er habe auch nur zum Schein Zorn, Trauer, Hunger und Verzweiflung gezeigt – und vor allem habe er am Kreuz nicht wirklich gelitten und sei nicht wirklich gestorben, sondern nur scheinbar, weil Gott von Natur aus gar nicht leiden und sterben könne. Auch das klang vernünftig und ging den Leuten zunächst gut ein. Doch wieder kamen Zweifel auf. Denn wenn Gott nur zum Schein Mensch geworden ist, wenn er nur so tat, als wolle er unser Bruder sein, ohne sich wirklich die Finger schmutzig zu machen – stellt das dann nicht unsere Erlösung in Frage? Ja. Denn wenn Gott nur scheinbar leidet und nur scheinbar für uns stirbt, dann hat er uns auch nur scheinbar erlöst – nicht wahr? Wenn Gott den Weg vom Himmel bis zur Erde nur halb gegangen wäre, und sich gescheut hätte, den Fuß in unseren irdischen Schlamm zu stellen, dann wäre er nicht wirklich bei uns angekommen, und wir wären immer noch allein in Gottverlassenheit und Schuld.

Nun, das alles war jahrhundertelang umstritten, bis sich die Kirche entschloss, mit ihrer Lehre von der Person Jesu Christi weder links noch rechts vom Pferd zu fallen. Man hat irgendwann begriffen, dass ein Mensch, der nicht wirklich Gott war, uns ebensowenig erlösen konnte wie ein Gott, der nicht wirklich Mensch wurde. Und man fand schließlich den richtigen Weg darin, die Menschheit und die Gottheit Christi gleichermaßen festzuhalten, und hat dies in der sogenannten „Zwei–Naturen–Lehre" dogmatisch festgeschrieben. Das ist freilich schon lange her. Und das Verständnis für die alten dogmatischen Formeln ist so sehr geschwunden, dass viele Christen sie als Belastung empfinden, als etwas Verstaubtes, Lebensfremdes und Entbehrliches. Doch ist das ein großer Irrtum. Denn Christus ist unsere Brücke zu Gott – und wie das bei Brücken so ist: Sie nützen nur, wenn der Brückenbogen, der sich auf einem Flussufer erhebt, auch auf dem anderen Ufer wieder niederführt. Eine halbe Brücke, eine unvollständige Brücke, die in der Mitte des Flusses zu Ende ist, ist nicht zu gebrauchen, weil sie die Ufer nicht verbindet. Und genauso wäre Christus zu nichts zu gebrauchen, wenn er nur Mensch oder nur Gott wäre. Er stünde dann **nur** auf der Seite der Geschöpfe, oder **nur** auf der Seite des Schöpfers, er würde aber keine Verbindung herstellen, könnte also auch nicht unsere Brücke zu Gott sein. Und das wäre tragisch für uns. Denn eine andere Brücke, die Himmel und Erde ver-

bindet, gibt es nicht. Wir sind darauf angewiesen, dass an einer Stelle in unserer Welt Himmel und Erde sich verbinden. Darum hat der Glaube vitales Interesse am Geheimnis Christi und freut sich der Einheit von Göttlichem und Menschlichem in seiner Person – selbst wenn diese Einheit nicht in Lehrsätzen einzufangen ist. Entscheidend ist nämlich nicht, dass wir das Wunder der Menschwerdung bis ins letzte verstehen. Entscheidend ist, dass es geschah. Verlieren wir uns also nicht in Spekulationen über das Geheimnis der Person Christi. Denn schließlich hat Gott die Brücke zwischen Himmel und Erde nicht geschlagen, damit wir sie als Bauwerk bestaunen, sondern damit wir hinübergehen…

# 67. Der "historische" Jesus

Oft wird unterstellt, das im Neuen Testament gezeichnete Bild Jesu sei dem Glauben der Autoren entsprungen und zeige darum nur den „geglaubten" Christus – und nicht den „wirklichen" Jesus. Es heißt, der historische Jesus, wie er wirklich war, müsse erst aus dem Christuszeugnis der frühen Gemeinde herauspräpariert werden, wie man von einem vielfach übermalten Bild erst die Schichten der Übermalung abheben muss, um das Original freizulegen. Immer wieder versuchen sich Theologen daran. Es fällt aber auf, dass der „echte" Jesus, den sie dann als Ergebnis ihrer Forschungen präsentieren, regelmäßig der Theologie und dem Wunschbild des Forschers entspricht. Man muss darum fragen, ob es überhaupt möglich ist, an einen verborgenen, historischen Jesus heranzukommen – oder ob man sich besser an den Jesus Christus hält, den das Neue Testament offen bezeugt.

**– A –**

Die Autoren des Neuen Testamentes sind keine „neutralen" Berichterstatter, sondern Glaubenszeugen, die aus der Tendenz und Absicht ihrer Schriften kein Geheimnis machen: Sie erzählen uns von Jesus Christus als von dem gekreuzigten und auferstandenen Herrn, zu dem sie sich bekennen, und fordern den Leser auf, auch seinerseits in Jesus Christus seinen Herrn zu finden.

**– B –**

Quellen, die eine andere Perspektive einnehmen und ein grundlegend anderes Bild Jesu zeichnen, stehen uns nicht zur Verfügung. Es gibt keine jüdische oder heidnische Darstellung des Lebens und der Lehre Jesu. Bei den zeitgenössischen Historikern finden sich über Jesus nur kurze Notizen. Und es gibt auch keine Schriften, die er selbst hinterlassen hätte, und mit denen man den Bericht der Evangelien vergleichen könnte.

Entscheidend ist nun, was man aus A und B folgert. Meines Erachtens folgt:

**– C –**

Wir haben durch die Evangelien zwar einen Zugang zu Jesu Leben und Lehre, besitzen darüber hinaus aber keinen zweiten Maßstab, der zur Bestätigung oder zur Kritik der neutestamentlichen Darstellung herangezogen werden könnte. Es kann sein, dass der „wirkliche" und „historische" Jesus anders war, als der biblische Christus, den uns die Evangelien bezeugen. Aber er muss nicht anders gewesen sein. Wir haben keine Möglichkeit, das zu prüfen. Es kann auch sein, dass der „wirkliche" und „historische" Jesus genau so war, wie der biblische Christus, den uns die Evangelien bezeugen. Aber er muss nicht so gewesen sein. Wir haben keine Möglichkeit, das zu prüfen.

Wenn trotzdem immer wieder der Versuch gemacht wird, „hinter" die Darstellung der Evangelien zurückzugehen und dort einen „historischen Jesus" zu suchen oder zu rekonstruieren, den man anschließend mit dem „biblischen Christus" vergleichen kann, liegt das daran, dass einem Teil der Forschenden an der Übereinstimmung beider gelegen ist, und einem anderen Teil an der Nicht–Übereinstimmung:
Die Einen versuchen das kirchlich–dogmatische Bild des „biblischen Christus" zu stützen und zu stabilisieren, indem sie beweisen, dass es dem „historischen Jesus" weitgehend entspricht. Und die Anderen versuchen dasselbe kirchlich–dogmatische Bild Christi aufzulösen und zu relativieren, indem sie zeigen, dass der „historische Jesus" ganz anders war.
Beide Strategien haben ihre Anhänger. Doch ignorieren beide die oben dargestellte Lage. Denn wie kann jemand anhand der einzigen Quelle, die er hat, beweisen, dass genau diese Quelle das Bild des geschilderten Gegenstandes verzerrt? Oder wie kann jemand anhand der einzigen Quelle, die er hat, beweisen, dass diese Quelle den geschilderten Gegenstand korrekt beschreibt? Ohne Kontrollmöglichkeit ist beides absurd:
Weder kann man den Evangelisten aus ihren eigenen Schriften (!) beweisen, dass sie sich mit ihrer nachösterlichen Christologie zu Unrecht auf den vorösterlichen Jesus berufen, noch kann man aus ihren eigenen Schriften (!) beweisen, dass sie es zu Recht tun. Man kann den „gepredigten" Christus nicht am „historischen" überprüfen, weil man den „historischen" nicht anders hat, als eben „gepredigt". Und das heißt:
So wie die Quellenlage sich darstellt, ist es sinnlos, hinter dem „biblischen Christus" einen (vielleicht ganz anderen) „historischen Jesus" zu suchen. Selbst wenn es ihn gäbe, hätten wir keinen Zugang zu ihm. Wir brauchen ihn aber auch gar nicht. Denn **der** Jesus Christus, den die Christenheit seit Jahrhunderten kennt und braucht, ist der biblische Christus, der uns im Neuen Testament begegnet. Und der bedarf keiner historischen Beglaubigung. Er beglaubigt seine Vollmacht selbst, indem er Glauben weckt.
*(Man vgl. zu dieser Thematik die Schrift von Martin Kähler: „Der sogenannte historische Jesus und der geschichtliche, biblische Christus" 1892).*

# 68. Jesu Art, mit Menschen umzugehen

Der Apostel Paulus gibt uns eine Weisung, die erstmal harmlos, nett und einfach daherkommt, die aber bei näherer Betrachtung abgründig wird, anspruchsvoll und tief. Denn er sagt: „Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob." (Röm 15,7). Wir sollen einander annehmen, heißt das – und da annehmen das Gegenteil ist von ablehnen und hassen, scheint es hier nur um eine Variante des Liebesgebotes zu gehen. Jesus war freundlich zu euch, sagt dieser Vers, also seid auch freundlich untereinander. Jesus hat euch geliebt, also tut es ihm nach und liebt auch eure Mitmenschen. Nur – wenn man genau liest, steht da ja ein „wie": „Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat." Und wenn man da stutzig wird und das Wörtchen ernst nimmt, muss man fragen, worauf es uns verweist. Wie nimmt Jesus denn an – und auf welche Weise? Ist es Jesu Art, Menschen „bedingungslos" anzunehmen, „nett" und „offen", „freundlich" und „liebevoll", „ohne jeden Vorbehalt"? Ist er lächelnd mit offenen Armen auf jeden zugegangen – und ist es das, was wir uns zu Eigen machen sollen? Ich fürchte, viele fassen den Text genau so auf, als sei er nur eine Variante von „seid nett zueinander". Aber wenn wir diese Lesart am Neuen Testament überprüfen, bewährt sie sich

nicht. Denn Jesus war längst nicht zu allen Menschen nett und freundlich. Und wenn Jesus das unter Nächstenliebe verstanden hätte, „nett und freundlich" zu sein, dann hätte er gegen diesen Grundsatz selbst recht häufig verstoßen.
Denken wir nur mal an den reichen Jüngling, der Jesus nachfolgen wollte und an der Forderung Jesu scheitert, er müsse vorher seinen gesamten Besitz abgeben. Oder denken wir an den anderen, dem Jesus nicht erlaubte seinen toten Vater zu beerdigen. War das nicht hart? Wenn die Familie Jesus beanspruchen wollte, hat er manchmal seine eigene Mutter ziemlich grob abgewiesen. Und die kanaanäische Frau, die sich verzweifelt an ihn wandte, hat er wegen ihrer heidnischen Herkunft als „Hund" bezeichnet. Die Schriftgelehrten und Pharisäern hat er mehrfach vor den Kopf gestoßen und hat ihnen entgegengerufen: „Ihr Schlangen, ihr Otternbrut! Wie wollt ihr der höllischen Verdammnis entrinnen?" Und die Samariterin am Brunnen spricht er ganz offen auf ihre vielen Männergeschichten an und stellt sie damit bloß. Seinen getreuen Petrus blafft er einmal heftig an und sagt: „Geh weg von mir, Satan! Du bist mir ein Ärgernis!" Gegen die Händler im Tempel wird Jesus sogar offen gewalttätig! Die Städte Chorazin, Betsaida und Kapernaum werden von Jesus regelrecht verflucht. Und von Judas sagt er, es wäre besser für ihn, nie geboren zu sein. Nein, wirklich: Wenn es Jesu Grundsatz gewesen wäre, zu allen „lieb" zu sein und ohne Vorbehalt jeden zu umarmen, so hätte er gegen diesen Grundsatz sehr häufig verstoßen. Er wäre dann ein sehr inkonsequenter und schlechter Lehrer. Und weil er das nicht ist, wird uns klar, dass die Sache komplizierter liegt. Die Art, wie Jesus Menschen annimmt, ist nicht einfach die „freundliche" Art. Er ist nicht mit dem unterschiedslosen Lächeln des Dalai-Lama herumgelaufen. Sondern Jesus begegnet verschiedenen Menschen auf sehr verschiedene Weise. Aber Jesu Art, Menschen zu begegnen, hat immer mit dem Reich Gottes zu tun, dem zentralen Thema seiner Verkündigung. Und wenn wir sein Verhalten unter diesem Blickwinkel betrachten, kommen wir dem Kern der Sache näher. Denn Jesus lebt in der Überzeugung, dass das Reich Gottes nah herbei gekommen ist, dass mit ihm eine völlig neue Zeit anbricht, und darum für jeden Menschen nur noch wichtig ist, ob er sich dem kommenden Reich öffnet – oder sich davor verschließt.
Jesu Lebensthema ist die Gottesherrschaft, die mit ungeheurer Dynamik von der jenseitigen Welt in die diesseitige hineindrängt, die mit großen Schritten auf uns zukommt und jeden Menschen vor eine Entscheidung stellt, die für ihn Heil oder Unheil bedeutet. An Jesu eigener Person scheiden sich die Geister! Am Verhältnis zu ihm entscheidet sich, ob einer verloren geht oder den großen Aufbruch mitmacht! Denn durch das Kommen des Reiches werden die Karten völlig neu verteilt, die alte Welt vergeht, und es zählt nur noch das Künftige. Da ist jeder gefragt, ob er sein altes Leben hinter sich lässt, um frei zu sein für den Neubeginn mit Jesus! Und eben darum ist es Jesus so völlig egal, was ein Mensch früher war oder was er bis heute erreicht hat. Nicht wo einer herkommt, interessiert Jesus, sondern wohin er unterwegs ist! Und er legt darum niemand auf das fest, was er bisher gewesen ist. Jesus fragt nicht nach dem Bildungsgrad, dem Geschlecht, dem Ansehen oder dem Strafregister. Er fragt selten, was einer will, und kümmert sich auch kaum darum, was Leute von ihm erwarten. Jesus hält sich nicht damit auf, was einer war oder was er vorgibt zu sein, sondern Jesus konzentriert sich auf das, was der Mensch werden kann und werden soll, weil ein jeder dazu bestimmt ist, ein Kind und Ebenbild Gottes zu sein. Nicht woher der Mensch kommt, interessiert Jesus, sondern ob er mitgeht und unterwegs ist zum Reich Gottes. Auf genau diesem Weg will Jesus sein Gegenüber voranbringen – und eben das heißt für ihn einen Menschen „annehmen", dass er

wegnimmt und beiseite räumt, was den Fortschritt dieses Menschen hemmt, und gleichzeitig schenkt, was der andere zu seinem Fortschritt braucht.
Jesus ist restlos an der Zukunft orientiert. Und das erklärt, weshalb er sich über die gesellschaftlichen Schranken seiner Zeit und auch über religiöse Ordnungen des Alten Testamentes so locker hinwegsetzen kann. Es ist Jesus relativ egal, dass Zachäus bisher ein Zöllner und ein Betrüger war. Er ermöglicht der Ehebrecherin einen neuen Anfang. Und er scheut nicht mal den Umgang mit Prostituierten. Jesus lässt viele fromme Leute links liegen und geht dafür auf Heiden und Ausländer zu. Er redet mit Samaritern, die man damals zu einer üblen Sekte rechnete. Er lässt sich von einer stadtbekannten Sünderin berühren und salben. Er nimmt sehr fragwürdige Leute in Schutz. Und mit dem Schächer am Kreuz befördert er sogar einen Schwerverbrecher direkt ins Paradies hinein, während er angesehenen und frommen Leuten mit der Hölle droht. Ich meine aber, dass auch dies Letztere dem entspricht, was Jesus unter „Liebe" versteht. Den wahre „Liebe" ist nicht, wenn ich einem gebe, was er wünscht oder was ihm angenehm ist, sondern wenn ich ihm gebe, was er braucht, um Gott näher zu kommen. Liebe kann auch darin bestehen, dass ich dem Anderen auf einem falschen Weg massiv widerstehe und mir damit seinen Zorn zuziehe! Denn nicht das irdische Wohlergehen zählt, nicht die konfliktfreie Harmonie heute, sondern viel wichtiger ist das ewige Heil von morgen, das mit Gottes Reich kommt, und das einer leicht verpasst, wenn er nicht wachgerüttelt wird. Durch Gottes Zugriff auf diese Welt werden die Karten neu gemischt. Und darum hat jeder Jesus gegenüber dieselbe Chance. Da wird niemand auf seine Defizite festgelegt oder auf seine alte Rolle, aber jeder wird herausgefordert, nach den neuen Regeln des Reiches Gottes zu leben. Alle Klassenschranken und Unterschiede fallen bei Jesus weg: Jude und Heide, Mann und Frau, reich und arm, klug und dumm spielen keine Rolle für ihn. Aber an die Stelle der alten Unterscheidungen tritt nicht milde Indifferenz, sondern eine neue Unterscheidung, weil Jesus nur noch zwei Gruppen kennt, in die die Menschheit zerfällt: Jesus unterscheidet die, die sich dem in Jesus erschienenen Reich jetzt öffnen, von denen, die sich ihm verschließen. Und nur dieser Unterschied zählt für ihn.
Es interessiert ihn nicht, worin wir bisher versagt haben, aber er will, dass wir endlich die Menschen werden, die wir von Gott her sein sollen. Was uns daran hindert an Krankheit, Schuld, Abhängigkeit und Unverstand, das will Jesus radikal wegnehmen, und was uns zu diesem Aufbruch fehlt an Kraft, Vergebung, Segen, Gnade und Zuversicht, das will Jesus uns schenken. Zur Heilung der Sünder bedarf es gleichermaßen scharfer Schnitte und milder Salben! Und Jesus als unser Arzt hat beides im Gepäck, so dass die Begegnung mit ihm stets einer Operation am offenen Herzen gleicht. Aber Jesus scheut bei seinem Eingriff vor nichts zurück, was das Gegenüber auf dem Weg zu Gott voranbringt. Er führt dabei keine rückwärtsgewandten Debatten! Nur die Entwicklung vorwärts zählt – und die alten Festlegungen, Verstrickungen und Bequemlichkeiten, die uns behindern, wischt Jesus beiseite. Aber es ist darum auch keiner, der sich nach dem Heil ausstreckt, wegen „schlechter Voraussetzungen" chancenlos. Wo Menschen selbstzufrieden verharren, ist Jesus keine Provokation zu scharf, um sie in Bewegung zu bringen. Wo Menschen aber für Gott frei werden wollen, da ist ihm keiner zu schuldig oder zu schmutzig, als das Jesus ihm nicht freudig mit Milde und Barmherzigkeit entgegenkäme. Jesus weiß, dass (nicht für ihn, sondern für sein Gegenüber) alles auf dem Spiel steht. Er will Menschen in das kommende Reich Gottes einbinden. Aber dazu muss sich eben nicht nur das Reich für die Menschen öffnen, sondern auch der Mensch für das Reich. Braucht's dafür Strenge, so ist Jesus streng. Und braucht's dafür Milde, so ist Jesus mild.

Hilft Konfrontation, so kann Jesus heftig streiten. Hilft aber Trost, so verblüfft uns Jesu große Nachsicht. Und in alledem erweist er sich als ein wahrer Seelsorger, dass er um nichts anderes als um die Seelen sorgt und für sie sorgt, indem er ihnen genau das gibt, was sie brauchen, um auf dem Weg zu Gott, voranzukommen. Was also war Jesu Art, Menschen „anzunehmen"?

Seine „Annahme" ist insofern bedingungslos, als er jederzeit bereit ist, die Person des Sünders von der Sünde zu unterscheiden. Wer sich zu ihm flüchtet, ist willkommen und muss keine Vorleistungen bringen, um kommen zu dürfen. Die ganze Qualifikation besteht darin, dass einer sich mühselig und beladen weiß und bei Christus seine Last loswerden will. Doch ohne das – ohne dass einer sich nach der Gnade ausstreckt – geht es nicht. Denn wer an seinem alten Leben festhält, weil er stolz und mit sich zufrieden ist, wer sich von seiner Sünde gar nicht unterscheiden will, weil er sie nicht als Problem ansieht, der bleibt verstrickt, der beharrt im Falschen – und gelangt auch nicht zu Christus. Das dann aber nicht, weil er nicht kommen „dürfte", sondern weil er das, was bei Christus zu finden wäre, gar nicht will. Der Zugang zu Christus ist offen, aber er verlangt von mir das Eingeständnis, dass ich nötig habe, was Christus für mich tun will. Und darum finden gerade die Stolzen, die Überfrommen und Anständigen diesen Zugang nicht. Die hingegen, die sich bedürftig wissen, denen kommt Christus zuvor und empfängt sie nicht nur herzlich, er erträgt sie nicht bloß, sondern trägt sie voran, dient ihnen, wäscht ihnen sogar die Füße und gibt sein Leben für sie. Ja, Christus will unsere Not zu seiner Not machen. Als unser Arzt hält er bittere und süße Medizin bereit, macht sich die Hände schmutzig an unseren Wunden und erträgt das Gejammer um unserer Heilung willen. Das ist Jesu Art, einen Menschen „anzunehmen", das ist der Dienst, den er leistet, und das ist die Therapie, auf die wir uns einlassen, wenn wir ihn an uns heranlassen. Was bedeutet dann aber jener Vers: „Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob."?

Es ist ein Appell, den Paulus an die Christen in Rom richtet, und der sich darum primär auf das Miteinander innerhalb der christlichen Gemeinde bezieht. Denn es wird vorausgesetzt, dass die, die einander annehmen sollen, bereits von Christus – als dem Dritten im Bunde – angenommen wurden. Sind sie aber durch Christus zur Gemeinschaft verbunden, so soll ihr Verhältnis untereinander bestimmt werden durch das Vorbild Christi. Und das heißt konkret, dass die wechselseitige Annahme vorbehaltslos sein soll, wie sie das bei Christus war, dass sie die Bereitschaft zum Dienst einschließt, dass sie Kritik aber auch keineswegs ausschließt:

D.H. (1.) Wo Christen zusammenkommen, dürfen Herkunft, Vergangenheit, Bildungsstand und sozialer Rang der Gemeinschaft nicht im Wege stehen. Und wo einer belastet dasteht, weil er sich falsch verhält und selbst daran leidet, da darf es keine Vorbehalte geben und keine Überheblichkeit, sondern die christlichen Geschwister sollen jederzeit und immer wieder bereit sein, die Person von ihrer Sünde zu unterscheiden, und die Person anzunehmen trotz unannehmbarem Verhalten.

Zum (2.) verpflichtet uns aber das Vorbild Christi, einander nicht nur mit mürrischem Gesicht zu ertragen und irgendwie zu dulden, sondern einander zu dienen. Einer ist dem anderen seinen Beistand schuldig, so dass er ihm auf seinem Weg zu Gott nach Kräften voran hilft, bedenkt, was der andere zu Heil und Heilung nötig hat, und ihn auch in weltlichen, ganz praktischen Dingen als Bruder und Schwester behandelt. Denn wenn ich weiß, dass Christus mich erträgt, soll ich auch meine Mitchristen ertragen und soll die Liebe, die mir von Christus wiederfährt, an sie weitergeben.

(3.) aber scheint mir wichtig, dass Kritik nicht durch Liebe ausgeschlossen wird, sondern gerade um der Liebe willen nötig ist. Christi Liebe besteht ja auch nicht darin, dass er das Falsche an uns tolerieren, übersehen oder gutheißen würde! Sondern wo es falsch lief, hat Jesus mit seinen Jüngern heftig gestritten, hat den Finger in die Wunden gelegt und war überaus streng – war es aber nicht etwa um Recht zu haben, sondern war streng um des Anderen willen. Den Anderen annehmen, heißt darum auch für Christen nicht, jedem Konflikt aus dem Weg zu gehen oder in allem nachgiebig zu sein, sondern in allem möglichst hilfreich zu sein. „Annahme" bedeutet nicht, christliche Liebe wie eine süße Puddingsoße über alles auszugießen, bis jeder Missstand und jedes Krebsgeschwür unter der süßen Soße, verschwunden ist. Und darum heißt Nächstenliebe auch für uns, nicht jedem das Angenehme zu geben, das er vielleicht will, um sich wohlzufühlen, sondern das Hilfreiche, das er braucht, um Gott näher zu kommen. Nicht dass es ihm äußerlich gut geht, sondern dass er innerlich heil wird, soll uns interessieren. Das aber geht uns wirklich an – und das sollen wir uns auch etwas kosten lassen. Denn wenn Christus sich nicht zu schade war, diesem Menschen zu dienen, wie könnte ich mir dann zu schade sein? Und wenn ich verdammen wollte, was Christus annimmt, käme ich da nicht in Konflikt mit ihm? Weiß ich, dass Jesus über seinen Schatten gesprungen ist, um mich anzunehmen, der ich doch eigentlich unannehmbar war und bin, darf ich mich dann zieren den anderen anzunehmen, der doch auch nicht schlimmer ist als ich – sondern bloß anders?
Zur Sünde müssen wir nicht ja sagen, zum Sünder aber schon. Darum gebe Gott uns den nötigen Verstand, das eine vom anderen zu unterscheiden und einander dann anzunehmen, wie – und weil – Christus uns angenommen hat…

# 69. Das Heilswerk Christi im Überblick

Philipp Melanchthon, der Freund Martin Luthers, hat sich einmal die Frage gestellt, wie man eigentlich Jesus Christus erkennen und verstehen kann. Und er schrieb dann den berühmten Satz: „Christus zu erkennen bedeutet, seine Wohltaten zu erkennen." Melanchthon will damit sagen, dass wir nicht allzu lange über Christi Person nachgrübeln sollten, in der Gottheit und Menschheit auf so geheimnisvolle Weise verbunden sind. Sondern wir sollen unser Augenmerk auf das richten, was Christus für uns tat. Denn Christus zu erkennen bedeutet nicht über seine zwei Naturen zu spekulieren, sondern auf seine konkreten Wohltaten zu schauen. Wer Christus ist, entnehmen wir am leichtesten dem, was er tut. Das Werk verrät den Meister! Worin aber bestehen die Wohltaten Christi, welches Werk vollbringt er an uns und für uns? Das Neue Testament gibt darauf nicht nur eine Antwort, sondern gleich mehrere, und manch einer ist durch diese Fülle schon in Verwirrung geraten. Darum will ich das große, mehrdimensionale Heilswerk Jesu in 7 Schritten darstellen:
1.
Die erste Wohltat Christi, die dabei erwähnt werden muss, ist die, die wir an Weihnachten feiern. Denn die Menschwerdung Jesu Christi ist nicht bloß die äußere Voraussetzung eines dann erst folgenden Heilswerkes, sondern, dass Gottes Sohn einer von uns wurde und rettend an unsere Seite trat, das ist selbst schon heilvoll. Wäre Gott uns fern geblieben, hätte er sich gescheut unser Schicksal mit uns zu teilen und in unsere Situation hineinzutreten, so wären wir verloren gewesen! Doch „das Licht schien in die Fins-

ternis", wie Johannes sagt, und „das Wort ward Fleisch". Jesus kam zur Welt und machte unsere Not zu seiner Not. Er durchlief unser ganzes Leben und ersparte sich weder Schweiß noch Blut noch Tränen. Wenn Gott aber in unseren Schuhen läuft und sich unsere Situation aneignet, kann sie dann noch dieselbe bleiben? Muss nicht unser korrumpiertes Menschenleben durch die Berührung mit dem Heiligen geheilt werden? Ja! Indem Gottes Sohn in unser Menschenleben eingeht, verwandelt er es. Dass er unser Bruder wird, das ändert alles, denn so ist Gott plötzlich bei uns, ist mit uns und ist für uns. Es ist, wie wenn einer einen dunklen Kerker betritt mit einer hell leuchtenden Fackel in der Hand und die dort Gefangenen schauen auf!

2.

Aber der Sohn Gottes (das ist schon die zweite große Wohltat) bleibt nicht etwa stumm, sondern er redet von der großen Barmherzigkeit des himmlischen Vaters und öffnet uns damit die Augen. Christus bringt wahrlich eine „Gute Nachricht", wenn er Gottes Liebe verkündet. Denn von Gott geliebt zu werden, war so ziemlich das Letzte, was wir als Sünder hätten erwarten dürfen. Wir sind schließlich von Adams und von Evas Art! Durch unseren Hang zum Bösen sind wir Gott entfremdet. Und weil wir genau wissen, was unser Tun verdient, verschließen wir uns vor Gott in Misstrauen, Angst und Argwohn. Als Sünder verstehen wir Gott nicht und fühlen uns auch unverstanden, sind trotzig, bockig und verstockt. Christi gute Botschaft aber überwindet diese seelischen Blockaden, sie wärmt die kalten Herzen und erleuchtet die trüben Gedanken, weil Gott Gnade walten lässt, die wir nicht verdienen. Die verlorenen Söhne und Töchter lädt er ein, in das Haus des himmlischen Vaters zurückzukehren. Und wenn sich daraufhin unsere ganze Gesinnung wandelt, weil Gottes Liebe bei uns Dankbarkeit, Reue und Gegenliebe weckt, dann sind dadurch Blinde sehend und Seelen frei geworden. Niemand kennt den Vater als nur der Sohn, und wem es der Sohn offenbaren will. Ohne ihn hätten wir nie erfahren, wie Gott wirklich zu uns steht. Darum ist es eine große Wohltat Christi, dass er uns ein Licht aufgehen lässt, unser Misstrauen aufbricht und Glauben in uns weckt.

3.

Doch lässt er's dabei nicht bewenden, sondern lässt dem Weckruf weitere Taten folgen, insofern er mit den Menschen, die er aufrüttelt und gewinnt, die denkbar engste Verbindung eingeht, so dass er in den Gläubigen, und die Gläubigen in ihm sind. Diese dritte große Wohltat beschreibt das Neue Testament durch das Bild vom Weinstock und den Reben, vom Leib Christi und vom Haupt dieses Leibes, oder auch vom Bräutigam und seiner Braut. Die Bilder der innigen Gemeinschaft variieren, sagen aber immer dasselbe: dass nämlich Christus alles, was er ist und hat, mit seinen Jüngern teilt, und sie an allem partizipieren lässt, was ihm gehört. Christus und die Seinen werden durch den Glauben so sehr miteinander verbacken und verschweißt, dass ihn niemand mehr von uns zu trennen vermag, und wir in engster Gütergemeinschaft und Schicksalsgemeinschaft seinen ganzen Weg mitgehen und von ihm mitgezogen und durchgeschleppt werden bis ins Reich Gottes. Paulus verdeutlicht das anhand der Taufe, und schreibt an die Römer: ***„Wisst ihr nicht, dass alle, die wir auf Christus Jesus getauft sind, die sind in seinen Tod getauft? So sind wir ja mit ihm begraben, durch die Taufe in den Tod, damit, wie Christus auferweckt ist von den Toten, durch die Herrlichkeit des Vaters, auch wir in einem neuen Leben wandeln. Denn wenn wir mit ihm verbunden und ihm gleich geworden sind in seinem Tod, so werden wir ihm auch in der Auferstehung gleich sein." (Röm 6).***

Im Galaterbrief sagt Paulus, dass wir Christus „angezogen" haben wie ein Kleidungsstück, und Luther spricht später davon, dass Christus mit den Gläubigen „zusammengebacken"

wird wie Milch und Mehl in einem Kuchen. Einen „fröhlichen Wechsel und Tausch" nennt Luther das, denn Christus nimmt an sich unsere ganze Armseligkeit und Last und schenkt uns dafür seine Herrlichkeit, sein Leben und seine Gerechtigkeit! Wer hätte je einen besseren Tausch gemacht?

4.

Mit diesem Gedanken des Austauschs nähern wir uns schon der vierten großen Wohltat Christi, dem Zentrum seines Werkes, das er am Kreuz vollbringt. Denn Christus macht unsere Not so sehr zu der seinen, dass er auch unseren Tod auf seine Schultern lädt, den Fluch, den wir auf uns geladen haben, den Berg unserer Schuld und die dafür angemessene, elende Strafe. Gott will lieber selber leiden als uns leiden zu sehen, und teilt darum sich selbst die Verdammnis zu und uns die Freiheit. Stellvertretend für alle Sünder geht Christus ans Kreuz, und erleidet als Unschuldiger, was unsere Schuld verdient. Er fängt mit seinem eigenen Leib den Schlag ab, der von Rechts wegen uns treffen müsste, und hält den Kopf für uns hin. Denn er ist nach den Worten des Neuen Testamentes „das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt" (Joh 1,29). Und die ganze Christenheit findet die Erklärung für seinen schrecklichen Kreuzestod in den prophetischen Worten Jesajas: ***„Fürwahr, er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt, und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unsrer Missetat willen verwundet, und um unsrer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt." (Jes 53,4-5)***

5.

Ganz ähnlich (und doch etwas anders) beschreibt es der Hebräerbrief, wenn er sagt, dass Christus sich „für uns" geopfert hat. Denn während das stellvertretende Leiden in die Gedankenwelt des Strafrechts gehört, meint der Hebräerbrief tatsächlich ein Sühnopfer, wie es im Jerusalemer Tempel dargebracht wurde. Man opferte dort täglich zahllose Tiere, um damit so etwas wie sühnende Wiedergutmachung zu leisten. Die Gott dargebrachten Gaben sollten Versöhnung erwirken und das durch menschliche Schuld gestörte Gottesverhältnis heilen. Doch nun, sagt der Hebräerbrief, ist durch den Kreuzestod Christi alles anders geworden. Denn hier ist es Gott selbst, der die Schuld seines Volkes tilgt und sühnt, indem Christus als Hohepriester ein Sühnopfer darbringt, das er selber ist. Gott opfert am Kreuz keinen anderen, Gott opfert sich selbst! Und durch diese unglaubliche Tat macht Gott allem weiteren Opferdienst ein für allemal ein Ende. Denn wer wollte künftig noch irgendetwas geben, nachdem Gottes Sohn sich selbst gegeben hat? Wer wollte das überbieten? Wer wollte dem noch etwas hinzufügen? Wer müsste da noch etwas ergänzen?

6.

Gott selbst hat den denkbar höchsten Preis bezahlt, um sich mit uns versöhnen zu können. Er hat es sich das Blut seines Sohnes kosten lassen. Und so wundert es nicht, dass das Neue Testament Christi Heilswerk auch in die Sprache des Besitzrechts beschreiben kann. Das sechste große Bild für das Werk Christi, ist nämlich das des „Loskaufes", das auch Jesus selbst benutzte, als er sagte: ***„Der Menschensohn ist nicht gekommen, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und sein Leben gebe als Lösegeld für viele." (Mk 10,45)*** In unseren Ohren, klingt es vielleicht seltsam, wenn es heißt, Christus habe uns „freigekauft". Doch zur Zeit des Neuen Testaments war Sklaverei etwas Alltägliches, das jeden treffen konnte, denn wer finanzielle Probleme hatte, geriet leicht in „Schuldknechtschaft". Wenn ein Schuldner nichts hatte, um sich frei zu kaufen, und auch keiner

für ihn einsprang, führte die Insolvenz direkt ins Gefängnis oder in die Sklaverei. Christus aber hat es sich sein Leben kosten lassen, uns freizukaufen aus unserer Schuldknechtschaft. Er hat den Preis bezahlt, der nötig war. Denn wir hatten kein Besitzrecht mehr an uns selbst, sondern hatten unsere Seelen verkauft und verpfändet. Wer der Sünde dient, der ist automatisch der Sünde Knecht. Wer dem Vergänglichen dient, der ist dem Tod verfallen. Und wer dem Satan nicht wiedersteht, der ist sein Gefangener. Doch Christus, sagt der Kolosserbrief, ***„hat den Schuldbrief getilgt, der mit seinen Forderungen gegen uns war, und hat ihn weggetan und an das Kreuz geheftet."*** (Kol 2,14). Christus hat die Seinen teuer erkauft mit seinem Blut, hat unsere Seelen für Gott erkauft und war sich nicht zu schade, als Lösegeld dafür sich selbst zu geben.

7.

Oder kann man die Passion Jesu anders verstehen, als dass Sünde, Tod und Teufel sich der Person Jesu bemächtigten? Haben sie sich etwa nicht an ihm ausgetobt? Sie haben ihn überwältigt und gefoltert, und während er sich nicht wehrte, haben sie ihn wie eine Beute weggeschleppt bis in den Tod und in den Abgrund der Hölle hinein, um ihn dort zu verderben. Wie sich einer gegen Geiseln austauschen lässt, hat Christus sich gegen uns austauschen lassen, und die Mächte der Finsternis haben ihn wie einen Köder gefressen und verschlungen. Bekommen ist ihnen diese Beute aber schlecht. Denn Gottes Sohn, der wie ein Opfer zur Hölle fuhr, hat dort die Türen eingetreten und hat die Gefangenen befreit, ist zurückgekehrt, um von den Toten aufzuerstehen – und hat dabei mächtig über Sünde, Tod und Teufel triumphiert. Denn unsere Gläubiger, aus deren Schuldknechtschaft Christus uns herauskauft, diese Sklaventreiber und Menschenverderber werden von ihm nicht nur ausbezahlt, sondern anschließend auch erschlagen. Dies ist die siebte und letzte der großen Wohltaten Christi. Und sie darf nicht verschwiegen werden. Denn wenn die kriegerischen Bilder auch irritieren, so sind sie doch gut neutestamentlich. Schließlich war schon Jesu Lebensweg geprägt vom Kampf mit den dämonischen Mächten, die er austrieb, und die seinem Befehl weichen mussten. Johannes sagt: ***„Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, dass er die Werke des Teufels zerstöre." (1. Joh 3,8)*** Und der Kolosserbrief jubelt: ***„(Gott) hat die Mächte und Gewalten ihrer Macht entkleidet, und sie öffentlich zur Schau gestellt, und hat einen Triumph aus ihnen gemacht, in Christus." (Kol 2,15)*** Christus hat sich den Mächten der Finsternis nicht ausgeliefert, ohne sie hinterher unter seine Füße zu treten, denn er, der sich erniedrigte und gehorsam ward bis zum Tode, ist derselbe, dem sich beugen sollen ***„aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind." (Phil 2,8-11)***

Wahrlich: „Christus zu erkennen bedeutet, seine Wohltaten zu erkennen." Melanchthon sagte das ganz zu Recht. Denn wer nicht weiß, was Christus für ihn tut, der kennt ihn überhaupt nicht. Wenn wir aber im Neuen Testament gleich sieben Grundmotive der Erlösung und Versöhnung gefunden haben, stehen die dann etwa in Konkurrenz zueinander? Man könnte durchaus fragen, ob die Menschwerdung das Wichtigste ist, mit der Christus an unsere Seite tritt, oder ob es eher auf die Offenbarung der Liebe Gottes ankommt, die unser Misstrauen überwindet. Ist die Schicksalsgemeinschaft das Entscheidende, weil Christus die Seinen teilhaben lässt an seinem Weg und seinen Gütern? Oder steht das Kreuz mit dem stellvertretenden Erleiden unserer Strafe beherrschend über allem? Christus ist der Hohepriester, der sich selber opfert, er gibt sein Leben als Lösegeld, das uns freikauft, und schließlich siegt er an Ostern groß und herrlich über all die Mächte, die uns bedrängten! Doch wer dürfte eines dieser Werke gegen das andere aus-

spielen, oder eins davon ignorieren? Sind es nicht nur verschiedene Dimensionen eines einzigen Werkes, und einer einzigen großen Lebensaufgabe, die den ganzen Weg Jesu umfasste? Es wäre ganz unsinnig, Weihnachten gegen Karfreitag auszuspielen oder Ostern gegen beide. Denn offensichtlich sind die sieben Wohltaten Christi untereinander eng verknüpft.
Christus könnte unser subjektives Misstrauen nicht ausräumen, wenn er die Mächte des Verderbens nicht ganz objektiv besiegt hätte. Und er hätte jene Mächte nicht überwinden können, ohne vorher die Schuld zu tilgen, die uns ihren Händen auslieferte. Wäre Christus im Tod geblieben, was würde es uns dann nützen, durch die Taufe mit ihm verbunden zu sein? Und wie hätte er unsere Strafe am Kreuz tragen können, wenn er nicht zu Bethlehem ein Mensch geworden wäre – mit aller Konsequenz?
Das alles bildet einen großen, unlöslichen Zusammenhang. Und wenn sich das eine mehr auf der Ebene der Erkenntnis abzuspielen scheint, das andere auf der Ebene konkreter Macht und das dritte auf der Ebene von Schuld und Sühne, so spiegelt es nur wieder, dass auch unsere Not diese verschiedenen Ebenen der Erkenntnis, der Macht und der Schuld gehabt hat. Das Heilswerk Jesu Christi ist genauso vielgestaltig wie der menschliche Notstand, den es behebt. Und doch ist es ein und derselbe Heiland, der sich all dieser Mühen unterzieht, um dem Menschen auf mehrfache Weise aus der einen, großen Misere herauszuhelfen. Wahrlich: „Christus zu erkennen bedeutet, seine Wohltaten zu erkennen." Wer aber diese Wohltaten erkennt, wird zugleich einsehen, dass er sie nötig hatte. Und dem ist dann zur Erkenntnis Christi zugleich Selbsterkenntnis geschenkt, so dass er um so mehr Anlass hat, zu staunen und zu danken…

# 70. Menschwerdung und Liebe Gottes

Wenn Christen Weihnachten feiern, denken sie an Geschehnisse, die sich zeitlich und räumlich weit entfernt in Bethlehem ereignet haben. Wir überbrücken dann innerlich 2000 Jahre – und erwarten trotz der großen Entfernung, dass uns das Geschehen nahe kommt. Doch **was** diese Geburt mit uns zu tun hat – ist das so leicht zu sagen? Das Weihnachtsthema scheint durch gedankenlose Verwendung völlig abgegriffen und banalisiert zu sein. Jeder verbindet damit, was er gerade will. Das Fest wird überlagert von sentimentalen Klischees und Missverständnissen. Und trotzdem meinen viele, sie wüssten ganz genau, was es mit Weihnachten auf sich hat! „Ist doch klar", sagen sie. „Jesus hat eben Geburtstag. Und was weiter? Gott wurde Mensch? Und was habe ich davon? Er bringt mir Frieden? Und warum merke ich nichts davon? Er kommt aus Liebe zu mir? Und warum erfüllt er dann nicht meine Wünsche?"
Da rauft man sich die Haare – und fragt sich doch vergeblich, wie so viel Unverstand zurechtzurücken wäre. Denn tatsächlich wurde Gottes Sohn ein Mensch, um Probleme zu lösen, von denen die meisten gar nicht mehr wissen, dass sie sie haben. Jesus kommt, um den Kindern Adams und Evas unter Einsatz seines Lebens aus einer verzweifelten Lage zu helfen. Und wäre es einfacher möglich gewesen, so hätte er sich den Weg von der Krippe bis zum Kreuz gewiss erspart. Aber wenn der Mensch meint, er sei doch ganz „o.k.", und nur die Welt sei schlecht, wenn er meint, sein Hauptproblem sei die Wirtschaftskrise oder die schmerzende Bandscheibe, wenn seine Gedanken nur um die Heizölpreise kreisen oder um das Fernsehprogramm – wird **er** dann mit dem Kind von Bethlehem viel anfangen können? Das ist sehr unwahrscheinlich! Denn Jesu Geburt ist Gottes

Antwort auf eine Frage, die wir gar nicht mehr stellen. Und um sie recht zu verstehen und ihr Gewicht von ferne zu ermessen, müsste der Mensch sich erst einmal über seine Situation klar werden. Die weihnachtliche Feierlaune müsste ihm vergehen, und er müsste seine Verlorenheit spüren. Die Fassade seines Lebens müsste zerbrechen, so dass er seiner Not angesichtig würde, seiner Schuld, seiner Angst und seiner Vergänglichkeit. Der Mensch müsste erkennen, welch bodenloser Abgrund, welche tiefe Schlucht ihn von Gott trennt. Und erst angesichts dieser Entfernung, angesichts des Höllenschlunds unter seinen Füßen, könnte er dann ermessen, was da an Weihnachten geschieht, wenn Gott über den tiefen Abgrund hinübergreift, um den Verlorenen auf der anderen Seite hilfreich nahe zu sein.

Gott tut, was **wir** niemals könnten, und was wir auch dann nicht täten, **wenn** wir es könnten. Denn Gott tut, was **er** nicht nötig hat, verbindet sich mit der Menschheit auf's innigste – und macht damit **unsere** Probleme zu **seinen**. Gott ergreift **unsere** Partei und teilt **unser** Schicksal, er wird einer von **uns,** er tritt an **unsere** Seite und beugt **mit uns** den Rücken unter die Last, die **wir uns** aufgeladen haben. Gott sieht die Menschheit in ihrer ewigen Gier nach Lust, in ihrer Gleichgültigkeit und Schuld, in ihrer Oberflächlichkeit und Brutalität – und er hätte hundert Gründe, sich angeekelt abzuwenden. Er hätte tausend Gründe, uns einen Tritt zu geben, der uns endgültig ins „Aus" befördert! Doch stattdessen tut er etwas wunderbar Verblüffendes und antwortet auf die Ablehnung durch seine Geschöpfe mit einer geradezu **zärtlichen** Geste. Denn Gott schlüpft in unsere Haut, um an unserer ausweglosen Situation teilzuhaben. Er sieht uns auf verlorenem Posten und könnte sich angewidert umdrehen. Er hätte es nicht nötig, sich länger mit uns zu beschäftigen. Er könnte uns einfach den Folgen unseres Eigensinns überlassen. Aber er entschließt sich, unser Bruder zu werden. Statt sich zu distanzieren, will er an unserem Schicksal teilhaben. Er umgeht unsere Abwehr und wechselt überraschend die Seite. Er stellt sich vor die, die für sich selbst nicht geradestehen **können**. Und er tut das alles in dem vollen Bewusstsein, dass er wenig später auf Golgatha den Kopf für uns hinhalten wird. Denn vor der Krippe gähnt schon das Grab. „Mitgefangen – mitgehangen" werden bald die Spötter rufen. „Das hat er nun davon, dass er Mensch wurde!" Das hat **Gott** davon, dass er nicht mehr unterscheiden wollte zwischen unserer Not und seiner Not. Das hat er davon, dass er unser Bruder wurde! **Er aber** wusste das von Anfang an – und wollte es trotzdem. Denn was ihn trieb, war herzliche Liebe und großes Erbarmen.

Aber versteht das ein jeder? Wird es nicht immer mehr zum **Geheimnis** in dieser materialistischen und selbstgefälligen Welt? Vermutlich lässt sich Weihnachten noch am ehesten begreifen, wenn man für das himmlisch-große Geschehen irdisch-kleine Gleichnissen findet. Und darum bin ich froh, dass mir bei Meister Eckhart, einem Mystiker des Mittelalters, eine Geschichte begegnet ist, die den Kern der Sache trifft.

Meister Eckhart erzählt von einem Ehepaar, das sich von Herzen liebt. Und wie es sein **soll,** ist der Mann sehr stolz auf seine schöne Frau, und die Frau ist stolz auf ihren stattlichen Mann. Doch eines Tages geschieht der Frau ein Unfall, bei dem sie ein Auge verliert. Und darüber ist sie sehr traurig. Der Mann kommt zu ihr und sagt: „Meine Liebe, warum bist du so schrecklich traurig? Mit etwas Hilfe kommen wir doch zurecht. Du sollst nicht **so** traurig und verzweifelt sein, weil du ein Auge verloren hast!" Doch die Frau spricht: „Mein lieber Mann, ich bin nicht traurig, weil ich das Auge verloren habe. Aber ich bin verzweifelt, weil ich dir so einäugig nicht mehr gefallen kann, und du mich nun gewiss weniger lieb hast als früher."

Er widerspricht und ruft: „Aber, nein! Ich habe dich deswegen doch nicht weniger lieb!"

Sie hört das auch gern, lächelt aber traurig. Denn tief in ihrem Herzen kann sie es **nicht** glauben, und so oft er auch seine Liebe beteuert, verbirgt sie sich doch vor ihm, schließt sich ein, schämt sich ihr Gesicht zu zeigen und versinkt immer mehr in ihrem Kummer. Ihr Mann jedoch, der das irgendwann nicht mehr ertragen kann, denkt nach, fasst sich eines Tages ein Herz, und **sticht sich selbst** ein Auge aus. Er geht zu seiner Frau und sagt: „Meine Liebe, damit du nun glaubst, dass ich dich liebe, habe ich **mich dir gleich** gemacht. Schau her, ich bin jetzt **ganz wie du** und habe auch nur noch **ein** Auge, und es ist kein Unterschied mehr, der uns trennen könnte."
„**So** ist der Mensch" schließt Meister Eckhart seine Geschichte. „Denn auch der Mensch konnte **nicht** glauben, dass Gott ihn lieb habe, bis dass Gott sich selbst ein Auge ausstach und menschliche Natur annahm zu Bethlehem..."
Ob es jenes Ehepaar wirklich gegeben hat, weiß niemand – und es ist auch ganz egal. Denn so oder so ist die Geschichte ein treffendes Gleichnis für das Wunder von Bethlehem. Auch **wir** sind nämlich entstellt und sind einäugig. Je besser wir uns selbst **kennen,** um so weniger können wir glauben, dass Gott uns liebt. Nichts spräche dafür, dass Gott, dem **wir** die Treue brachen, **uns** die Treue halten sollte, **wenn** Gott sich uns nicht ganz gleich gemacht und sich durch die Menschwerdung unser klägliches Leben angeeignet hätte. Wie in Eckharts Geschichte, konnte das niemand erwarten. Aber jener **Ehemann** brachte ein großes Opfer, um seiner Frau wieder nahe zu sein. Und auch **Gott** brachte ein solches Opfer, als er sich mit uns auf eine Ebene begab. Es war ihm lieber, unsere Not mit uns zu teilen, als getrennt von uns in Herrlichkeit zu leben. Denn eine andere, eine schmerzfreie Lösung, hätte es nicht gegeben. Wir Kinder Adams und Evas hatten unser Leben verwirkt. Wir waren ausgegrenzt und verächtlich, waren nicht, wie wir sein sollten, und trugen das Kainsmal an der Stirn. Gott hätte sich mit Fug und Recht abwenden können – und Satan, der nur darauf wartete, rieb sich die Hände! Doch unter dem Stern von Bethlehem geschah das Wunderbare, das seine Pläne durchkreuzt. Denn Gott selbst wurde Mensch, überwand den tiefen Graben, wurde einer von uns und zeigte damit ein Maß an Liebe und Opferbereitschaft, mit dem niemand gerechnet hätte.
Gott wollte nicht von uns unterschieden werden, sondern wollte unser Schicksal teilen – und indem er es mit uns teilte, hat er das Schicksal gewendet. Denn wenn Gott die Gestalt eines Menschen annimmt und sich bewusst unter die Menschen mischt, ist dann das Menschsein noch wie zuvor ein Zeichen der Verlorenheit? Wenn unter den **Verdammten** plötzlich der **Allmächtige** steht, wenn er mit seiner **Gerechtigkeit** unser **Unrecht** aufwiegt, wenn er für uns **kämpft,** der doch **unüberwindlich** ist, wenn unsere **Finsternis** überstrahlt wird von seinem **Licht,** wenn er das **Seine** und das **Unsere** einfach zusammenwirft – wird uns die Hölle dann weiterhin für sich reklamieren können? Wird der Feind noch Rechte **an uns** haben, wenn da einer **unter uns** ist und für uns einsteht, an dem er definitiv **kein** Recht hat?
Weil das nicht sein kann, darum ist alles anders geworden, seit Christus an unserer Seite geht. Gott selbst ist den Entstellten ein Entstellter, und den Mühseligen ein Mühseliger geworden. Und unser Leben ist nicht mehr dasselbe, seit er es mit uns teilt. Denn Gott atmet nun **unsere** Luft. Er fühlt, was **wir** fühlen, und sieht, was **wir** sehen. Er geht in **unseren** Schuhen und leidet **unser** Leiden. Gott ist mittendrin in **unserem** Leben – und er spürt wenn's eng wird. Aber er lässt uns **gerade dann** nicht allein, sondern führt uns an der Hand. Ja, Christus kam hinein in unsere verfahrene Situation, und man hätte denken können, das sei tragisch **für ihn** – in Wahrheit aber war's tragisch **für die Situation**. Denn **sie** konnte nun nicht bleiben, wie sie war. Als Christus **unsere Not** auf sich nahm, da war

es das Ende dieser Not. Als er **unsere Angst** auf sich nahm, da war es das Ende dieser Angst. Und als er für uns durch die Hölle ging, da war das zwar schlimm **für ihn**, war aber noch viel schlimmer **für die Hölle**, denn für **sie** war es recht eigentlich das Ende ihrer Macht. Christus geht dort jetzt ein und aus wie es ihm gefällt, geht ein und geht aus, lässt gern die Türen hinter sich offen und nimmt mit, wen immer er will.
Freilich: Der Versuch zu erklären, was letztlich nicht erklärt werden kann, gerät an Grenzen. Doch das Kind in der Krippe lächelt auch **darüber** und freut sich vielleicht sogar, wenn wir mit ihm **nicht** fertig werden, sondern immer wieder neu anfangen müssen, nach ihm zu fragen und zu stammeln von dem Wunder seiner Liebe, das so unergründlich ist, **unerschöpflich**, **herrlich, bestürzend** und **beseligend**…

# 71. Unser Schmutz und Jesu Reinheit

Manchmal fehlen mir die guten Ideen, die man braucht, um eine Predigt zu schreiben. Und ich denke dann, es wäre besser, wenn Jesus selber käme, um zu erklären, was ich nicht erklären kann. Ich sitze am Schreibtisch und komme ins Träumen. Einmal aber träumte ich mir zurecht, wie das wohl wäre, wenn er wirklich käme. Ich stellte mir vor, wie Jesus bei mir im Arbeitszimmer erschiene und wie strahlend schön seine Gestalt sein müsste. Schon die Engel werden in der Bibel so beschrieben, dass sie strahlend weiß gewandet sind. Und ebenso lichterfüllt, so rein weiß, glänzend und heilig stellte ich mir Jesus vor. Er aber ließ mir nicht viel Zeit zu schauen, sondern verlangte, durch meine Gemeinde geführt zu werden. Und so nahm meine Träumerei eine unerwartete Wendung. Denn Jesus wollte vor allem dorthin, wo etwas **nicht** in Ordnung war. Ich wandte ein, ich könnte ihm doch in dieser Stadt auch etwas Schönes zeigen. Aber er ließ sich darauf nicht ein, und so zogen wir los – und machten eine wirklich greuliche Runde.
Zuerst kamen wir in eine Küche, wo Mann und Frau sich anschrien und unter vielen verletzenden Worten ihre Liebe begruben. Ohne dass sie es merkten, legt Jesus ihnen die Hand auf die Schultern. Als wir aber hinausgingen, schien es, als habe er etwas von der Traurigkeit dieses Paares mitgenommen. Gleich darauf betraten wir das Schlafzimmer eines alten, kranken Mannes, der sich in bösen Träumen auf seiner Matratze wälzte und stöhnte. Jesus trocknete ihm den Schweiß von der Stirn, und als wir gingen, haftete an Jesu Gewand noch der Schweiß dieses Unglücklichen. Wir kamen in einen Partykeller, wo Jugendliche sich sinnlos betranken, weil sie meinten, **das** sei das wahre Leben. Jesus weinte um diese Kinder. Und als wir hinaustraten, hing in seinem Mantel noch der Geruch von Alkohol und Erbrochenem.
Mir hätte das längst gereicht. Schließlich hatte ich eine Predigt zu schreiben – und dies war nichts als ein Traum. Aber Jesus wollte noch mehr und verlangte sogar das Bordell zu sehen, wo einsame Männer ihr Geld und ihre Würde eintauschen gegen ein bisschen verzweifelten Spaß. Als Jesus wieder auf die Straße trat, umwehte ihn der Geruch von billigem Parfüm. Wir waren dann noch im Hinterzimmer eines gescheiterten Geschäftsmannes, dem nur noch eine Fassade aus großen Sprüchen geblieben war. Die Angst vor dem Ruin stand ihm ins Gesicht geschrieben, und auch Jesu Angesicht wurde immer düsterer. Ich fragte mich, wie das alles enden sollte. Aber Jesus bestand darauf, in ein Altenheim zu gehen, wo die Vergessenen auf ihre Kinder schimpfen und niemanden finden, der etwas über ihr Leben hören will. Jesus ging mit mir in ein Schulzimmer, wo die Lehrerin genauso verzweifelt war wie die überforderten Kinder, die hier für den Ehrgeiz ih-

rer Eltern büßten. Jesus besuchte mit mir einen Landwirt, der seinen Hof aufgeben muss, obwohl sich schon fünf Generationen dafür kaputtgeschuftet haben. Und sogar die Abtreibungsklinik wollte Jesus sehen, wo man täglich Kinder tötet. Hier blieb er am längsten – und weinte. Ich konnte ihn dort einfach nicht wegbekommen. Wie ich ihn aber so ansah, erschrak ich fürchterlich. Denn von seiner anfangs so herrlichen Erscheinung war fast gar nichts mehr übrig. Es war, als habe sich der ganze Schmutz dieser Welt an ihn gehängt, und auf seinem ehemals so weißen Gewand war kaum mehr eine weiße Stelle zu entdecken. In all diese Löcher des menschlichen Elends war er hineingekrochen ohne Scheu vor Schmutz und Blut und Tränen. Sein Gewand stank nach Rauch und billigem Schnaps, es roch gleichzeitig nach Krankenhaus und Schweinestall. Und was Jesus gesehen hatte, das hatte in seinem Gesicht so tiefe Falten hinterlassen, als hätten ihn die paar Stunden um viele Jahre altern lassen.

Ehrlich gesagt sah er nun schlimmer aus und armseliger, als all die unglücklichen Menschen, die wir besucht hatten. Es schien fast, als habe der ganze Dreck dieser Welt auf ihn abgefärbt. Er sah jetzt aus wie einer von uns – und blutete sogar an den Händen, an den Füßen, und an der Seite. Aber, das war das Merkwürdige: Er schien trotzdem irgendwie zufrieden. Ich rief: Um Himmels willen, Herr, lass uns diesen Schmutz von dir abwaschen! Er aber lächelte mich an, es blitzte Etwas in seinen traurigen Augen, und er fragte mich: „Was meinst du wohl, was sich am Ende durchsetzen wird – euer Schmutz oder meine Reinheit?" Ich war verwirrt und schwieg, wie einer, der seinen eigenen Traum nicht mehr versteht. Er aber erklärte mir, dass es für das, was er wollte, keinen anderen Weg gegeben habe. „Wohl ist es schlimm, wie ihr lebt", sagte er. „Da sind Gier und Geiz, Hass und Feigheit, Lüge und Schamlosigkeit. Ihr schändet und missbraucht das Gute, das mein Vater in euch gelegt hat, und ihr merkt es noch nicht einmal. Aber wenn ich mich deshalb von euch abwenden wollte und euch fern bliebe, würdet ihr doch nur immer tiefer sinken. Darum bin ich in eure Haut geschlüpft und habe eure Kleider getragen, bin durch eure Häuser gegangen und habe von euren Tellern gegessen. Eure Not ist dadurch meine Not geworden, und eure Verzagtheit habe ich mit euch getragen.

Ich habe mit euch geschwitzt und mit euch geblutet und habe mir euren Schmutz zu eigen gemacht. Ich habe euer Leben von Anfang bis Ende durchlaufen, um es mit euch zu teilen. Wenn **ich** aber eure Lage mit euch teile, meinst du, dass sie dann noch aussichtslos ist? Nein, mein Lieber! Wo Gott zu Gast ist, da wird über kurz oder lang der Himmel sein – und alle, die mich heute beherbergt haben, werden das erfahren. Ich bin in euren Schuhen gelaufen und habe auf euren Stühlen gesessen, ich bin durch eure Paläste gegangen und durch die einsamen Kammern. Und die Berührung mit mir, hat jeden dieser Orte geheiligt, so dass euer Weg nun mit meinem Weg zu **einem** verschmilzt. Ich wurde Mensch, damit ihr einmal himmlisch werdet, und ohne mich an euch schmutzig zu machen, wäre das nicht gegangen. So hast du richtig gesehen, dass in jedem dieser Zimmer etwas von euch an mir haften blieb. Euren Schweiß, euer Blut und eure Tränen nehme ich mit mir. Aber was du nicht gesehen hast, das ist viel wichtiger. Denn ich habe auch in jedem Raum etwas von mir dagelassen. Spuren sind geblieben, von Hoffnung, Glaube und Liebe. Und diese Saat wird aufgehen."

Jesus ging. Mein Traum war zu Ende. Ich saß immer noch vor dem Computer und ärgerte mich, dass ich, statt zu arbeiten, solchen Phantasien nachgegangen war. Aber immerhin wusste ich wieder, was die Menschwerdung Christi bedeutet: Jesus eignet sich unser Leben an, geht durch unsere Wohnungen, erträgt unsere Nähe, nimmt unser Elend in sich auf – und versenkt unsere Not tief hinein in seine Liebe…

# 72. Die Nähe des Reiches Gottes

Die Gestalt Jesu Christi ist in unserer Gesellschaft sehr präsent, und Jesu „Bekanntheitsgrad" lässt nichts zu wünschen übrig. Denn jeder, den man fragt, hat irgendeine Vorstellung von Jesus, und viele können sich auch an zwei oder drei Geschichten aus dem Neuen Testament erinnern. Doch fragt man nach, was denn eigentlich Jesu **Botschaft** gewesen sei, was er gelehrt und gepredigt hat, sieht man ratlose Gesichter oder bekommt falsche Auskünfte. Frage ich die Konfirmanden, was Jesu Botschaft war, sagen sie manchmal: „Na, Jesus wollte, dass alle an Gott glauben!" Aber **das** kann es nicht sein, denn zur Zeit Jesu gab es gar keine Atheisten. Alle Menschen glaubten an Gott. „Na dann" sagen die Konfirmanden, „war's vielleicht die Nächstenliebe. Jesus wollte, dass sich alle Menschen **lieben**." Doch von Nächstenliebe lesen wir schon so viel im Alten Testament, dass Jesus **damit** gewiss kein Aufsehen erregt hätte.
Was also war es, was den erbitterten Widerstand der Pharisäer und der Schriftgelehrten hervorrief? Was war so **anders** an der Verkündigung Jesu, dass man seine Lehre für **skandalös** und den ganzen Mann für **gefährlich** hielt? Eine **schnelle** Antwort fällt schwer, weil Jesu Wirken so vielfältig ist. Jesus **wanderte** nicht nur umher, **berief** unterwegs Jünger und **stritt** mit Pharisäern, sondern er **heilte** auch Kranke und **trieb** Dämonen **aus**. Er **erzählte** nicht nur Gleichnisse und **erteilte** strenge ethische Anweisungen, sondern er **gab** sich gleichzeitig mit Prostituierten und mit Zöllnern ab, **redete** prophetisch und **tat** Wunder. Das scheinen sehr **verschiedene** und sogar **gegensätzliche** Dinge zu sein. **Und doch** gibt es in der Verkündigung Jesu ein zentrales Thema, das alle seine Aktivitäten miteinander verbindet, weil nämlich alles was Jesus sagte und tat, unmittelbar zu tun hatte mit dem **Reich Gottes**.
(1) Schon gleich zu Beginn seines öffentlichen Auftretens nimmt Jesus die Botschaft Johannes des Täufers auf und ruft den Menschen zu: ***„Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!"*** (Mt 4,17) Für Jesus ist das Himmelreich keine statische Größe, die irgendwo weit weg auf uns wartet, wenn wir mal gestorben sind, **sondern** er versteht das Reich Gottes als eine dynamische Größe, die sich unaufhaltsam auf uns zu bewegt. Denn Gott bleibt nicht untätig im „Jenseits", wenn seine Geschöpfe auf Abwege geraten, sondern Gott **kommt,** um **beanspruchend** und **heilend** zugleich seine Hand auf diese Welt zu legen. „Gott ist im Kommen", das ist die Zeitansage mit der Jesus seine Mitmenschen aufschreckt. Gottes Reich ist nahe herbeigekommen! Und wer nicht überrumpelt werden will, muss sich **jetzt** für Gottes Reich bereit machen, muss Buße tun und sein altes Leben hinter sich lassen, um offen und bereit zu sein für das Neue, das Gott geschehen lässt. Alles wird jetzt anders!
(2) Und diesen radikalen Aufbruch mit Jesus gemeinsam zu vollziehen, eben **dazu** werden seine Jünger berufen. Jesus ruft seine Leute heraus aus dem Trott ihrer familiär und beruflich festgelegten Situation, damit sie frei werden **von** allen weltlichen Bindungen, und dadurch frei werden **für** das Reich Gottes. Die in die Nachfolge Jesu eintreten, sollen sich nicht mehr um Alltägliches sorgen indem sie fragen: ***„Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden?"*** Sondern sie sollen dem Reiches Gottes absolute Priorität einräumen: ***„Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes"***, ruft Jesus ihnen zu, ***„und nach seiner Gerechtigkeit."*** (Mt 6,31-33) Woran aber haben die Jünger erkannt, dass das Reich Gottes wirklich nah ist?

(3) Der Umbruch war für sie ganz offenkundig und sichtbar in den **Zeichen und Wundern,** die Jesus tat. Denn wenn Menschen krank sind, gelähmt, blind oder aussätzig – und Jesus **heilt sie** –, wird dann nicht die Macht ihres **bösen Schicksals** durchbrochen? Wenn Menschen besessen sind von bösen Geistern und Dämonen, und Jesus **befreit sie** aus dieser Umklammerung, indem er die Dämonen austreibt und bannt, ist dann nicht die Macht **Satans** gebrochen? Wenn Menschen tief in Schuld verstrickt sind, in Egoismus, Misstrauen, Resignation und lasterhafte Gewohnheiten, und Jesus **holt sie da heraus,** indem er sie annimmt und ihnen vergibt, ist dann nicht die Macht der **Sünde** gebrochen? Ja, Krankenheilung, Exorzismus und Vergebung zeigen, dass Jesus Fesseln löst, die vorher keiner lösen konnte. So wie die ersten Knospen an den Bäumen den Frühling ankündigen, so künden Jesu Wunder vom kommenden Reich! Wo Jesus auftritt, gelten die gnadenlosen Regeln plötzlich nicht mehr, Satan gerät in die Defensive und verliert zusehends an Boden. Denn in der Person Jesu ist eine Segenskraft erschienen, gegen die er nicht anstinken kann, und in den mächtigen Taten Jesu manifestiert sich das Reich Gottes eben nicht als **jenseitige,** sondern als **gegenwärtige, hier und jetzt** erfahrbare Größe. Jesus selbst deutet seine Wunder als den Beginn einer Revolution, in deren Verlauf das Böse auf Erden entmachtet werden wird. Er sagt: ***„Wenn ich ... durch Gottes Finger die bösen Geister austreibe, so ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen."*** (Lk 11,20)

(4) Wenn das Reich Gottes aber nicht bloß **kommt,** sondern in und mit der Person Jesu **schon da** ist, ist es dann verwunderlich, dass er von sich selbst als von dem „**Menschensohn**" spricht – und damit einen Titel wählt der unmittelbar mit der Erwartung des Reiches verbunden ist? Der „Menschensohn" ist eine Gestalt, die der Prophet Daniel schon viele Jahrhunderte **vor** Jesus angekündigt hat (Daniel 7,13–14), und von der Daniel sagt, dass ihr Erscheinen unmittelbar mit dem Reich Gottes verknüpft sein wird. Jesus aber wendet **genau diesen** Begriff häufig auf sich an und dokumentiert damit, wie er seine Sendung versteht. **Er ist es,** den die Propheten angekündigt haben. **Er ist es, mit dem** und **durch den** das Reich Gottes kommt.

(5) Und so wundert es auch gar nicht, dass ein besonders großer und typischer Teil der Lehre Jesu aus **Gleichnissen** besteht, die das Reich Gottes veranschaulichen. Jesus redet in seinen Gleichnissen vom Reich Gottes als einem **großen Abendmahl** oder einer **königlichen Hochzeit**. Er vergleicht es mit einem **Schatz im Acker** oder mit einer **kostbaren Perle,** für die man alles hingibt. Und von der verborgenen Dynamik des Reiches spricht Jesus in den Gleichnissen **vom Sauerteig,** von der **selbstwachsenden Saat,** vom **Senfkorn** und vom **Unkraut unter dem Weizen**. Nichts ist Jesus wichtiger, als seine Jünger **darin** zu unterweisen. **Das** will er seine Schüler lehren! Denn sie sollen ihre ganze Aufmerksamkeit auf das kommende Reich richten, das **klein und verborgen** beginnt, wo Jesus Glauben findet, das aber einst **groß und revolutionär** vor aller Augen sichtbar werden wird. Jesus arbeitet daran, den Satan zu entmachten! ***„Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, dass er die Werke des Teufels zerstöre."*** (1.Joh 3,8) Denn diese **alte** Welt, in der sich der Böse breit gemacht hat, und die er beherrscht durch die Angst und Gier der Menschen, diese **bleierne** Zeit wird enden!

(6) Und alle ethischen Weisungen Jesu laufen lediglich darauf hinaus, dass wir den großen Herrschaftswechsel **vorwegnehmen** und dem Verderber unseren Gehorsam mit sofortiger Wirkung aufkündigen. Denn die Jünger Jesu sollen **schon heute** leben im Licht des kommenden Tages und sollen **schon heute** den Regeln folgen, die im Reich Gottes gelten. **Dort** wird Barmherzigkeit herrschen, darum sollen wir **schon hier** Barmherzigkeit üben. **Dort** werden wir reinen Herzens sein, darum sollen wir **schon hier** den Schmutz

aus uns tilgen. **Dort** wird Gerechtigkeit herrschen, darum sollen wir **schon hier** nach Gerechtigkeit hungern und dürsten. Ja, die gesamte **Ethik Jesu** läuft darauf hinaus, dass ein Mensch die Fesseln abwirft, mit denen er gebunden war, und anfängt, nach den neuen Spielregeln zu spielen, die da heißen Sanftmut, Friede, Demut, Liebe und Wahrhaftigkeit. Die Bergpredigt ist nichts anderes als Jesu Regierungserklärung für das Reich Gottes, das mit ihm und in seiner Person anbricht!

(7) Wer aber ist zu diesem Reich eingeladen? Wer darf schon auf Erden ein Bürger der Himmels sein? Überraschender Weise richtet Jesus seine Einladung **nicht** in erster Linie an die Gerechten und Klugen, an die Frommen und Anständigen, **sondern** ruft zuerst und mit besonderem Nachdruck die moralisch und sozial Gescheiterten. Denn Jesus wendet sich den Sündern zu, den Zöllnern und Prostituierten! Die Pharisäer und die Schriftgelehrten finden das natürlich höchst anstößig, dass Jesus sich mit solchen Leuten abgibt. Sie können sich nicht vorstellen, wie einem Menschen Heil widerfahren soll, der Gottes Gesetz fern steht. Aber Jesus sagt: ***„Der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist."*** (Lk 19,10) Jesus unterteilt die Menschen nicht in brave Bürger und sozialen Abschaum. Er unterscheidet nicht mehr Erfolgreiche und Versager, Reiche und Arme, Angesehene und Verachtete, Schlaue und Dumme. Sondern **weil mit dem Reich Gottes** etwas völlig Neues beginnt, unterscheidet Jesus nur noch zwischen Menschen, die sich dem Reich Gottes **vorbehaltlos öffnen,** und solchen, die sich ihm **verschließen**.

Ob einer Zugang findet zu Gottes Reich, das entscheidet sich **nicht mehr** an seinem Verhältnis zu den religiösen Riten und Vorschriften des Alten Testamentes, **sondern** es entscheidet sich an seinem Verhältnis zu Jesus selbst. Denn wer Jesus im Glauben **annimmt,** der **hat** in ihm das Reich Gottes – auch wenn er ansonsten komplett scheiterte. Wer aber Jesus **ablehnt,** der **hat** damit zugleich das Reich Gottes **abgelehnt** und **verloren** – auch wenn er ansonsten das Leben eines Heiligen führte. Mit welchem Recht aber stößt Jesus die alten Maßstäbe über den Haufen, wenn es doch um Gottes Gebote geht, die Jesus wahrlich nicht gleichgültig sind? Wie kann Jesus den Sündern helfen und ihnen Heil zusprechen, wo sie doch **krank** sind an sich selbst, wo sie doch **unwürdig** sind, in Gottes Gemeinschaft einzugehen, und **unfähig,** sich zu Höherem aufzuschwingen?

(8) Wir erreichen damit den entscheidenden Punkt, an dem uns bewusst wird, wie eng Jesu Botschaft vom Reich Gottes zusammenhängt mit seinem Tod am Kreuz. Denn wenn sein ganzes **Leben** der Botschaft vom Reich gewidmet war – wäre es da nicht seltsam, wenn dasselbe **nicht auch** von seinem Tod gelten würde? Tatsächlich ist der Kreuzestod Jesu der Schlüssel zum Verständnis des Ganzen. Denn erst dieser stellvertretende Tod macht es möglich, dass Sünder wie sie und ich zum Reich Gottes Zugang erlangen. **Wir**, auf uns gestellt, hätten den Preis für die Eintrittskarte nämlich **nie** aufgebracht. **Wir** würden beschämt vor verschlossenen Türen stehen, weil wir die Rechnungen nicht begleichen können, die wir bei Gott offen haben. Aber Jesus hat sterbend unsere Schuld gebüßt, und hat uns damit durch Tod und Auferstehung hindurch den Weg gebahnt in Gottes Reich hinein. Das Lebensthema Jesu hat sich also am Ende nicht im Geringsten geändert. Es bleibt bis zuletzt **das Reich Gottes**. Denn alles im **Leben** Jesu hatte mit dem Reich zu tun – von den Wundern über die Ethik bis zu den Gleichnissen. Am **allermeisten** aber hat das **Sterben** Jesu mit dem Reich Gottes zu tun, weil er darin alles, was uns vom Reich Gottes hätte trennen können, erleidet und büßt und erträgt und **überwindet**. Jesus geht nach Jerusalem, um dort den Fluch unserer Schuld **auf sich** zu ziehen und **uns dafür** den Segen seiner Gerechtigkeit zu schenken. Und am Ostermorgen geht er aus dem

Grab hervor, um für uns einen Weg zu bahnen, auf dem wir ihm folgen können. Kein Mensch hätte Zugang zu Gottes Reich, wenn er diesen Zugang nicht hätte **in und durch** Jesus. Wer aber Jesus **hat,** der **hat** auch das Reich Gottes, und ist ein Bürger der kommenden Welt. Wo aber **ist** nun dieses Reich? Und wo erfahren wir es? Kommt es erst noch? Oder ist es schon da?
Nach allem, was wir gesagt haben, dürfte klar sein, dass **beide** Antworten richtig sind. Denn obwohl Gottes Reich **noch** im Kommen ist, ist es doch auch **schon** gegenwärtig. Das Reich Gottes ist eine himmlische Wirklichkeit, die durch Jesu Person und Werk in unsere irdische Gegenwart **hineindrängt**. Und es ist darum **nicht bloß** Zukunft, sondern beginnt **schon** überall, wo das Verhältnis zwischen Gott und Mensch durch Jesus Christus bestimmt wird. Das Reich ist **nicht** auf eine entfernte Zukunft beschränkt, so dass es jetzt noch „unwirklich" wäre. Es ist aber auch **nichts,** was in der Gegenwart schon aufginge, ohne einer künftigen Steigerung fähig zu sein. Sondern am ehesten sollte man an eine große **Flutwelle** denken oder an eine heranbrausende **Lawine,** denn dann versteht man, warum sich das Reich Gottes nicht in das Schema von Diesseits und Jenseits einfügen **kann**. Das Reich Gottes lässt sich **weder** dem Himmel **noch** der Erde zuordnen, weil sein Wesen gerade in der Grenzüberschreitung liegt. Es ist nicht hier oder da. Sondern es ist die Bewegung von hier nach da. Und in dieser Bewegung geschieht nichts Geringeres, als dass der Himmel zur Erde kommt. Gott **selbst** kommt in die Welt und bekräftigt seinen Anspruch auf jede lebende Seele. In Jesus Christus erschien er auf dem irdischen Schauplatz. Und um Christus herum wächst seither Gottes Reich. Denn Gottes Sohn **selbst** ist der Sauerteig, der die Welt nach und nach durchdringt.
**Wenn** wir getauft sind auf den Namen Jesu, **wenn** wir in seiner Gegenwart Abendmahl feiern, **wenn** wir uns seiner Wahrheit beugen und uns seiner Barmherzigkeit überlassen, **dann** ist damit der Himmel schon tief hineingedrungen in unser Erdenleben. Ja, haben wir durch den Glauben Anteil an Christus, so stehen wir schon jetzt mit einem Bein im Reich Gottes. Mitten im irdischen Leben **sind** wir schon Bürger des Himmels. Mitten in unserer Schuld **sind** wir schon begnadigt. Und mitten im Gericht **sind** wir schon durch das Gericht hindurchgedrungen. Denn Christus sagt eben **nicht,** irgendwann werde das Reich Gottes wirklich **werden**, sondern er spricht von der **aktuellen** Gegenwart des Reiches, die nichts anderes ist als seine, als **Jesu** Gegenwart bei uns. Ja: Wo man Jesu Botschaft im Glauben **annimmt,** dort wird vom Reich Gottes nicht nur **geredet,** sondern dort wird es **Wirklichkeit**. Denn das Reich Gottes ist eine Saat, die Jesus in unsere Herzen gesät hat. Dass diese Saat aber bald aufgehe und viele Früchte trage, innerlich wie äußerlich, das dürfen wir uns von Herzen wünschen und zuversichtlich erwarten.

## 73. Naturgesetz, Wunder und Freiheit Gottes

Mögen sie Wundergeschichten? Das Neue Testament ist voll davon. Wunder über Wunder. Wir kennen sie – aber bedeuten sie uns etwas? Goethe meint, das Wunder sei „des Glaubens liebstes Kind". Aber mir scheint, er hat nicht Recht damit. Denn für viele Menschen (auch für viele Christen!) sind sie eher eine Last und eine Zumutung. Sie hören von biblischen Wundern und stöhnen: Muss man das alles glauben? Muss ich dutzende von völlig unwahrscheinlich klingenden, aller Erfahrung widersprechenden Erzählungen für wahr halten, um zur Kirche zu gehören? Muss ich mich dem Spott aussetzen: Was, du glaubst an Wunder? An den Weihnachtsmann und den Osterhasen glaubst du wohl auch?

Sich verspotten zu lassen, ist ein hoher Preis. Und wofür? Was habe ich davon, wenn ich glaube, dass vor zweitausend Jahren in Israel Gelähmte, Blinde und Aussätzige geheilt wurden? Sicher war das für die Betroffenen eine erfreuliche Sache. Aber mit mir hat das Ganze nichts zu tun! Was soll ich also mit solchen Geschichten anfangen?

Es liegt nahe, so zu denken und die Wundergeschichten links liegen zu lassen. Unklar bleibt dann aber, warum sie überhaupt in der Bibel stehen. Man muss ja annehmen, dass die Wunder den Autoren des Neuen Testamentes etwas bedeutet haben. Sonst hätten sie sie nicht gesammelt und überliefert. Versuchen wir also, ihre Beweggründe zu verstehen – mit Hilfe eines Vergleiches: Stellen sie sich vor, es sei März oder April. Und nehmen wir an, es sei ein besonders scheußlicher, nasskalter Winter gewesen. Wochenlang nur trüber Himmel, Schneematsch auf den Straßen, Kälte und Feuchtigkeit überall. Und nun entdecken sie plötzlich im Garten, dass der erste Baum auszuschlagen beginnt und ein paar unscheinbare Knospen treibt. Werden sie sich nicht freuen und anderen von diesen ersten Frühlingsboten erzählen? „Seht her, dieser scheußliche Winter geht zuende – jetzt können wir uns auf den Frühling freuen!" Ich denke, die Autoren des Neuen Testamentes tun etwas ganz ähnliches, wenn sie uns von Wundern erzählen. Nicht anders als wir lebten sie in einer Welt, die nicht von Schnee und Kälte, aber von Zwängen und Gesetzmäßigkeiten beherrscht wird. Starke Völker unterdrücken schwächere Völker, Reiche werden immer reicher, Arme immer ärmer, es geht eben nicht gerecht zu. Den einen trifft es so, den anderen so – und wer versucht, den Lauf der Welt zu ändern, macht sich meist zum Narren. Am Ende kommt es doch, wie es kommen muss. Vieles in der Geschichte wiederholt sich, und, wie der Prediger Salomo schon sagte, geschieht nichts wirklich Neues unter der Sonne. Krumm bleibt krumm, gerade bleibt gerade. Diese Ordnung hat Gott über die Welt verhängt, und wer klug ist, fügt sich. So zu denken, ist realistisch. Es ist aber zugleich deprimierend wie ein scheußlicher nasskalter Winter.

Und wenn nun etwas Überraschendes passiert, das man als Zeichen des kommenden Frühlings verstehen muss? Nehmen wir an, ein Mensch, der viele Jahre seines Lebens krumm und lahm war, wird durch Jesu Wort plötzlich gerade und kräftig. Die Leute wundern sich und stellen fest, dass das nur eines bedeuten kann: Gott nimmt sich offenbar die Freiheit, alte Ordnungen außer Kraft zu setzen. Gott lässt sich durch die Naturgesetze nicht die Hände binden. Er erweist sich als frei. Und es sieht aus, als mache er sich daran, dem Lauf der Welt eine neue Richtung zu geben. Der alte Salomo hat sich also geirrt! Wo der Name Jesu Christi ins Spiel kommt, geschieht doch mal etwas Neues unter der Sonne. Der Krumme muss nicht krumm bleiben. Denn mit diesem Jesus kommt Gott. Und er kommt uns ganz anders als bisher! Die Wunder Jesu lassen sich also mit den ersten Knospen nach dem Winter vergleichen. Sie sind Indizien dafür, dass die Dinge in Bewegung geraten sind, dass sich Großes anbahnt. Und die Zeugen solcher Wunder haben darum fröhlich weitererzählt, was sie sahen. Andere haben ihre Berichte bis in unsere Zeit überliefert. Das geschah aber nicht, weil die Schicksale jener Kranken an sich wichtig wären, sondern weil sie Indizien für Gottes Aufbruch sind. Darum geht es in dieser Sache nicht um Einzelschicksale von Menschen, die längst tot sind und nie etwas mit uns zu tun hatten. Sondern es geht um Gottes Frühling, der in Christus anbricht. Entscheidend sind dabei nicht zwei oder drei Knospen, sondern entscheidend ist der kommende Frühling. Will sagen: Es kommt nicht auf dieses oder jenes Wunder an, sondern auf Gottes Neubeginn mit den Menschen. Und wer das weiß, kann auch jene Frage beantworten: „Muss man das alles glauben?" Nein, man muss nicht „das alles", aber man darf Gott seine Freiheit glauben. Christen glauben nicht an bestimmte Wunder. Sie glau-

ben an den Gott, der Wunder tun kann. Deshalb sollte niemand mit dem Wunderglauben das Gewissen derer belasten, die zweifeln. Man kann durchaus überlegen, ob Gott die Naturgesetze in seinen Wundern aufgehoben oder sie nur auf eine für uns undurchschaubare Weise benutzt hat. Das ist legitim. Denn man kann über die Knospen streiten und sich dennoch gemeinsam auf den Frühling freuen. Aber freilich: wer gar keine Knospen sieht – wird der wohl wirklich mit dem Frühling rechnen? Ohne Bild gesagt: Wer Gott gar keine Wunder zutraut – hat der wohl Hoffnung für sich und diese Welt? Das ist eine ernste Anfrage. Denn wenn ich die Gesetzmäßigkeiten dieser Welt für so stark und Gott für so schwach halte, dass ich an die überlieferten Wunder der Vergangenheit nicht glauben kann, werde ich auch in Gegenwart und Zukunft nicht mit Wundern rechnen. Ich stelle mir Gottes Hände dann gebunden vor – nicht frei, mein persönliches Geschick oder den Lauf der Welt zum Guten zu wenden. Und das ist schlimm. Nicht nur, weil ich dabei Gott verkenne. Sondern vor allem um meinetwillen.
Denn wer an die Knospen nicht glauben kann, der glaubt ja wohl an die Ewigkeit des Winters. Dass der Lauf der Welt aber ewig der uns bekannte bleiben müsste – das ist ein tieftrauriger Gedanke. Denn dann wäre auch die Ungerechtigkeit, das Leiden der Kreaturen, die Schuld, der Irrtum, die Lüge und der Tod, eben das ganze über uns Sünder verhängte Elend gleichermaßen ewig. Glücklich, wer nicht an diesen ewigen Winter, sondern mit dem Neuen Testament an Gottes Freiheit glaubt! Ich gebe zu, dass das nicht einfach ist. Unsere Gegenwart ist arm an Zeichen und Wundern. Viel Winter ist um uns her. Und Frühlingsboten sind rar. Da gibt es nichts zu beschönigen. Aber gerade für den, der friert, ist es wichtig, zu entscheiden, ob er an die Ewigkeit des Winters glauben oder auf den Frühling hoffen will. Denn letztlich geht es nicht darum, was Gott damals an diesem oder jenem Gelähmten bewerkstelligen konnte, sondern darum, was er **an uns** heute und morgen bewerkstelligen kann. Krumm und lahm ist ja jeder von uns auf die eine oder andere Weise – sei es körperlich oder seelisch. An jedem Herzen nagt ein Wurm – mag er Eifersucht oder Melancholie heißen, Gier oder Selbstverachtung. Und stelle ich die Wunderfrage so, im Blick auf meinen eigenen Defekt, hat sie nichts skurriles oder abstraktes mehr, sondern wird zur konkreten und wichtigen Frage an mich selbst: Traue ich Gott das Wunder zu, mich aufzurichten und zu heilen, traue ich ihm zu, dass er mich gerecht spricht und einmal durch den Tod hindurch vollendet – oder traue ich ihm das alles nicht zu?
Damit ist die Frage nach dem Wunder nicht beantwortet (das muss jeder für sich tun), aber sie ist richtig gestellt. Denn es geht dabei nicht um Mirakel der Vergangenheit, sondern um unsere eigene Zukunft. Gott gebe uns das Zutrauen, dass wir ihm seine Freiheit glauben dürfen, denn sie ist der Grund der Hoffnung, ohne die Christen nicht sein können…

# 74. Das konsequente Vertrauen Christi

Die Medien kümmern sich normalerweise nicht viel um Glaubensfragen. Doch wenn es auf Karfreitag zugeht, fühlt man sich doch in mancher Zeitung und in mancher Talkshow bemüßigt, über das Kreuz Jesu Christi zu diskutieren. Da geht es manchmal um einen neuen Jesus–Film, manchmal auch um ein Buch oder einen archäologischen Fund. Oft aber debattiert man über die Frage, wer denn eigentlich am Tode Jesu schuld sei. Waren es die Römer? Oder waren es doch vorwiegend die Juden? Hat der Verräter Judas allein

die Verantwortung zu tragen? War es eine große Verschwörung? Oder war es einfach ein Justizirrtum, dem Jesus zum Opfer fiel?
Interessante Fragen sind das an sich. Um so ärgerlicher aber ist es, dass man sie behandelt, ohne den inneren Zusammenhang zwischen Jesu Leben und Jesu Sterben zu berücksichtigen. Das Todesurteil sei ein schrecklicher Fehler gewesen, kann man hören. Diese oder jene Partei sei schuld. Von einer Tragödie ist die Rede. Von einer Verkettung unglücklicher Umstände. Und am Ende entsteht der Eindruck, die Menschen damals hätten Jesus bloß missverstanden – und nur deshalb hätte dieser „gute" Mensch ein so „böses" Ende genommen. Doch ist das großer Unsinn. Und es stellt die Wirklichkeit auf den Kopf. Denn Jesu Leben ist genauso wenig wie das unsere ein Lotteriespiel gewesen. Und es sind auch nicht Zufälle gewesen, die seinem Leben die Richtung gaben. Sondern es war eine innere Notwendigkeit, dass dieser Mann in der Wahrnehmung seiner Lebensaufgabe bewusst und willentlich auf dieses Ende zugehen **musste.** Es war bei Jesus nicht anders als bei allen, die wahrhaft von etwas überzeugt sind und wirklich etwas glauben: Dass ihm nämlich seine Überzeugung und sein Glaube selbst zum Schicksal wurden. Jeder Mensch, der überhaupt wahrhaft zu leben begonnen hat, hat seine Sicht der Welt. Diese Sicht bestimmt sein Wesen. Sie bestimmt aber auch seine Entscheidungen. Und aus denen erwächst sein Lebensweg, sein Erfolg und sein Scheitern. Wer in dieser Welt ernstlich Position bezieht, der steht und fällt mit dieser Position. Und wenn er um ihretwillen gekreuzigt wird, dann ist das kein Missverständnis, sondern es ist der Preis, den er dafür zahlt, der zu sein, der er ist.
Ein Arzt, der ein neues Medikament entwickelt und von diesem Medikament überzeugt ist, muss auch bereit sein, es als Erster zu schlucken. Er macht den Selbstversuch – und das, wovon er überzeugt ist, wird ihm zum Schicksal. Ein Offizier, der seine Soldaten durch ein Minenfeld führen will und überzeugt ist, dass er den Weg kennt, geht als erster voran. Er macht den Selbstversuch – und das, wovon er überzeugt ist, wird ihm zum Schicksal. Ein Seefahrer wie Kolumbus, der annimmt, dass hinter dem Ozean Land erreicht werden kann, nimmt sein Schiff und fährt los. Er macht den Selbstversuch – und das, wovon er überzeugt ist, wird ihm zum Schicksal. Mit anderen Worten: Alles bewusste Leben ist ein Wagnis. Und jeder der wirklich für etwas eintritt, schließt damit eine Wette ab, von der sein weiteres Schicksal abhängt. Der Wetteinsatz ist das Leben selbst, das jeder von uns nur einmal zu leben hat! Wenn das aber so stimmt – und wenn es auch für Jesus stimmte –, was war dann Jesu Lebenswette? Was war seine Grundüberzeugung, mit der er lebte und starb?
Es war die radikale Überzeugung, dass der, der sich Gott in die Arme wirft, von Gott aufgefangen wird, dass der, der auf Gottes Reich hin lebt, in Gottes Reich ankommt, und dass der, der den Weg der Liebe geht, von der Liebe getragen wird. Nicht auf Moral und Sitte hat Jesus gesetzt, wie die Pharisäer. Nicht rückwärtsgewandt hat er gelebt, wie die Schriftgelehrten und die Wächter der Tradition. Nicht nach irdischer Macht hat er gegriffen, wie die Römer und die jüdischen Nationalisten seiner Zeit. Vielmehr hat er die Menschen gelehrt, überhaupt nichts von sich selbst und nichts von der Welt zu erwarten, sich auch nicht an das zu hängen, was die Welt für groß und wichtig hält, sondern in vorbehaltslosem Vertrauen alles von Gott zu erwarten. Ohne Netz und doppelten Boden soll der Mensch auf Gott hin leben. Demütig und in kindlicher Zuversicht soll er sich dem Urteil Gottes beugen. Statt sich mit religiösen Übungen und guten Werken gegen Gott abzusichern, soll er sich ihm ausliefern, soll nichts mehr fürchten, als Gottes Zorn, und nichts mehr begehren als Gottes Nähe. Eine radikale Lehre ist das – ein kompromissloses

Programm mit hohem Anspruch. Doch was hätte es bedeutet, wenn Jesus das nur verkündet und nicht auch gelebt hätte? Nichts natürlich!
Ein Arzt, der ein Medikament empfiehlt, es aber selbst nicht nimmt, ist unglaubwürdig. Ein Entdecker, der von fernen Ländern schwärmt, sich aber nicht auf den Weg macht, ist eine lächerliche Figur. Ein Offizier, der im Minenfeld nicht vorangeht, ist ein schlechter Führer. Und so einer war Jesus **nicht**. Er ging den Weg, den er empfahl. Er lebte das Programm, das er verkündete. Er hat es nicht verwässert, um den Halbherzigen entgegenzukommen. Er hat **sie** nicht geschont – und er hat **sich** nicht geschont. Er hat die Trägen träge genannt und die Heuchler Heuchler. Er hat uns allen die unbequeme Wahrheit zugemutet, die allein uns retten kann. Und eben **deshalb** führte sein Weg ans Kreuz. Nicht etwa, weil man ihn missverstanden hätte, sondern weil ihn die religiösen Führer seiner Zeit **nur zu gut** verstanden. Nicht weil die Welt ihn **ver**kannte wollte sie ihn loswerden, sondern weil sie ihn **er**kannte. Denn Jesus war geradlinig. Er war eindeutig. Und er war gerade darum schwer zu ertragen. Für die, die im Dunkel bleiben wollten, war er ein zu helles Licht. Für die Unentschlossenen war er zu entschieden. Und den religiös Distanzierten kam er viel zu nah. Wäre er in Galiläa geblieben, in der Provinz – da hätte man ihn gewähren lassen. Aber Jesus zog nach Jerusalem. Er ging in die Höhle des Löwen. Er legte sich mit dem Teufel selber an. Er konnte nicht anders. Er wollte es so. Die Reaktion aber war absehbar. Und sie hat Jesus gewiss nicht überrascht.
Warum aber hat er sie dann nicht vermieden? Warum ist er dem nicht ausgewichen, was er kommen sah? Nun, der Offizier, der seine Leute retten will, muss ihnen zeigen, dass der Weg durchs Minenfeld gegangen werden kann. Der Arzt, der die Patienten heilen will, muss sie von der Verträglichkeit des Medikamentes überzeugen. Der Entdecker, der Neuland besiedeln will, muss beweisen, dass es das Land hinter dem Ozean gibt. Und auch Jesus, der seine Jünger lehrte, vorbehaltlos auf Gott zu vertrauen, tat genau das, was er von ihnen forderte. Er lebte seine Überzeugung, er machte den Selbstversuch, ob ihn die Brücke seines Gottvertrauens tragen würde. Und er erprobte das dort, wo es am schwersten war. Nämlich in der Finsternis des Karfreitages, im Leid, im Tod und in der Gottverlassenheit.
Seine Jünger sahen es mit Schaudern. Denn Jesus ging bewusst auf diesen Abgrund zu. Der Weg, den er im Namen Gottes ging, führte direkt in die Katastrophe. Doch obwohl Jesus hundert mal hätte ausweichen können, blieb er auf Kurs. Er ging nicht rechts und nicht links, sondern geradewegs in seinen Untergang. Und als auch die treusten Jünger nicht mehr mitgehen wollten, ging er allein weiter und warf sich Gott in die Arme. Die Jünger sahen ihn leiden, sie sahen ihn sterben – und es schien, als sei er ins Bodenlose gefallen. Sein schmachvoller und qualvoller Tod schien das Programm seines Lebens zu widerlegen. Das Kreuz schien zu beweisen, dass Jesu Gottvertrauen ein schrecklicher Irrtum war. Und die, die es schon immer gewusst hatten, konnten sich bestätigt fühlen: „Da sieht man, wohin so etwas führt! Wir haben's ja gleich gesagt. Selbst schuld. Zuviel Glaube schadet nur. Das hat er nun davon…"
Doch es wurde Ostern. Jesus stand auf. Er kam zurück. Sein Vertrauen wurde belohnt. Sein Glaube wurde bestätigt. Und Gott stellte sich unübersehbar auf seine Seite. Deutlicher konnte nicht demonstriert werden, **wer** hier die Wette seines Lebens gewonnen, und wer sie verloren hatte. Denn durch die Auferstehung wurde Christus all seinen Spöttern und Kritikern gegenüber ins Recht gesetzt. Er trat ihnen gegenüber als der lebende Beweis für das Recht seiner Überzeugung. Und in welche Situation kamen dadurch seine Zeitgenossen? In welche Situation kommen wir? Ganz einfach: Der Offizier, der lebend

durch das Minenfeld geschritten ist, hat den Beweis erbracht, dass es möglich ist. Und er kann von seinen Soldaten erwarten, dass sie seinen Fußspuren folgen. Der Arzt, der sein Medikament im Selbstversuch erprobt hat, hat den Beweis erbracht, dass es heilsam wirkt. Und er kann von den Patienten erwarten, dass nun auch sie das Mittel nehmen. Der Seefahrer, der hinter dem Ozean neues Land entdeckt und mit greifbaren Beweisen zurückkehrt, kann erwarten, dass man seinen Karten und Wegweisungen glaubt. Und Jesus sollte nicht von uns das Gleiche erwarten dürfen?
Ja. Da gilt nun keine Ausrede mehr. Denn der Weg ist gebahnt, und der Beweis erbracht. Auf Gott hin leben, sich ihm ganz überlassen und seiner Führung trauen – das geht. Das ist nicht Wahnsinn. Es ist Weisheit. Es führt nicht nur in den Tod. Es führt auch durch den Tod hindurch. Die Brücke, über die Jesus gegangen ist, trägt. Und Jesus, der längst auf der anderen Seite angekommen ist, winkt uns, ihm zu folgen. Sehen wir ihn nicht? Doch wir sehen ihn. Können wir nicht folgen? Doch wir können. Aber wollen wir vielleicht nicht? Das ist die einzige Frage, die noch bleibt. Und **sie** ist es, die wir beantworten müssen. Sie ist es, die über **unser** Leben entscheidet. Und darum sollten wir nicht länger zögern. Denn Jesu Hand ist ausgestreckt. Und an seinem Tisch ist ein Platz für uns bereitet. Ergreifen wir also die Hand des Gekreuzigten. Gehen wir mit ihm seinen Weg – durch das Kreuz ins Leben. Treten wir herzu, um sein Geschick teilend auch seine Freude zu teilen. Und danken wir ihm von Herzen, dass wir das dürfen. Denn er hat uns einen Weg gewiesen, den wir allein niemals gefunden hätten…

# 75. Das Kreuz Christi

In fast jeder Kirche findet sich ein Kruzifix, ein Bild des Gekreuzigten: Blutüberströmt, geschunden, gefoltert, ermordet. Da ist einer unter die Räder gekommen – das sieht man. Aber was für Räder waren das eigentlich? Und was bedeutet es, dass Gottes Sohn dieses Ende fand? Eins unserer Kirchenlieder stellt die Frage so: *„Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen, dass man ein solch scharf Urteil hat gesprochen?"* War Christi Kreuzigung vielleicht eine Art Justizirrtum, Resultat einer unglücklichen Verkettung von Umständen? War es ein tragisches Missverständnis, dass man diesen friedfertigen Menschen für gefährlich hielt und aus dem Weg räumte? Dann wäre Christus so eine Art Unfallopfer gewesen…
Aber nein, ein Unfallopfer, das war er am allerwenigsten. Es war kein Zufall, dass dieser Mann unter die Räder der Justiz geriet. Dass er an Karfreitag dieses Ende fand, ist vielmehr die logische, die zwingende, die unausweichliche Konsequenz des Lebens, das er bis zu diesem Tag geführt hat. Denn dieses Leben war ein Generalangriff auf alles, was seinen Zeitgenossen heilig war. Christus war ja als Gesandter Gottes unter die Menschen getreten. Er redete und handelte im Namen Gottes. Er sprach mit der Vollmacht des Messias. Aber er tat nicht, was man von Gottes Gesandtem erwartete. Er klopfte den Frommen und Wohlanständigen nicht anerkennend auf die Schultern, sondern nannte sie Heuchler. Er sagt ihnen auf den Kopf zu, dass sie mit ihrer ganzen Moralität, Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit nur versuchen, sich und Gott etwas vorzumachen. Dass sie nicht Freunde Gottes sind, sondern Feinde Gottes. Dass sie sich in ihrer ganzen Religiosität nicht wirklich Gott ausliefern und öffnen, sondern sich durch vorbildliche Lebensweise gegen Gott abzusichern versuchen. Leuten wie uns sagt er das. Und so wird sein ganzes Leben zu einem Generalangriff auf den Common Sense seiner Zeit.

Denn die Angesprochenen waren verständlicherweise verärgert. Als sei das Leben nicht schon schwer genug, rückte ihnen nun Gott mit diesem Messias auf den Leib. Er stellt provozierende Fragen und erhebt Forderungen, die kein Mensch erfüllen kann. Der Mann hat also alles getan, um sich unbeliebt zu machen. Er war ein Ärgernis – und deswegen ist sein Tod die logische Konsequenz seines Lebens. Denn wir Menschen sind nicht so dumm, dass wir nicht merken würden, wenn man uns den Krieg erklärt. Wenn uns Gott **so** kommt, dann wehren wir uns. Dann finden wir einen Weg, Gottes Gesandten aus der Welt zu schaffen. Und so ist Christus gewissermaßen das Opfer einer kriegerischen Handlung geworden: Die Menschen wehrten sich gegen Gottes Angriff auf ihre religiösen Gewohnheiten. Darum kreuzigten sie Christus, den Repräsentanten Gottes auf Erden.

Allerdings hat das Kreuz zwei Seiten. Man kann es auch andersherum sehen: Denn schließlich hat nach dem Zeugnis des Neuen Testaments Gott selbst seinen Sohn in diesen Tod „dahingegeben". Christus hat in Gethsemane am Ende gesagt: Dein Wille geschehe. Wurde er also nach dem Willen Gottes gekreuzigt, so war er nicht zuerst ein Opfer der Menschen, sondern das Opfer des Gottes, der diesen Tod über ihn verhängt hat! Tatsächlich: Gott hätte ihm das ersparen können. Er hätte ihn ohne weiteres vor seinen Verfolgern bewahren und sein Leben erhalten können. Aber Gott wollte nicht. Und damit fällt ein düsteres Licht auf diesen Gott. Denn warum gab er diesem Menschen einen Auftrag und eine Botschaft, mit der er zum Ärgernis werden musste? Hatte Christus auf seinem Weg nicht schon manches erduldet, war er nicht immer gehorsam gewesen? Alle anderen waren Sünder, dieser nicht! Alle anderen hätten dieses Ende eher verdient als er. Warum also? Gott wusste doch, was die Pharisäer und Schriftgelehrten im Schilde führten, er wusste genau, was seinen Sohn in Jerusalem erwartet. Und doch ließ er ihn dorthin ziehen – mitten hinein in die Höhle des Löwen. Warum? Hat Gott seine Freude daran, wenn so ein Mensch unter die Räder kommt?

Wer schon immer an der Gerechtigkeit Gottes zweifelte, bekommt hier scheinbar seine Bestätigung. Denn nicht Judas der Verräter wird gekreuzigt, nicht Petrus der Feigling, nicht Barrabas der Schwerverbrecher, nicht Pilatus der Opportunist. Sondern ausgerechnet den, der sich nichts hat zu Schulden kommen lassen, den lässt Gott in die Falle tappen, den lässt er foltern und hinrichten, für den macht Gott keinen Finger krumm. Und so müssen wir nun die umgekehrte Folgerung ziehen: Wenn Christus nicht Opfer eines Unfalles, sondern einer Kampfhandlung wurde, dann war es auch der Kampf dieses rätselhaften Gottes gegen uns Menschen. Christus war dann Repräsentant der Menschheit – einer von uns – und fiel dem Zorn Gottes zum Opfer. Ist Christus also zwischen die Fronten geraten?

Es ist kein Wunder, dass die Jünger die Welt nicht mehr verstanden. Sie verstanden auch Gott nicht mehr, als der Mann aus Nazareth unter die Räder kam. Sie hatten erwartet, dass er als der Messias Gottes Triumphe feiern und eine herrliche Zeit heraufführen würde. Gott schien ganz auf seiner Seite zu sein. Aber nun das. Nun hatte es ein böses Ende genommen. Was sollten die Jünger jetzt denken? Zunächst dachten sie, was alle dachten: Wenn Gott auf der Seite Jesu gewesen wäre, hätte er ihn nicht der Justiz ausgeliefert. Er hätte nicht zugeschaut, wie sein Beauftragter geschlagen und verhöhnt wird. Also muss Gott sich von Christus losgesagt haben. Er hat ihn anscheinend fallen lassen, hat ihn aufgegeben und ließ ihn darum zum Spielball menschlicher Willkür werden. Das Kreuz schien zu beweisen, dass sich Gott von jenem Nazarener distanziert hatte. Drei Tage lang war das die einzig plausible Deutung der Kreuzigung. Die Jünger mussten den-

ken, Christus sei ein von Gott Verlassener und Verworfener, ein tragisch Gescheiterter. Dann aber wurde es Ostern.

Christus tritt seinen Jüngern als Lebendiger gegenüber. Und die Jünger müssen noch einmal total umdenken. Denn wenn Gott den Gekreuzigten auferweckt, dann ist er weiterhin auf seiner Seite, dann hat er ihn gar nicht aufgegeben. Hat er ihn aber nicht aufgegeben, sondern zu ihm gehalten, dann kann auch die Kreuzigung nicht das Zeichen eines tragischen Scheiterns gewesen sein – sie muss irgendeinen Sinn gehabt haben. Sie muss Teil des Planes Gottes gewesen sein. Wenn Gott weiterhin zu seinem Sohn steht, dann muss der Kreuzestod irgendwie mit seiner Sendung und seinem Auftrag zu tun haben. Es muss ein verborgener Sinn darin stecken. Aber welcher? Auf der Suche nach dem verborgenen Sinn der Kreuzigung blätterten die Jünger Jesu im Alten Testament. Und sie fanden dort den Text, der alles erklärt. Sie lasen bei Jesaja im 53. Kapitel Worte, die wie eine Weissagung auf Karfreitag klangen:

***„Fürwahr, er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unsrer Missetat willen verwundet und um unsrer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt. Wir gingen alle in die Irre wie Schafe, ein jeder sah auf seinen Weg. Aber der HERR warf unser aller Sünde auf ihn." (Jes 53,4-6)***

Könnte jemand so taub sein, dass er nicht hört, wie hier von Christus die Rede ist? Als die Jünger diesen Text im Alten Testament entdeckten, ging ihnen ein Licht auf: Christus ist nicht zufällig zwischen die Fronten geraten, sein Tod war kein tragischer Unfall, dieser Tod hatte einen besonderen Sinn. Und Jesaja sagt, worin der Sinn bestand: Christus trug nicht eine Strafe, die er selbst verdient hätte, sondern die Strafe, die wir verdient haben. Er beglich unsere Rechnung. Welche Rechnung? ***„Wir gingen alle in die Irre, wie Schafe",*** sagt Jesaja. Wir Menschen sind alle blind in unserer Sünde und entfernen uns immer weiter von Gott. Unsere Vorfahren, das sind die ach so anständigen Pharisäer und Schriftgelehrten, der Verräter Judas, der Feigling Petrus, der Opportunist Pilatus, der Verbrecher Barrabas – wir sind von ihrer Art, wir sind aus diesem Holz geschnitzt. Und darum hätte Gott reichlich Anlass, uns zu richten. Aber er erbarmt sich. Gott selbst wird Mensch und trägt die Strafe, die wir verdienen. ***„Er ist um unsrer Missetat willen verwundet und um unsrer Sünde willen zerschlagen."*** Gott hat einen Weg gefunden, unsere Feindseligkeit und unsere Schuld durch Liebe zu überwinden. Er kehrt unsere Schuld nicht unter den Teppich, er sieht nicht einfach darüber hinweg, als wäre nichts gewesen. Schuld muss gesühnt werden. Aber Gott nimmt auf sich, was wir angerichtet haben. Er lässt sich unsere Erlösung etwas kosten. ***„Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt"*** sagt Jesaja. Christus geht also für uns durch die Hölle, damit wir es nicht müssen. Er löffelt die Suppe aus, die wir uns eingebrockt haben. Denn eigentlich – von Rechts wegen – müssten wir dort am Kreuz hängen. Aber Gott lässt Gnade vor Recht ergehen. Er tritt in Christus an unsere Stelle. Er fängt mit seinem eigenen Leib den Schlag ab, der uns treffen müsste. Und wir dürfen hinter ihm in Deckung gehen.

Dieses Angebot gilt auch heute. Und es stellt jeden vor die Entscheidung. Denn jeder hat die Möglichkeit, das Angebot abzulehnen oder anzunehmen. Wenn ich es ablehne, sage ich: „Nein, ich will nicht, dass Christus für mich den Kopf hinhält. Nein, ich habe es nicht nötig, dass jemand für mich stirbt. Ich will für mich selber geradestehen und brauche diesen Gekreuzigten nicht." Das zu sagen, steht jedem frei. Denn wenn einer ohne

diesen Fürsprecher in Gottes Gericht gehen und seine Strafe unbedingt selber tragen will, wird Gott ihm das bestimmt nicht verwehren. Doch kann man zu Gottes Angebot auch ja sagen: „Ja, ich habe einen Erlöser nötig. Ja, ich brauche einen Fürsprecher im Gericht – einen, der mir den Hals rettet. Ja, du barmherziger Gott, ich lasse mir gefallen, was Christus für mich tat." Dann ist das Bild des Gekreuzigten voller Trost für mich. Denn um seinetwillen bekomme ich nicht, was ich verdiene, sondern bekomme stattdessen das ewige Leben…

# 76. Gottes Zorn, unsere Schuld und Christi Kreuz

*In einem Land, nicht weit von hier, regierte einst ein weiser und gerechter König namens Theophan. Die Leute waren froh, dass sie diesen König hatten, denn er regierte das Land sehr gut. Andere Könige jener Zeit stürzten ihre Völker in sinnlose Kriege, weil sie machtgierig waren. Aber nicht so Theophan – er liebte den Frieden. Andere Könige waren bestechlich. Sie beugten das Recht und begünstigten ihre Freunde und Verwandten. Doch nicht so Theophan – er urteilte gerecht und ohne Ansehen der Person. Viele andere Herrscher dieser Zeit beuteten ihre Völker aus und verlangten hohe Steuern, damit sie ihre Paläste mit allem Luxus ausstatten konnten. Aber auch daran hatte König Theophan kein Interesse. Er arbeitete viel und widmete sich ganz den Staatsgeschäften. Nur für eines nahm er sich daneben noch Zeit: Wenn er es irgend einrichten konnte, ging er mit seiner Mutter im Garten des Schlosses spazieren. Er liebte seine Mutter nämlich sehr. Sie war alt und schon sehr gebrechlich. Er musste sie beim Gehen stützen. Doch tat er nichts lieber, als sie durch den Schlossgarten zu führen und mit ihr zu plaudern. Denn dabei vergaß seine Mutter alle Schmerzen und Beschwerden, die ihr das Alter bereitete.*

*Allerdings – in letzter Zeit wurden diese Spaziergänge seltener. Die Staatsgeschäfte hielten König Theophan zu sehr in Atem. Denn der König des Nachbarlandes – er hieß Beliar – war ein machthungriger Diktator. Und Theophan hatte schon lange geahnt, dass sein Volk in Gefahr war. Nun aber hatte Beliar tatsächlich einen Krieg angezettelt und mit seinen Truppen die Grenze überschritten. König Theophan liebte den Frieden. Aber er wusste, dass seinem Volk schlimme Unterdrückung bevorstand, wenn Beliar siegen würde. Darum schickte Theophan dem Feind alle seine Truppen entgegen. Und Theophans Feldherren waren lange erfolgreich.*

*Sie verfügten zwar über weniger Soldaten als der Gegner, aber sie taktierten geschickt und konnten Beliars Angriffe oft zurückschlagen. Theophan war schon voller Hoffnung, dass Beliar seine Eroberungspläne aufgeben würde. Doch eines Tages kam ein berittener Bote von der Front. Er stürzte in den Thronsaal und berichtete Theophan von einer vernichtenden Niederlage. Theophans Feldherren hatten eine große Schlacht verloren, weil Theophans Schlachtpläne an den Feind verraten worden waren. Der König war entsetzt: Unter seinen engsten Beratern musste es einen Spion geben! Theophan gab sich sofort große Mühe, die undichte Stelle in seinem militärischen Führungsstab zu finden. Doch es waren noch keine drei Tage vergangen, da kam der nächste Bote mit schlimmen Nachrichten. Wieder war eine Schlacht verloren, wieder waren hunderte von Soldaten gefallen, weil der Feind über die Aufstellung und die Strategie des königlichen Heeres genau Bescheid wusste. Theophan war entsetzt und zornig, denn nun stand alles auf dem Spiel. Er musste den Verräter im eigenen Lager schleunigst finden. Theophan dachte nach und sandte dann Boten in sein ganzes Königreich aus, die Folgendes öffentlich verkündeten:*

*„Im Namen König Theophans: Wer den Verräter unserer militärischen Geheimnisse enttarnt oder einen Hinweis gibt, der zur Enttarnung des Verräters führt, wird mit 100.000 Golddukaten belohnt. Der Verräter aber wird mit 100 Peitschenhieben auf den nackten Rücken bestraft."*

*Wieder vergingen einige Tage. Beliars Truppen hatten schon einen Teil des Landes erobert. Doch dann tat der Erlass des Königs seine Wirkung. Im Schutze der Nacht kam ein Hauptmann der Schlosswache zu Theophan und sprach: „Herr, ich bin gekommen, um mir die Belohnung von 100.000 Golddukaten zu verdienen. Ich kenne den Verräter und kann dir Beweise vorlegen." Theophan sprang freudig auf. „Raus mit der Sprache, red' schon Hauptmann, du sollst die Belohnung haben. Wer ist es?"*

*Der Hauptmann zögerte. Er schluckte und sprach: „Verzeih mir, Herr. Es wird dir wehtun, das zu hören. Aber der Verräter, der Verräter… – es ist deine Mutter." Theophans Gesicht versteinerte. Er sank auf seinem Thron zusammen. Und er schwieg lange. Dann verlangte er die Beweise zu sehen. Denn er wollte nicht glauben, dass seine alte Mutter ihm das angetan hatte. Aber der Hauptmann konnte einen Brief an Beliar vorweisen, der abgefangen worden war. Es war eindeutig die Handschrift von Theophans Mutter. Wortlos händigte der König dem Hauptmann seine Belohnung aus und schickte ihn weg.*

*Theophan schloss sich in seinen Gemächern ein, um nachzudenken. Es zerriss ihm das Herz. War jetzt die Gerechtigkeit wichtiger oder die Liebe? Der Gerechtigkeit nach musste er seine Mutter öffentlich auspeitschen lassen. So hatte er es dem Verräter schließlich öffentlich angedroht. Und es wäre nicht gerecht, für die eigene Familie eine Ausnahme zu machen. Das einmal gegebene Wort des Königs muss gelten. Aber würde seine Mutter 100 Peitschenhiebe überleben? Könnte er der Gerechtigkeit zuliebe zuschauen, wie seine Mutter öffentlich zu Tode gepeitscht würde? Verrat hin oder her – sie war schließlich seine Mutter. Er liebte sie wie nichts auf der Welt. Konnte man von ihm verlangen, im Namen der Gerechtigkeit die Liebe zu vergessen? Drei Tage lang dachte der König darüber nach, was zu tun sei, schlief nicht und aß nicht. Gerechtigkeit und Liebe stritten in seinem Herzen. Unmöglich konnte er seine öffentliche Drohung zurücknehmen. Unmöglich konnte er seine Mutter peitschen lassen. Endlich aber kam Theophan zu einem Entschluss...*

*Am nächsten Morgen zogen wieder königliche Boten durch das Land. Sie verkündeten, der Verräter sei gefasst worden, und jedermann sei eingeladen, der öffentlichen Auspeitschung auf dem Schlossplatz beizuwohnen. Natürlich war der Andrang groß. Die Schaulustigen und Neugierigen drängten in Massen auf den Platz. Auf einer Tribüne hatte König Theophan mit dem Hofstaat Platz genommen, während sich in der Mitte des Platzes neben einem Holzpfahl ein Knecht mit der Peitsche bereithielt. Schließlich kam der Moment, auf den die Menge so gespannt gewartet hatte. Eine Eskorte von Soldaten trat aus dem Schlosshof und führte den Delinquenten in die Mitte des Platzes. Welch ein Raunen ging durch die Menge, als man erkannte, dass es die Mutter des Königs war! Die Soldaten lösten der alten Frau die Fesseln, banden sie an den Holzpfahl und entblößten ihren Rücken. Der Knecht mit der Peitsche schaute noch einmal fragend zur Tribüne des Königs hinüber, hob dann aber den Arm und...*

*„Halt" schallte es herüber. Der Knecht ließ die Peitsche sinken. König Theophan hatte „Halt" gerufen. Die Menge hielt die Luft an. Der König aber sprang von der Tribüne und sagte laut, so dass alle ihn hören konnten: „Halt. Meine Mutter hat ein Verbrechen begangen, das gesühnt werden muss. Aber ich trete an ihre Stelle. Schlagt mich. Ich trage ihre Strafe." Theophan band seine Mutter los, legte Mantel und Hemd ab und stellte sich*

*selbst an den Pfahl. Der Knecht war entsetzt. Doch Theophan befahl ihm, seine Arbeit zu tun. Und dann empfing der König 100 Peitschenhiebe. Der Schmerz war schrecklich. Und doch war König Theophan glücklich. Denn es war ihm gelungen, Gerechtigkeit und Liebe zu vereinbaren.*

Muss man lang erklären, was diese Geschichte mit dem Leiden und Sterben Christi zu tun hat? Ich glaube kaum. Wer die Geschichte verstanden hat, hat zugleich verstanden, warum Gott Mensch wurde und sich ans Kreuz schlagen ließ. Denn auch Gott hatte das Problem, das König Theophan hatte. Auch Gott hatte sich durch das Wort seines Gesetzes festgelegt. Um seine Schöpfung vor dem Einbruch des Bösen zu schützen, hat er den Menschen klare Regeln gegeben: Er ließ durch Mose die Zehn Gebote verkünden. Und er sagte dazu: Wenn ihr euch daran haltet, will ich euch segnen und will euch lange und glücklich leben lassen auf Erden. Wer aber meine Gebote übertritt, der soll verflucht sein und soll ausgerottet werden von der Erde. Das ist bis heute unmissverständlich. Gott hat von Anfang an für klare Verhältnisse gesorgt und kein Geheimnis daraus gemacht, dass böses Tun seinen Zorn erregt und dass es Strafe nach sich ziehen wird. Aber was muss er erleben?
So weit das Auge reicht wird gelogen, gestohlen und betrogen, Ehebruch gilt als Kavaliersdelikt und um die Sonntagsheiligung kümmert sich fast keiner mehr. Der Name Gottes wird nicht in Ehren gehalten, vielmehr wird rund um den Globus Blut vergossen. Jeder ist nur auf seinen Vorteil aus – kein einziger steht mit reinen Händen da. Und was soll Gott in dieser Situation tun? Folgte er dem Grundsatz der Gerechtigkeit, so müsste er seinem Wort Geltung verschaffen und uns die Konsequenzen unseres Tuns spüren lassen. Von Rechts wegen müsste Gott uns Menschen ausrotten und mit uns zugleich das Böse, von dem wir nicht die Finger lassen wollen. Das wäre nur gerecht. Er hat ja vorher gesagt, dass es ihm ernst ist mit den Geboten.
Aber es geht Gott mit uns wie Theophan mit seiner Mutter. Ließe er uns die schrecklichen Folgen unseres Fehlverhaltens tragen, so bräche es ihm das Herz. Es wäre das Ende der Menschheit, die Gott doch mit viel Liebe geschaffen und erhalten hat. Dass wir so enden, will Gott nicht. Er liebt auch seine missratenen Kinder. Was aber kann er tun? Kann er etwa die Drohung seines Gesetzes zurücknehmen? Nein. Kann er die Liebe und Barmherzigkeit vergessen? Nein. Kann er einen faulen Kompromiss eingehen? Nein. All das ist unmöglich, denn Gott ist nicht wie wir: Sein Wort gilt auf ewig, seine Liebe ist unüberwindlich, und Halbheiten macht er schon gar nicht. Darum konnte Gott den Konflikt zwischen Gerechtigkeit und Liebe nicht überspielen und nicht unter den Teppich kehren, wie wir das wahrscheinlich getan hätten. Gott musste den Konflikt austragen. Und er tat es so, wie König Theophan in unserer Geschichte: Wie Theophan für seine Mutter, so sprang Gott für uns in die Bresche. Er wurde Mensch in Jesus Christus. Und er nahm die Strafe auf sich, die wir verdient haben. Er löffelte die Suppe aus, die wir uns eingebrockt haben. Er ließ das Gewitter des Zorns über sich selbst niedergehen. Er lud auf sich den Hass der Menschen, litt unsere Schmerzen, starb unseren Tod. Der Fluch unserer bösen Taten traf ihn, damit er uns nicht treffe; ja Gott ließ sich verwerfen, damit wir nicht verworfen würden. Er mutete sich selbst die Gottverlassenheit des Kreuzes zu, damit sie uns erspart bliebe. Denn so, und nur so – um diesen hohen Preis! – konnte es ihm gelingen, Gerechtigkeit und Liebe zu vereinen. Die Gerechtigkeit verlangte, dass die Sünde der Menschheit nicht ungesühnt bleiben durfte. Das Gewitter des Gerichtes musste sich entladen, sonst hätte das, was zwischen uns und Gott stand, nie bereinigt werden

können. Die Liebe Gottes aber sorgte dafür, dass der Blitz nicht uns traf, sondern den, der uns liebt. Gott hielt den Kopf hin für seine missratenen Kinder. Und das ist die ganze Botschaft der Passion Jesu. Denn wer verstanden hat, warum Christus für uns sterben musste, der hat das Kreuz verstanden. Und wer das Kreuz Christi verstanden hat, hat damit einen tiefen Blick in Gottes Herz getan und wird künftig wissen, was er gesehen hat: In Gottes Herz wohnt nicht ein bisschen Gerechtigkeit unklar vermischt mit ein bisschen Liebe. Sondern in Gottes Herz ist seine absolute Gerechtigkeit versöhnt mit seiner unendlichen Liebe.

# 77. Christi Sühnetod und unsere Erlösung

***( Es handelt sich hier um eine freie Bearbeitung des berühmten Werkes „Cur deus homo" des Anselm von Canterbury (gest. 1109). Die Bearbeitung zitiert an vielen Stellen das Original, der Gedankengang wurde aber erheblich gekürzt und vereinfacht. Wer sich eingehender mit Anselms Theologie beschäftigen will, muss also das Original lesen! )***

***BOSO***: Hallo Anselm.

***ANSELM***: Grüß dich, Boso. Warum schaust du denn so traurig?

***BOSO***: Ach, Anselm, ich bin traurig, weil so viele Menschen unseren Glauben nicht verstehen. Sie spotten darüber, dass Gott Mensch wurde und am Kreuz starb. Sie finden das ganz lächerlich und meinen, es passe schlecht zur Würde und zur Größe eines allmächtigen Gottes, als Säugling geboren zu werden, Milch zu trinken und Windeln zu brauchen. Was ist das für ein armseliger Gott, sagen sie, der Erschöpfung und Versuchung kennt, Hunger, Durst und Leid, der sich foltern lässt – und am Ende auch noch zwischen Verbrechern gekreuzigt wird?

***ANSELM***: Aber, Boso, wissen die denn nicht, dass eben **dieser** Weg der Menschwerdung **notwendig** war, um die Menschheit zu erlösen?

***BOSO***: Nein, nein. Sie sagen, ein allmächtiger Gott hätte das Problem mit der Sünde auch anders lösen können. Er hätte z.B. einen Engel damit beauftragen können oder irgendeinen Propheten, statt selbst in der Gestalt Christi diesen mühseligen Weg zu gehen.

***ANSELM***: Aber begreifst du denn nicht, dass in diesem Falle, wenn irgendeine andere Person den Menschen losgekauft und erlöst hätte, alle Menschen **dieser** Person ihr Leben verdankten und künftig **dieser** Person ihre Hingabe schuldeten? Rettete sie nicht Gott, sondern ein anderer, so wären die Menschen **diesem anderen** Gefolgschaft schuldig und wären **ihm** verpflichtet. Jenes Geschöpf hätte dann mehr Anspruch auf den Menschen als der Schöpfer. Und das kann Gott nicht wollen.

***BOSO***: Aber warum muss es denn überhaupt einen Erlöser geben? Würde es nicht genügen, wenn Gott einfach bei sich beschlösse, die Sünde der Menschen nicht zu strafen, und die Menschheit dann von Sünden frei wäre mit einem Federstrich? Warum spricht Gott nicht einfach ein Machtwort, um uns von Hölle, Tod und Teufel loszumachen? Ihm ist doch alles unterworfen! Warum **entscheidet** er nicht ein für allemal, dass **allen alles** vergeben ist? Das wäre doch für ihn – und für uns – viel einfacher!

***ANSELM***: Ach, Boso – mir scheint, dass wir mit diesem Thema ganz von vorne beginnen müssen, damit du einsiehst, dass es nicht nur tatsächlich so **geschah**, wie es die Evangelien berichten, sondern dass es auch nach Einsicht der Vernunft **so und nicht anders** geschehen **musste**. Beginnen wir also ganz am Anfang: Bist du mit mir einer Meinung, dass der Mensch von Gott zur Seligkeit geschaffen wurde – nämlich zur ewigen Gemeinschaft mit Gott in Gottes Reich?

***BOSO***: Aber ja.

***ANSELM***: Und weißt du auch, dass zu dieser seligen Gemeinschaft mit Gott niemand taugt, der sich durch Sünde von Gott entfernt hat?

***BOSO***: Ja, leider ist das so. Ich kenne auch keinen einzigen Menschen, der von Sünde frei wäre.

***ANSELM***: Die Vergebung der Sünden ist somit für den Menschen **notwendig**, wenn er zur Seligkeit gelangen und das Ziel seines Daseins erreichen will?

***BOSO***: Daran halten alle Christen fest.

***ANSELM***: Die Frage ist also nun, auf **welche Weise** Gott den Menschen die Sünde nachlässt. Um dabei aber sicher zu gehen, wollen wir zuerst klären, was es heißt zu sündigen, und was es heißt, für die Sünden Genugtuung zu leisten. Sag', Boso: Wenn der Mensch Gott stets gäbe, was ihm gebührt an Ehrerbietung, Liebe und Gehorsam, so würde er doch niemals sündigen?

***BOSO***: Da hast du Recht.

***ANSELM***: Dann ist also Sündigen nichts anderes, als Gott das Schuldige vorenthalten?

***BOSO***: Ja gewiss. Was aber ist das Schuldige, das wir Gott schulden?

***ANSELM***: Na – was wir eben genannt haben: Ehrfurcht, Liebe und Gehorsam! Eigentlich sollte der gesamte Wille des Menschen mit dem guten Willen Gottes einig sein und ihm folgen. Das ist sozusagen der gebührende Dank, den wir Gott schulden, weil er uns geschaffen hat, und durch den alle Sünde vermieden würde. Doch ein jeder, der den schuldigen Gehorsam **verweigert**, sündigt, weil er Gott nicht ehrt und nicht das Gute tut, das Gott gefällt. Er raubt Gott, was Gott zusteht, und solange er das Geraubte nicht erstattet, lastet Schuld auf ihm.

***BOSO***: Das ist wohl leider so.

***ANSELM***: Wenn der Mensch sich aber eines Tages eines Besseren besinnt, meinst du dann, dass er einfach nur zum Gehorsam und zum Tun des Guten zurückkehren muss? Meinst du nicht, dass er Gott eine Art Wiedergutmachung schuldet für die zurückliegenden Verfehlungen – eine Art Schmerzensgeld und Sühne?

***BOSO***: Aber sicher: Wer fremde Ehre angegriffen und verletzt hat, muss sie nicht nur wieder herstellen, sondern zugleich Genugtuung hinzufügen. Um die Sache wieder in Ordnung zu bringen, muss man dem Geschädigten **mehr** erstatten als nur das Normale, das ihm ohnehin zusteht. Man muss versuchen, seine Respektlosigkeit wieder gut zu machen.

***ANSELM***: So muss demnach jeder, der sündigt, die geraubte Ehre Gott zurückgeben; und hierin besteht die Genugtuung, die ein Sünder Gott zu leisten hat, wenn er sich mit Gott aussöhnen will.

***BOSO***: Du hast Recht, Anselm. Aber könnte Gott nicht einfach darauf verzichten und sagen „Schwamm drüber!"?

***ANSELM***: Stell dir vor, was das bedeuten würde, lieber Boso! Auf diese Weise Sünden nachzulassen, ohne Sühne oder Wiedergutmachung, hieße doch einfach nur, die Sünde **nicht zu strafen** und das geschehene Böse zu **ignorieren** – gerade als wäre nichts gewesen. Wo aber bliebe da die Gerechtigkeit Gottes? Es geht doch nicht an, dass er über eine schwere Rechtsverletzung ohne Strafe hinweggeht. Denn dann würde die Sünde **gegen alle Ordnung** erlassen – so als hätte Gott zur Sünde nachträglich sein Einverständnis gegeben. Es würde so aussehen, als hätte Gott seine Gebote gar nicht ernst gemeint!

***BOSO***: Da kann ich dir nicht widersprechen.

***ANSELM***: Würde es aber zu einem gerechten Gott passen, dem Bösen freien Lauf zu lassen, seine Rechtsordnung preiszugeben, über zahllose Opfer hinwegzusehen, und den Tätern damit sein Einverständnis zu geben?

***BOSO***: Auf gar keinen Fall! Wenn Gott Sünder genauso behandelte wie Sündlose, würde ja er selbst den Unterschied zwischen Recht und Unrecht einebnen. Er würde außer Kraft setzen, was er durch die Schrift und die Propheten gesagt hat – und damit sein gegebenes Wort zurücknehmen.

***ANSELM***: Also sind wir darin einig, dass Gott Unrecht nicht dulden darf. Und Unrecht wäre es zweifellos, wenn das Geschöpf Gott nicht erstattete, was es ihm genommen hat. Gott muss seine Weltordnung wahren, indem er ihre Verletzung ahndet.

***BOSO***: Das sehe ich jetzt ein, Anselm: Keiner kann selig werden und sich mit Gott versöhnen, wenn er nicht zurückerstattet, was er durch die Sünde widerrechtlich an sich gerissen hat. Eine Wiedergutmachung muss sein. Aber meinst du nicht, dass der Mensch das durch Frömmigkeit und gute Werke schaffen kann?

***ANSELM***: Was für Werke sollten das sein, Boso? Lass hören, was du als Wiedergutmachung für deine Sünden an Gott entrichten willst!

***BOSO***: Nun, ich dachte an Nächstenliebe und Reue, an Entsagungen und fleißige Gebete, an Fastentage und Pilgerwege, an ein gutes Herz und wohltätige Spenden – und überhaupt an den Gehorsam gegen alle Gebote.

***ANSELM***: Das sind alles gute Vorsätze, Boso. Aber wenn du Gott bloß gibst, was du ihm ohnehin schuldest, darfst du das nicht anrechnen für jene Schuld, der du durch die Sünde verfallen bist. Alles, was du angeführt hast, bist du Gott sowieso schuldig. Und wenn du deinen Vorsätzen nachkommst, tust du damit nur deine ganz normale Pflicht. Was aber wirst du Gott zahlen und erstatten für die vielen Tage, die du im Ungehorsam verbracht hast?

***BOSO***: Na wenn ich mich selbst und all mein Können Gott schulde allezeit, wie soll mir da noch etwas übrig bleiben, womit ich meine Sündenschuld erstatten könnte? Ich schaffe doch nicht einmal, was meine Pflicht ist!

***ANSELM***: Wenn du aber über deine Pflicht hinaus nichts tun kannst, wie willst du dann jemals Wiedergutmachung leisten? Und wenn du die nicht leistest, was wird dann dein Los sein?

***BOSO***: Ich kann nicht sehen, wie ich da jemals herauskommen soll.

***ANSELM***: Und ich muss dir darin zustimmen. Bedenke nur, dass auch vor irdischen Gerichten die Strafe für ein Vergehen nach der Größe des entstandenen Schadens bemessen wird: Wer eine Kleinigkeit stiehlt oder zerstört, wird **weniger** schwer bestraft als der, der eine große Kostbarkeit gestohlen oder zerstört hat. Wenn du nun aber schon durch deine kleinste Sünde **die Ehre Gottes** antastest, die doch unendlich kostbar ist, ist dann nicht deine Schuld von **entsprechendem** Gewicht, und erfordert sie nicht eine entsprechend große – **unendlich große**! – Wiedergutmachung?

***BOSO***: Mir wird ganz flau, Anselm. Aber du hast Recht: Tatsächlich ist unsere Schuld von unendlicher Schwere. Und zur Sühnung steht uns nichts zur Verfügung, als bloß die wenigen guten Werke, die wir Gott ohnehin schulden. Wir schweben in großer Gefahr, Anselm. Und würde mich nicht der Glaube trösten, so könnten mich deine Worte zur Verzweiflung treiben. Denn wie es aussieht, hat überhaupt kein Mensch Aussicht, die Seligkeit und das ewige Leben zu erlangen. Wahrlich: Wenn Gott Gerechtigkeit walten lässt, gibt es keinen Ausweg für uns arme Menschen – und es scheint, als ob Gottes Barmherzigkeit verschwände.

***ANSELM***: Ich leugne bestimmt nicht, dass Gott barmherzig ist! Doch soviel müsste uns nun klar sein, dass die Seligkeit keinem verliehen werden darf, dem nicht die Sünden vollends vergeben sind, **und** dass diese Vergebung nur erfolgen kann **nach** Abtragung der Schuld.

***BOSO***: So ist es. Nur – wie um alles in der Welt – soll der Mensch gerettet werden, wenn er selbst seine Schuld nicht abträgt, **ohne** Schuldabtragung aber nicht gerettet werden kann? Ich frage mich wirklich, warum Gott die Menschheit nicht einfach vernichtet, um sich andere und bessere Geschöpfe zuzulegen!

***ANSELM***: Aber Boso – **auch das** würde schlecht zu Gott passen! Denn es verträgt sich zwar nicht mit seiner Würde, seine eigenen Gebote umzustoßen und zur Sünde sein Einverständnis zu geben. Es vertrüge sich aber **ebensowenig** mit Gottes Treue, wenn er seinen guten Schöpfungsplan aufgeben würde wie ein gescheitertes Experiment. Es entspricht nicht seinem Wesen, das Böse ungesühnt zu lassen. Aber es entspräche **ebensowenig** seinem Wesen, seine großen Verheißungen unerfüllt und den Himmel leer zu lassen. Nein, Boso: Wenn Gott den Menschen für die ewige Seligkeit geschaffen und bestimmt hat, so ist es undenkbar, dass nicht wenigstens **einige** Menschen diese Seligkeit erlangen! Hat Gott vernunftbegabte Kreaturen gemacht, um sich an ihnen zu erfreuen, so lässt er sie nicht samt und sonders zu Grunde gehen!

***BOSO***: Daraus folgt dann aber, dass es einen Weg zur Erlösung geben **muss**.

***ANSELM***: Genau. Und du wirst es gleich verstehen, wie der aussieht, wenn wir die Dinge zusammenfassen: Wir haben festgestellt, dass Gott hinsichtlich der Menschen **vollenden wird**, was er angefangen hat. Und wir haben auch gesagt, dass das nur geschehen kann durch eine **vollständige** Sühnung der Sünden, die der Sünder selbst **nicht** leisten kann. Wenn also geschehen muss, was die Geschöpfe überfordert, liegt dann nicht auf der Hand, dass es **der Schöpfer selbst** tun muss?

***BOSO***: Es bleibt nichts anderes übrig.

***ANSELM***: Also kann **nur Gott** solche Sühne leisten.

***BOSO***: Das folgt mit Notwendigkeit.

***ANSELM***: Und doch sollte diese Sühne niemand leisten als der **Mensch**, der den Schaden verursacht hat.

***BOSO***: Auch das stimmt.

***ANSELM***: Besteht also die Notwendigkeit der Erlösung, um Gottes Plan zum Ziel zu führen, und kann Erlösung nicht stattfinden, ohne dass eine entsprechende Sühne vorausgeht, die niemand leisten **kann** außer Gott, und die niemand leisten **soll** außer der Mensch: So muss der, welcher sie wirklich leistet, offenbar **Gott und Mensch zugleich** sein.

***BOSO***: Äh, kannst du das noch mal langsam sagen, Anselm?

***ANSELM***: Na klar: (1.) besteht die Notwendigkeit der Erlösung, um Gottes Plan zum Ziel zu führen. Und (2.) kann die Erlösung nicht stattfinden, ohne dass eine entsprechende Sühne vorausgeht. (3.) vermag niemand diese Sühne zu leisten außer Gott. Und (4.) soll niemand die Sühne leisten außer dem Menschen, der den Schaden verursacht hat. Daraus folgt aber unausweichlich (5.) dass derjenige, der die Sühne wirklich leistet, **Gott und Mensch zugleich** sein muss.

***BOSO***: Gott sei Dank für deine Einsichten, lieber Anselm! Jetzt verstehe ich, warum Gott diesen beschwerlichen Weg gehen musste, ein Mensch zu werden – und warum es gar nicht anders ging! Es gab hier ein Werk zu tun, das niemand tun **konnte** als nur Gott selbst – und das keiner tun **durfte**, außer einem Menschen. Unsere Erlösung bedurfte Gottes in Menschengestalt! Nun erkläre mir aber noch das eine Anselm: Warum **konnte** Jesus Christus leisten, was doch sonst kein Mensch vermochte?

***ANSELM***: Nun, Boso: Das ist einfach. Du erinnerst dich doch daran, dass eine Wiedergutmachung nicht in **dem** bestehen kann, was ich dem Geschädigten sowieso schuldig bin, sondern nur in etwas, was darüber hinausgeht. Wir Sünder verfügen über nichts Derartiges, denn wir schulden Gott den Gehorsam unseres Lebens und schulden – um der Sünde willen – auch den Tod. Jesus Christus aber war als einziger Mensch **ohne** Sünde. Er allein war **nicht** unter dem Verhängnis, das Adam über uns gebracht hat. Als **einziger** Unschuldiger hätte Jesus **nicht** sterben müssen. **Er** hatte das **nicht** verdient. Eben deshalb aber konnte Jesus sein Leben aus freien Stücken zum Opfer bringen, und konnte zu Gunsten der Sünder etwas geben, was er für seine eigene Person niemandem schuldete.

***BOSO***: Du hast Recht, Anselm. Der Tod ist Folge der Sünde. Und ohne Sünde hätten Adam und Eva nicht sterben müssen. Wenn also Gottes Sohn unschuldig ist, und **dennoch** sein Leben hergibt zur Erlösung der Menschen und zur Verherrlichung Gottes, dann gibt er es **freiwillig** und über alle Pflicht hinaus.

***ANSELM***: Richtig. Nun kann man aber nichts Beschwerlicheres zu Gottes Ehre freiwillig und ungeschuldet erleiden als den **Tod**. Auf keine Weise vermag der Mensch **mehr** hinzugeben. Und weil es zudem Gottes eigener Sohn war, der sein Leben gab, darum wiegt sein Opfer die Schuld der ganzen Welt auf. So viele Sünden auch geschehen auf Erden, so wird doch **diese** Wiedergutmachung stets das Übergewicht behalten.

***BOSO***: Lieber Anselm, ich danke dir! Du hast mir gezeigt, dass die Erlösung der Menschheit nicht unterbleiben sollte, und dass sie nicht anders erfolgen konnte, als indem der Mensch seine Sündenschuld abtrug – eine Schuld allerdings, die so groß war, dass nur Gott sie abtragen **konnte**, weswegen der, der die Last trug **Gott und Mensch zugleich** sein

musste. Es gab keinen anderen Weg. Das ist der Grund, weshalb Gott Mensch wurde. Und ich danke dir für diese Einsicht. Denn nun hat auch meine Vernunft erkannt, dass es **genau nur so** geschehen **konnte**, wie es nach dem Zeugnis der Schrift **tatsächlich** geschehen **ist**. Dass aber Vernunft und Glaube darin so herrlich übereinstimmen – das finde ich toll!

# 78. Die Selbstdurchsetzung der Liebe

Die Christenheit gedenkt am Karfreitag des Kreuzestodes Jesu und versteht ihn dabei als ein sinnvolles und zur Erlösung der Sünder notwendiges Opfer: Jesus trug am Kreuz nicht **seine** Strafe, sondern **unsere**, er litt, was wir verdient hatten, er trat als Unschuldiger an die Stelle der Schuldigen und opferte sein Leben, erwirkte damit aber für uns vollkommene Vergebung, löste den Konflikt, den wir mit Gott hatten, und schenkte uns die Freiheit, trotz all unserer Fehler doch Kinder Gottes sein zu dürfen. Allerdings werden oft Stimmen laut, die eben diese Botschaft in Zweifel ziehen und damit nicht wenige Christen verwirren, weil sie behaupten, der Tod Jesu sei zur Erlösung gar nicht nötig gewesen. Man kann dann hören, Gott sei kein blutrünstiger Despot und er brauche darum auch kein Menschenopfer, um Sündern ihre Sünden vergeben zu können. Vielmehr sei Gott schon immer ein Gott der Liebe gewesen, der „einfach so" aus Freundlichkeit vergeben kann – und die Vorstellung, Gottes Sohn habe durch das blutige Opfer der Kreuzigung die Liebe Gottes erst erkaufen und herbeiführen müssen, sei darum ganz abwegig. Denn eigentlich, sagen diese Stimmen, gäbe es in dieser Sache nur zwei Möglichkeiten: **Entweder** glaubt man an einen tyrannischen Gott, der zornig und hasserfüllt auf seine Geschöpfe schaut, und durch ein blutiges Opfer umgestimmt und besänftigt werden muss. Jesus muss ihm die Vergebungsbereitschaft dann quasi um den Preis seines Lebens abkaufen und damit bei Gott eine Liebe erwirken, die vorher nicht da war. **Oder** man glaubt an einen liebevollen Gott, der von Anfang an barmherzig und gnädig ist, und der eben darum – weil er nichts als Liebe ist und jedem einfach so vergibt – auch die Kreuzigung seines Sohnes nicht gebraucht und nicht gewollt hat. Im ersten Fall würde der Zorn unser Bild von Gott beherrschen. Im zweiten Fall eine selbstverständliche Liebe. Und weil wir das Letztere viel sympathischer finden, neigen wir dazu, die Lehre vom stellvertretenden Sühnetod Jesu als ein Relikt düsterer, mittelalterlicher Theologie abzulehnen. Selbst hochrangige Kirchenvertreter tun das heute!
Doch wenn diese Stimmen Recht hätten, was wollten wir dann mit dem Neuen Testament machen? Wollen wir etwa annehmen, Johannes der Täufer habe sich geirrt, als er Jesus traf und sagte: ***„Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt!"? (Joh 1,29)*** Oder hat Jesus etwa selbst geirrt, als er beim Abendmahl sprach: ***„Das ist mein Blut…, das vergossen wird für viele zur Vergebung der Sünden."? (Mt 26,27–28)*** Nein. Natürlich hat Jesus sich **nicht** geirrt. Und es wäre eine Lästerung, anzunehmen, der Tod, den Jesus bewusst auf sich nahm, sei überflüssig gewesen. Darum lassen wir uns besser nicht auf's Glatteis führen, sondern machen uns klar, wie die Liebe Gottes mit dem Sühnetod Jesu **tatsächlich** zusammenhängt. Es ist nämlich **weder** so, dass ein liebloser und zorniger Gott durch das Kreuz erst Liebe lernen musste, **noch** verhält es sich so, dass Vergebung und Erlösung ohne das Kreuz möglich gewesen wären. Sondern nur so können wir den Zusammenhang begreifen, dass Gottes Liebe – die **natürlich** von Anfang an da war! – im stellvertretenden Tod Jesu den einzig möglichen Weg gefunden hat, um Gottes liebevol-

len Willen zur Versöhnung gegen seinen sehr berechtigten und sehr realen Zorn durchzusetzen. Dabei ist unbedingt festzuhalten, dass die Liebe Gottes von Anfang an da war! Denn was hätte Gottes Motiv sein sollen, Mensch zu werden und für die Sünder zu sterben, wenn nicht die Liebe zu diesen Sündern? Was hätte wohl Gott zu diesem Schritt bewegen können, wenn in ihm nichts als Zorn gewesen wäre?
**Natürlich** war die Liebe schon **vor** dem Kreuz da. Sie verdankt sich nicht dem Kreuz. Sie ist nicht das **Ergebnis**, sondern die **Voraussetzung** des Heilswerkes. Nur, wie hätte diese Liebe zum Zuge kommen können – ohne das Kreuz? Wie hätte Gottes Liebe den verlorenen Menschen erreichen sollen, wenn sie keine Lösung gefunden hätte für das Problem der menschlichen Sünde und des göttlichen Zornes? Gottes Liebe war natürlich **da**! Sie war nicht aus Gott verschwunden – wie auch wir einen Menschen sehr wohl lieben können, während wir mit ihm zerstritten sind. Aber was nützt diese Liebe, wenn ihr ein wahrhaft abgründiger und berechtigter Zorn unbewältigt gegenübersteht? Was nützt so eine Liebe „aus der Distanz", wenn sie ein bloßes Gefühl bleibt, wenn sie keinen Ausdruck findet und die zerbrochene Beziehung nicht heilen kann?
So war auch Gottes Liebe längst vorhanden **vor** dem Kreuzesgeschehen. Aber durch den Konflikt, den der menschliche Ungehorsam heraufbeschworen hatte, kam sie nicht zum Zuge und hätte uns rein gar nichts genützt, wenn das Gefühl nicht zur Tat geworden wäre: Gottes Liebe **musste** erst in Christus den Weg des Kreuzes gehen, um den Fluch zu brechen, der auf uns lag. Gottes Liebe **musste** erst unsere Schuld sühnen und unsere Rechnung begleichen, bevor sie sich als Liebe gegen alle Hindernisse durchsetzen konnte. Und einfacher wäre es nicht gegangen. Denn die Schuld Adams wog viel zu schwer, als dass man mit einem Federstrich hätte darüber hinweggehen können. Bei aller Liebe musste auch Gottes Gerechtigkeit Genüge geschehen. Doch war's kein anderer als Gott selbst, der den Preis dafür bezahlte.
Gott verhängte über sich selbst die Strafe, die wir verdient hatten, und litt lieber selbst, als uns leiden zu sehen. Weil aber nur so – und nicht anders – seine Liebe zum Zuge kommen konnte, **darum** war das Kreuz Christi notwendig als ein Akt der Selbstdurchsetzung der Liebe. Und **darum** hat Gott das Kreuz auch gewollt. Nicht weil er es **für sich selbst** gebraucht hätte, sondern weil er es **für uns** brauchte, um uns Frieden zu schenken, Vergebung und Versöhnung. Kurz gesagt: Gottes Wille zur Vergebung machte das Kreuz nicht **überflüssig**, sondern gerade der Wille zur Vergebung machte das Kreuz **nötig**. Jene Theologen aber, die heute den stellvertretenden Tod Jesu in seiner Heilsnotwendigkeit leugnen, verwirren damit die Gläubigen und leisten ihrem Herrn einen schlechten Dienst…

# 79. Jesus Christus am Tiefpunkt

Nicht nur Menschen haben seltsame Schicksale – auch Begriffe haben manchmal seltsame Schicksale. Zu gewissen Zeiten sind diese Worte in aller Munde. Und zu anderen Zeiten verschwinden sie aus dem allgemeinen Sprachgebrauch. Mal haben sie Konjunktur, so dass man sie überall hört und liest. Und dann werden sie wieder unüblich, ja werden geradezu gemieden. Ein solches Wort mit seltsamem Schicksal ist das Wort „Hölle". Für Jesus war die Existenz der Hölle eine Selbstverständlichkeit. Der Bibel folgend sprach die Kirche des Mittelalters viel von der Hölle. Und die Reformatoren taten es auch. In den alten Liedern unseres Gesangbuches stoßen wir häufig auf dieses Thema. Nur in der

Theologie der Gegenwart wird die „Hölle" schamhaft verschwiegen. Und in den Predigten der Gegenwart hört man höchst selten davon. Denn das Wort „Hölle" ist dabei, aus der Kirchensprache der Gegenwart zu verschwinden. Es hat bei modernen Pfarrern keine Konjunktur, weil es zu oft missbraucht worden ist, um Menschen Angst einzujagen. Aber komischerweise – das von den Theologen gemiedene Wort verschwindet nicht einfach, sondern macht in der Alltagswelt Kariere. Jenseits der Kirchenmauern hat man sich nämlich des Wortes angenommen. Da werden in der Werbung Autos angepriesen mit dem Hinweis, sie seien „höllisch schnell" oder sogar „teuflisch gut". Und oft genug sieht man dabei lustige kleine Teufel mit roten Hörnern auf dem Kopf und dreigezackten Spießen in der Hand. Motorradfahrer schreiben sich auf die Jacke, sie seien „Hells Angels" – „Höllenengel". Actionfilme tragen den Titel „Die durch die Hölle gehen...". Und wenn Jugendliche sich streiten, hört man schon mal den Fluch „Fahr' zur Hölle...".
Dabei ist natürlich viel Gedankenlosigkeit im Spiel. Und doch hat das Ganze einen ernsten Hintergrund. Denn es hat heute den Anschein, als sei die Hölle aus der Vorstellungswelt der Religion ausgewandert und sei eingewandert in den Erfahrungshorizont des Alltags. Es scheint, als werde sie nicht erst jenseits erwartet, sondern schon diesseits erfahren. Denn mancher, der gar nicht besonders religiös ist, spricht heute von der Hölle wie von etwas, das er aus eigener Erfahrung kennt. Von Kriegsteilnehmern, die den Russlandfeldzug mitgemacht haben, kann man den Satz hören: „Das war die Hölle damals". Und von Entführungsopfern liest man in der Zeitung, sie hätten in der Hand ihrer Entführer „Höllenqualen" durchgemacht. Ist so etwas dann nur eine unangemessen-übertriebene Ausdrucksweise?
Nein. Ich meine, bei mancher Schreckensnachricht, die uns erreicht, kann man wirklich auf den Gedanken kommen, die alten Grenzen hätten sich verwischt, und die Hölle rage an vielen Stellen schon in unsere Welt hinein. Es scheint, dass sie uns nicht erst jenseits erwartet, sondern uns schon in diesem Leben sehr konkret auf den Leib rücken will. Das biblische Zeugnis wird dadurch nicht einmal in Frage gestellt! Es gibt jene Hölle, von der Jesus spricht. Es gibt die Hölle als Ort der Verwerfung und der Gottferne. Es gibt die Unterwelt, die uns nach dem Tod erwarten könnte. Aber im Grunde hat unsere politische Gegenwart die jenseitige Hölle verblassen lassen, und hat sie durch menschliche Grausamkeiten in den Schatten gestellt. Denn die diesseitige Hölle, die Menschen einander bereiten, übertrifft alle Vorstellungen, die die Gläubigen sich einst von der jenseitigen Hölle machten. Wir brauchen heute gar keine Teufel mit Hörnern, mit Dreizack, mit Bratrost und Feuer mehr. Wir haben Geheimdienste, die über feinere Folterwerkzeuge verfügen. Wir haben Folterkeller und Arbeitslager auf der ganzen Welt, wir haben die chinesischen Gefängnisse und die afrikanischen Hungergebiete. Es gibt die Slums von Südamerika und die Kinderbordelle in Thailand. Wir haben Auschwitz hervorgebracht und Hiroshima, wir haben Napalmbomben auf Vietnam geworfen, haben die Welt mit Minen übersäht und haben den Giftgaskrieg erfunden. Ja du liebe Zeit, könnte man denken, was brauchen wir da noch eine Hölle: Wir haben doch uns!
Wir haben es geschafft, dass die Hölle nur noch ein paar Flugstunden entfernt ist. Aber man muss nicht einmal reisen. Gehen sie nur mal in die Psychiatrie – da hat mancher die Hölle im Kopf. Gehen sie auf die Krebsstation – da hat mancher die Hölle in den Knochen. Gehen sie nur zwei Häuser weiter, da hat mancher die Hölle in der Familie, weil Eheleute sich gegenseitig zerfleischen. Und wenn man sich das lang genug anschaut, ist man geneigt, Jean Paul Sartre recht zu geben, der sagte: ***„Kein Rost ist erforderlich, die Hölle, das sind die anderen."***

Wenn das aber schon die Philosophen gemerkt haben, was sagen wir dann als Christen dazu? Mir persönlich ist an diesem Punkt eine alte, halbvergessene christliche Lehre wichtig. Nämlich die Lehre von der Höllenfahrt Christi. „Davon habe ich noch nie gehört" werden viele sagen. Aber sie täuschen sich. Denn da, wo es im modernisierten Text unseres Glaubensbekenntnisses heißt, Christus sei **„gekreuzigt, gestorben und begraben, hinabgestiegen in das Reich des Todes..."**, da hieß es früher: Christus ist **„niedergefahren zur Höllen..."**. Gemeint ist, dass Jesus Christus nach der Kreuzigung nicht einfach tot im Grab gelegen hat. Sondern in der Zeit zwischen Karfreitag und dem Ostermorgen ist Christus hinabgefahren an den Ort der Toten und der Verdammten. Er ist in der Hölle gewesen. Er ist durch die Hölle gegangen. Nach dem Zeugnis des 1. Petrusbriefes hat er **„gepredigt den Geistern im Gefängnis"** und hat **„auch den Toten das Evangelium verkündigt"**. Und erst dann – als diese unterste Talsohle der Passion durchschritten war – ist Christus auferstanden von den Toten und ist aufgefahren zum Himmel, um zur Rechten des Vaters zu sitzen. Von dieser Höllenfahrt Christi wissen die meisten Christen nichts mehr, obwohl unser Glaubensbekenntnis davon spricht. Ich halte das aber für einen großen Verlust.

Denn erst die Höllenfahrt Christi macht ganz deutlich, dass Christus den Weg seiner Passion wirklich bis in die tiefste Tiefe gegangen ist. Er ist nicht nur ein bisschen gestorben, nicht nur zum Schein, sondern richtig. Aus großer Liebe zu uns hat er auch diese Konsequenz seiner Menschwerdung auf sich genommen. Und als Juden und Römer ihn zur Hölle schicken wollten, hat er sich nicht verweigert, sondern ist zur Hölle gegangen, um auch unsere Verdammnis stellvertretend für uns zu tragen und auch hier den Fluch zu brechen, der auf uns lastete. Er wollte auch diese Plage zu seiner Plage machen, um die Fackel seines Lichtes noch in die äußerste Finsternis hineinzutragen. Er ist heruntergekommen bis an den Ort der Verdammten, damit selbst sie ihn als Bruder an ihrer Seite erfahren könnten. Und das ist besonders tröstlich im Blick auf die Toten, die zu ihren Lebzeiten nichts von Gottes Gnade erfahren haben. Denn das hat sich sicher jeder schon einmal gefragt: Was ist mit den abertausend Menschen, die vor Christus lebten und darum keine Chance hatten, ihn kennenzulernen? Was ist mit denen, die auch heute nicht das Evangelium hören, weil sie irgendwo leben, wo die Mission nicht hinkommt? Sind die alle verloren?

„Nein!" können wir sagen, wenn wir von der Höllenfahrt Christi wissen. Sie sind nicht zwangsläufig verloren, denn Christus hat im Reich des Todes auch denen gepredigt, die vor seiner Zeit starben. Und wenn er die nicht vergaß, so wird er wohl auch jene nicht ohne Chance lassen, die zeitlebens nichts anderes kennenlernten als heidnische Religionen. Denn auch für sie hat er das Licht des Evangeliums hinuntergetragen in die Unterwelt. Wer das aber zuende denkt, dem geht dabei etwas sehr Schönes auf: Dass nämlich die Höllenfahrt Christi gleichbedeutend ist mit der Zerstörung der Hölle. Gott hat keinen Deal mit dem Teufel – so nach dem Motto: „Du Teufel, kriegst die bösen Menschen für die Hölle – und ich behalte die guten, um mit ihnen den Himmel zu füllen." Nein! Sondern als Christus das Tor der Hölle aufbrach und seinen Fuß hineinsetzte, da war klar, dass Gott dem Teufel **kein** Stückchen dieser Welt überlässt – auch nicht die Unterwelt. Es gibt hier keine abgesteckten Territorien. Und wenn der Teufel auch gemeint haben sollte, dies sei **sein** Reich, so konnte er den Einbruch in seinen Machtbereich doch nicht verhindern. Christus respektierte die gezogene Grenze nicht, sondern ging mitten hinein in die Höhle des Löwen, um ihm seine Beute wieder zu nehmen. Er nahm alle für sich in Anspruch, die da gefangen lagen – auch die ganz Üblen. Er kam, um alle zu suchen, die

verloren sind. Und er machte dem Teufel die Seelen streitig, die er zu besitzen meinte. Als Christus für uns gestorben war, da reichten Gottes Arm und Gottes Liebe plötzlich bis ins unterste Verlies der Hölle. Was aber wird aus der Hölle, wenn da plötzlich Gottes Liebe drinnen wohnt? Was ist das für eine Hölle, in der die Barmherzigkeit Christi erscheint? Wen kann sie noch gefangen halten, wenn Christus die Tür eingetreten hat?
Tatsächlich dürfen wir folgern: Ist Gott selbst in der Hölle, so kann die Hölle nicht mehr Hölle sein. Denn wo Gott ist, ist der Himmel. Und nur wo Gott fern ist, ist die Hölle. Ist Gott aber auch in der Hölle nicht mehr fern, so ist die Hölle nicht mehr, was sie war. Sie ist eine von Christus gestürmte Festung. Die Mauern wackeln, die Feuer verlöschen, der Ofen ist aus – der Teufel ist nicht mehr Herr in seinem Haus. Und ein jeder von uns, der die Hölle vielleicht schon auf Erden erlebt – der die Hölle im Kopf oder die Hölle in den Knochen hat – kann sich damit trösten, dass Christus auch in der Hölle bei uns ist. Leben wir, so ist er da – sterben wir, so ist er da. Fahr' ich zum Himmel, so ist er da – fahr' ich zur Hölle, so ist er auch da. Ich muss also niemals ohne ihn sein. Denn er, der vom Himmel kam, auf Erden lebte, zur Hölle hinabfuhr, der auferstand und gen Himmel fuhr, hat auf diesem weiten Weg überall die Fahne seiner Herrschaft aufgerichtet. Auch ganz unten an der Talsohle des Weges.
Kein Himmel ist ihm zu hoch und keine Hölle zu tief, als dass er die Seinen dort nicht fände. Was soll also der Kleinmut, was soll das Zittern? Wenn nun aber einer sagt: „Ich sehe ihn doch nicht, ich spür doch nicht Christus bei mir" – dann muss man ihm das zugestehen. Christi Gegenwart inmitten der irdischen Höllenfeuer will geglaubt sein. Aber man bedenke, dass es uns dabei nicht anders geht, als Christus auch. Auch er ging durch die Hölle, ohne den Beistand seines himmlischen Vaters immer sehen zu können. Er wurde von seinen Gegnern verleumdet und von seinen Jüngern verlassen, er wurde zu Unrecht verurteilt und gefoltert, angespuckt, geschlagen und ermordet. Christus ging wahrhaft durch die Hölle. Und auch er musste glauben, dass der Vater bei ihm war, ohne dass er ihn immer hätte sehen oder spüren können. Auch er musste sein Gottvertrauen gegen den äußeren Augenschein durchhalten. Seien wir also nicht wehleidig, wenn uns Ähnliches zugemutet wird, sondern seien wir froh, dass wir einen Herrn haben, der sich im Himmel, auf der Erde und sogar im Reich des Todes auskennt. Denn mit Christus in der Hölle zu sein, wäre immernoch besser, als mit dem Teufel die Welt zu regieren. Wir werden die Macht Christi erfahren! Sie wird eines Tages sichtbar werden vor aller Augen! Dass wir uns bis dahin aber wappnen mit Geduld und Zuversicht und Treue – dazu helfe uns Gott…

# 80. Christi Kampf und Sieg

Haben sie manchmal das Gefühl, das Leben sei ein Kampf? Mir jedenfalls geht es manchmal so. Man kämpft gegen widrige Umstände und gegen Missverständnisse, man kämpft gegen einen Berg von Arbeit an, man kämpft manchmal gegen Müdigkeit und manchmal gegen die Trägheit anderer Menschen. Es ist nicht immer dramatischer Kampf, es ist nicht immer Daseins–Kampf. Aber es ist doch ernst genug, um uns den Eindruck zu vermitteln, das ganze Menschenleben sei von Anbeginn ein Kampf. Schon die kleinen Kinder konkurrieren um die Aufmerksamkeit der Eltern und streiten um das schönste Spielzeug. Später kämpfen sie sich durch die Schule und kämpfen um einen guten Abschluss. Sie erkämpfen sich irgendwann die Achtung der Älteren und erkämpfen

sich eine Stellung im Betrieb. Sie müssen einen Lebenspartner für sich gewinnen. Und später muss mancher um den Erhalt seiner Ehe kämpfen. Wir kämpfen um die Verwirklichung unserer Pläne und gegen Enttäuschungen. Wir kämpfen gegen Widrigkeiten des Schicksals und gegen die eigenen Schwächen. Wir erkämpfen uns einen Platz in der Gesellschaft. Und kaum ist uns das gelungen, müssen wir beginnen, gegen den Alterungsprozess zu kämpfen. Wir kämpfen gegen überzählige Pfunde und gegen die ersten grauen Haare. Wir haben mit dem Nachlassen unserer Kräfte zu kämpfen und müssen uns verteidigen gegen Jüngere, die nach oben streben. Wir kämpfen im Alter mit mancherlei Zipperlein und Krankheiten. Und schließlich kämpft ein jeder gegen den Tod, den wir hinauszuschieben versuchen, der uns aber am Ende doch eine Niederlage zufügt. Ja – das Leben **ist** Kampf. An dem Satz ist schon was dran.

Nur, genau besehen wirft der Satz mehr Fragen auf, als er beantwortet. Denn wenn das Leben Kampf ist, dann fragt es sich ja, wer diesen Kampf gewinnt. Wer siegt da am Ende? Siegt mein Wille zum Leben, oder siegt zuletzt doch die Macht, die mir entgegensteht und meine Träume platzen lässt? Und wie ist das aufs Ganze gesehen? Was ist mit den vielen tausend Menschen, die neben mir im selben Kampf stehen? Wird der Tod am Ende über sie alle triumphieren, weil er alle Sterblichen überwindet und zum Schweigen bringt? Oder haben am Ende wir gewonnen, weil wir dem Schicksal doch etliche Jahrzehnte des Lebens abgetrotzt haben? Ist im Blick auf die Weltgeschichte der Tod der universale Sieger, weil es noch kein lebendiges Wesen gegeben hat, das er nicht zuletzt vernichtet hätte? Oder ist das Leben der universale Sieger, weil auf Bergen von Gebeinen immer wieder neues Leben keimt?

Vielleicht meinen sie, diese globalen Fragen könnten dem Einzelnen gleichgültig sein. Vielleicht denken sie, man könne diese großen Fragen beiseite lassen und sich nur auf den eigenen kleinen Lebenskampf konzentrieren. Aber so einfach ist es nicht. Denn bedenken sie, dass es auch einem Soldaten nicht egal sein kann, wie der Krieg am Ende ausgeht: Die kleinen Schlachten, die der Einzelne schlägt, die vielen kleineren Scharmützel sind zwar nur winzige Ausschnitte des großen Krieges. Aber vom Ausgang des Krieges hängt es ab, ob die kleinen Gefechte sich gelohnt haben oder ob sie nur unnötige Opfer forderten. Am militärischen Beispiel lässt sich das leicht verdeutlichen: Wenn da ein Offizier mit einer Handvoll Männer auf gegnerische Truppen stößt, steht er vor der Wahl, ob er angreifen oder ausweichen will. Beides kann sinnvoll und beides kann falsch sein – je nachdem, wie der Krieg endet. Geht der Offizier davon aus, dass seine Seite dabei ist den Krieg zu gewinnen, macht es Sinn, für dieses Ziel auch Risiken einzugehen. Entschlossenes Vorgehen kann dann den Sieg beschleunigen. Der Offizier muss also angreifen, denn auch ein kleines Gefecht kann ein entscheidender Beitrag zum großen Sieg sein.

Wenn aber der Krieg im Großen schon verloren ist (wie etwa in Deutschland Anfang 1945), stellt sich die Sache auch im Kleinen anders dar. Denn wenn der Krieg nicht mehr zu gewinnen ist, wozu sollen sich die Soldaten dann noch Risiken aussetzen? Lohnt es sich etwa, zu leiden und zu sterben für eine verlorene Sache? Nein. So ist also die Bedeutung einer kleinen Sache abhängig von dem großen Zusammenhang, in dem sie steht. Es ist nicht tragisch, eine Schlacht zu verlieren, wenn man hinterher den Krieg gewinnt. Und es ist nichts nütze, dieselbe Schlacht zu gewinnen, wenn man hinterher den Krieg verliert. Gilt das aber von unserem alltäglichen Lebenskampf nicht auch?

Ich denke da an manche Frau, die ihren kranken Mann pflegt und um sein Leben ringt. Ich denke an psychisch labile Menschen, die immer wieder gegen ihre Depressionen

kämpfen müssen, um den Lebensmut nicht ganz zu verlieren. Ich denke an Eltern, deren Kinder auf die schiefe Bahn geraten sind und die ihre Kinder doch nicht aufgeben. Sie alle stehen im Kampf um das Leben, das Gott uns anvertraut hat. Wir alle schlagen täglich kleine Schlachten gegen die Angst, gegen die Müdigkeit und gegen die drohende Verzweiflung. Und manchmal ist die Versuchung groß, im Kampf die Arme sinken zu lassen. Darum wäre es für uns alle ungeheuer wichtig zu wissen, in welchem Kontext unsere Bemühungen stehen. Kämpfen wir in einem Kampf, der gewonnen werden kann und der zum Sieg des Lebens führen wird? Oder zögern wir nur die Niederlage qualvoll hinaus? Lohnt es sich noch, das Gute zu tun – oder ist der tägliche Einsatz vergebliche Liebesmüh? Es wäre wichtig, das zu wissen. Denn im einen Fall würde uns Siegesgewissheit beflügeln und ermutigen. Und im anderen Fall könnten wir immerhin Kräfte sparen.
Doch das Problem im alltäglichen Lebenskampf ist dasselbe wie im Krieg: In der Regel weiß der einzelne Kämpfer an seinem kleinen Frontabschnitt nicht, wie der Krieg eines Tages ausgeht. In der Regel fehlt uns im Hin- und Herwogen des Gefechtes der Überblick, um zu beurteilen, ob wir auf verlorenem Posten stehen oder nicht. Es sei denn, uns erreichte die Nachricht, dass eine Entscheidungsschlacht stattgefunden hat. Denn eine Entscheidungsschlacht unterscheidet sich von anderen Gefechten dadurch, dass ihr Ausgang den Ausgang des Krieges vorwegnimmt. Nach einer Entscheidungsschlacht kann man sagen: Der, der hier gewonnen hat, wird letztlich nicht mehr zu schlagen sein. Und der, der hier verloren hat, wird sich von dieser Niederlage nicht mehr wirklich erholen. Eine Entscheidungsschlacht nimmt den Ausgang des Krieges schon vorweg. Denn es ist zwar möglich, dass der Unterlegene danach noch dieses oder jenes Gefecht gewinnt. Und es ist möglich, dass der Sieger noch etliche Niederlagen einstecken muss. Aber am Ergebnis ändert das alles nichts mehr: Nach einer Entscheidungsschlacht ist der Krieg entschieden – und die Soldaten beider Seiten können ihre Konsequenzen daraus ziehen.
Erst damit kommen wir zur Kernfrage unseres alltäglichen Kampfes: Zu der Frage nämlich, ob es im großen und universalen Kampf von Leben und Tod, von Gut und Böse, von Gott und dem Teufel bereits eine Entscheidungsschlacht gegeben hat. Sind die stärksten Truppen beider Seiten schon einmal so aufeinander getroffen, dass der Ausgang des Gefechtes auf den Ausgang des Krieges schließen lässt?
Die Antwort des christlichen Glaubens lautet: „Ja!" Es ist schon einmal zu einer solchen Konfrontation gekommen. Denn es gab jenen Tag, als der Sohn Gottes die Grenze des Feindeslandes überschritt und Mensch wurde. Er war gekommen, um für alle Menschen das Leben zu erstreiten – und er wusste, dass dies eine große Provokation war. Christus drang in das Gebiet ein, dass der Teufel für sich beanspruchte. Er kam allen in die Quere, die Gottes Reich auf den Himmel beschränken, auf Erden aber ein eigenes Reich errichten wollten. Die Lage, die durch Gottes Überraschungsangriff entstand, war von Anfang an unübersichtlich. An Karfreitag aber spitzte sie sich dramatisch zu. Christus begab sich in den Nahkampf mit der Sünde, dem Tod und dem Teufel. Und am Abend nach der Kreuzigung schien es als hätten Sünde, Tod und Teufel Christus überwunden und vernichtet. Christus wurde vom Felde getragen und begraben. Am Ostermorgen aber erhob er sich aus dem Grab und triumphierte über die Mächte, die ihn in das Reich der Toten hatten verbannen wollen. Er bewies, dass er mit seinem Evangelium von der Barmherzigkeit Gottes nicht aus der Welt zu schaffen war. Er räumte das Feld nicht, er wich nicht der Gewalt seiner Gegner, sondern bekräftigte seinen Anspruch auf diese Welt und setzte ihn durch. Und damit war eine Entscheidungsschlacht gewonnen, wie wir sie oben beschrieben haben. Denn der, der am Ostermorgen gewonnen hat, der wird danach nicht

mehr zu überwinden sein. Und die düstere Koalition, die am Ostermorgen verloren hat, wird sich von ihrer Niederlage nicht mehr erholen.
Gewiss: Die Mächte der Finsternis sind nicht einfach von der Bildfläche verschwunden. Sie treiben noch ihr Unwesen, sie fügen vielen von uns noch Leid zu und gewinnen immer wieder die eine oder andere Schlacht. Aber – das ist entscheidend: Sie gewinnen nicht mehr den Krieg. Sondern das Ende des großen Kampfes ist vorweggenommen worden am Ostertag. Sehen wir Christus aus dem Grabe hervorgehen, so sehen wir, was einmal mit allen Gräbern geschehen wird. Denn Christus ist nur der Erste von vielen Brüdern und Schwestern. Er hat nur den Anfang der allgemeinen Totenauferstehung gemacht. Er hat in unwegsamem Gelände den Weg gebahnt, der viele aus dem Gefängnis des Todes herausführen wird. Und wir alle, die wir Christus auf diesem Weg folgen, werden erleben, wie auch unsere Fesseln gesprengt werden und wir in dieselbe lichte Freiheit hinaustreten, in die er uns vorausgegangen ist.
Ostern wäre also völlig missverstanden, wenn wir meinten, es ginge da um das Privatschicksal Jesu Christi. Nein! Die Auferstehung Jesu Christi war vielmehr ein Dammbruch. Da begann etwas ganz klein. Aber als Christus durch die Mauer des Todes ging, war das der Anfang vom Ende dieser Mauer. Der Damm war gebrochen, die Verteidigungslinie des Teufels war überrannt – und nun ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis die Front ganz aufgerollt wird. Mag sein, dass es noch dauert. Und doch ist das Wissen um den Sieg Christi schon heute von größter Bedeutung für unseren täglichen Lebenskampf. Denn bei allen Rückschlägen wissen wir doch, dass unser Kampf keine „vergebliche Liebesmüh" sein wird. Die Frau, die ihren kranken Mann pflegt und um sein Leben ringt, darf wissen, dass der Tod nur noch Rückzugsgefechte gewinnt. Und selbst wenn er ihr den Mann nimmt, kann Gott ihn ihr doch wiedergeben am Jüngsten Tag. Die psychisch Labilen, die immer wieder gegen ihre Depressionen kämpfen, dürfen wissen, dass da ein Licht ist am Ende des Tunnels, das nicht mehr verlöschen wird. Und auch die Eltern, deren Kinder auf die schiefe Bahn geraten sind, dürfen sich freuen. Denn so wie sie ihre Kinder nicht aufgeben, so gibt auch Gott seine Kinder nicht auf, sondern schenkt ihnen eine Hoffnung, die groß genug ist, um sie aller Verzweiflung entgegenzusetzen. Der Roman der Weltgeschichte ist noch nicht zuende – wir sind noch mittendrin und leben unser Leben auf einer von vielen tausend Seiten. Aber seit Ostern wissen wir, was auf der letzten Seite des großen Romans steht. In der Auferstehung Christi hat sich das große Finale vorwegereignet. Wir können schon heute einen Blick auf das glückliche Ende werfen – und dürfen dann ermutigt darauf zugehen.
Denn die Tage der Dunkelheit sind gezählt. Gott hat sein Licht scheinen lassen in die Finsternis. Und er lässt die Sonne seiner Barmherzigkeit nicht mehr untergehen, bis ihre Strahlen auch den ärmsten Tropf erreicht, erleuchtet und gewärmt haben. Denn nicht dazu ist Christus ans Kreuz gegangen, um dort zu hängen als eine Jammergestalt, die man bemitleidet. Sondern er hat am Kreuz die unmittelbare Begegnung mit dem Fürsten der Finsternis gesucht, um ihm eigenhändig das Genick zu brechen. Er ging in den Tod, um den Gegner auf seinem eigenen Territorium zu stellen. Er ist zur Hölle gefahren, um die Hölle niederzureißen. Und dass es ihm gelang – <u>das</u> gilt es an Ostern zu feiern. Darum vergessen sie die Hasen und die Eier und den Frühling. Hören sie aber, was Luther so fröhlich von der österlichen Entscheidungsschlacht gedichtet hat:
***„Es war ein wunderlich Krieg, da Tod und Leben 'rungen; das Leben behielt den Sieg, es hat den Tod verschlungen. Die Schrift hat verkündet das, wie ein Tod den andern fraß, ein Spott aus dem Tod ist worden." (EG 101,4)***

Lassen sie uns dieses Lied immer wieder singen – fröhlich, beharrlich und mit Lust: Denn Christenmenschen, die Osterlieder singen, sind wie ein Schwarm lästiger Mücken, die dem Teufel um den Kopf schwirren. Wir summen ihm die Botschaft von seiner Niederlage in die Ohren – und treiben ihn damit zum Wahnsinn…

# 81. Ostern unverkürzt

Als ich ein junger Vikar war, bekam ich einmal den Auftrag, in einer Grundschule der vierten Klasse Religionsunterricht zu erteilen. Bis dahin hatte die Klassenlehrerin Religion unterrichtet. Und weil das Thema „Ostern" dran war, wollte ich erst einmal herausfinden, was die Kinder schon über Ostern wussten. Ich fragte sie darum, was das denn bedeute, wenn wir sagen, dass Jesus „auferstanden" ist. Prompt gingen die Finger hoch und das erste Mädchen, das ich drannahm, sagte: „Dass Jesus auferstanden ist, heißt, dass er in uns weiterlebt!" Ich war etwas überrascht von dieser Antwort. Aber das zweite Kind gab dieselbe Auskunft, und das dritte ebenfalls: „Auferstehung heißt, dass Jesus in uns weiterlebt, wenn wir fest an ihn glauben." Als ich das von vier Kindern übereinstimmend so gehört hatte, war mir klar, dass die Klassenlehrerin es ihnen eingeimpft haben musste.
Sie hatte sich die Osterbotschaft so zurechtgelegt, wie sie meinte, dass Kinder sie verstehen könnten. Und ein leeres Grab, ein auf übernatürliche Weise neu belebter Leichnam, eine leibliche Auferstehung hätte dabei nur gestört. Wunder sind schließlich schwer zu vermitteln in unserer Zeit. Die gestutzte Osterbotschaft dagegen – dass die Sache Jesu weitergeht, wo Menschen im Geiste Jesu handeln – die geht jedem leicht ein. Denn schließlich geht auch die Sache Maos weiter, wo man in seinem Geiste handelt. In diesem Sinne ist natürlich auch Nietzsche nicht tot. Und Mozart auch nicht. Man kann durchaus sagen: Der „Geist" solcher Menschen lebt weiter in denen, die sich für ihr Werk begeistern und es in der einen oder anderen Weise fortführen. Es fragt sich nur, ob sich dieses Denkmodell auf die Osterereignisse übertragen lässt. Denn: „Jesus lebt!" – heißt das nicht mehr, als dass Jesus eine bis heute lebendige Wirkungsgeschichte hat? „Jesus lebt!" – heißt das nicht mehr, als dass etwas von seinem Geist in den Christen weiterlebt? Wird er etwa nur dadurch „am Leben erhalten", dass wir an ihn glauben? Wär's aus mit ihm, wenn wir ihn nicht „in uns" leben ließen? Oder hat ihn Gott vielleicht doch durch die Auferstehung eingesetzt **„zu seiner Rechten im Himmel über alle Reiche, Gewalt, Macht und Herrschaft"**, wie es das Neue Testament sagt?
Ich hatte damals eine heftige Auseinandersetzung mit der Klassenlehrerin. Doch ist mir heute klar, dass sie nur vertrat, was auch viele Pfarrer vertreten. Denn es ist normal geworden, das Zeugnis des Neuen Testamentes dem modernen Denken anzupassen und das Sperrige darin auf gefällige Weise zu interpretieren. „Das mit der Auferstehung Jesu," heißt es, „muss man nicht so wörtlich nehmen, sondern mehr symbolisch." Und dass Jesus lebt, will man nur in „übertragenem Sinne" gelten lassen. „Auferstehung" heißt dann: Die Sache Jesu geht weiter, wo Menschen sich im Namen Jesu engagieren. Und die Frage, ob das Grab Jesu am Ostermorgen leer war, erscheint demgegenüber zweitrangig. Doch ich glaube, dass wir damit auf dem Holzweg sind. Und ich widerspreche diesem Trend, weil ich überzeugt bin, dass wir uns die Zumutung, die Ostern darstellt, nicht ersparen dürfen. Machen wir es uns nicht zu leicht. Denn Ostern ist in Wahrheit nichts Einleuchtendes – nichts, was uns leicht einginge. Und es kann auch nicht zu etwas Ein-

gängigem gemacht werden. Denn an Ostern geschah etwas höchst Paradoxes, das den Rahmen unseres Vorstellungsvermögens sprengt. Ostern mutet uns zu, inmitten des Todes an das Leben zu glauben, inmitten der Absurdität an den Sinn, inmitten der Finsternis an das Licht, inmitten der Lüge an die Wahrheit. Ostern ist eine Wirklichkeit, mit der wir zu rechnen haben, obwohl wir sie nicht sehen können.

Und diese Spannung, den Widerspruch darin, sollten wir nicht umgehen, sondern aushalten. Denn das Paradoxe auszuhalten und das Unglaubliche zu glauben – mit nichts in der Hand als bloß mit Gottes Wort! – das ist nach biblischem Maßstab ganz normal. Denken sie nur einmal an **Abraham**. Der hatte Gottes Zusage, dass sein Sohn Isaak ihm reiche Nachkommenschaft schenken würde. Und dann befahl ihm Gott, eben diesen Sohn in die Wüste zu führen und dort zu töten. Oder denken sie an **Noah**. Gott befahl ihm, ein riesiges Schiff zu bauen, mitten auf dem trockenen Land. Noah machte sich damit lächerlich und wurde verspottet. Oder denken sie an **Hiob**. Er bemühte sich ein gottgefälliges Leben zu führen. Zum Dank nahm ihm Gott alle seine Kinder, seinen Besitz und seine Gesundheit. Und trotzdem sollte Hiob an der Güte Gottes festhalten. Absurde Zumutungen sind das! Und trotzdem ist keiner dieser Männer auf die Idee gekommen, Gottes Wort nicht wörtlich zu nehmen. Stellen sie sich vor, Abraham hätte gesagt: „Isaak zu töten erscheint mir unsinnig – Gott meint das bestimmt irgendwie symbolisch." Stellen sie sich vor, Noah hätte gesagt: „Das mit dem Schiff auf trockenem Land leuchtet mir nicht ein – Gottes Befehl hat sicherlich einen übertragenen Sinn." Nein! Hätten diese Männer es sich so leicht gemacht, hätten sie nie erfahren, was Gott vermag. Und darum meine ich, sollten auch wir es uns mit Ostern nicht zu leicht machen. Denn die Osterbotschaft ist von der selben paradoxen Art! In Anlehnung an ein Wort H. F. Kohlbrügges gesagt:

Wir wissen, dass man uns einmal mit viel Erde bedeckt, wenn wir tot sind – und sollen doch glauben, dass wir im Himmel tanzen werden. Wir wissen, dass uns die Würmer fressen – und sollen doch glauben, dass wir dem Herrn gegenübertreten. Wir haben dann keine Augen mehr – und werden doch den Herrn schauen. Wir haben keine Lippen mehr – und werden ihn doch küssen. Wir haben keine Zunge mehr – und werden doch mit den Engeln singen. Wir liegen dann auf dem Friedhof – und sind doch mitten im Paradiese. Ist daran etwa irgendetwas einleuchtend? Nein. Nur wenn uns das verwirrt, haben wir es verstanden. Und wenn wir es verstünden, ohne davon verwirrt zu werden, so hätten wir es gar nicht erfasst. Denn wo wir uns die Osterbotschaft so zurechtlegen, dass nichts Bestürzendes mehr daran ist, da haben wir ihr die Spitze abgebrochen. Man kann das natürlich machen. Man kann diese Botschaft reduzieren auf ein harmloses Sätzchen wie „Der Geist Jesu lebt in uns weiter". Die Vernunft wird sich daran nicht stören. Aber der Glaube verkommt dabei zur Schöngeisterei, und der Auferstehungstag zum Frühlingsfest. Domestizierung des Evangeliums nenne ich das, Kastration der frohen Botschaft, Zerstörung großen Trostes und armselige Theologie.

Denn in Wahrheit ist Ostern viel mehr als nur die dröge Feststellung, dass Jesus nicht vergessen ist. Nein! Ostern ist Sprengstoff und Geheimnis, es ist Tanz auf dem Grab des Todes, Emanzipation von der Macht des Faktischen und Umwertung aller Werte. Ostern ist der Tag, da Gott die Welt vom Kopf auf die Füße stellt. Und darum möchte ich damit schließen, dass ich den Glaubenssatz jener Grundschullehrerin umdrehe. Denn Auferstehung heißt gerade nicht, dass „Jesus in uns weiterlebt" – so als wäre unser Herz sein letzter Zufluchtsort. Sondern Auferstehung heißt umgekehrt, dass wir in **ihm** weiterleben. Nicht er lebt davon, dass wir seiner gedenken, sondern wir leben davon, dass er unser gedenkt. Nicht wir halten ihn am Leben, indem wir in seinem Sinne handeln, sondern er

hält uns am Leben, indem er sein erlösendes Werk an uns tut. Er ist nicht darauf angewiesen, „in uns" weiterleben zu dürfen, denn er herrscht über Himmel und Erde. Wir aber sind darauf angewiesen „in ihm" leben zu dürfen und Glieder seines Leibes zu sein, denn nichts hat Zukunft, was nicht geborgen wäre in ihm.
Wir bekommen es am Ende nämlich nicht mit einem „symbolischen" Tod zu tun, sondern mit einem sehr wirklichen. Und darum bin ich froh, dass die Bibel uns keine bloß „symbolische", sondern eine sehr reale Auferstehung verheißt. Wir dürfen die Bibel darin wörtlich nehmen. Wem dabei schwindelig wird, weil er sich dergleichen nicht vorstellen kann oder weil er Gott das nicht zutraut, der mag an Ostern ein Hasen–, Eier– oder Frühlingsfest feiern. Ich aber bin gewiss, dass Gottes Macht weiter reicht als mein Vorstellungsvermögen, und freue mich daran. Denn was er tut, ist bestürzend, verstörend und herrlich, herrlich, herrlich!

## 82. Von gebrochener Resignation

Über Ostern zu reden, scheint leicht zu sein, weil eine gute Nachricht ja überall dankbar aufgenommen wird. Und wenn wir den Sieg des Lebens verkünden, dann gibt es weit und breit keinen, der etwas dagegen haben könnte. Keiner mag den Winter, keiner mag den Tod – und so lässt sich Einigkeit schnell erzielen. Doch dürfen wir annehmen, damit sei Ostern schon verstanden? Ich denke nicht. Denn ein tieferes Verständnis der Auferstehung gewinnt nur, wer auch das Kreuz kennt, wer es persönlich fühlt (auf dem eigenen Rücken) und weiß, dass diese Welt ein Friedhof ist. Für sonnige Gemüter, die schon aus Naivität positiv denken, ist Ostern eher nicht gemacht, sondern für die Gebeugten, die mit blutigen Händen aus dem Schlachthaus kommen und tausend Tränen vergießen über das große Würgen und Erwürgt-werden, das wir Geschichte nennen. Wer sich mit dem Lauf der Welt schon deshalb versöhnt, weil's mal wieder Frühling wird und weil frisches Gras wächst über den Gräbern des vergangenen Jahres, dem hat Ostern eher nichts zu sagen – und den geht's eigentlich auch nicht an. Aber für die Opfer, die nicht mehr lachen, für die hat Christus etwas tun wollen und wollte ihnen das Bleigewicht der Vergänglichkeit und Vergeblichkeit von den Schultern nehmen. Denn diese Welt ist ein Friedhof, auch wenn überall schöne Blumen wachsen, und die quicklebendig herumlaufen sind trotzdem dem Tod geweiht. Sie singen und springen und laufen munter ihrem Grab entgegen. Wer sich damit aber abfinden kann und daran nicht leidet, weil er's gar nicht begreift, was hat Jesus mit dem zu schaffen? Jesus kam zu den Mühseligen und Beladenen, die nicht erst am Ende des Lebens etwas begraben, sondern die täglich ihre Träume begraben, ihre Würde und ihre Liebe. Und deren Problem ist gar nicht zuerst und nicht nur der leibliche Tod am Ende, sondern der tägliche Tod, der innen stattfindet und Herzen mordet.
Ich denke an Eltern, die ihre Kinder scheitern sehen und nichts dagegen tun können. Ich denke an junge Frauen, die sich in Bordellen erniedrigen. Und ich denke an Menschen, die ein Leben lang verspottet werden, weil sie weder klug sind noch stark. Ich denke an viele Prediger, die es nicht so gut haben wie ich, weil sie für das Evangelium angespuckt und verhöhnt werden – und trotzdem weitermachen. Mir fallen Jugendliche ein, an denen so gar nichts hübsch ist, und die doch auch von irgendwem geliebt werden wollen. Und ich denke an all die anderen, die sich nicht verzeihen können, so zu sein, wie sie sind. Ja, Menschen müssen mit ansehen, wie ihr Bestes unter die Räder kommt, und

müssen oft auch noch gute Miene machen zum bösen Spiel. Wer aber freut sich, wenn dabei das Gute und das Hoffnungsvolle im Menschen stirbt? Wer ist es, der die Herzen bluten macht, bis sie sich selbst hassen und aufgeben? Wenn wir ihn nicht aus der Bibel kennen, dann zumindest aus Goethes Faust, wo er Mephisto heißt und sich selbst treffend beschreibt, indem er sagt: „Ich bin der Geist, der stets verneint! Und das mit Recht; denn alles, was entsteht, ist wert, dass es zugrunde geht; Drum besser wär's, dass nichts entstünde. So ist denn alles, was ihr Sünde, Zerstörung, kurz, das Böse nennt, mein eigentliches Element."

Ja, das innere Bluten und Sterben kommt von diesem Geist, der stets verneint und der sich darauf berufen kann, auf eine schreckliche Weise auch noch Recht zu haben. Denn was unter den Bedingungen dieser Welt entsteht, ist samt und sonders mit Sünde behaftet und darum wirklich „wert, dass es zugrunde geht". Dem Neuen Testament zufolge ist der Tod der Sünde Sold und ihr verdienter Lohn, so dass sich Mephisto dafür auf Gottes eigenes Gesetz berufen kann. Doch verborgen unter alledem, was an uns notwendig verneint werden muss – tief verschüttet unter Schmutz und Müll –, sind wir eben nicht nur von Adams und Evas Natur, sondern sind auch noch dazu bestimmt, Ebenbilder Gottes zu sein. Und das übersieht Mephisto! Nicht alles an uns ist wert, dass es zugrunde geht, denn unser Schöpfer meint es nach wie vor gut mit uns. Trotz allem hält er daran fest, dass wir Gefäße der Gnade sein sollen! Trotz allem will er mit uns seinen Himmel bevölkern! Und er zieht darum auch nicht die Konsequenz Mephistos, dass, weil das Leben nicht lohnt, es besser wäre, wenn's gar nicht erst entstünde, sondern ganz im Gegenteil erweist sich Gott als ein leidenschaftlicher und treuer Freund des Lebens. Gott sagt lauter „Ja", als der Feind jemals „Nein" rufen könnte! Und das nicht nur in dem alltäglichen Sinne, dass Gott die Zyklen der Natur aufrecht erhält, dass er den Frühling kommen lässt und immer neue Generationen von Menschen, sondern auch im Sinne jenes qualitativen Sprungs, den wir Auferstehung nennen. Denn Ostern bedeutet ja nicht, dass der gegenwärtig so erbärmliche Lauf der Welt eine ewige Fortsetzung fände, so dass wir auferstehend bloß zurückkehrten in unsere schäbige alte Haut, sondern Ostern bedeutet, dass alles bewahrt wird, was gut war, und sich zudem alles entfaltet, was wir noch gar nicht geahnt und noch nicht gelebt haben. Weil das aber nicht bloß unser leibliches Sterben betrifft, sondern ebenso unser alltäglich inneres Sterben, darum will Ostern nicht bloß einmal im Jahr gefeiert werden, sondern tagtäglich, so dass wir nicht nur mit einer realistisch gebrochenen Hoffnung herumlaufen, sondern zugleich mit einer österlich gebrochenen Resignation. Und so eine gebrochene Resignation äußert sich dann darin, dass wir bei jeder Niederlage des Guten, bei jedem Abschied und bei jedem Versagen draufschreiben „unverloren".

Etwas Gutes scheitert, und ein Zuversicht versandet, ein Christ aber sagt: „unverloren". Treue wird enttäuscht, und Wahrheit verleugnet, ein Christ aber sagt: „unverloren". Ein Lachen gefriert, und ein Lächeln erstirbt, ein Christ aber sagt: „unverloren". Denn österlich leben heißt ja nicht bloß, auf allen Dingen den Schatten des Todes zu sehen, sondern auch auf allen die Morgensonne Christi. Christus ist der, der von allen Seiten mit Dreck beworfen wurde, und der doch mit noch soviel Hass und noch soviel Erde nicht zu begraben war. Ostern ist der Trotz Gottes gegen alles, was ihn verneint, es ist die Renitenz des Allmächtigen, der seine gute Schöpfung nicht preisgibt. Und die herrliche Ironie des leeren Grabes besteht darin, dass einzig und allein der Geist, der stets verneint, durch dieses Grab verneint und darin begraben wird. Der einzige, der wirklich stirbt und aus diesem Grab nicht mehr herausfindet, ist Mephisto, der große Freund des Sterbens!

Gottes guter Wille hingegen lässt sich nicht beerdigen und ist darum mit all dem Guten, das er einschließt, „unverloren". Gottes Wahrheit kann man vernebeln, aber der erbittertste Feind kann sie nicht ändern. Und alles, was man uns hier auf Erden wegnimmt, kann Gott uns im Himmel zurückerstatten. Solang der Allmächtige für uns ist, kann keiner gegen uns sein. Und gegen jeden Einwand behält Christus das letzte Wort. Kein Schaden ist so groß, dass er es nicht richten könnte. Und in keinem Schädel ist es so finster, dass Gottes Geist ihn nicht erleuchten könnte. Mephisto mag toben, aber er kann nicht mehr siegen. Denn gegen Ostern ist kein Kraut gewachsen. Es ist eine Bewegung, die niemand mehr aufhält. Und Christus, der da auferstanden ist, wird auch nicht ruhen, bis er dem ärmsten Tropf und der letzten vergessenen Seele seine helfende Hand gereicht hat.

Warum also zittern und zagen wir? Warum jammern und streiten wir? Warum sind wir nicht völlig gelassen? Wer Ostern verstanden hat, wird nicht mehr mit einer gebrochenen Hoffnung herumlaufen, sondern mit einer gebrochenen Resignation. Denn selbst das, was „für die Katz" war, ist bei Gott „unverloren". Und selbst in völliger Finsternis geht sein Licht niemals aus. Seit Ostern ist Gottes Güte unüberwindlich und kann auch durch noch so viele schlechte Nachrichten nicht widerlegt werden, weil unser Trost notorisch größer ist als unser Elend. Oder könnte einer von uns so arm werden, dass Christi Reichtum es nicht kompensierte? Könnte einer so dumm sein, dass Gottes Weisheit zum Ausgleich nicht genügte? Wäre jemand so restlos tot, dass Gott ihn nicht beleben könnte? Oder wäre vorstellbar, dass Gottes Gedächtnis irgendeine Seele vergäße? Nein! Gott ist von unbedingter Treue! Was er am Ostermorgen entschieden hat, macht niemand rückgängig! Darum ist das große Spiel gewonnen, und wir haben bloß noch nicht realisiert, dass wir auf der Siegerseite stehen. Die Tür ist offen, und die Gefangenen zögern bloß hinauszugehen, weil sie das helle Tageslicht nicht gewöhnt sind…

Wenn aber einer kritisch sein will und fragt, warum wir denn von dem neuen Leben so wenig fühlen, warum wir's nicht stärker merken und spüren, so ist die Antwort ganz einfach: Wir spüren das neue Leben so wenig, weil wir noch zu sehr auf das alte fixiert sind. Wir erkennen nicht, was wir in Christus sind, weil wir gebannt auf das starren, was wir in Adam waren. Wir hinken dem Fortschritt Gottes gedanklich hinterher, weil wir immernoch viel zu viel von dieser Welt erwarten – und zuwenig von Gott. Wir hegen noch die törichte Hoffnung, wir könnten ungestorben auferstehen. Wir klammern uns an das, was wir kennen – nämlich an die eigene Kraft! Und diese Fixierung auf das Menschenmögliche, das keine Verheißung in sich trägt, die führt zu ständiger Frustration. Kleingläubig, wie wir sind, versuchen wir immer noch, uns selbst das Leben zu verschaffen, versuchen uns selbst zu rechtfertigen und uns selbst zu verewigen. Doch das hat noch nie funktioniert. Und auf diese Weise ist auch noch für niemanden Ostern geworden. Denn Gottes Wunder knüpfen nicht an die Vorlagen an, die der Mensch ihm eigenmächtig geben will. Gott wählt nie das zum Werkzeug, was aus sich selbst heraus schon groß ist, sondern er wählt, was klein ist. Gott füllt überhaupt nur leere Hände. Das ist seine Handschrift und sein ganz persönlicher Stil! Und darum knüpft Gott auch bei uns nicht an, wo wir uns stark fühlen, sondern dort, wo wir nichts erwarten, weil wir da nichts können. Gott hat Freude daran, nicht aus den von uns gepflegten Beeten, sondern gerade aus unserem Misthaufen unverhofft Großes wachsen zu lassen! Dreck in Gold zu verwandeln macht ihm den größten Spaß! Und die Folgerung, die wir ganz persönlich daraus ziehen sollten, ist, dass wir ihm einfach unsere gesamte Existenz zur Verfügung stellen – und ihn machen lassen.

Wir werden dann gewiss nicht auferweckt, bevor das Menschliche an uns vollständig gestorben ist. Wir werden nicht siegen, ohne vorher auf ganzer Linie gescheitert zu sein. Wir werden das andere Ufer nicht erreichen, wenn wir dieses hier nicht verlassen. Aber das macht nichts, denn Ostern bedeutete auch für Christus nicht, den Tod zu umgehen, sondern durch den Tod hindurchzudringen. Und wir sollten nicht erwarten, dass es uns anders ergeht als dem Herrn, dem wir folgen. Der Lauf der Zeit wird uns nach und nach entziehen, woran wir uns heute noch klammern. Was an uns „alter Adam" ist, wird irgendwann untergehen, und unsere ganze persönliche Welt kommt unter die Räder. Unsere gesamte Menschen-Herrlichkeit wird schwinden wie eine Sandburg am Meer, wenn die Flut kommt und der Regen einsetzt. Aber das macht nichts. Denn wenn dann Mephisto kommt, lacht und zufrieden sagt „nun ist er tot", dann ist auch Christus zur Stelle und ruft: „unverloren"! Ja, Mephisto bricht vielleicht unsere Hoffnung, doch Christus bricht unsere Resignation! Und wer beides weiß, kann damit leben, kann dankbar sein – und fröhlich noch dazu. Denn – komme, was da wolle! – wer im großen Durcheinander das letzte Wort behält, das ist seit Ostern kein Geheimnis mehr…

# 83. Leeres Grab und historische Kritik

Alle Jahre wieder, wenn es auf Ostern zugeht, machen Magazine wie „Spiegel", „Stern" oder „Focus" die Auferstehung Jesu Christi zum Thema. Da ergreifen dann „kritische Wissenschaftler" das Wort, die mit aufklärerischer Geste die Auferstehung Jesu in Zweifel ziehen. Und es werden Theologen zitiert, die mehr oder weniger entschlossen dagegenhalten. Weil die Diskussion aber auf vielen verschiedenen Ebenen zugleich geführt wird, ist für den Laien nur schwer nachzuvollziehen, wer hier was vertritt – und warum. Um dem ein wenig abzuhelfen, gebe ich hier ein imaginäres Interview wieder, in dem sich drei „Theologen-Grundtypen" mit ihren verschiedenen „Osterbotschaften" gegenübertreten. Es handelt sich um den konservativen Pastor Bernhard Bibeltreu, seinen kritischen Kollegen Heinrich Hochmodern, und den jungen Amtsbruder Ferdinand Friedlieb, der gerne zwischen den beiden älteren Herren vermitteln möchte.

MODERATOR: Meine Herren, wenn wir uns dem Thema Ostern nähern, ist die erste und naheliegendste Frage die nach dem konkreten Ostergeschehen. Denn „Christ ist erstanden" – das ist ja eine Aussage mit historischem Bezugspunkt. Meine erste Frage ist daher, was damals am dritten Tage nach der Kreuzigung geschehen ist:
**Was erlebten ihrer Meinung nach die, denen der auferstandene Christus erschien? Was haben die gesehen, von denen das Neue Testament sagt, sie seien Christus nach der Auferstehung begegnet?**

PFR. H. HOCHMODERN: Nun, wenn ich beginnen darf: Für mich ist das ganz klar. Diese sogenannten „Zeugen der Auferstehung" hatten subjektive Visionen, die als pathologische Trauerreaktionen oder Halluzinationen zu erklären sind. Sie wollten einfach nicht wahrhaben, dass Jesus gestorben war. Sie haben diesen schrecklichen Verlust nicht verarbeiten können. Und so sahen sie ihn, weil sie ihn unbedingt sehen wollten. Das ist menschlich und psychologisch verständlich, wenn man bedenkt, wie sehr die Jünger unter Schock standen. Dass Jesus aber tatsächlich leiblich auferstanden wäre, wird man daraus nicht folgern dürfen.

MODERATOR: Sehen sie das auch so, Herr Pfr. Friedlieb?

PFR. F. FRIEDLIEB: Nun, nicht ganz. Ich gebe meinem Kollegen darin Recht, dass die sogenannten Zeugen der Auferstehung Visionen hatten. Aber was sie sahen, sollte man nicht einfach als Hirngespinst bewerten. Meines Erachtens sahen diese Leute Jesus nicht bloß, weil sie ihn unbedingt sehen wollten, sondern weil Gott sie ihn tatsächlich sehen ließ. M.a.W.: Ich führe jene visionären Erlebnisse nicht bloß auf innerpsychische Vorgänge, sondern auf Gottes Offenbaren zurück. Und insofern handelt es sich für mich auch nicht um „Wunschträume", sondern durchaus um „Wirklichkeit" – wenn auch nicht um Wirklichkeit „zum Anfassen".

PFR. B. BIBELTREU: Lieber Bruder, entschuldigen sie, wenn ich sie unterbreche. Aber vergessen sie dabei nicht jene Berichte, nach denen die Jünger den Auferstandenen berührt und angefasst, ja sogar Mahlzeiten mit ihm eingenommen haben? Mir scheinen diese Berichte doch sehr dafür zu sprechen, dass die Zeugen der Auferstehung nicht nur Visionen hatten, sondern reale Begegnungen mit dem leiblich auferstandenen Herrn. Oder kann man daran zweifeln, dass genau darin die Aussageintention vieler biblischer Berichte liegt? Die Jünger sahen Christus nicht bloß, weil sie ihn sehen wollten, oder weil Gott ihnen die Gegenwart Christi vorgaukelte. Sie sahen ihn einfach, weil er da war.

MODERATOR: Wenn ich Herrn Pfr. Bibeltreu recht verstehe, ist Auferstehung ein durchaus handfest-leiblicher Vorgang. Teilen die Anderen diese Ansicht? **War das Grab Christi demnach am Ostermorgen „leer"?**

PFR. H. HOCHMODERN:
Aber nein! Den unkritischen Biblizismus des Kollegen vertritt heute nur noch eine Minderheit. Für mich gehört es zur intellektuellen Redlichkeit, dass ich unumwunden sage: Das Grab war voll.

PFR. B. BIBELTREU: Aber wie erklären sie dann, dass die Jünger mit ihrer Osterbotschaft öffentlich in Jerusalem auftreten konnten? Hätten ihre Gegner sie nicht durch Vorweisen des vollen Grabes sofort widerlegt und der Lächerlichkeit preisgegeben? Warum geschah das nicht?

PFR. H. HOCHMODERN: Hm. Vielleicht war das Grab leer aufgrund eines Leichenraubes. Oder aufgrund einer Verwechslung. Es gibt viele Gründe, weshalb ein Grab leer sein kann. Und die Auferstehung eines Toten ist jedenfalls die am wenigsten wahrscheinliche Erklärung. Vielleicht war die wahre Grabstelle auch einfach unbekannt! Was meinen sie, Bruder Friedlieb?

PFR. F. FRIEDLIEB: Tja, ich möchte mich da nicht festlegen. Es könnte ja auch sein, dass die Jünger, als sie Visionen des Auferstandenen hatten, einfach daraus folgerten, das Grab müsse leer sein. Für jüdisch-ganzheitliches Denken ist es ein notwendiger Rückschluss, dass der, der mir erscheint, nicht gleichzeitig anderswo im Grab liegen kann. Das muss nicht unbedingt auf die Beobachtung eines leeren Grabes zurückgehen. Aber wie dem auch sei – ich finde diese Frage gar nicht so wichtig.

MODERATOR: Das überrascht mich nun aber, Herr Friedlieb. Wie kann das denn unwichtig sein? Ich dachte die zentrale Frage sei gerade, **was mit dem Leichnam Christi geschehen ist?**

PFR. F. FRIEDLIEB: Nein, durchaus nicht. Meine Osterbotschaft z.B. wird davon gar nicht berührt. Denn ich bin überzeugt, dass die neue Lebendigkeit des Auferstandenen nichts mit der Wiederbelebung eines toten Körpers zu tun hat. Ich bekenne mich zwar dazu, dass Jesus „lebt". Da dieses neue Leben aber für mich keine „Wiederbelebung" der alten, sterblichen Hülle einschließen muss, ja, weil ich es mir ganz immateriell vorstelle, kann mir das Schicksal der Gebeine Jesu gleichgültig sein. Überhaupt zählt nicht das „Wie", sondern das „Dass" der Auferstehung.

PFR. H. HOCHMODERN: Sehr richtig. Nur finde ich es schade, lieber Kollege, dass ihnen der Mut fehlt, ihre Einsichten offen auszusprechen. Sagen wir es doch geradeheraus: Der Leichnam Jesu ist verwest wie jeder andere! Etwas anderes zu behaupten, wäre ein Verstoß gegen das neuzeitliche Wahrheitsbewusstsein. Und außerdem brauchen wir gar keine „Reanimation" eines Leichnams anzunehmen, um fröhlich Ostern feiern zu können. Was „lebt" ist die Botschaft Jesu Christi – und nur darauf kommt es an. So lange nämlich diese Botschaft in uns lebt, so lange lebt auch Jesus darin weiter. Er lebt in der Verkündigung und im Engagement der Gemeinde, die seinen Geist weiterträgt und danach handelt.

PFR. B. BIBELTREU: Oh, nun hat der Wolf seinen Schafspelz abgelegt. Sie werden wohl zugeben, Herr Kollege Hochmodern, dass das Neue Testament unter „Auferstehung" etwas ganz anderes versteht als sie gerade beschrieben haben. Auferstehung ist dort viel mehr als bloß das Fortleben bestimmter Ideale in den Schülern eines verstorbenen Meisters.
Das Neue Testament kennt keine solche Trennung von Person und Botschaft Jesu, der gemäß seine Botschaft auferstehen könnte, während sein Leib verwest. Nein! Wenn Jesus auferstand, dann der ganze Jesus. Dann schloss die Auferweckung Christi auch eine Belebung, Erneuerung und Verwandlung seines Leibes ein. Und dann muss das Grab auch leer gewesen sein. Wenn ihre „intellektuelle Redlichkeit" sie daran hindert, Gott dieses Wunder zuzutrauen, Herr Kollege, dann seien sie bitte auch so redlich zuzugeben, dass sie sich von der biblischen Osterbotschaft verabschiedet haben!

MODERATOR: Äh, bitte meine Herren, mäßigen sie sich. Und erlauben sie mir, einen Schritt weiter zu gehen. Die theologische Literatur erweckt in weiten Teilen den Eindruck, dies alles seien Fragen, die durch sorgfältige Erforschung der Heiligen Schrift zu klären seien. Ich stelle aber fest, dass da auf allen Seiten hochgelehrte Menschen sind, die trotz beharrlichem Forschen zu gegensätzlichen Ergebnissen kommen. Ich habe daher den Verdacht, dass in diesen Fragen weniger vom fleißigen Studium der Schrift abhängt, als von den Denkvoraussetzungen, mit denen man an die Schrift herantritt. M.a.W.: Ich habe den Verdacht, dass mancher Theologe, der so tut, als frage er ganz vorbehaltlos danach, wie es damals gewesen ist, längst eine Meinung darüber mitbringt, was gewesen sein kann – oder nicht gewesen sein kann. Ein jeder hat seine Ansichten darüber, dass bestimmte Dinge möglich sind und andere nicht. Und kein noch so intensives Schriftstudium wird ihn davon überzeugen, dass am Ostermorgen etwas wirklich gewesen sei, was nicht im Bereich des Möglichen liegt. Tue ich ihnen damit Unrecht, meine Herren?

**Oder könnte es sein, dass ihre so unterschiedlichen „Osterbotschaften" auf unterschiedlichen weltanschaulichen Voraussetzungen fußen?**

PFR. H. HOCHMODERN: Ja, das haben sie durchaus richtig beobachtet. Ich jedenfalls mache kein Geheimnis daraus, dass ich das naturwissenschaftliche Weltbild als bindende Voraussetzung auch allen theologischen Denkens ansehe. Dieses Weltbild lässt keinen Dualismus von „Diesseits" und „Jenseits" zu, sondern kennt nur **eine** Wirklichkeit, die überall den **gleichen** Gesetzen folgt. Und unter Voraussetzung dieser Einheit der Wirklichkeit kann natürlich nicht sinnvoll von „Wundern" gesprochen werden. Jedenfalls nicht, wenn damit unbegreifliche Einbrüche einer göttlichen Welt in die menschliche Welt gemeint sind. Die Naturgesetze lassen sich nicht so einfach außer Kraft setzen. Darum ist heute der Glaube an „übernatürliche" Ereignisse, wie etwa die Auferstehung eines Toten, nicht mehr zumutbar. Will die Theologie den Menschen der Gegenwart erreichen, muss sie auf Aussagen, die der aufgeklärten Vernunft Anstoß bereiten, verzichten. Darum vertrete ich den Grundsatz: Wenn Gott handelt, dann nur in, mit und durch die natürlichen Kausalzusammenhänge – niemals gegen sie.

PFR. B. BIBELTREU: Ich freue mich, Herr Kollege, dass sie ihre weltanschaulichen Vorurteile so offen aussprechen. Es wundert mich allerdings, mit welcher Selbstverständlichkeit sie sie dem Wort der Bibel überordnen. Und es erschreckt mich, wie wenig sie Gott zutrauen. Denn wenn Gottes Wirklichkeit alle kreatürliche Wirklichkeit transzendiert, sollten dann nicht auch Gottes Möglichkeiten den Rahmen dessen überschreiten, was wir „vorstellen", „erklären" oder „begreifen" können? Gott ist doch kein Gefangener der Naturgesetze, die er selbst geschaffen hat! Darum, meine ich, ist er jederzeit frei, in den Zusammenhang weltlichen Geschehens einzugreifen.
Dass er von dieser Freiheit Gebrauch macht, belegen die Wunder, von denen die Heilige Schrift berichtet. Aber selbst wenn wir von wirklichen Wundern nichts wüssten, müsste uns doch die Möglichkeit des Wunders gewiss sein, weil der Gedanken eines allmächtigen Schöpfers seine Freiheit gegenüber den inneren Gesetzmäßigkeiten seiner Schöpfung schon immer einschließt. Was wäre das auch für ein seltsamer Gott, der Himmel und Erde erschaffen kann, den dann aber die Auferweckung eines einzigen Toten überforderte? Würden wir den nicht zu Unrecht „den Allmächtigen" nennen? Ich meine darum: Wenn das Wunder der Auferstehung dem modernen Menschen Anstoß bereitet, so ist dieser Anstoß schon im Gedanken des souveränen Schöpfergottes enthalten und kann nicht beseitigt werden, ohne dass man den biblischen Gottesbegriff überhaupt aufgibt. Meinen sie nicht auch, Herr Friedlieb?

PFR. F. FRIEDLIEB: Hm, ja. Ich habe Schwierigkeiten, das eine Weltbild „richtig" und das andere „falsch" zu nennen. Aber zweifellos ist die Entfernung zwischen dem neutestamentlichen und dem modernen Weltbild so groß geworden, dass „Wunder" heute als bloße „Mirakel" erscheinen. Dem naturwissenschaftlich gebildeten Menschen bereiten sie so großes Ärgernis, dass er hinter dem Wunder nicht mehr der Wirklichkeit gewahr wird, auf die das Wunder verweisen will. Und das finde ich fatal. Denn das Ärgernis, ein veraltetes Weltbild aufgezwungen zu bekommen, ist nicht identisch mit dem Ärgernis des Kreuzes. Wunderglaube ist nicht identisch mit Christusglauben. Ich meine deshalb, dass es Aufgabe der Theologie ist, unnötige Ärgernisse zu beseitigen, damit der Mensch der Gegenwart überhaupt des Evangeliums angesichtig werden kann. Und damit das ge-

lingt, muss man die Frage nach der Wirklichkeit der Wunder überhaupt beiseite stellen, statt die neutestamentlichen Texte immer wieder als „Geschichtsschreibung" misszuverstehen. Wichtiger als die unpersönliche Frage nach dem „Historischen" ist doch, ob und wie die Osterbotschaft heute unsere Existenz trifft und verwandelt!

MODERATOR: Ich danke ihnen, dass sie das Stichwort des „Historischen" ins Spiel gebracht haben. Dazu wollte ich sie ohnehin noch näher befragen. Mir scheint nämlich keine Einigkeit darüber zu bestehen, ob die Geschichtswissenschaft in Sachen „Auferstehung" überhaupt zuständig ist. Gibt es einen Zusammenhang von historischen Urteilen und Glaubensurteilen? **Haben sie auch historisch–methodische Voraussetzungen, die ihre „Osterbotschaft" beeinflussen?** Ich würde sie bitten, auch diese offenzulegen, damit wir den Ursprung ihrer Differenzen noch besser verstehen!

PFR. H. HOCHMODERN: Ja, ich kann ihnen diesen Zusammenhang gern erklären. Bekanntermaßen vollzieht sich alle wissenschaftliche Geschichtsschreibung so, dass sie gesicherte Daten der Vergangenheit verknüpft und aus ihnen Rückschlüsse zieht auf diejenigen Teile der Geschichte, von denen keine direkten Nachrichten erhalten sind. Solch eine Rekonstruktion des Geschichtsverlaufes ist aber nur unter der Voraussetzung möglich, dass Geschichte ein prinzipiell gleichartiger Geschehenszusammenhang ist, der Analogieschlüsse von Prozessen der Gegenwart auf gleichartige Prozesse der Vergangenheit zulässt.
M.a.W.: Als historisch wahrscheinlich kann nur gelten, was analogisch verständlich ist. Analogieloses, wie z.B. die Auferstehung Jesu Christi, muss der unvoreingenommene Historiker als höchst unwahrscheinlich einstufen, weil es aus dem Rahmen der bekannten geschichtlichen Prozesse herausfällt. Es mag sein, dass dieses negative Urteil manche Christen verunsichert. Doch eine methodische saubere Geschichtswissenschaft kann darauf keine Rücksicht nehmen.

PFR. B. BIBELTREU: Ich muss ihnen noch einmal widersprechen, Herr Hochmodern. Wenn die Geschichtswissenschaft alles für „unhistorisch" hält, wofür es in unserer Gegenwart keine Analogien gibt, so erliegt sie damit doch einem Vorurteil. Denn wer sagt denn, dass alle Geschichte im Prinzip gleichförmig verlaufen müsse? Wird dieses Vorurteil zur Methode erhoben, so macht es den Historiker blind für alles Einmalige und Unableitbare in der Geschichte. Ohne ernsthafte Prüfung der Zeugnisse muss er der Osterbotschaft von vorneherein misstrauen – einfach weil es der Gegenwart an analogen Erfahrungen fehlt.
Dabei ist das gar nicht verwunderlich. Das Ostergeschehen ist ja gerade deshalb erzählenswert, **weil** es so einmalig und analogielos ist. Es wird uns von den neutestamentlichen Zeugen berichtet, nicht obwohl, sondern **weil** hier die übliche Regel geschichtlicher Verläufe in beglückender Weise durchbrochen wurde. Wer ihre Berichte schon allein deshalb als unglaubwürdig hinstellt, arbeitet keineswegs wissenschaftlich sauber, sondern erliegt lediglich dem Systemzwang seiner Methode.

PFR. F. FRIEDLIEB: Ach, werte Kollegen, nun haben sie sich wieder am „Historischen" festgebissen und falsche Alternativen aufgeworfen. Das führt doch nicht weiter! Ich gebe ihnen, Herr Hochmodern, zwar zu, dass die historische Wissenschaft in ihrer Arbeit die prinzipielle Gleichartigkeit aller historischen Gegenstände unterstellen muss, weil ohne analogische Rückschlüsse keine Rekonstruktion von Geschichte möglich wäre. Sie bege-

hen aber denselben Fehler, den ihre Gegner auch begehen, wenn sie meinen, mit ihrer historischen Methode positive oder negative Urteile über Gottes Handeln fällen zu können, die dann den Glauben stützen oder ins Wanken bringen.
Demgegenüber muss festgestellt werden, dass das Instrumentarium des Historikers schlicht ungeeignet ist, die Wirklichkeit Gottes zu erreichen. Denn Osterglaube ist nicht Glaube an die „Tatsächlichkeit" oder „Passiertheit" eines Mirakels in der Vergangenheit. Osterglaube ist das hier und heute gesprochene „Ja" zum Anspruch des lebendigen Herrn, der mir im Evangelium begegnet. Das Wagnis aber, ihm zu glauben und seinen Anspruch zu bejahen, kann uns niemand abnehmen – auch kein Historiker.

MODERATOR: Ich danke ihnen, Herr Pfr. Friedlieb, dass sie unsere Aufmerksamkeit wieder auf den Bereich des persönlichen Glaubens zurücklenken. Denn ich meine: Erst wenn die Theologen auf die Kanzeln steigen, stellt sich heraus, was die Substanz ihres Osterglaubens ist. Ich wäre darum dankbar, wenn die Herren zum Abschluss unserer Gesprächsrunde den Kern ihrer Osterbotschaft auf den Punkt bringen würden. **Was ist – bezogen auf die Verkündigung – die Konsequenz ihrer so unterschiedlichen Ansätze?**

PFR. H. HOCHMODERN: Nun, ich kann das in einem Satz sagen, was ich an Ostern in meiner Predigt entfalte: Die Sache Jesu geht weiter, wo Jesu Lebendigkeit in uns und durch uns sozial und politisch wirksam wird – und nur dort.

PFR. F. FRIEDLIEB: Hm. Ich setze den Akzent etwas anders. Meine These lautet: Auferstehung ereignet sich hier und heute, nämlich überall da, wo Menschen sich von der Botschaft betreffen lassen, in die hinein Christus auferstanden ist.

PFR. B. BIBELTREU: Entschuldigen sie, wenn ich nicht so knapp antworten kann, wie meine Vorredner. Aber für mich hat das biblische Zeugnis mindestens drei wichtige Pointen. **Erstens**: In der Auferweckung identifiziert sich Gott unwiderruflich mit Jesus Christus und seiner Botschaft. Das Ostergeschehen manifestiert daher vor aller Welt, dass die Einheit Christi mit dem Vater auch durch das Kreuz nicht aufgehoben wurde. Es bringt Jesu bis dahin verborgene Messianität ans Licht und lässt uns den stellvertretenden Kreuzestod Christi als Offenbarung der Liebe Gottes begreifen. **Zweitens**: Indem Gott den Gekreuzigten auferweckt, setzt er ihn seinen Feinden gegenüber ins Recht, macht damit den von der Welt verworfenen Stein zum Eckstein und setzt ihn ein zum Herrn der Welt. Auferweckung, Verherrlichung und Erhöhung Christi zur Rechten Gottes sind dabei ein einziger Vorgang. **Und drittens**: Wenn Jesu Auferstehung die Macht des Todes durchbricht, dann hat das Konsequenzen im Blick auf unseren Tod. Denn sie ist zu verstehen als Vorwegnahme der allgemeinen Totenauferstehung. Christus als der „Erstgeborene von den Toten" gibt die Antwort auf die Frage, was aus mir und der Welt wird. Er ist darum der Grund aller individuellen und kollektiven Hoffnung im Angesicht des Todes.

MODERATOR: Ich danke ihnen, meine Herren, für ihre erhellenden Ausführungen. Mir scheint, es ist deutlich geworden, dass sie nicht zufällig predigen, was sie predigen, sondern dass es sich fast zwangsläufig aus ihren Denkvoraussetzungen ergibt. Unseren Hörern wird es jetzt wohl etwas leichter fallen, ihren eigenen Standpunkt in der Debatte zu bestimmen…

# 84. Auferstehung als Aufhebung

Bei der Auferstehung Jesu hat es keine unmittelbaren Zuschauer gegeben, die anschaulich schildern könnten, wie Auferstehung vor sich geht. Doch lassen die Berichte des Neuen Testaments keinen Zweifel daran, dass Auferstehung mehr meint als nur die Wiederbelebung eines Leichnams. Auferstehung hat mindestens dreifachen Sinn. Und dieser Sinn deckt sich ziemlich genau mit dem des Wortes „aufheben", so dass man sich an dessen dreifacher Bedeutung gut klar machen kann, was unter der Auferstehung Jesu Christi (und dann auch ganz entsprechend unter der Auferstehung eines Christen) zu verstehen ist:

**Der dreifache Sinn des Wortes „aufheben"**

1. Das lästige Verbot wurde endlich **aufgehoben**...
**( = etwas ist abgeschlossen und beendet, es wird nicht fortgesetzt )**

2. Sie hat in ihrem Schrank alles **aufgehoben**, was noch brauchbar schien...
**( = etwas wird bewahrt, geschützt und nicht preisgegeben )**

3. Er bückte sich hinab, um **aufzuheben**, was heruntergefallen war...
**( = etwas wird hinaufgehoben auf ein anderes Niveau )**

**Der dreifache Sinn der Auferstehung Jesu**

**1. Das Leben Jesu wird „aufgehoben" im Sinne von:**
**„abgeschlossen, beendet, nicht fortgesetzt".**
Die irdisch-leibhaftige Gemeinschaft mit den Jüngern endet. Die Wanderschaft und das Predigen, das Ringen mit dem Unverständnis der Jünger, der Streit mit den Pharisäern und Schriftgelehrten und der Leidensweg Jesu enden. Was bis dahin galt, wird außer Kraft gesetzt. Etwas radikal Neues beginnt.

**2. Das Leben Jesu wird „aufgehoben" im Sinne von:**
**„bewahrt, geschützt, nicht preisgegeben".**
Was die Gegner Jesu auslöschen und vernichten wollten, wird von Gott wiederhergestellt. Was sie aus der Welt schaffen wollten, kehrt überraschend zurück. Was Jesus sagte, wird dadurch bestätigt; was er angekündigt hat, wird erfüllt; was er gesammelt hat, bleibt bewahrt. Denn indem Gott seinen Sohn auferweckt, bekennt er sich zu ihm, stellt sich ihm zur Seite, bekräftigt Jesu Anspruch und lässt nichts von dem verlorengehen, was das Leben Jesu ausgemacht hat.

**3. Das Leben Jesu wird „aufgehoben" im Sinne von:**
**„hinaufgehoben auf ein anderes Niveau".**
Die Auferstehung ist für Jesus nicht die Rückkehr in das alte Leben, sondern ist der Beginn eines neuen Lebens von anderer, von gesteigerter Qualität: Der Auferstandene ist nämlich nicht mehr in menschlicher Schwäche den Händen seiner Feinde ausgeliefert, sondern ist von Gott erhöht worden über alle Mächte und Gewalten. Den, den Menschen in den Dreck traten, hat Gott hoch erhoben und über uns zum König eingesetzt. Er „sitzt zur Rechten Gottes". Und von dort wird er einst wiederkehren in Herrlichkeit, „um zu richten die Lebenden und die Toten."

**1. Unser Leben wird „aufgehoben" im Sinne von:**
**„abgeschlossen, beendet, nicht fortgesetzt".**

Das menschliche Leben ist für gewöhnlich keine „Erfolgsstory". Es ist geprägt von mancherlei Versäumnissen und Fehlentscheidungen. Denn der gute Wille des Menschen (auch des Christen) stößt immer wieder an Grenzen. Der „alte Adam", die Sündernatur, klebt förmlich an uns. Sie kann nie ganz abgeschüttelt werden, wie lange wir auch leben. Und darum ist es gut, dass wir irgendwann sterben. Denn durch den Tod und die Auferstehung wird endlich von uns abgestreift, was nicht richtig war. Unser Leben, soweit es falsch und verkehrt war, wird dabei „aufgehoben" im Sinne von „außer Kraft gesetzt". Es kann und soll nicht verewigt werden. Es muss und darf ein Ende haben.

**2. Unser Leben wird „aufgehoben" im Sinne von:**
**„bewahrt, geschützt, nicht preisgegeben".**

Unser Erdenleben endet. Aber damit ist noch längst nicht „alles aus". Denn wozu sonst hätte sich Jesus die Mühe gemacht, für uns zu sterben? Er hat uns freigekauft, damit wir nicht verlorengehen. Er liebt uns. Und das heißt: Er wird uns durch den Tod hindurch bewahren und wird uns ein neues Leben geben. Wie dieses neue Leben aussieht, wissen wir nicht genau. Aber was gut war an unserem alten Leben, und was uns als Person ausgemacht hat, das wird auch im neuen Leben enthalten sein. Mit allen Christen gemeinsam sind wir in Gottes Hand gut und sicher „aufgehoben".

**3. Unser Leben wird „aufgehoben" im Sinne von:**
**„hinaufgehoben auf ein anderes Niveau".**

Das Leben nach der Auferstehung wird nicht einfach eine „Neuauflage" des alten sein. Denn wozu sollte diese Geschichte voller Blut, Schweiß und Tränen noch mal beginnen? Nein! Die Auferstehung wird uns nicht wiederherstellen, wie wir einst waren. Sondern sie wird uns in den Menschen verwandeln, der wir schon immer sein sollten. In unserem Erdenleben verfehlen wir unsere Bestimmung, Gottes Ebenbilder zu sein. Die Auferstehung aber vollendet uns und verwirklicht dieses höchste Ziel, indem sie uns reinigt und erneuert: Wir werden dann ganz ohne Schuld und ohne Scham Gott von Angesicht zu Angesicht gegenübertreten können und werden in einer frohen Gemeinschaft mit ihm leben, die keine Störung und kein Ende kennt.

# 85. Himmelfahrt und Herrschaft Christi

An Himmelfahrt feiern wir traditionell fröhliche Gottesdienste. Aber man wird schon mal fragen dürfen, ob das eigentlich richtig ist. Scheint Himmelfahrt für die Jünger Jesu nicht ein trauriger Tag zu sein, ein Tag des Abschieds? Die Jünger hätten Jesus doch gewiss gern weiterhin bei sich gehabt. Er konnte sie führen, er konnte sie trösten, er konnte ihre Fragen beantworten. Um bei ihm zu sein, hatten sie ihre Familien und ihre Berufe hinter sich gelassen. Sie waren ihm nachgefolgt, weil seine Nähe ihnen mehr bedeutete als alles andere. Aber gerade mit dieser Nähe ist an Himmelfahrt endgültig Schluss. Wir lesen es ja in der Schrift: Vierzig Tage war der Auferstandene bei seinen Jüngern, doch dann wird er von der Erde aufgehoben, eine Wolke hüllt ihn ein, er wird vor ihren Augen weggenommen und fährt gen Himmel. Er verschwindet in der Ferne. Dorthin kann ihm

keiner folgen. Das ist Abschied, das ist Trennung, das ist ein Verlust für die Jünger. Ich denke, sie standen einigermaßen ratlos da und starrten in den Himmel, wie eine Herde, der man den Hirten weggenommen hatte. Sollten sie sich darüber freuen?
Über Himmelfahrt können anscheinend nur die jubeln, die Jesus von Anfang an loswerden wollten. Die Herren dieser Welt, König Herodes, Hannas und Kaiphas, Pilatus, die Pharisäer und Schriftgelehrten – die hatte Jesus ja gestört. Die hatte er durch seine Verkündigung nervös gemacht und geärgert. Sie hatten ihn gekreuzigt, um ihn aus der Welt zu schaffen. Und Himmelfahrt scheint zu zeigen, dass es ihnen am Ende gelungen ist. Der Störenfried räumt das Feld und zieht sich in den fernen Himmel zurück. Da mag er bleiben, haben sie vielleicht gedacht, da gehört er hin. Nun haben die Mächtigen auf Erden wieder allein das Sagen. Ist es so? Wenn das so wäre, müssten Christi Jünger an Himmelfahrt trauern und Christi Feinde müssten Feste feiern. So ist es aber nicht. Der Epheserbrief sagt jedenfalls etwas ganz anderes. Und er deutet das Himmelfahrtsgeschehen auch anders. Denn da steht, Gott habe Christus *„...von den Toten auferweckt und eingesetzt zu seiner Rechten im Himmel über alle Reiche, Gewalt, Macht, Herrschaft und alles, was sonst einen Namen hat, nicht allein in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen. Und alles hat er unter seine Füße getan...." (Eph 1,20-22)*
Eines muss gleich klargestellt werden: Wenn der Epheserbrief sagt, dass Christus eingesetzt wird „zur Rechten Gottes", dann soll das keine Angabe über seinen Aufenthaltsort sein. Denn Gott ist nicht lokalisierbar. Er ist allgegenwärtig. Und darum wäre es Unsinn zu sagen: Dort ist Gott und rechts davon ist Christus. So kann man nicht von Gott reden. Und so meint es der Epheserbrief auch nicht. Denn wenn in der Bibel von der Rechten Gottes die Rede ist, dann ist damit die allmächtige Kraft und Gewalt gemeint, mit der Gott alles im Himmel und auf Erden regiert. Die Rechte Gottes ist sozusagen sein rechter Arm, seine rechte Hand, mit der er alles wirkt und ausführt, was er sich vornimmt. Wir finden das häufig in den Psalmen, dass gesagt wird: Die Rechte Gottes hat die Erde gegründet und den Himmel ausgespannt, die Rechte Gottes herrscht über Meere und Ströme, die Rechte Gottes tut Wunder und hilft mit Macht, die Rechte Gottes schlägt Gottes Feinde, die Rechte Gottes rettet aus der Not. Wo die Bibel so redet, ist mit der Rechten Gottes kein bestimmter Ort bezeichnet, sondern Gottes allmächtige Wirksamkeit, sein Arm, der überall hinreicht und dem nichts widersteht.
In **diesem Sinne** müssen wir es auch verstehen, wenn es heißt, Christus sei erhöht zur Rechten Gottes. Denn das bedeutet nicht, Christus habe sich in den Himmel zurückgezogen, um dort untätig zu sein und die Welt sich selbst zu überlassen, sondern im Gegenteil: Er tritt die Herrschaft an, die Gott ihm übertragen hat. Gottes allmächtiges Weltregiment liegt nun in seiner, in Christi Hand, denn Gott hat den Gekreuzigten zum König der Welt eingesetzt, er hat ihm die Herrschaft über alles gegeben, hat ihn erhöht *„über alle Reiche, Gewalt, Macht, Herrschaft und alles, was sonst einen Namen hat"* – alles hat er unter seine Füße getan. Alles ist unter ihm, niemand ist über ihm. Wenn das aber stimmt, dann ist Himmelfahrt nicht Christi Rückzug aus der Welt, sondern der Antritt seiner Herrschaft in der Welt. Und dann müssen wir umdenken. Denn nur auf den ersten Blick schien Himmelfahrt ein trauriger Tag für die Christen zu sein, ein Abschied von Christus. Da lag es nahe, ihn zurückzuwünschen, weil vieles einfacher scheint mit einem „Jesus zum Anfassen". Aber wenn wir verstehen, was Himmelfahrt bedeutet, können wir so nicht mehr denken. Denn wenn Christus zur Rechten Gottes sitzt, ist er uns **näher** als wenn er noch heute durch Palästina wanderte. Vorher war er nur hier **oder** da, in Jerusalem **oder** in Nazareth. Heute aber ist er bei allen Christen dieser Welt zugleich, denn die

Rechte Gottes ist überall. Es klingt paradox – aber gerade **weil** Christus in den vermeintlich fernen Himmel fuhr, kann er jedem von uns nah sein – und zwar näher als der, der neben uns sitzt oder steht.
Das Umdenken betrifft übrigens auch die Feinde Christi. Anfangs schien es, als sei Himmelfahrt für sie ein Freudentag. Es schien, als räumte Christus das Feld und überließe es wieder den Mächtigen, die Welt zu regieren. Aber das war ein Irrtum. Denn der Versuch, Christus durch die Gewalttat der Kreuzigung aus der Welt zu schaffen, ist gründlich gescheitert. Die Feinde Christi sind ihn nicht losgeworden. Ganz im Gegenteil: Früher, als er noch durch Palästina wanderte, war er immer nur an **einem** Ort. Jetzt aber ist er allgegenwärtig, in jedem Baum, in jedem Stein und in jedem Sonnenstrahl – einfach weil Gottes Rechte allgegenwärtig ist. Welch schrecklicher Gedanke für die, die Christus hassen und nun auf der ganzen Erde keinen Winkel mehr finden, wo sie sich vor ihm verstecken könnten! Wie herrlich aber für die, die zu ihm gehören!

# 86. Gottes Geist und andere Geister

Können sie sich an die Pfingstfeste ihrer Kindheit erinnern? Haben sie noch vor Augen, wie es an Pfingsten war, und wie ihre Familie Pfingsten gefeiert hat? Wenn sie sich daran nicht erinnern können, geht es ihnen wie mir. An die Weihnachtsfeiern unter dem Tannenbaum erinnere ich mich selbstverständlich. Viele, viele Bilder steigen in der Erinnerung auf. Auch Ostern hat sich mir als Kind tief eingeprägt. Ich sehe das geschmückte Haus, die Ostersträuche und die bunten Eier vor mir. Und auch die Erntedankfeste sind mir noch ganz gegenwärtig. Ich denke an die Brote, Weintrauben und Maiskolben auf dem Altar. Nur an Pfingsten erinnere ich mich nicht – so als hätte man Pfingsten in meiner Kindheit nicht gefeiert. Da ist kein Schmuck, kein besonderer Geruch, keine Stimmungen oder Bilder, die in mir aufsteigen würden. Und ich denke, das hat mit dem Inhalt des jeweiligen Festes zu tun. Denn die Geburt Christi ist etwas Anschauliches. Sie kann an einer Weihnachtskrippe sichtbar gemacht werden. Auch die Osterereignisse sind anschaulich. Den Engel neben dem leeren Grab konnte ich in der Kinderbibel betrachten, ebenso den auferstandenen Christus mit der Siegesfahne. Nur an Pfingsten – und daran muss es wohl liegen – gibt es wenig anzuschauen. Denn den Heiligen Geist kann man schlecht abbilden.
Was der allmächtige Vater geschaffen hat sehen wir überall um uns her. Was Christus tat, als er auf Erden wandelte, können wir nachlesen, wir können es uns vorstellen und Bilder davon malen. Aber der Heilige Geist? Weder ihn selbst, noch das, was er tut, kann ein Gemälde so recht wiedergeben. Da fehlen uns die Bilder. Und das ist ein Problem. Denn wie soll der Heilige Geist einen festen Platz im Leben des Christen haben, wenn er so wenig greifbar ist? Wie soll etwas in meinem Leben eine Rolle spielen, das ich mir nicht einmal vorstellen kann? Da mag der Heilige Geist etwas für Dichter und für Träumer sein – in der harten Realität des Alltags kommt er anscheinend nicht vor. Oder vielleicht doch?
Es ist schon ein paar Jahre her, da hat mich ein ganz nebensächliches Erlebnis ins Grübeln gebracht. Ich fuhr auf der Autobahn hinter einem LKW her. Es war ein Baustellenfahrzeug, über und über mit rotem Lehm beschmiert. Aber am Heck war ein großer Werbeaufkleber noch gut sichtbar. Und darauf stand: ***„Beton – es kommt drauf' an, was man draus' macht!".*** Offenbar handelte es sich um einen Werbeslogan der Beton erzeugenden

Industrie, die das Image ihres Werkstoffes verbessern wollte. Betonbauten gelten als hässlich, lieblos, kalt, und ungemütlich. Und nun will die Betonindustrie darauf hinweisen, dass es auch anders geht: ***„Beton – es kommt drauf' an, was man draus' macht!".*** Auch aus Beton lässt sich mit Phantasie und Geschick etwas Schönes und Ansprechendes bauen, soll das heißen, denn entscheidend ist nicht das Material, sondern der kreative Geist des Architekten, der dem Material die Form verleiht. Nun ja, werden sie sagen: „Es ist doch bloß ein Werbeslogan!" Trotzdem meine ich, dass er uns helfen kann, Pfingsten zu verstehen. Denn jener Spruch erinnert uns an die Macht des Geistes, die viel wichtiger ist, als das Rohmaterial, dessen er sich bedient, weil erst der Geist über die Gestalt und die Verwendung der Dinge entscheidet.

Nehmen sie z.B. einen Klumpen Stahl. Der ist an sich weder gefährlich noch nützlich. Kommt aber eines Menschen Geist dazu, der aus dem Stahl entweder Schwerter oder Pflugscharen macht, so wird der Stahl plötzlich gefährlich oder nützlich. Nehmen sie die Hand eines Menschen. Die ist an sich weder recht noch unrecht. Je nach dem aber, welcher Geist diesen Menschen beseelt, kann seine Hand einen anderen in den Abgrund stoßen – oder kann einen Stürzenden auffangen. Nehmen sie eine große Summe Geldes. Auch die ist an sich nicht gut und nicht schlecht. Aber je nach dem, ob ein konstruktiver oder ein destruktiver Geist darüber verfügt, kann das Geld auf hilfreiche oder auf verderbliche Weise verwendet werden. So ist es mit allem, was die Menschen schätzen und erstreben. Sei es Gesundheit oder Intelligenz, sei es rhetorische oder mathematische Begabung, sei es ein Besitz oder eine Fähigkeit, Jugend oder Erfahrung, Wissen oder Macht, Schönheit oder Ansehen: Nichts von alledem ist an sich schon gut oder schlecht! Aber alles kann zum Guten oder zum Schlechten gebraucht werden, wenn uns der entsprechende Geist beseelt. Denn erst der Geist gibt dem Rohmaterial unseres Lebens eine Form und eine Richtung. Erst der Geist gibt den Dingen Sinn und Ziel. Erst der Geist, der uns treibt, lässt unsere Potentiale zum Segen oder zum Fluch ausschlagen. Darum ist die zentrale Frage des Lebens nicht, welche Potentiale ich habe, sondern was ich mit denen mache, die ich habe, und welchem Geist sie dienstbar werden.

Ist es Gottes Heiliger Geist, der mich treibt – oder ist es der Geist dieser Welt? Diene ich mit meinen Gaben mir selbst und meinem Stolz – oder diene und helfe ich anderen? Folge ich meinem Gutdünken – oder folge ich dem Willen Gottes? Was ist der Grundimpuls, der mein Denken und Handeln bestimmt? Wessen Geistes Kind bin ich also? Das ist die Frage, die über mein Leben entscheidet. Und doch – das ist das erschreckende – fragen die meisten Menschen gerade danach **nicht.** Sie fragen, ob sie viel haben, viel können, viel dürfen. Sie fragen sozusagen nach dem Rohmaterial ihres Lebens. Und wenn sie mehr haben als ihr Nachbar, fühlen sie sich schon reich. Doch dieser Reichtum allein besagt gar nichts. Denn es kommt darauf an, was mit den vorhandenen Potentialen geschieht. Was ich habe, was ich kann und was ich bin – das ist erst mal nur Beton. Ob aber aus dem Beton ein hässlicher Bunker entsteht, ein Denkmal meines Egoismus, oder ob daraus eine schöne Brücke entsteht, die vielen Menschen nützlich wird, darüber entscheidet allein der Geist. Der Geist, der in mir waltet, gibt meinem Leben das Gepräge. Und es ist nicht automatisch Gottes Geist – o nein! Wenn es ein stolzer oder ein gieriger Geist ist, wenn es Neid ist oder Eitelkeit, wenn ein Geist der Schwermut und des Selbstmitleids mich beherrscht, dann wird er auch von meinen besten Gaben einen unseligen Gebrauch machen. Ja, auf die Dauer gräbt sich ein verkehrter Geist sogar in die Gesichtszüge des Menschen ein! Er formt den ganzen Menschen zu einem Abbild seiner Laster und entstellt dadurch das Ebenbild Gottes, das dieser Mensch eigentlich hätte

sein sollen. Der Geist dieser Welt lässt uns überheblich werden oder er treibt uns in die Depression, er macht uns zum Spielball unserer Ängste oder lässt uns von Gier zerfressen, er reitet uns über Stock und Stein, bis dem Pferd die Beine brechen, er missbraucht Körper und Seele. Wenn aber der Heilige Geist an seine Stelle tritt? Was geschieht, wenn der Geist Gottes in Körper und Seele zu wohnen beginnt, wie in einem Tempel? Zuerst macht der Heilige Geist uns nüchtern, selbstkritisch und in einem guten Sinne demütig. Denn er öffnet uns die Augen über uns selbst und zerstört viele Illusionen. Der Heilige Geist deckt unsere Lebenslügen auf, zerstört falsche Selbstzufriedenheit und weckt uns damit aus dem Schlaf des Unglaubens. Doch will Gott nicht, dass wir bei der kritischen Betrachtung seines Daseins mutlos werden. Darum führt er uns zugleich den Lebensweg Jesu vor Augen, von der Geburt bis zum Kreuz und zur Auferstehung. Und er lässt uns erkennen, dass Jesus diesen Weg **für uns** gegangen ist, um unsere Gottlosigkeit in Glauben zu verwandeln und unsere Schuld in Gerechtigkeit. Gottes Geist tröstet uns also, er vergewissert uns seiner Barmherzigkeit. Und dadurch erfüllt er uns mit Hoffnung, Freude, Geduld und Liebe.

Wessen Geistes Kinder sind wir also? Ich hoffe, es ist deutlich geworden, wieviel von dieser Frage abhängt. Denn die Sache, um die es an Pfingsten geht, ist gar nicht „nebulös". Die Sache mit dem Geist ist keine Angelegenheit für Träumer, Dichter und Phantasten, sondern sie entscheidet über das ganze Gepräge, den Wert und das Gelingen meines Lebens. Darum sollten wir uns immer mal wieder prüfen. Und wenn wir dabei feststellen, dass wir viel zu oft von unheiligen Geistern getrieben werden – von Sorgengeistern, Neid- und Trübsinnsgeistern – dann sollten wir nicht zögern: Bitten wir Gott, dass er mit einem großen Besen durch unsere Seele fährt, sie von allem Unrat reinigt, und selbst darin Wohnung nimmt. Denn etwas besseres können wir uns gar nicht wünschen und nichts haben wir nötiger, als diese Reinigung…

# 87. Der Heilige Geist

### Der Heilige Geist ist schwer zu fassen

Alle Christen verdanken ihr Christ-Sein dem Wirken des Heiligen Geistes – und doch tun sich die meisten schwer, wenn sie näher beschreiben sollen, wer der Heilige Geist ist und was er tut. Das mag zunächst verwundern. Beim näheren Hinsehen aber wird es verständlich. Denn das Wirken des Heiligen Geistes ist in besonderem Maße „unanschaulich". Er ist so schwer zu greifen und darzustellen, dass er selbst die christliche Kunst in Verlegenheit bringt: Die Maler müssen auf das Symbol der Taube oder auf Feuerzungen zurückgreifen (vgl. Mt 3,16 und Apg 2,3). Ist der Heilige Geist also etwas ganz nebulöses? Ist er überhaupt „etwas" (eine Sache)? Oder ist er „jemand" (eine Person)?

### Der Heilige Geist ist kein anderer als Gott selbst

Der Heilige Geist ist eine „Person" innerhalb der Dreieinigkeit Gottes. Er steht darum keineswegs unter Gott dem Vater oder unter Gott dem Sohn, sondern steht ihnen gleich. Er ist „eines Wesens" mit dem Vater und dem Sohn, d.h. der Geist ist nicht etwas „neben" Gott, auch kein bloßer Bote Gottes – der Geist ist Gott selbst. Man muss ihn darum deutlich unterscheiden von menschlichen Geisteszuständen und Gefühlsregungen. Der Heilige Geist ist kein psychischer Zustand wie Begeisterung oder Mutlosigkeit, Frohsinn oder Nachdenklichkeit. Denn solche Geisteszustände und Gefühlsregungen sind Be-

standteil unserer Natur. Der Heilige Geist dagegen ist nicht Bestandteil der geschaffenen Natur – er ist überhaupt nicht geschaffen, sondern ist Schöpfer, er ist nicht Teil der Welt, sondern ist Gott. Und das gilt auch dann noch, wenn der Heilige Geist im Menschen und am Menschen wirkt. Der Heilige Geist kann im Herzen eines Menschen wohnen und auf den menschlichen Geist wirken, aber auch dann wird er nicht zum Bestandteil des Menschen, sondern bleibt Gott (wie auch Christus Mensch wurde und dabei Gott blieb). Wozu aber ist das überhaupt nötig, dass der Heilige Geist in uns wirkt?

**Der Heilige Geist ist für den Glauben unentbehrlich**

Das Wirken des Heiligen Geistes ist notwendig, weil wir Menschen blind sind in allen Dingen, die Gott betreffen. Wir haben zwar Augen im Kopf und können alles „Diesseitige" sehen. Wir haben Hände, mit denen wir Irdisches „begreifen". Und wir haben unsere Vernunft, mit der wir die Welt erforschen. Aber für alles, was mit Gott zusammenhängt, sind unsere Augen blind – das geht weit über unsere Vernunft. Denn wir können zwar erkennen, dass wir uns nicht selbst geschaffen haben und dass unser Schicksal nicht in unseren eigenen Händen liegt. Unsere menschliche Weisheit reicht vielleicht bis zu der Einsicht, dass es einen Gott geben muss. Alles Weitere aber (z.B. ob Gott es gut oder böse mit uns meint) würden wir ohne die Hilfe des Geistes nie herausfinden. Darum heißt es in einem unserer Gesangbuchlieder:

> ***„Unser Wissen und Verstand ist mit Finsternis verhüllet,***
> ***wo nicht deines Geistes Hand uns mit hellem Licht erfüllet;***
> ***Gutes denken, tun und dichten musst du selbst in uns verrichten."*** *(EG 161, 2)*

Damit ist im Grunde schon gesagt, was die „Hauptbeschäftigungen" des Heiligen Geistes sind:

**Der Heilige Geist ist ein großer Aufklärer und Befreier**

Der Heilige Geist öffnet uns die Augen, d.h. er lässt uns Gott erkennen, wie er wirklich ist, und lässt uns uns selbst erkennen, wie wir wirklich sind. Das schließt vier Einsichten ein:

> **1 – Dass wir Sünder sind**
> (Wir sind nicht, wie wir nach Gottes Willen sein sollten, denn das Böse hat Macht über uns);
> **2 – Dass Gott zornig ist**
> (Gott hätte guten Grund, uns samt dem Bösen in uns zu verwerfen, wie man einen wurmstichigen Apfel wegwirft);
> **3 – Dass Gott barmherzig ist**
> (Trotz seines berechtigten Zorns ist Gott bereit, uns zugute zu halten, was Christus am Kreuz für alle Sünder getan hat);
> **4 – Dass uns der Glaube rettet**
> (Wer sich an Christus hält und mehr auf ihn vertraut als auf sich selbst, der ist Gott recht und steht in seiner Gnade).

Indem der Heilige Geist uns diese vier Einsichten vermittelt, öffnet er unsere blinden Augen sowohl für das Elend, in dem wir stecken, als auch für die Hoffnung, die wir haben dürfen. Und das ist weit mehr als ein bloß „verstandesmäßiger" Vorgang. Der Geist lässt uns Gottes Angebot nicht nur mit dem Kopf „**be**greifen", er lässt es uns auch mit dem Herzen „**er**greifen". Er informiert also nicht nur über die mögliche Versöhnung mit Gott, sondern er verwirklicht sie zugleich. Und wie macht er das? Der Heilige Geist weckt

in uns den Wunsch, Gottes Gnadenangebot zu ergreifen, wie man mit der Hand eine kostbare Perle ergreift. Solches „Sich-Sehnen" und „nach-der-Gnade-greifen" ist Glaube. Durch den Glauben aber gehören wir zu Christus und werden um seinetwillen von Gott angenommen. Wir werden dabei frei „von" allem, was uns von Gott trennte (vgl. Röm 8,14–16). Wir werden aber zugleich frei „für" ein neues, besseres Leben.

### Der Heilige Geist ist ein Erneuerer und Verwandler

Wenn der Heilige Geist in unser Leben einzieht, will er es verändern: Er greift nach dem Besen, um aus unserem Herzen alles hinauszufegen, was sich mit der Gegenwart Gottes nicht verträgt. Darum kann man ihn mit einem stürmischen Wind vergleichen. Er weht durch uns hindurch und reinigt uns, wie der Sturm durch einen Baum weht, totes Geäst herausbricht und Herbstlaub davonbläst, so dass Platz wird für neues Grün. Böse Gedanken verfliegen, schlechte Gewohnheiten werden abgelegt, Verhärtungen des Herzens aufgebrochen. Und dann zieht mit dem Heiligen Geist auch Neues ein: Er verbreitet Licht und Wärme in uns, wie ein großes Feuer. Er lässt Liebe wachsen zu Gott und zu den Menschen. Er treibt uns zu guten Taten und beschenkt uns mit mancherlei (Geistes-)Gaben (1.Kor 12,4–11). Das Ziel dieser Wandlung ist nicht, durch gottgefälliges Leben Gottes Gnade zu „verdienen" – unsere Begnadigung hat nie einen anderen Grund als Gottes Liebe allein. Aber es gilt, aus der Erfahrung dieser Liebe Konsequenzen zu ziehen und sie auf unser tägliches Leben abfärben zu lassen. Wenn wir in Gottes Gnade stehen, wäre es schließlich widersinnig, nicht auch gemäß der Gnade Gottes zu wandeln und zu handeln. Der Heilige Geist hilft uns dabei, damit wir (unserer Lebensführung nach) so „gerecht" und „heilig" werden, wie wir es (nach Gottes barmherzigem Urteil) schon sind. Er kann dabei spektakuläre, plötzliche Wandlungen bewirken. Er kann aber auch ganz langsam und unauffällig zu Werke gehen.

### Der Heilige Geist ist ein Ausleger der biblischen Schriften

Es ist nicht die Art des Heiligen Geistes, irgendwie und irgendwo über einen Menschen zu kommen. Er überfällt Menschen nicht wie ein plötzlicher Einfall oder eine unerklärliche Laune. Vielmehr wirkt der Heilige Geist durch Gottes Wort. Es kann sein, dass ein Freund dem anderen von seinem Glauben erzählt oder dass jemand das „Wort zum Sonntag" sieht. Vielleicht schlägt jemand eine alte Familienbibel auf, vielleicht stößt er in der Zeitung auf ein biblisches Wort oder er nimmt an einer Beerdigung teil. Das alles können Ansatzpunkte für das Wirken des Heiligen Geistes sein, weil es Wege sind, dem Wort Gottes zu begegnen. Doch das „äußere" Wort, das bloß in die Ohren dringt, reicht noch nicht aus, um Glauben zu wecken. Der Heilige Geist muss auch ein „inneres Wort" dazugeben, d.h. er muss im Geist eines Menschen bewirken, dass ihn auch berührt, was er hört. Das äußere Wort kann zu einem Ohr rein, zum andern wieder raus gehen – das innerliche Wirken des Geistes aber sorgt dafür, dass das Wort den Menschen ins Herz trifft, ihn nicht mehr loslässt, ihn überzeugt und im Innersten verwandelt. Die Wirkweise des Geistes ist also eine doppelte: Er sorgt dafür, dass das Wort Gottes „äußerlich" in der Welt gepredigt, gedruckt und diskutiert wird. Er sorgt aber auch dafür, dass es die Menschen „innerlich" trifft. Nur wo beides zusammenkommt, entsteht Glaube, und der Mensch verändert sich. Kann man das zweifelsfrei feststellen – bei sich selbst und bei anderen?

**Der Heilige Geist ist leicht zu erkennen**

Natürlich kann man das Wirken des Heiligen Geistes in einem Menschen nicht im strikten Sinne „beweisen". Denn niemand von uns kann in einen anderen hineinschauen. Trotzdem gibt es, wenn nicht „Beweise", so doch deutliche „Hinweise" auf das Wirken des Geistes. Ein solcher Hinweis liegt nicht schon darin, dass jemand ganz allgemein „an ein höheres Wesen" oder an „etwas Göttliches" glaubt. Auch wenn er Jesus als ethisches Vorbild anerkennt, beweist er damit nur gesunden Menschenverstand. Doch ist Gottes Geist gewiss dort am Werk, wo man Jesus als Sohn Gottes bekennt und Vertrauen zu ihm fasst. Anders gesagt: Wo Menschen sich stolz auf sich selbst verlassen, ist der Geist ihnen gewiss fern, wo sie sich auf Gottes Barmherzigkeit verlassen, da ist er ihnen gewiss nah. Freilich: Wer sich selbst anhand dieses Maßstabes prüft, wird feststellen, dass die Kraft seines Glaubens größer sein könnte. Auch gefestigte Christen haben es nötig, dass der Heilige Geist weiterhin an ihnen arbeitet. Aber wie erreicht man das?

**Der Heilige Geist ist ein Geschenk, um das man bitten kann**

Weil der Heilige Geist Gott ist, können wir ihn uns nicht einfach „nehmen", können ihn nicht herbeizwingen und uns nicht selber gläubig machen. Keiner kann einfach beschließen, dass er nun Christ sein will, denn der Glaube ist nicht unser Geschenk an Gott, sondern Gottes Geschenk an uns. Geschenke aber kann man nicht erzwingen, sondern nur erbitten. Darum gilt es zweierlei zu tun: Zum einen können wir uns für das Wirken des Heiligen Geistes öffnen, indem wir uns mit der Heiligen Schrift beschäftigen und das Gespräch mit Christen suchen, die sie uns auslegen. Und zum anderen können wir Gott bitten, dass er uns Verständnis schenkt für das, was wir da hören, damit es nicht zum einen Ohr hinein und zum andern hinaus geht, sondern tief in unser Herz hineinfällt und uns verwandelt. Wem für solches Bitten die Worte fehlen, der kann sich Martin Luthers Gebet zu Eigen machen:

**„Gib uns, Herr, nicht Gold und Silber, sondern einen starken, festen Glauben. Wir suchen nicht Lust oder Freude der Welt, sondern Trost und Erquickung durch dein heiliges Wort. Nichts begehren wir, das die Welt groß achtet, denn wir sind dadurch vor dir nicht um ein Haarbreit gebessert; sondern deinen Geist gib uns, der unsere Herzen erleuchte, uns in unserer Angst und Not stärke und tröste, und uns im rechten Glauben und Vertrauen auf deine Gnade erhalte bis an unser Ende."**

# 88. Die Einwohnung des Heiligen Geistes

Das Neue Testament mutet seinen Lesern viele schwierige Gedanken zu. Einer der merkwürdigsten dürfte aber sein, dass wir als Christen bewohnt werden wie eine Mietswohnung – dass da nämlich in uns drin außer uns selbst noch ein anderer haust: ***„Ihr seid nicht fleischlich, sondern geistlich"*** sagt Paulus, „***wenn Gottes Geist in euch wohnt. Wenn aber Christus in euch ist, so ist der Leib zwar tot um der Sünde willen, der Geist aber ist Leben um der Gerechtigkeit willen. Wenn nun der Geist dessen, der Jesus von den Toten auferweckt hat, in euch wohnt, so wird er, der Christus von den Toten auferweckt hat, auch eure sterblichen Leiber lebendig machen durch seinen Geist, der in euch wohnt."***

Du meine Güte denkt man – wie soll das gehen? Ist die menschliche Person denn wie ein Vogelhäuschen oder ein Nistkasten, wo der Geist nach Belieben ein– und ausfliegen

kann wie die Meisen, die im Frühjahr darin brüten und es dann wieder verlassen? Ist mein Kopf eine freistehende Wohnung, in die der Geist Gottes mal so eben einziehen kann? Und wenn er bei mir einziehen will – wie verhält er sich dann zu meinem eigenen Geist, der doch auch noch da ist? Wird es nicht ein bisschen eng in meinem Kopf, wenn Menschengeist und Gottesgeist eine Wohngemeinschaft bilden? Will ich das überhaupt? Und wenn: Vertragen sich meine Gedanken mit Gottes Gedanken – werden sie nicht streiten? Kann Gottes Geist meinen Menschenverstand erfüllen, ohne mein altes „Ich" zu verdrängen? Und **wenn** Gottes Geist sich als dominant erwiese mitten in meiner Psyche, wäre ich dann quasi fremdgesteuert, ferngesteuert, nicht mehr autonom? Es ist kein Wunder, wenn bei solchen Gedanken unsere Alarmglocken schrillen. Denn der moderne Mensch legt größten Wert darauf, selbstbestimmt zu handeln. In der eigenen Person den Geist eines anderen zu beherbergen, oder gar die Kontrolle abzugeben an solch einen Gast, davor graut es uns. Wir sind schließlich keine leerstehenden Altbauten, die von autonomen Gruppen okkupiert und in „besetzte Häuser" verwandelt werden wollen. Wir sind gern Herr im eigenen Leben. Wenn wir ehrlich sind, suchen wir gar keine Mitbewohner!

Und doch scheint Paulus genau so einen Mitbewohnen vorauszusetzen. Er sagt, dass der Geist Gottes in uns wohnt – und dass das auch notwendig ist. Denn nur durch den Heiligen Geist wird menschlicher Geist in den Stand versetzt, glauben zu können. Und nur durch diesen Glauben kann auch Christus in uns sein. Nur mit Hilfe des Geistes kommen in unser armes Mensch–Sein das Heil, die Wahrheit die Gerechtigkeit und das Leben. Anders als durch den Heiligen Geist würde Gottes rettender Arm uns nicht erreichen. Und darum haben wir das Heilswerk nötig, das Gott nicht nur auf Golgatha vollbrachte vor langer Zeit, und auch nicht nur „äußerlich" **an** uns tut, sondern tatsächlich **in** uns tut. So sehr Christus einen Raum der Gnade eröffnet hat, in dem wir Schutz finden können, so sehr bedarf es doch des Heiligen Geistes, der uns **einholt** in diesen Raum der Gnade, der uns zu Christus führt und uns dauerhaft anschließt an die Quelle des Heils.

Wohnte Gott nicht in uns, so blieben wir immer fern von ihm! **Wenn** wir vor dieser Vorstellung aber zurückschrecken, weil es scheint, Gott träte uns damit zu nahe, **wenn** wir uns sperren, weil wir in uns gern mit uns allein sein wollen, **dann** sollten wir uns dringend die Strukturen unseres Bewusstseins vor Augen führen, damit die Sache ihre Schrecken verliert. In Wahrheit ist nämlich keiner von uns in seinem Kopf allein.

Ja, ich gestehe ganz freimütig, dass **ich** immer mindestens zu dritt bin. Das erste ICH handelt, geht, steht, redet und tut. Aber indem ich mir dessen bewusst bin und mich bei meiner aktuellen Beschäftigung beobachte, sind wir schon zwei. Denn hinter dem, der beobachtet wird (ICH 1), steht der, der ihn beobachtet (ICH 2). ICH (2) denke über das nach, was ICH (1) gerade tut. Und fast immer meldet sich noch ICH (3) zu Wort, das irgendwelche Kommentare zu dem hat, was ICH (2) ICH (1) gerade tun sieht. Die Stimme der **Vernunft** widerspricht gern den Forderungen meiner **Bedürfnisse,** die **Gefühle** äußern sich ängstlich, während der **Stolz** Zuversicht verbreitet, das **Gewissen** erhebt Einspruch gegen die Vorschläge aus dem **Bauch,** und das **Gedächtnis** bringt warnend Erinnerungen ins Spiel. Oft ist in mir ein regelrechtes Stimmengewirr! Einer fällt dem anderen ins Wort. Doch ist es wirklich „ein Anderer" der da redet? Bin es nicht immer ICH? Ja: Auch wenn der Mensch sich psychisch ganz gesund fühlt, finden in seinem Kopf Streitgespräche statt. Und es ist normal, wenn er „mehrere Seelen" in seiner Brust fühlt. Denn Vernunft, Gemüt, Gedächtnis, Gewissen, Wille, Stolz, Trieb und Gefühl interagieren heftig. Sie alle sind ICH! Und gerade wenn es um Gott geht oder um Moral, kann es große

innere Debatten geben, in denen sich Argumente und Gegenargumente gegenseitig aufheben, ohne dass eine Entscheidung möglich würde. Der Mensch ist mit sich selbst nicht einig. Doch mitten hinein sagt dann eine Stimme „ICH glaube!", „ICH weiß, was Gott von mir erwartet!" Und genau das ist es, was Paulus die Einwohnung des Heiligen Geistes nennt. Mitten in den inneren Streit ruft einer „ICH glaube!" Und die anderen Stimmen in meinem Kopf schweigen verblüfft.

„Warst du das?" fragt dann das Gefühl die Vernunft. „Nein", antwortet die Vernunft, „das muss der Willen gewesen sein". Doch der Wille sagt „Ich war's auch nicht" und fragt das Gewissen: „Kannst du plötzlich glauben?" Jeder verneint. Alle Bestandteile des Bewusstseins werden verhört. Aber keiner will es gewesen sein. Denn die Instanzen unseres inneren Lebens sind tatsächlich weder einzeln noch gemeinsam in der Lage, glauben zu können. Die Stimme aber, die sagt „ICH glaube!", kehrt im inneren Gespräch immer wieder. Und manchmal ist sie sogar lauter als alle anderen. Der Mensch meint vielleicht, gute Gründe zu haben, weshalb er ihr nicht vertrauen kann, vertrauen will oder darf. Und doch vermag er auf die Dauer nicht zu leugnen, dass da „Etwas" in ihm glaubt. Er macht die irritierende Erfahrung einer Instanz, die ICH bin, und die doch zugleich mehr ist als ICH. Diese Erfahrung ist schwer einzuordnen, weil man sie nicht hat kommen sehen. Doch das Neue Testament bietet eine Erklärung an. Denn was sich da im inneren Stimmengewirr als fröhliche Gewissheit bemerkbar macht, ist in Wahrheit nicht des Menschen **eigener** Geist, sondern es ist **Gottes** Geist, der stellvertretend für den menschlichen Geist tut, was dieser nicht vermag. Gott selbst ersetzt die Zuversicht, die der Mensch aus sich heraus niemals aufbringen könnte. Gott gibt die Beständigkeit und Klarheit, über die menschlicher Geist nicht verfügt. Und weil er weiß, wie schwer der Mensch von Begriff ist – und wie träge –, vertritt der Heilige Geist ihn selbst noch im Gebet mit unaussprechlichen Seufzern. Wenn der Christ nicht zu reden weiß, wird ihm zugesagt, dass der Heilige Geist durch ihn reden wird. Und wo er vergisst und verzagt, da übernimmt es der Heilige Geist ihn zu erinnern und zu trösten. Bei alledem „wohnt" der Heilige Geist im Menschen und wirkt auf den menschlichen Geist ein, ohne ihm dabei Gewalt anzutun. Er wird keineswegs identisch mit ihm. Und er setzt die normalen psychischen Funktionen auch nicht außer Kraft. Aber der Heilige Geist gibt dem menschlichen Geist Zeugnis davon, dass dieser Mensch Gottes Kind ist. Er klärt ihn über alles auf, was ihm von Gott geschenkt wird. Und aus diesem inneren Bezeugen des Heiligen Geistes erwachsen Glaubensgewissheit, christliches Leben und mancherlei Gaben wie Glaube, Liebe, Hoffnung, Treue, Barmherzigkeit, Wahrhaftigkeit und Demut.

Streng genommen glaube gar nicht „**ich**", sondern „**es**" glaubt in mir, denn „ich" als Mensch und Sünder bin gar nicht in der Lage dazu. Der Heilige Geist tut, was getan werden muss, um den Menschen in eine vertrauensvolle Beziehung zu Gott zu bringen. Und genau genommen ist es dabei Gott selbst, der in mir an sich glaubt. Gott macht den Glaubenden zu seiner Wohnstatt und zu seinem Tempel. Und anders ginge es nicht. Anders käme kein Licht in unsere Schädel. Denn des Menschen Geist ist zwar clever in allen Dingen, die die **Welt** betreffen, in allem aber, was **Gott** betrifft, ist er spröde, dumm und kraftlos. Menschlicher Geist kommt sich zwar klug vor, würde aber von sich aus in Glaubensdingen nie Gewissheit erlangen. Und weil Gott dass weiß, nimmt er in uns Wohnung und lässt unseren Geist dadurch teilhaben an der Gewissheit, mit der Gott um sich selbst weiß. Was der Mensch durch noch so viel Forschen, Prüfen und Kontrollieren niemals sicherstellen kann, wird ihm gewiss, wenn der Heilige Geist seinem Geist Einblick gewährt in das Wissen Gottes um sich selbst. Und obwohl dies immer eine „frem-

de" Gewissheit bleibt, an der der Mensch nur partizipiert, und eine fremde Weisheit, von der er profitiert, reicht sie doch völlig aus, um ihm Frieden zu schenken.
Durch die Einwohnung göttlichen Geistes kann der Mensch akzeptieren, nicht klug zu sein „aus sich selbst" und „für sich selbst", sondern nur klug zu sein „in Gott" und „durch Gott". Und zu einer Konkurrenz oder einer Überfremdung kommt es dabei keineswegs. Denn der Gläubige besteht nicht mehr darauf, die Kontrolle über sein Leben zu haben. Er ist damit einverstanden, dass Gott sie hat. Er gründet seinen Glauben von Anfang an nicht auf **seine eigene** Prüfung, sondern auf **Gottes** Zusage. Und er ist gerade deshalb **ohne** Sorge, weil ein „anderer" für die Wahrheit seines Glaubens bürgt, ihn ihm Gebet vertritt und in Entscheidungen führt. Es klingt paradox. Aber es ist tatsächlich Gott selbst, der in uns an sich glaubt. Denn wenn Gott uns einholen will in den Schutzraum der Gnade und uns anschließen will an die Quelle des Heils, dann ist Gottes Heiliger Geist dabei sowohl der Geber als auch die Gabe und der Empfangende. Er steht auf Seiten Gottes, weil der Heilige Geist ja kein anderer ist als Gott **selbst**. Er ist das Medium und das Mittel der Erlösung, weil uns alle Gnade geschenkt wird **durch** den Heiligen Geist. Der Heilige Geist ist die **Gnadengabe** selbst, weil er uns geschenkt und verliehen wird als Unterpfand des Heils. Und er ist auch noch der **Empfänger,** der auf Seiten des Menschen die Gabe entgegennimmt, denn es ist der geistgewirkte Glaube, der das Heil ergreift, empfängt und festhält. Das ist verwirrend genug! Wo aber bleibt die menschliche Autonomie?
Die mag bleiben, wo sie will. Sie wird an diesem Punkt nicht gebraucht und wäre in Glaubensdingen auch nur schädlich. Denn des Menschen Versuch, Gott gegenüber autonom zu sein, ist ja die Quelle allen Unheils und der harte Kern der Sünde. Selbstbestimmung in Alternative zu setzen zur Bestimmung durch Gott – **eben das** ist der Ursprung allen Elends. Das ist es, was uns von Gott und von unserer eigenen Bestimmung entfremdet! Und darum ist es gut, dass es diese Alternative im Glauben nicht gibt. Hier ist die Bestimmung durch Gott identisch mit der rechten Selbstbestimmung, weil erst Gottes Geist in mir mich zu dem Menschen macht, der ich sein soll. Erst durch ihn kommt der Mensch wieder ins Lot. Nur durch ihn wird der verkehrte Mensch geheilt und vom Kopf auf die Füße gestellt. Darum ist es wahrlich **gut** und zu begrüßen, dass wir als Christen nicht mit uns **allein** sind, sondern Gottes Geist in unserem Geist beherbergen. Ihn bei sich zu haben, ist ein großer Trost und birgt große Verheißungen, an die uns Paulus erinnern will: ***„Wenn der Geist dessen, der Jesus von den Toten auferweckt hat, in euch wohnt, so wird er, der Christus von den Toten auferweckt hat, auch eure sterblichen Leiber lebendig machen durch seinen Geist, der in euch wohnt..."***

# 89. Gotteserkenntnis, Zweifel und Bekehrung

Was der Heilige Geist im Menschen bewirkt, ist erstaunlich. Denn das Instrumentarium menschlichen Erkennens reicht nicht aus, um Erkenntnis Gottes und Gewissheit des Glaubens zu begründen. Wenn Gewissheit trotzdem für viele Menschen eine Gegebenheit ist, muss irgendetwas im Glaubenden klüger sein als sein Kopf. Doch wie ist mit diesem paradoxen Befund umzugehen? Und wie geht das zu? Tatsächlich verdankt sich Glaubensgewissheit nicht dem Beobachten, Argumentieren, Fühlen und Experimentieren des Menschen, sondern dem freien Entschluss dessen, auf den sich der Glaube richtet. Sie ist ein Werk, das Gottes Geist am menschlichen Geist vollbringt, so dass der Mensch

nicht durch sein eigenes Tun und Wollen, sondern durch Gottes Tun und Wollen Gottes gewiss wird. Es ist eine Gewissheit ohne rationalen Beweis. Doch, Gewissheit ohne Beweis – ist das nicht ein Widerspruch in sich?
Man muss sich an diesem Punkt bewusst machen, dass Gewissheit nicht nur dann entsteht, wenn Beweise auftauchen, sondern auch, wenn Zweifel verschwinden. Denn was nennen wir „Gewissheit"? Als „ungewiss" bezeichnen wir den Teil unserer Ansichten und Überzeugungen, den wir bewusst unter den Vorbehalt des Vorläufigen und Prüfungsbedürftigen stellen. Den anderen Teil aber – diejenigen Überzeugungen an denen wir nicht (oder nicht mehr) zweifeln – bezeichnen wir als „gewiss". Doch wenn sich das Empfinden von Gewissheit der Abwesenheit der Zweifel verdankt, muss die Ursache nicht unbedingt darin liegen, dass „Beweise" aufgetaucht sind. Es kann auch einfach der Grund des Zweifels entfallen sein. Denn durch das Wirken des Heiligen Geistes verliert der Mensch:

- Die Angst, von Gott getäuscht zu werden
- Der Wunsch, in der Beziehung zu ihm unbedingt die Kontrolle zu behalten
- Die Illusion, man könne oder müsse sich ihm gegenüber behaupten
- Die Vorstellung, Gott müsse sich dem Menschen beweisen
- Der Zwang, Gott durch Zweifel auf Distanz zu halten
- Die Neugier auf weltanschauliche Alternativen
- Die Überzeugung, man könne nur dem eigenen Denken vertrauen

Aus der Begegnung mit Gott geht der Mensch demnach nicht bloß mit einer anderen Meinung hervor – sondern als ein anderer Mensch. Es ändern sich nicht nur Urteile. Es ändert sich der Urteilende. Und eine Kettenreaktion ist die Folge, in der der Mensch nicht nur die oben genannten Ängste, Wünsche und Illusionen einbüßt, sondern ganz allgemein die Deutungshoheit über sein Leben zurückgibt an den Schöpfer, dem sie zusteht.
Dem Skeptiker mag das unerträglich scheinen, weil die menschliche Vernunft dabei nicht das letzte Wort behält. Es wird ihr zugemutet, sich selbst zu relativieren. Doch für den Glaubenden ist genau das „vernünftig" – und ist der Anfang eines neuen geistigen Lebens. Denn Irrtumsangst, Misstrauen und Kontrollzwang lässt er gern hinter sich und verliert sie, wie man Ballast verliert. Wer sich aber nicht erklären kann, wie aus diesen „Verlusten" ein neuer Mensch hervorgehen soll, stelle sich einen unförmigen Marmorblock vor, der unter den präzisen Schlägen des Bildhauers nach und nach zur Statue wird. Auch so ein Marmorblock erleidet nichts als „Verluste". Es geht ihm viel Material verloren, das ursprünglich zu ihm gehörte. Und doch wird er – einzig und allein durch den Verlust des Störenden! – zum Kunstwerk. Ängste, Zweifel, Illusionen und Zwänge fallen von ihm ab, und er macht neue Erfahrungen, weil er mit unverstelltem Blick die Welt anders zu sehen vermag.
Zum Glauben zu kommen, ist insofern wie Lesen-Lernen. Denn auch beim Lesen-Lernen kommt die Veränderung nicht durch eine Veränderung des Buches zustande, sondern durch die des Lesers: Ist ein Mensch des Lesens nicht kundig, so wird sich ihm bei der Betrachtung eines Buches die darin enthaltene Botschaft nicht erschließen. Und wenn es ihm nicht gesagt wird, kann er nicht einmal wissen, dass das Buch eine Botschaft hat. Ein Kind könnte inmitten einer Bibliothek aufwachsen und die Bücher allein würden es doch nicht lesen lehren. Denn die Bücher zwingen ihre Botschaft nicht auf. Sie sagen nicht,

dass und wie sie gelesen werden müssen. Und wer „naiv" an sie herangeht, kann sie als Bauklötze benutzen, als Wurfgeschosse oder als Brennmaterial. Denn zum Lesen bedarf es der Kenntnis von Verknüpfungsregeln, die sich nicht aus der Betrachtung des Textes ergeben. Nur wer diese Regeln vermittelt bekam, und sich mit Hilfe dieser Regeln der Lektüre nähert – dem erschließt sich der Sinn des Textes. Und je mehr er lesend versteht, umso mehr findet er die Leseregeln bestätigt. Sie bewähren sich im Vollzug. Und der Mensch kann dann nicht mehr daran zweifeln, dass das Buch genau auf diese Weise gelesen und verstanden werden will.

Die Welt ist diesem Buch zu vergleichen. Und der Glaube entspricht den Verknüpfungsregeln. Ein Skeptiker kann darauf verweisen, dass sich die Verknüpfungsregeln nicht aus der Welt ergeben. Und er hat Recht. Er kann die Verknüpfungsregeln des Glaubens als „unwissenschaftlich" und als „unbeweisbar" ablehnen, weil sie ihm wie ein weltanschauliches Vorurteil von außen an die Welt herangetragen scheinen. Tatsächlich zwingt die Welt den Zweifler nicht zum Glauben, so wie das Buch den Analphabeten nicht zum Lesen zwingt. Und trotzdem erlebt der Gläubige seinen Glauben als völlig evident. Denn sobald er die Welt vom Glauben her zu lesen beginnt, erschließt sich ihr Sinn. Er sieht sie nun mit anderen Augen. Aber verändert hat sich nicht die Welt, sondern das Auge des Betrachters. Sobald der Glaube Raum greift, macht der Mensch viele neue Erfahrungen, die seinen Glauben bestätigen. Doch muss man festhalten, dass nicht die religiösen Erfahrungen den Glauben hervorbringen, sondern der Glaube die religiösen Erfahrungen. Denn der neue Blick auf die Welt ist nicht Ursache, sondern Wirkung der Glaubensgewissheit, die Gottes Geist unserem Geist schenkt!

Und wo bleiben nun die nachvollziehbaren Gründe, die auch einen Skeptiker überzeugen könnten? Ja, wo bleiben sie? Geht man auch zu einer jungen Mutter und fragt sie, ob sie ausreichenden Grund hat, ihr Kind zu lieben? Fragt man sie nach den Motiven und den Argumenten ihrer Liebe? Wer so fragen wollte, würde zu Recht verständnislose Blicke ernten. Denn die Liebe zum Kind ist zwar der Grund für tausend Dinge, die die Mutter tut. Die Liebe selbst aber bedarf keiner Begründung, sondern ist unmittelbar erlebte Wirklichkeit. Ja: wollte sich ein Mensch auf die Suche machen nach guten Gründen, um damit seine Liebe zu einem anderen Menschen zu stützen, so wäre das ein sicheres Indiz dafür, dass ihm die Liebe abhanden kam. Und mit Glaubensgewissheit verhält es sich ganz ähnlich: Wo sie stark ist, bedarf sie keiner argumentativen Krücken. Denn was bedeutet es, einen Impuls, ein Verhalten oder eine Überzeugung zu „begründen"? Es heißt doch immer, das zu Begründende abzuleiten von einem Anderen, das seinerseits entweder hinreichend begründet, oder aus sich selbst heraus evident sein muss. Was begründet wird, ist dabei immer abhängig von der Verlässlichkeit dessen, worauf man es zurückführt. Die Schlussfolgerung ist immer nur so stabil, wie die Voraussetzung, auf deren Stabilität die Folgerung ruht. Und weil es in der Ableitung Fehler geben kann, wird man das Abgeleitete in der Regel für weniger sicher halten als das Vorausgesetzte.

Den Glauben zu begründen, hieße demnach, ihn auf etwas zurückzuführen, was sicherer und grundlegender ist als der Glaube – und das ist ein großes Missverständnis. Denn Glaubensgewissheit ist nicht das Ergebnis religiösen Fühlens, Erfahrens und Schlussfolgerns, sondern die Voraussetzung all dessen. Glaube ist kein Impuls, den der Mensch erdenkt, sondern einer, dem er erliegt. Wer aber braucht für solches „Erliegen" Gründe? Begründet der Surfer die Welle, die ihn mitreißt? Begründet die Mutter die Liebe zu ihrem Kind? ***„Gott hat die Unverschämtheit der Tatsache, nicht die Evidenz des Vernunftschlusses",*** sagt N. G. Dávila. Und darum ist auch die Gewissheit des Glaubenden, nicht

„begründet" (weder schlecht noch gut), sondern ist begründend. Sie beruht nicht auf konkreten Erfahrungen, sondern liegt allem religiösen Erfahren voraus, als das, was solches Erfahren ermöglicht. Glaubensgewissheit steht also nicht als Ergebnis am Ende einer Argumentation, sondern als Voraussetzung an ihrem Anfang. Und wenn der Glaubende diese Denkvoraussetzung auch täglich bestätigt findet, weil sie sich in seinem Leben bewährt, so wird er doch aus dieser Bewährung keine „Beweise" drechseln. Denn den Zweifler überzeugen sie nicht. Und der Glaubende braucht sie nicht.

Gewissheit entsteht also nicht, wie Suchende und Zweifelnde sich das häufig vorstellen. Sie entsteht nicht dadurch, dass der Hunger nach Beweisen eines Tages durch immer mehr Argumente, Gründe und Indizien gestillt wird. Sondern sie entsteht, wenn dieser Hunger einfach aufhört. Denn was Glaubensgewissheit ausmacht ist nicht, viele Gründe zu haben, sondern keine zu brauchen. Und eben das ist ein schöner Zustand, über den sich niemand beklagen wird. Denn was ist das Quälende und Beunruhigende an der Situation des Zweiflers? Es ist doch die Angst, man könnte nicht rechtzeitig die weltanschauliche Seite wechseln. Es ist die Furcht, man müsse vielleicht doch umschwenken, um bei denen zu sein, die Recht haben. Es ist die Sorge des Überläufers, sich falsch entschieden zu haben, und am Ende bei den Verlierern zu stehen. Ja, es handelt sich eigentlich um die Not des jungen Bräutigams, der sich vorstellt, er könnte nach seiner Hochzeit einer noch tolleren Frau begegnen und die eingegangene Bindung bereuen.

Wann aber hört das auf? Es hört auf, wenn die Wahrheit, die sich ihm aufdrängt, so sehr ein Teil seiner Identität geworden ist, dass er auch noch daran festhielte, wenn alles dagegen spräche. Und der Zweifel verliert dann ganz von selbst an Relevanz. Er ist nicht weg und wird auch weder verboten, noch von Argumenten erdrückt. Der Zweifel bleibt immer möglich. Nur interessiert er nicht mehr. Denn wenn eine Gewissheit Teil der eigenen Identität geworden ist, warum sollte man dann über einen Wechsel nachdenken? Ist ein Wechsel aber faktisch ausgeschlossen, weil man mit einer bestimmten Überzeugung sich selbst aufgäbe, warum soll man dann noch unruhig sein? Wer seine Braut liebt, muss sie nicht ständig mit den anderen vergleichen, um sicher zu sein, dass er die Richtige liebt. Er tut es einfach.

Auf den Glauben bezogen heißt das, dass der Mensch sich irgendwann im Glauben vorfindet und feststellt, dass er nicht mehr anders kann – und auch nicht mehr anders will. Vielleicht wundert er sich selbst darüber, weil die argumentative Gemengelage gar nicht verändert scheint. Aber die vielen Gründe, die er im Stadium der Suche und der Unsicherheit brauchte, um sich zu beruhigen, braucht er plötzlich nicht mehr. Obwohl er immer noch weiß, dass er theoretisch irren könnte, lässt ihn dieses Wissen kalt. Denn mit dem Abwägen von „pro" und „contra" beschäftigt sich nur der, der bereit ist, bei einem ungünstigen Ergebnis den Kurs zu ändern. Wer seinen persönlichen Kurs aber so oder so beibehalten wird – was interessiert den noch das Geschäft des „Abwägens"? Vielleicht hatte er sich früher schon vielfach in diese und in andere Weltsichten „hineingedacht", um sie danach problemlos wieder abzulegen. Eines Tages aber dachte er sich in eine hinein, und vergaß, sich wieder „hinauszudenken". Er blieb „drin" und sie wurde ihm zur zweiten Haut, so dass er dieser Überzeugung gemäß zu sehen, zu reden und zu handeln begann. Er verwächst so sehr mit ihr, dass Überzeugung und Identität, Weltverständnis und Selbstverständnis eine untrennbare Einheit bilden. Wer aber braucht dann noch Gründe, um er selbst zu sein? Hat einer wirklich Gewissheit erlangt, so unterliegt seine Überzeugung nicht mehr der Bedingung, sie müsse ihm das „Rechthaben" garantieren oder auch nur wahrscheinlich machen, sondern sie ist zur bedingungslosen Überzeu-

gung geworden, an der er festzuhalten entschlossen ist, selbst wenn dieses Festhalten zur Folge hätte, dass sein Lebensentwurf mit seiner Überzeugung widerlegt würde. „Right or wrong – my country", sagen manche Patrioten, denn gegen das eigene Land zu stehen, würde für sie bedeuten, ihre Identität aufzugeben. Und in ähnlichem Sinne kann ein Christ zu seinem Gott sagen „Ich glaube, ich werde dir nachfolgen, selbst wenn du nicht existierst." (Adrian Plass).

Wo solche Gewissheit herrscht, kommt es weniger darauf an, ob man „Recht hat", sondern auf wessen Seite man steht. Der Gläubige würde an Gott festhalten, auch wenn noch viel mehr gegen ihn spräche. Und wenn er am Ende die Wahl hätte, ob er lieber mit dem Teufel triumphieren oder mit Christus unterliegen wollte, würde er es gewiss vorziehen, mit Christus gemeinsam widerlegt zu werden. Wer sich aber nicht mehr davor fürchtet, Unrecht zu haben und zu irren, weil es ihm wichtiger ist, auf einer bestimmten Seite zu stehen – braucht der noch ein Heer guter Gründe, um seine Überzeugung zu stützen? Oder wird ihn ein ebenso großes Heer möglicher Zweifel beunruhigen? Nein. Denn das Geheimnis solcher Gewissheit ist nicht, viele Gründe zu haben, sondern keine mehr zu brauchen. Für den Glaubenden ist sein Glaube keine Meinung, die er „hat", sondern die Mitte dessen, was er „ist". Der Glaube ist Teil seiner Identität, so dass er ihn nicht ablegen oder aufgeben könnte, ohne damit sich selbst abzulegen und aufzugeben. Es ist ein Glaube, der sich nicht einmal von Gott selbst irritieren lässt (vgl. Hiob 19,25!).

Es stimmt also, was H. F. Amiel gesagt hat: „Glaube ist Gewissheit ohne Beweis". Doch lässt sich zeigen, dass die Gewissheit des Glaubens deswegen nicht grundlos ist. „Gewiss" ist dem Menschen, woran er nicht zweifelt. Dies Nicht-Zweifeln aber muss seinen Grund nicht darin haben, dass der Zweifel auf dem Wege des Beweises ausgeräumt wurde. Das Nicht-Zweifeln kann auch darauf beruhen, dass die Voraussetzungen des Zweifelns hinfällig werden. Und eben <u>das</u> geschieht im Glauben:

Der Skeptiker zweifelt, weil er fürchtet, von Gott getäuscht zu werden. Dem Gläubigen aber kommt diese Furcht schlicht abhanden. Der Skeptiker traut seinem Verstand zu, ihm mit Hilfe des Zweifels die nötige Klarheit zu schaffen. Der Gläubige hingegen erkennt die geistliche Inkompetenz seiner Erkenntnisorgane. Der Skeptiker erwartet, dass sich Gewissheit aus einer erweiterten Kenntnis der äußeren Welt ergeben müsste. Doch der Gläubige erlebt, dass Gott seine Fragen durch die innere Umwandlung des Fragenden beantwortet. Der Skeptiker macht sein Selbstverständnis von dem abhängig, was Zweifel, Kritik und Vernunft für wahrscheinlich erklären. Dem Gläubigen hingegen wäre es egal, Unrecht zu haben, wenn er nur Unrecht hätte gemeinsam mit Christus. Der Skeptiker will sich durch seinen Zweifel selbst vergewissern. Der Gläubige aber überlässt es Gottes Geist, stellvertretend für ihn zu tun, was Menschengeist nicht vermag. Die Skepsis des einen ist durch Argumente bedingt und will durch Argumente geheilt werden. Die Gewissheit des anderen ist seltsam „unbedingt". Der Skeptiker muss die Frage seiner Identität vorläufig offen lassen. Dem Glaubenden verschmilzt seine Identität mit der von Gott gegebenen Antwort. Der Skeptiker will Gott erkennend ergreifen. Der Glaubende weiß sich ergriffen. Für den Skeptiker bleibt Gott das Objekt seines Forschens. Für den Gläubigen ist er das Subjekt seines Glaubens. Der Skeptiker stellt alles unter Vorbehalt, um seine Ansichten jederzeit korrigieren zu können. Der Glaubende vertraut vorbehaltlos dem, der ihn korrigiert hat. Dem Einen gilt die Weisheit dieser Welt als letzte Instanz. Und der Andere gibt einer höheren Autorität Rechenschaft.

Ist ein Gespräch unter so verschiedenen Voraussetzungen überhaupt möglich? Es ist deshalb so schwer, weil die Glaubensfrage sich anders klärt, als der Skeptiker es wünscht

und plant. Er erwartet, dass die Klärung auf den gewohnten Wegen menschlicher Vergewisserung zu erfolgen hat – oder gar nicht. Doch Gott erlaubt sich, einfach da zu sein, und verwandelt den Menschen, ohne dass dieser dabei die Kontrolle behielte. Gott verleiht eine Gewissheit, die evident ist, ohne begründet zu werden. Das ist eindeutig nicht der Weg des Erkennens, den der Mensch sich vorgestellt hat. Denn hier bringt nicht Erkenntnis Bekehrung hervor, sondern Bekehrung Erkenntnis. Die Vernunft muss im Nachhinein feststellen, dass das Entscheidende ohne ihr Zutun geschah. Aber darf sie es übel nehmen? Darf der Mensch gebannt in eine bestimmte Richtung starren, aus der er die Wahrheit erwartet, und gekränkt sein, wenn sie von der anderen Seite angeschlendert kommt?

## 90. Gottes Volk und Prädestination

Wenn der Bundestag gewählt wird, haben wir eine große Auswahl an Politikern und Parteien. Und wenn wir einkaufen gehen, haben wir auch die Wahl. Wir genießen es, dass die Angebote vielfältig sind. Und wenn wir uns entspannen wollen und den Fernseher anmachen, um zwischen 70 verschiedenen Programmen zu wählen, finden wir das angenehm. Denn wer wählen kann, ist frei und verfügt wählend über die Macht der Entscheidung. Die freie Auswahl zu haben, ist ein Vorteil, der vom Gefühl der Souveränität begleitet wird. Und es ist von daher kein Wunder, dass der Mensch gern auch die Wahl haben möchte, was seine Religion betrifft, und auch in diesem Bereich umworben werden will, wie ihn die politischen Parteien umwerben, die Kaufhäuser und die Fernsehsender. Am besten sollen sich auch die konkurrierenden Götter zur Wahl stellen, damit der Mensch souverän entscheiden kann zwischen Jahwe und Buddha, Allah und Krishna. Das würde uns gefallen! Denn wir sehen uns gern als Einkäufer auf dem weltanschaulichen Markt – und erwarten, dass auch dort der Kunde König sei. Doch schaut man mit solchen Erwartungen in die Bibel hinein, erlebt man eine Überraschung. Denn bei Gott funktioniert Demokratie offenbar andersherum: Der Gott der Bibel ist ein König, der sich sein Volk wählt.

Es verhält sich also nicht der Mensch Gott gegenüber sichtend, prüfend und entscheidend – sondern Gott verhält sich dem Menschen gegenüber sichtend, prüfend und entscheidend. Gott **wählt** sich sein Volk – er **wird** nicht gewählt. Und wenn jemandem nicht klar ist, dass darin die Souveränität Gottes zum Ausdruck kommt, dann bekommt er es von Mose unmissverständlich erklärt: ***„Mose sprach zum Volk Israel: Du bist ein heiliges Volk dem HERRN, deinem Gott. Dich hat der HERR, dein Gott, erwählt zum Volk des Eigentums aus allen Völkern, die auf Erden sind. Nicht hat euch der HERR angenommen und euch erwählt, weil ihr größer wäret als alle Völker – denn du bist das kleinste unter allen Völkern –, sondern weil er euch geliebt hat und damit er seinen Eid hielte, den er euren Vätern geschworen hat. Darum hat er euch herausgeführt mit mächtiger Hand und hat dich erlöst von der Knechtschaft, aus der Hand des Pharao, des Königs von Ägypten."***

Es ist nicht zu überhören, dass da von Gottes Liebe die Rede ist. Erwählung hat mit Liebe zu tun! Und doch wird den von Gott Geliebten recht unverblümt gesagt, dass sie diese Liebe nicht etwa auf ihre herausragenden Qualitäten zurückführen dürfen. Nein! Gott hat sich zwar aus den vielen großen und kleinen Völkern, die er zur Wahl hatte, das Volk Israel erwählte, dass es „sein" Volk sei. Er wollte nicht die Inder oder die Azteken, er wollte nicht die Eskimos oder die Madagassen in dieser Weise auszeichnen. Damit sich

die Israeliten aber nichts darauf einbilden, wird ihnen ausdrücklich bescheinigt, dass sie diese Erwählung keiner besonderen Qualität verdanken.
Nein, sagt Mose: Glaubt nur nicht, ihr würdet den anderen Völkern vorgezogen, weil ihr klüger oder größer, tapferer oder edler wärt. Tatsächlich seid ihr ein unbedeutendes Volk. Sondern macht euch bewusst, dass es sich genau umgekehrt verhält: Ihr wurdet von Gott nicht zu seinem Volk erwählt, weil ihr etwas Besonderes seid, sondern **nur deshalb,** weil Gott euch erwählt hat, seid ihr nun etwas Besonderes. Gott ist es, der euch aus der Masse der Völker hervorgehoben hat. Aber für diese unverdiente Wahl gibt es keinen anderen Grund als eben nur, dass Gott sich euer erbarmte, und eurem Vater Abraham diesen Bund versprochen hat. Gottes Erwählen gründet in nichts anderem als in Gottes Freiheit, heißt das, darum glaubt bitte nicht, „erwählt zu sein" sei ein Verdienst, dessen ihr euch rühmen dürftet. Denn wenn Gott sich jemandem zuwendet, um ihm besondere Aufmerksamkeit zu schenken, dann ist das Gottes freie Entscheidung, auf die der Mensch keinerlei Einfluss hat. Nun gut, könnte man sagen. Wir nehmen das zur Kenntnis. Es ist wichtig für die Israeliten, was da gesagt ist. Sie haben nicht gewählt, sondern wurden erwählt. Aber geht das **uns** etwas an? Betrifft es uns, da wir doch keine Juden sind, und uns dem Gefühl nach auch nicht „erwählt" vorkommen? Oder sind wir etwa doch „erwählt"?
Ja, alle Christen sind's! Ohne dass uns Gott zu seinem Volk berufen hätte durch die Taufe und den Glauben, wären wir nicht Kirche. Denn wenn wir auch dem „Alten Gottesvolk" der Juden **nicht** angehören, so bilden wir doch mit der ganzen Christenheit das „Neue Gottesvolk" der Kirche. Wir stehen nicht im „Alten Bund" durch Mose, aber wir stehen im „Neuen Bund" durch Christus. Und wir sind dadurch in einem ganz ähnlichen Sinne „erwählt" wie Israel. Denn auch als Christen sind wir aus der Masse der Heiden herausgerufen und sollen uns der Welt nicht gleichstellen, sondern sind vielmehr berufen, im Kontrast zu dieser Welt und in besonders enger Beziehung zu Gott zu leben. Diese Berufung haben wir uns ebensowenig selbst ausgesucht wie Israel. Wir haben nicht gewählt, sondern wurden gewählt. Und wenn wir trotzdem mit der Vorstellung leben, im Warenhaus der Religionen freie Auswahl zu haben, dann ist das ein großer Irrtum. Denn an Gottes persönlichem Stil, in souveräner Freiheit die zu wählen, mit denen er näher zu tun haben will, hat sich seit Moses Zeit nichts geändert. Auch wir sind, was wir sind, nicht etwa, weil wir uns für Gott, sondern weil Gott sich für uns entschieden hat. Auch wir verdanken unseren Glaubenstand seiner Zuwendung zu uns. Nur, dass dieser Gedanke dem neuzeitlichen Bewusstsein viel schwerer eingeht und viel schwerer zu vermitteln ist, weil wir in demokratischen Gesellschaften gern unterstellen, auch das Verhältnis zwischen Gott und Mensch müsse demokratisch geordnet sein. Doch Demokratie heißt: Herrschaft des Volkes. Und eine solche kann es Gott gegenüber nicht geben.
Vielen Menschen widerstrebt das! Sie meinen, sie seien Christen aus eigenem Entschluss – und das Christentum stehe auch jedem offen, der sich dazu entschließen will. Die Möglichkeit zu glauben, scheint ihnen so allgemein wie das allgemeine Wahlrecht. Sie haben den Eindruck, es stünde ihnen frei, ihren Glauben nach eigenem Geschmack zu wählen, wie die Farbe ihrer Hemden. Doch die Bibel zeichnet ein ganz anderes Bild, das weniger demokratisch als autoritär erscheint. Denn in biblischer Sicht ist nicht das Volk souverän, sondern Gott ist souverän, sich das Volk zu wählen, das er haben will. Nicht wir prüfen Gottes Angebot, um ihm großzügig den Zuschlag zu geben, wenn die Konditionen gefallen. Sondern er prüft uns. Er trifft seine Entscheidung. Und Einsprüche gegen seine Entscheidung haben keine Aussicht auf Erfolg. Denn wenn wir im Neue Testament nach-

lesen, wie Jesus seine Jünger beruft, dann wartet auch er nicht auf ihre Bewerbung, sondern verfährt wie ein Monarch, der sich Soldaten rekrutiertet, indem er mit dem Finger auf irgendwelche junge Burschen zeigt und sagt: „Den will ich, den und den. Nehmt sie und steckt sie in eine Uniform."
Nun gut, könnte man sagen – er ist schließlich Gott. Vielleicht könnte man ihm das autoritäre Verfahren zugestehen, wenn er sein Erwählen wenigstens einleuchtend begründete. Es könnte den Gläubigen immerhin schmeicheln, zu erfahren, warum Gott sie anderen vorzog. Und wenn Gott sich außerdem verpflichtete, alle gleich zu behandeln (und möglichst keinen zu verwerfen), dann könnte man seine Freiheit vielleicht akzeptieren. Aber nichts von alledem findet statt. Und das ist durchaus hart. Denn weder fühlt Gott sich bemüßigt, uns seine Entscheidungen zu erklären, noch unterwirft er sich unseren Vorstellungen von Fairness und Gleichbehandlung. Sondern Gott erwählt und verwirft, wie es ihm gefällt. Manchen braven Mann, der „Hier" schreit, lässt er achtlos stehen. Und manchen krummen Hund, der mit Gott nichts zu tun haben will, pickt er sich liebevoll heraus. Gott nimmt sich die Freiheit, willkürlich zu verfahren – und nichts zu erklären. Und genau so wenig wie bei Israel kümmert er sich bei uns um die Vorzüge und Talente, auf die wir so stolz sind. Darum stellt ein Christ zwar irgendwann fest, dass Gott sich ihm zugewandt hat – er findet sich beschenkt und durch sein Christ–Sein quasi geadelt. Der Grund ist aber weder, dass er sich klug dazu entschlossen hätte, noch dass er sich dazu besonders eignete, sondern er ist „Gottes Kind" einfach nur, weil Gott es in seiner Barmherzigkeit so gewollt hat. Und das ist – bei aller Freude – doch auch ernüchternd. Denn damit ist die ganze Sache sowohl unserem Verstehen als auch unserer willentlichen Einflussnahme entzogen. Und man kann unter diesen Umständen auf seinen Christenstand auch kaum stolz sein, sondern muss sich über die unverdiente Gnade unablässig wundern.
Wir meinen, es müsse in unserem Belieben stehen, ob wir Gottes Geist in uns wirken lassen. Wir meinen, er müsse um Erlaubnis fragen. Und fair erschiene es uns, wenn Gott es dann jedem selbst überließe, ob er erlöst werden will oder nicht. Doch so einen schüchtern anfragenden Gott, kennt weder das Alte noch das Neue Testament. Auch Jesus verfährt bei der Wahl seiner Jünger nach Gutsherrenart. Und er sagt ihnen das auch einmal auf den Kopf zu: ***„Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt" (Joh 15,16)*** Nicht die Jünger haben einen religiösen Verein gegründet, um anschließend Jesus zum Vorsitzenden zu wählen. Sondern Jesus trat unter sie als unstrittige Autorität und erklärte sie zu seinen Schülern. Ohne lange zu fragen sagte er: „Du, du und du – lasst alles stehen und liegen und folgt mir nach." Und manch einen, der ihm als Jünger folgen wollte, hat Jesus ohne weitere Begründung nach Hause geschickt. Jesus hat es nicht den Jüngern überlassen, ob sie zu ihm gehören wollten. Sondern er hat ihnen die Hand auf die Schulter gelegt und hat sie für Gottes Sache in Anspruch genommen. Wenn das aber so ist, dass nicht **wir** Gott erwählen, sondern Gott **uns**, wenn Gott sein Verfahren auch heute nicht geändert hat – was folgt dann daraus? Ist das für uns dann bloß eine Erinnerung an Gottes große Freiheit, die uns einen Schauer über den Rücken jagt, weil Gott nun einmal der Töpfer ist, und wir bloß der Ton in seinen Händen?
Nein, es steckt noch mehr darin. Und es steckt vor allem viel **Tröstliches** darin. Denn wenn man die gewisse Kränkung die in Gottes Fremdbestimmung liegt, verwunden hat, kann man entdecken, dass Gottes erwählendes Handeln auch ungemein beruhigend ist. Denn bedenken sie: Wie verlässlich könnte unser Bund mit Gott sein, wenn er darauf beruhte, dass **wir** nach Gott Hand greifen und uns an ihm festhalten würden? Meinen sie

nicht, unsere Willens- und Glaubenskraft, mit der wir uns an ihn klammern, wäre sehr begrenzt? Könnte das Gewicht von Schuld und Angst, das uns von Gott wegzieht, nicht schnell zu groß werden? Unser Wille unterliegt bekanntlich großen Schwankungen. Unser Glaube ist schwach. Und entsprechend unsicher wäre unsere Bindung an Gott, wenn wir **ihn** erwählten. Der Bruch dieser Bindung wäre nur eine Frage der Zeit, und der Absturz wäre absehbar, weil es allein auf die Festigkeit **unseres** Griffes ankäme. Wenn es aber tatsächlich umgekehrt ist, wenn der Bund des Glaubens zustande kommt durch Gottes Zugriff **auf uns**, ist die Verbindung dann nicht viel verlässlicher? Ist es nicht besser, der Starke trägt den Schwachen auf starken Armen, als dass der Schwache sich mit seinen schwachen Armen am Starken festzuhalten versucht? Und ist es so gesehen nicht gut und weise, dass Gott die Entscheidung über unser Heil **nicht** uns überlässt? Nicht wir haben uns für Gott entschieden, sondern er hat sich für uns entschieden. Nicht wir halten uns an ihm, sondern er hält uns. Und das ist in der Tat viel besser so. Denn Gottes Arme werden niemals müde. Und was immer auch an uns klebt und auf uns lastet: Wir werden ihm doch niemals zu schwer. Gottes Griff lockert sich nicht. An Gottes Ratschluss beißt keine Maus einen Faden ab. Und das ist ungeheuer tröstlich. Denn es bedeutet, dass unsere Erwählung so fest steht wie Gottes Wille selbst. Da wackelt nichts, weil Gott nicht wackelt! Und das zu wissen, ist wahrhaft befreiend. Denn was ich nicht in meiner Macht habe, das kann auch meine Dummheit nicht verderben. Was meine zittrigen Hände nicht halten, das können sie auch nicht fallenlassen. Und wenn Gott mich grundlos liebt, dann kann ihm der Grund dieser Liebe auch nicht verlorengehen. Es ist darum gut so, dass alles an Gottes freiem Erwählen hängt. Und bei Lichte besehen kann niemand wünschen, dass es anders wäre…

## 91. Rechtfertigung, Gerechtigkeit und Gnade

Der Begriff „Rechtfertigung" beschreibt das Zentrum des evangelischen Glaubens. Darum ist es gerade hier höchst wichtig, klar und verständlich zu reden. Doch leider gibt schon das Wort Anlass zu Missverständnissen. Denn unter einer „Rechtfertigung" verstehen wir gewöhnlich den Versuch eines Menschen, kritische Stimmen zurückzuweisen und die eigene Unschuld zu beteuern. Und das ist es gerade nicht, was der evangelische Glaube mit „Rechtfertigung" meint. Dem Gläubigen geht es nicht darum, Recht zu haben, sondern recht zu sein – nämlich Gott recht zu sein. Und die große Frage ist, wie ein Mensch dahin kommt. Wie kann es geschehen, dass Gott, statt zu zürnen und zu verdammen, zu einem schuldbeladenen Menschen sagt: „Du gehörst zu mir, und ich meine es gut mit dir. Ich zähle dich zu meinen Freunden. Für dich ist ein Stuhl frei an meinem Tisch. Du bist in Ordnung. Du bist mir recht." In dieser Weise von Gott angenommen zu werden, ist wahrscheinlich der Wunsch aller Menschen. Wir wünschen uns, dass Gott ein positives Urteil über uns fällt. Aber wie kann es dazu kommen?
Die evangelische Antwort auf diese Frage ist nicht schmeichelhaft, aber sehr klar: Wenn Gott zu einem Menschen sagt „Du bist mir recht", dann geschieht das nie, weil Gott diesem Menschen seine menschlichen Qualitäten oder Verdienste zu Gute hielte (davon haben wir einfach zu wenig), sondern es geschieht **immer nur**, weil Gott dem Menschen die Qualitäten und Verdienste Jesu Christi zu Gute hält. Der Grund für Gottes positives Urteil liegt nie im Menschen, sondern immer in Gott. Es ergibt sich aus seinem – und gerade nicht aus unserem Wesen. „Rechtfertigung" meint daher einen positiven Richter-

spruch, einen Freispruch, der nicht aus der Unschuld des Angeklagten, sondern nur aus der Barmherzigkeit des Richters zu erklären ist.

Heißt das dann aber, dass Gott „so tut als ob"? Handelt er unwahrhaftig, wenn er Sünder „gerecht" nennt und wie „Gerechte" behandelt? Nein. Denn man muss hier zwei Arten des Urteilens unterscheiden. Es gibt Urteile, durch die man feststellt, was etwas ist. Und es gibt Urteile, durch die etwas erst zu etwas wird. Im ersten Fall nimmt das Urteil Fakten zur Kenntnis. Und im zweiten Fall schafft das Urteil Fakten. Am Beispiel der Vater-Sohn Beziehung kann man sich klar machen, wieso dieser Unterschied wichtig ist. Denn dass einer Vater ist und einer Sohn – das kann auf zweierlei Weise „festgestellt" werden. Entweder durch einen Gentest. Oder durch eine Adoption. Der Gentest ist ein Urteil der erstgenannten Art. Es ist ein Urteil, durch das man feststellt, was einer ist. Er ist das leibliche Kind seines Vaters, selbst wenn der Vater das nicht weiß oder es bestreitet. Denn die Kindschaft ist durch den Gentest nachweisbar. Wer das Testergebnis vorliegen hat und daraufhin urteilt „A ist der Sohn von B", stellt nur ein Faktum fest. Es liegt in der Person des Sohnes selbst begründet, dass man ihn als solchen anerkennen muss. Jede einzelne seiner Zellen beweist es. Denn die Sohnschaft ist eine ihm innewohnende Qualität.

Ganz anders verhält es sich aber im Falle der Adoption. Wenn da ein Mann sagt „Ich will diesen Jungen an Kindesstatt annehmen, er soll von heute an mein Sohn sein", dann ist das ein Urteil, das nicht ein bestehendes Faktum zur Kenntnis nimmt, sondern dieses Faktum erst schafft. Würde der Vater nicht seinen Willen zur Adoption erklären, so gäbe es keine Kindschaft. Denn in der Person des Sohnes ist nichts enthalten, woraus sich ein entsprechender Anspruch ableiten ließe. Das Sohn-Sein ist keine ihm innewohnende Qualität, sondern es wird ihm erst im Vorgang der Adoption zugesprochen. Die Kindschaft wird hier durch das positive Urteil des Vaters nicht bloß anerkannt, sondern allererst geschaffen. Welcher Art ist nun das positive Urteil, das Gott über einen Christen fällt? Darauf kommt nun alles an! Wäre es ein Urteil der ersten Art, so liefe es darauf hinaus, dass Gott lediglich die in uns liegenden Qualitäten festzustellen hätte – und auch nichts anderes tun könnte, ohne „unwahrhaftig" zu urteilen. Im besten Fall nähme er dann zur Kenntnis, dass ein Mensch ein gerechtes Leben führt. Er würde als vorgegebenes Faktum erkennen: „Das ist ein Gerechter". Und er müsste daraufhin urteilen „Er soll mir recht sein. Ich anerkenne, dass er für den Himmel taugt." Der Grund der Erlösung läge dann weniger in Gott, als im Menschen selbst und müsste bloß zu Tage gefördert werden, wie der Gentest ein Kindschaftsverhältnis zu Tage fördert.

Doch so verhält es sich nach dem Zeugnis des Neuen Testaments gerade nicht. Das positive Urteil Gottes über den Christen ist von der anderen Art. Es ist ein Urteil, das Fakten nicht feststellt, sondern Fakten erst schafft. Denn in der Person eines Sünders ist ja nichts enthalten, was Gott zu dem Urteil nötigte „Das ist ein Gerechter". Ganz im Gegenteil! Darum gilt: Wie ein Adoptivsohn erst durch den Willen des Vaters zum Sohn wird, so wird der Christ erst durch das positive Urteil Gottes zu einem „Gerechten". Das positive Verhältnis zwischen Gott und uns wird dabei nicht **festgestellt**, sondern durch das Urteil **hergestellt**. Und der Grund dafür liegt in keiner Weise im Menschen. Sondern der Grund liegt einzig in Gott, der um Christi willen sagt: „Ihr, für die Christus gestorben ist, sollt mir recht sein". Das nämlich ist Gottes barmherzige Art, an seinen gefallenen Geschöpfen festzuhalten. Er betrachtet ihre Schuld als getilgt, weil Christus ihre Strafe getragen hat, und lässt sie als rein und heilig gelten, als wären sie so rein und heilig wie Christus selbst. Als Christen werden sie von Gott in das positive Urteil mit eingeschlos-

sen, dass er über Christus fällt. Und darum ist jeder echte Christ ein „Gerechter". Er ist es aber nicht auf Grund seiner fortgeschrittenen Moralität, sondern ist es allein durch die Gerechtigkeit Christi, an der er teilhat und partizipiert.
Spätestens hier wird uns bewusst, dass es nicht nur zwei Arten von Urteilen, sondern auch zwei Arten von Gerechtigkeit gibt. Weltliche Gerechtigkeit ist eine Tugend, gemäß der man jedem gibt, was ihm zukommt und niemandem etwas schuldig bleibt. Geistliche Gerechtigkeit aber ist keine Charaktereigenschaft, sondern eine Beziehung, in der „gerecht" ist, wer Gott recht ist (und sonst keiner). Nach weltlicher Gerechtigkeit, bekommt jeder, was er verdient. Nach geistlicher Gerechtigkeit bekommt der Sünder, was er braucht. Die beiden Arten von „Gerechtigkeit" haben also nicht viel mehr gemeinsam, als den Namen! Die weltliche Gerechtigkeit ist eine Eigenschaft, die geistliche ist eine Beziehung. Die weltliche kann man erwerben, die geistliche muss man geschenkt bekommen. Die weltliche haben nur die Anständigen, die geistliche wird auch Verbrechern zugesagt. Die weltliche gehört uns selbst, die geistliche bleibt immer eine Leihgabe Christi. Die weltliche basiert auf guten Werken, die geistliche basiert auf dem Glauben. Die weltliche gilt etwas vor der Welt, die geistliche gilt etwas vor Gott. Die weltliche kommt aus dem Gesetz, die geistliche aus dem Evangelium. Auf welche aber kommt es an? Welche ist wichtiger? Nach welcher wollen wir streben? Mit welcher gedenken wir, vor Gott zu treten und vor ihm zu bestehen? Eigentlich dürfte das keine Frage mehr sein. Denn unsere selbstgestrickte weltliche Gerechtigkeit – unser kleines bisschen Disziplin und Moralität – bleibt allemal ein löchriges Gewand: Wollten wir uns dahinein hüllen, so guckte immer noch aus tausend Löchern der nackte Sünder hervor. Die geistliche Gerechtigkeit dagegen, die Christus uns erworben hat und die er uns leiht, ist ein dicker, warmer Mantel, der die Blöße des Sünders vollständig zu bedecken vermag. Wie also wäre es ihnen lieber, vor Gott zu treten: Im Netzhemd ihrer eigenen Tugend, oder im warmen Mantel der Gnade Christi? Ich zumindest weiß, welche Art von Gerechtigkeit mir lieber ist…

# 92. Gütergemeinschaft mit Christus

Dem aufmerksamen Leser kann nicht entgehen, dass die Bibel dem Glauben überaus große Bedeutung beimisst. Denn ob ein Mensch Gott „recht" ist, das entscheidet sich nach biblischem Zeugnis nicht an seinen Leistungen oder Tugenden, auch nicht an seinem Fleiß oder seinem Erfolg, sondern allein an seinem Glauben. Jesus sagt es überdeutlich: ***„Wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden" (Mk 16,16)*** Auf den Glauben kommt es also an. Nur: Warum ist das so? Warum entscheidet von den vielen Aspekten menschlichen Verhaltens gerade dieser eine über Heil und Unheil? Warum hängt das Schicksal eines Menschen ausgerechnet von seinem Glauben ab? Warum nicht von seiner Intelligenz, von seiner Hautfarbe oder seinem Charakter? Was gibt gerade dem Glauben solche Macht und Bedeutung?
Wir müssen einen Umweg gehen, um diese Frage zu beantworten. Erinnern sie sich an das Märchen vom „Aschenputtel", an das Musical „My Fair Lady" und den Film „Pretty Woman"? Das Grundmotiv dieser drei Geschichten ist sehr ähnlich. Ja, im Grunde wird dreimal dieselbe Begebenheit erzählt: Das arme „Aschenputtel" muss für seine böse Stiefmutter schwer arbeiten. Doch irgendwann kommt der Königssohn, der Aschenputtel auf sein Pferd hebt und mit ihr zum Schloss reitet, um sie zu heiraten. Die ungebildete

Blumenverkäuferin Eliza Doolittle hat keine Ahnung von der Kultur der „besseren Gesellschaft". Doch Professor Higgins nimmt sich ihrer an, bis sie eine echte „Lady" geworden ist. Julia Roberts geht im Film der Prostitution nach, um ihre Miete bezahlen zu können. Aber der reiche Geschäftsmann Richard Gere führt sie in das Leben der High Society ein und überschüttet sie mit Luxus und Liebe.

Das ist – mit gewissen Abweichungen – immer dieselbe Geschichte. Und doch hören die Menschen sie immer wieder gern und träumen diesen schönen Traum: Da kommt jemand, der mir an Reichtum und Glanz, an Macht und Wissen haushoch überlegen ist. Und der hat nichts anderes im Sinn, als seine ganze Pracht und Herrlichkeit mit mir zu teilen! Er sagt: „Was mein ist, soll künftig auch dein sein!". Er öffnet die Tür zu einem besseren Leben. Er entführt mich in eine wunderbare Welt. Ich fühle mich geschmeichelt und beglückt, und die staunenden Beobachter sprechen von einer „gute Partie". Denn wenn ich sehr wenig einbringe und der andere unendlich viel, dann ist „Gütergemeinschaft" eine feine Sache.

Und was hat das nun mit dem Glauben zu tun? Sind wir vom Thema abgekommen? Es scheint nur so. Denn die oben aufgeworfene Frage, warum ausgerechnet der Glaube über Heil und Unheil eines Menschen entscheidet, lässt sich nun recht einfach beantworten: Das Besondere am Glauben ist nämlich, dass er uns mit Christus vereint. Und die in dieser Vereinigung begründete „Gütergemeinschaft" ist vergleichbar mit dem, was Aschenputtel, Eliza Doolittle und Julia Roberts widerfährt. Ja, was die Begegnung mit Christus bewirkt, ist sogar noch besser. Denn hier ist die menschliche Seele das arme „Aschenputtel", das nichts zu bieten hat als Schuld, Vergänglichkeit und Angst. Christus aber ist der „Prinz", der seine Gottheit, Gerechtigkeit und Ewigkeit in die Ehe einbringt. Christus wendet sich dem Sünder zu, obwohl der ihm gar nichts zu bieten hat. Er sagt trotzdem: „Was mein ist, soll künftig auch dein sein!". Und wenn der Mensch diese Chance ergreift, wenn er sich im Glauben mit Christus vereint, gewinnt er Anteil an allem, was Christus hat. Der Mensch ist dann (durch den Glauben) „in Christus", und Christus ist (durch den Heiligen Geist) „in ihm". Das Ergebnis der Verschmelzung ist aber für den Sünder höchst vorteilhaft. Denn alles, was der Gläubige begangen hat, wird Christus zu Eigen, so als hätte es Christus begangen (er trägt unsere Schuld, er büßt unsere Strafe, er geht für uns durch die Hölle). Alles aber, was Christus besitzt und vollbringt, wird uns zu Eigen, so als hätten wir es erworben und vollbracht (seine Ewigkeit und Gerechtigkeit, seine Heiligkeit und sein Gehorsam werden uns zugerechnet). Wenn's aber das ist, was der Glaube vollbringt, ist es dann ein Wunder, dass die Bibel den Glauben über alles andere stellt? Um es mit Worten Martin Luthers zu sagen:

***„Man muss richtig von dem Glauben lehren, durch den du so mit Christus zusammengeschweißt wirst, dass aus dir und ihm gleichsam eine Person wird, die man von ihm nicht losreißen kann, sondern beständig ihm anhangt und spricht: Ich bin Christus; und Christus wiederum spricht: Ich bin jener Sünder, der an mir hängt und an dem ich hänge. Denn wir sind durch den Glauben zu einem Fleisch und Bein verbunden, wie Eph. 5,30 steht: „Wir sind Glieder des Leibes Christi, von seinem Fleisch und Gebein." So, dass dieser Glaube Christus und mich enger verbindet als Gatte und Gattin verbunden sind."***

Luther wird nicht müde, diesen wunderbaren Vorgang in vielfältigen Begriffen und Bildern zu beschreiben: Wie ein Ring den Edelstein fasst und festhält, so fasst der Glaube Christus. Wie ein Bäcker verschiedene Zutaten vermengt, so dass sie untrennbar werden, so werden der Christ und Christus durch den Glauben „ein Kuchen". Wie die Glieder des Leibes eins sind mit dem Haupt, so sind die Gläubigen eins mit ihrem Herrn. Es geht

dabei zu, wie wenn ein Bettler und ein Edelmann die Kleider tauschen: Christus nimmt unsere alten Lumpen, er schlüpft in das Fellgewand Adams, das von Schuld besudelt und beschmutzt ist. Wir aber hüllen uns in den strahlenden Mantel seiner Gerechtigkeit und werden bekleidet mit der Herrlichkeit Christi. Wer hätte jemals einen besseren Tausch gemacht? Das Ziel dieses „Kleidertausches" ist aber nicht, dass wir uns, sondern dass wir Gott gefallen und vor ihm bestehen können als solche, die „in Christus" sind. Denn Gottes Sohn wurde Mensch, damit wir Menschen göttlich würden. Er schlüpft in unsere Haut, er tauscht die Rollen, er verwischt bewusst die Grenzen zwischen ihm und uns – damit wir bei ihm geborgen sind, umfangen von seiner Gnade und eingehüllt in seine Barmherzigkeit.
Glaube ist demnach viel mehr als die religiöse „Meinung" eines Menschen. Er ist mehr als eine anerzogene „Gewohnheit" oder eine „Ansicht" über Gott. Denn er ist das Band, das den Menschen mit Christus verbindet, ja das ihn mit Christus so vereint, dass die beiden vor Gott und der Welt ununterscheidbar werden. Auf diese Weise in Christus einzugehen, in ihm aufzugehen und dadurch erlöst zu werden – das ist es, was der Glaube schenkt, und was niemand ohne den Glauben haben kann. Denn nur der Gläubige versteht, was Paulus mit jenem herrlichen Wort beschreibt: ***„Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir." (Gal 2,20)***

# 93. Gefühle zum Glauben

Warum es auch ohne geht…
(in enger Anlehnung an einen Text von C.H. Spurgeon)

Das Thema dieses Abschnittes wird manchen überraschen. Denn ich habe mir vorgenommen, über Gefühle zu sprechen. Und das ist bei Männern eher selten. Mit Gefühlen kennen sich Frauen scheinbar besser aus, während Männer sich an handfeste Dinge halten und an die Logik, die sie verstehen. Ich als Pfarrer komme aber am Thema nicht vorbei, weil ja Gefühle im Sinne von „religiösen Gefühlen" sehr wichtig genommen werden: „Der Glaube kommt nicht aus dem Verstand!" sagen viele Leute, „das ist mehr so ein Gefühl." „Gott kann man nicht beweisen" sagen sie, „Gott muss man spüren." Und weil viele Pfarrer, und vor allem Pfarrerinnen (!), das genauso sehen, gibt es einen starken Trend, Emotionen, Erfahrungen und innere Erlebnisse in den Vordergrund zu stellen. Das hat natürlich viel für sich und lässt sich solide begründen, weil Glaube ein ganzheitliches Geschehen ist, das am Gemüt nicht spurlos vorübergeht.
Schon Luther betonte immer wieder, dass Glaube mehr ist als ein bloßes „Für-wahr-halten" dogmatischer Sätze. Glaube ist eine ehrfürchtige und vertrauensvolle Hingabe der ganzen Person, die ihr Schicksal mit Herz und Verstand in Gottes Hände legt! Das geht natürlich nicht ohne Gefühle ab, weil Gottesfurcht und Gottvertrauen, Buße und innere Umkehr, Glaube, Liebe und Hoffnung unser ganzes Wesen einbeziehen. Und dennoch entstehen aus der Betonung des religiösen Gefühls immer wieder Probleme bei Menschen, die nach Gott suchen und eigentlich glauben wollen und die Erfahrung machen, dass sie leider nichts Besonderes „fühlen". Denn die gehen dann in beschwingte Gottesdienste und erleben die Enttäuschung, dass es sie nicht mitreißt. Die erleben missionarische Veranstaltungen mit Gläubigen, die ganz außer sich geraten vor Freude, Liebe und heiliger Begeisterung, und stehen doch selber stumpf und kalt daneben, weil der emotionale Funke nicht überspringt.

Tut mir Leid, sagen die dann, ich kann wohl irgendwie nicht glauben, denn ich fühle da nichts. Diese Leute haben dann den Eindruck, dass Gott ihnen die kalte Schulter zeigt, weil er ihr Herz nicht berührt und sie nicht erleben lässt, was die anderen doch offenbar erleben. Sie stehen daneben wie blind und dumm – und entwickeln so etwas wie Neid auf die tollen religiösen Gefühle der anderen. Die sagen: Du musst die öffnen! Du musst es an dich ranlassen! Du musst dich drauf einlassen! Bitte Gott darum – dann fühlst du ihn auch!

Wenn der Neuling es aber versucht und trotzdem nichts spürt oder erlebt, sieht er sich ausgeschlossen. Und er folgert natürlich, dass der Grund des Glaubens in jenen religiösen Gefühlen liegen muss, zu denen er keinen Zugang hat. Die anderen scheinen Gott unmittelbar zu spüren – und sie reden auch dauernd davon. Ihm aber fehlt das Gespür und damit, so meint er, auch die Grundlage zum Glauben. Doch stimmt das so? Geht es beim Christ-Sein darum, dass ein Mensch seinen religiösen Gefühlen glaubt? Oder geht es darum, dass er dem Evangelium glaubt? Baut der Glaube auf die eigene Stimmung, Rührung und Begeisterung? Oder baut er auf Gottes Wort? Vielleicht scheint es ihnen spitzfindig, so zu fragen. Denn wo Gottes Wort Glauben findet, bleiben Emotionen selten ganz aus. Und doch kommt es sehr darauf an, Ursache und Wirkung nicht zu verwechseln. Denn als Christen glauben wir nicht an unsere eigene fromme Stimmung, sondern glauben an den dreieinigen Gott. Und wir dürfen beides auch nicht verwechseln oder vermengen, weil sonst die frommen Stimmungen und die religiösen Gefühle zu einer Art Zugangsbedingung werden, die Menschen von Christus fernhalten kann. Christus hat nämlich nicht die zu sich gerufen, die irgendwas Tolles fühlten, sondern die, die mühselig und beladen sind. Und genauso wenig wie Jesus „gute Werke" zur Voraussetzung der Nachfolge macht, macht er „religiöse Gefühle" zur Voraussetzung. Nein! Christus ruft die, die ihm gerade nichts zu bieten haben. Nicht die Gerechten, sondern die Sünder, nicht die fromm Gestimmten, sondern die religiösen Versager, nicht die, die Gott immerzu spüren und fühlen, sondern auch die, die das Gefühl seiner Nähe schmerzlich entbehren! Und darum wäre es zutiefst unevangelisch, irgendeine Form von Sensibilität oder Emotion, irgendwelche Gebetserfahrungen oder Geistesgaben zur Vorbedingung des Glaubens zu erheben.

In der Esoterik redet man viel von spirituellen Begabungen und von göttlichen Kräften, die man spüren kann. Es wird da viel von inneren Erfahrungen erzählt, von Berührungen Gottes, von Erleuchtung und Beseligung, von innerer Wärme und innerem Licht. Es ist aber gewiss viel Einbildung und Prahlerei dabei, und es ist vor allem Unrecht denen gegenüber, die von den sensationellen Gefühlen anderer hören und folgern, sie selbst seien religiös unmusikalisch. Die spüren nichts, die fühlen nichts, die sehen ihre eigene Leere, ihre Kälte und ihre geistliche Armut. Aber ist Christus für die etwa nicht gestorben? Sollen die etwa ausgeschlossen sein, nur weil sie nüchtern bleiben und nicht von ihrer eigenen Begeisterung besoffen sind? Ich kann dem Jesu eigene Worte entgegenhalten, weil er sagte: „Selig sind, die da geistlich arm sind; denn ihrer ist das Himmelreich."

„Geistlich arm" sind auch die, die nicht von ihren religiösen Gefühlen erzählen und schwärmen können, weil sie vielleicht emotional stumpf sind. Und doch gilt ihnen die Verheißung des Himmelreiches! Denn unser Glaube verlässt sich nicht darauf, dass wir so fest und so gefühlvoll glauben, nicht darauf, dass wir gute Menschen wären, nicht darauf, dass wir reinen Herzens wären, nicht auf Innerlichkeit oder Tiefsinn – sondern der Glaube verlässt sich auf den Herrn, der jenseits von uns und über uns ist. Der Grund und Inhalt unseres Glaubens ist nicht in uns zu suchen, sondern außerhalb von uns, weil

der Glaube keinen anderen Grund hat als Christus selbst. Und die Anweisung an einen Suchenden und Zweifelnden kann darum gerade nicht lauten, er solle tief in sich schauen auf irgendeine Befindlichkeit seines Gemüts, sondern er soll gerade von sich weg schauen auf Christus. In Christus liegt das Heil, nicht in unseren Gefühlen, und Christus verdient auch das Vertrauen, das unsere Gefühle definitiv nicht verdienen. Denn Christus ist verlässlich, und unsere religiösen Gefühle sind es nicht. Christus macht uns gerecht, und unsere Gefühle können das nicht. Wenn also jemand verzweifelt, weil ihm religiöse Erfahrungen abgehen, dann sollten wir ihm sagen, dass er sie nicht braucht.

„Ich würde ja gern glauben" sagen diese Leute, „aber ich spüre doch nichts!" Unsere Antwort muss aber sein „das brauchst du auch nicht!". Denn wenn einer Gott spürte und daraufhin glaubte, würde er ja auf sein Gespür vertrauen und nicht eigentlich auf Gott. Glauben heißt nicht, dass ich etwas Gutes in mir entdecke und daraus schließe, dass ich gerettet bin, sondern Glaube bedeutet gerade, dass ich in mir nichts Gutes entdecke und darum meine Rettung bei Christus suche. Denn wer das tut, findet in Christus sein Heil, und wer es nicht tut, kann auch mit noch so viel religiösem Gefühl zur Hölle fahren. Man glaubt nicht an Christus, weil man fühlt, dass man ihn braucht, sondern weil man ihn tatsächlich braucht. Und man kommt dann auch nicht als besonders empfindsamer Sünder zu ihm, sondern nur als Sünder. Mit den Worten C. H. Spurgeons gesagt: „Die Erkenntnis der eigenen Not ist ein wertvolles Gefühl, aber wenn ich am Fuß des Kreuzes stehe, glaube ich nicht an Christus, weil ich so ein wertvolles Gefühl habe, sondern ich glaube an ihn, ob ich wertvolle Gefühle habe oder nicht."

Christus ist nämlich gekommen, um die Sünder zu retten. Und er meint dabei nicht die „erweckten" Sünder oder die „spirituell begabten" Sünder, nicht die „reumütigen" Sünder oder die „gefühlvollen", sondern schlicht „die Sünder", die mit leeren Händen zu ihm kommen, die keine guten Taten, keine Verdienste, und auch keine seelischen Befindlichkeiten vorweisen können. Kein Gefühl ist für uns gestorben und kein Gefühl macht uns gerecht, nicht durch Gefühle werden wir geheiligt, nicht durch gute Gedanken oder Werke, sondern allein durch Christus, den wir nicht in uns finden, sondern über uns.

Jesus Christus spricht: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen." (Joh 6,37) Und er nennt dazu weiter keine Bedingungen, denn alles, dessen es sonst noch bedarf, werden wir bei Christus finden. Was macht es also für einen Sinn, dem Glauben fern zu bleiben, weil man meint, es fehle einem das Talent? Stellen sie sich ein Badezimmer vor und einen Menschen, der vor der Tür steht, und sagt: „Ich kann da nicht rein gehen, um mich zu waschen, denn ich bin so schmutzig!" Würde uns das einleuchten? Nein. Der Schmutz eines Menschen spricht nicht dagegen, dass er gewaschen wird, sondern ist ein klarer Grund dafür. Stellen sie sich ein Sozialamt vor und einen Menschen, der vor der Tür steht und sagt: „Ich bin so arm, ich bin gar nicht darauf vorbereitet, Unterstützung zu bekommen." Würden wir nicht antworten: „Deine Armut ist deine Vorbereitung! Genau deine Bedürftigkeit qualifiziert dich, dort einzutreten!"?

Nicht anders ist es, wenn einer an der Schwelle Jesu Christi steht und glaubt, er müsse religiöse Gefühle haben, um dort Aufnahme zu finden. Denn gerade sein Mangel ist die allerbeste Vorbereitung und sein Defizit ist die beste Qualifikation. Gerade die mit den leeren Händen sind berufen, sich von Christus beschenken zu lassen. Und wenn sie erst mal bei ihm angekommen sind, und Christus ist der Meinung, dass sie religiöse Gefühle haben sollten, dann wird er sie ihnen verschaffen. Wenn aber nicht, dann geht's gewiss auch ohne. Wer also darf zu Christus kommen? Wer darf es wagen? Schon diese Frage ist

verkehrt, weil Jesus Christus uns selbst zu ihm befohlen hat, und es darum keine Frage des Dürfens ist, sondern eine Frage der Pflicht:
Das Evangelium sagt „Glaube an den Herrn Jesus und du wirst errettet werden" (Apg 16, 31) und „Wer an ihn glaubt, wird nicht gerichtet" (Joh 3,18) Der Glaube an Christus ist also gleichzeitig Auftrag und Vorrecht. Und es ist wirklich eine Gnade, dass der Glaube Pflicht ist, denn so kann die Frage nie aufkommen, ob ein Mensch das Recht hat, seine Pflicht zu tun. Auf dieser Basis, dass Gott mir befiehlt zu glauben, habe ich das Recht zu glauben, egal wer ich bin, und habe überhaupt kein Recht, es zu unterlassen. Denn das Evangelium gilt allen – und zu allen gehöre nun einmal auch ich. Was also könnte einer falsch machen, wenn er dem Befehl Gottes gehorcht? Es ist ein Gebot Gottes für alle Menschen, an Jesus Christus zu glauben, den Gott gesandt hat. Und dass es geboten ist, ist eine Garantie für alle Sünder, dass sie es auch dürfen. Eine gesegnete Garantie ist das! Denn die Hölle kann sie nicht anfechten, und der Himmel wird sie nicht zurücknehmen! Es braucht darum keiner auf Erfahrungen zu starren, die er hat oder die ihm fehlen, nicht auf Gefühle und nicht auf Werke, sondern auf Christus allein sollen wir schauen. Denn an uns selbst ist eh nichts Gutes, worauf wir vertrauen dürften, sondern in ihm ist alles Gut, dessen wir bedürfen.
„Oh" schreibt Spurgeon, „ich wünschte, ich könnte dir diesen Gedanken begreiflich machen. Wenn Gott dich rettet, dann liegt das überhaupt nicht an dir, sondern einzig an ihm selbst. Gottes Grund, warum er einen Sünder begnadigt, liegt in seinem eigenen Herzen begründet und nicht in dem des Sünders. Für deine Rettung sprechen genauso viele Gründe, wie für irgend jemanden sonst, nämlich keine. Du lieferst keinen Grund, warum Gott dir gnädig sein müsste, aber er erwartet keinen Grund, denn der Grund dafür liegt in Gott allein."
Wahrlich: Das ist eine gute Nachricht. Denn wer von uns ehrlich in den Spiegel schaut, wird finden, dass Gott wenig Anlass hat, ihn zu erlösen. Aber Gott braucht dazu auch keinen anderen Anlass, als nur den, der in Gott selbst liegt, weil der barmherzige Gott sich grundlos erbarmt. Wir sind's durchaus nicht wert – aber das stört ihn nicht! Und für diese Großmut können wir ihm gar nicht oft genug danken…

# 94. Heilsgewissheit

Wie schätzen sie ihre Chancen ein, in den Himmel zu kommen? „Ganz gut" oder „eher schlecht"? Haben sie bloß eine vage Hoffnung, dass Gott sie freundlich aufnehmen wird? Oder haben sie feste Gewissheit? Viele versuchen sich in dieser Frage Klarheit zu verschaffen, indem sie sich selbst und ihren moralischen Zustand kritisch beobachten. An „guten Tagen" sind sie dann optimistisch und denken „Ich bin mit mir zufrieden, warum soll nicht auch Gott mit mir zufrieden sein?". Aber an „schlechten Tagen" – wenn sie mal wieder lieblos mit ihren Mitmenschen umgegangen sind – sind sie pessimistisch: „So wie ich bin, kann Gott mich unmöglich lieben" heißt es dann: „Ich bin kein guter Mensch". Und weil solche Selbsteinschätzungen immer Schwankungen unterliegen, kommen die Betroffenen nicht zur Ruhe. Woran aber liegt's? Bestimmt nicht daran, dass diese Menschen wirklich „schlechtere Christen" wären als andere. Vielmehr vermute ich, dass ihre Angst, religiös zu „versagen" und von Gott abgelehnt zu werden, auf einem Missverständnis beruht: Sie nehmen an, Gottes Wohlwollen sei daran gebunden, dass sie sich seines Wohlwollens würdig erweisen. Und sie folgern, sie könnten nur in Gottes

Reich aufgenommen werden, wenn sie zu ihrer Erlösung einen gewissen „Eigenbeitrag" leisten. Sie geben durchaus zu, dass die Erlösung Gottes Geschenk ist. Vielleicht sogar zu 99%. Aber das verbleibende 1%, das sie selbst meinen beisteuern zu müssen, genügt als „Unsicherheitsfaktor". Denn mag auch Gottes Gnade außer Zweifel stehen, so bleibt doch immer fraglich, ob auch der Mensch „seinen Teil" getan und sich ausreichend bemüht hat. Man kann schließlich immer noch mehr tun. Man wird nie sagen können, man habe nun genug geliebt, genug gebetet, genug vergeben, genug geglaubt, genug gegeben. Was aber folgt daraus? Müssen wir bis zuletzt zittern und zagen? Erfahren wir erst im Himmel, ob Gott uns wohlgesonnen ist?

Die evangelische Kirche bestreitet das, weil der Gedankengang, der zu solcher Besorgnis führt, auf falschen Voraussetzungen beruht. In Wahrheit gibt es nämlich gar keinen „Eigenbeitrag", den wir zu unserer Erlösung leisten müssten. Und darum gibt es auch keinen „Unsicherheitsfaktor". Alles, was nötig war, hat Jesus Christus aus Liebe zu uns getan, als er am Kreuz für uns starb. Und weil seine Tat keiner „Ergänzung" oder „Vervollständigung" durch menschliche Anstrengungen bedarf, darum können wir als Christen gewiss sein, dass Gott uns nicht ablehnen und verwerfen wird. Das gilt auch, wenn wir uns wie religiös–moralische Versager vorkommen. Dass Gott uns liebt und in sein Reich aufnehmen will, ist trotzdem gewiss, weil das, was nicht auf unseren Leistungen gründet, auch nicht durch unser Versagen gefährdet werden kann. Ich will das an einem Beispiel aus der Tierwelt verdeutlichen: Wenn eine Affenmutter eine Gefahr wahrnimmt und mit ihrem Jungen auf den Baum fliehen will – wie trägt sie dann ihr Kind? Die Affenmutter trägt ihr Kind am Bauch. Das Kind krallt sich mit Händen und Füßen fest in das Fell der Mutter. Die Mutter aber hat Arme und Beine frei, um in die Bäume zu steigen. Katzen dagegen tragen ihre Jungen anders. Wenn in der Umgebung der Katzen eine Gefahr auftaucht und die Katzenmutter ihr Junges in Sicherheit bringen muss, packt sie es mit den Zähnen im Genick. Das Katzenjunge macht sich dann steif und tut gar nichts, die Mutter aber hat das Nackenfell fest im Maul und kann das Kleine davontragen.

So merkwürdig es auch klingt: Dieser Unterschied zwischen Affen und Katzen ist dem eben beschriebenen ganz ähnlich. Es ist der Unterschied zwischen 99 und 100 Prozent. Ob das Affenjunge gerettet wird, hängt zwar zu 99% von der Schnelligkeit der Mutter ab. Es hängt aber wenigstens zu 1% auch davon ab, ob sich das Junge fest genug in das Fell der Mutter krallt. Indem es sich festhält, muss das Affenjunge einen Beitrag zu seiner Rettung leisten, denn wenn es nicht zupackt, fällt es herunter. Genau so missverstehen von Selbstzweifeln geplagte Christen ihr Verhältnis zu Gott. Sie meinen, sie müssten sich unermüdlich um persönliche Verdienste bemühen, weil sie anderenfalls das Wohlwollen Gottes verspielten und verlören. Ihre Rettung erscheint ihnen bis ans Ende ungewiss, weil sie nie wissen, ob sie „genug" getan haben. Doch diese Sorge beruht auf falschen Voraussetzungen. Denn in Wahrheit gleichen Christen den Katzenkindern. Und ob ein Katzenjunges gerettet wird, hängt in keiner Weise von ihm selbst ab. Es tut nichts zu seiner Rettung und kann insofern auch nichts falsch machen. Es wird am Nackenfell aus der Gefahrenzone herausgetragen und könnte nur dann herunterfallen, wenn die Katzenmutter ihren Biss lockerte. Hier hängt alles zu 100% von der Mutter ab. Und ebenso hängt für den Christen alles zu 100% von Gott ab. Er kann und muss zu seiner Rettung keinen Beitrag leisten, sondern wird von Gottes Gnade getragen. Und gerade das macht ihm die Rettung gewiss. Denn was nicht auf meiner Leistung gründet, kann auch nicht durch mein Versagen gefährdet werden. Ist das nicht ungeheuer tröstlich für alle, die um ihre Schwäche wissen?

Einem von Selbstzweifeln geplagten Christen kann man nur raten, statt der eigenen Schwäche lieber Gottes Stärke in den Blick zu nehmen. Auch einem Kätzchen, das an seiner Rettung zweifelt, würde man ja sagen: „Spürst du nicht den festen Griff deiner Mutter im Nacken? So fest dieser Griff und so stark deine Mutter ist, so gewiss ist deine Rettung!" Dem Christen aber, der an Gottes Wohlwollen zweifelt, muss man dasselbe sagen: „Spürst du nicht, dass Gott nach dir gegriffen hat? Bist du nicht getauft? Gehst du nicht zum Abendmahl? Ist dir nicht zugesagt, dass Gott es gut mit dir meint? Na also! So verlässlich wie Gottes Zusage, so gewiss ist auch deine Erlösung! Grüble nicht darüber nach, ob du wohl gut genug und fromm genug bist. Du bist es gewiss nicht! Und trotzdem wird dein Versagen Gottes guten Plan nicht zu Fall bringen. Er hat dich nie wegen deiner Leistungen geliebt – warum also soll er dich wegen deiner Fehlleistungen verwerfen? Er hat zwar keinen Grund, aber er braucht auch keinen Grund, um dich zu lieben. Seine Liebe hat ihren Grund in sich selbst. Darum finde dich einfach damit ab, dass du unverdient in den Himmel kommen wirst (wie alle anderen Christen auch). Du sollst zwar vieles tun zum Wohle deiner Mitmenschen – aber nichts sollst du tun zu deiner eigenen Rettung. Denn was Christus für dich tat, war keine halbe Sache. Er hat die Entscheidung über deine Seele wohlweislich nicht deinen eigenen Händen überlassen. Sie liegt allein in seiner Hand – und dort liegt sie gut. Sei dessen gewiss und freue dich!"

# 95. Die Knechtschaft des menschlichen Willens

### 1. Gefragt wird nicht nach „Handlungs–" sondern nach „Willensfreiheit"

Es steht außer Frage, dass der Mensch im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten **tun** kann, was er tun **will**. Strittig ist allein, ob der menschliche Wille dergestalt über sich selbst verfügt, dass er **wollen** kann, was er (nach Gottes Gebot) wollen **soll**. Dazu müsste er nämlich „frei" sein, nicht nur (seiner Prägung und Richtung gemäß) zwischen Handlungsalternativen zu wählen, sondern er müsste „frei" sein, sich selbst eine neue Prägung und Richtung zu geben.

### 2. „Willensfreiheit" ist philosophisch ein Ungedanke

Die Behauptung, der menschliche Wille verfüge über sich selbst, muss schon allein aus philosophischen Gründen angezweifelt werden. Denn es fragt sich ja, ob der Wille im Gebrauch seiner angeblichen „Freiheit" von Motiven abhängig ist oder nicht. Folgt er den jeweils stärksten Motiven des Menschen (seinen Wünschen, Bedürfnissen, Ängsten und Gründen), so kann von „Freiheit" des Willens keine Rede sein, weil dann das Kräfteverhältnis der Motive die Entscheidungen determiniert. Sollte der Wille aber in der Lage sein, unabhängig von solchen Motiven zu entscheiden, so bestünde seine „Freiheit" lediglich in dem Vorrecht, unmotiviert und grundlos zu handeln. Im ersten Falle herrscht Zwang. Im zweiten Willkür. Was aber „Willensfreiheit" sein soll, bleibt im Dunkeln.

### 3. „Willensfreiheit" ist unvereinbar mit Gottes Vorsehung

Gott hat sich nach der Schöpfung nicht aus der Welt zurückgezogen, um sie menschlicher Willkür zu überlassen. Vielmehr ist er in Natur und Geschichte wirksam gegenwärtig, um seine Geschöpfe zu erhalten und zu regieren. In seiner Allwissenheit sieht er voraus, was sie tun werden. Und in seiner Allmacht kann er es nach Belieben verhindern oder zulassen. Es ist darum undenkbar, dass sich jemand der Vorsehung entzöge, um Gott mit un-

vorhergesehenen „freien" Entscheidungen zu überraschen. Es tut zwar jeder Mensch, „was er will". Aber die Geschichte Josephs (Gen 37 – 45) zeigt, dass der Mensch dadurch Gottes Pläne nicht etwa verwirrt und zu Fall bringt, sondern sie (wissend oder unwissend) in die Tat umsetzt.

### 4. „Willensfreiheit" ist unvereinbar mit der Realität der Sünde

Wenn „Willensfreiheit" meint, der Mensch könne sich aus eigener Kraft dem Guten oder dem Bösen zuwenden, dann kann diese Willensfreiheit Adam und Eva zugebilligt werden. Dem gefallenen Menschen muss sie aber abgesprochen werden, wenn man seine Sünde nicht relativieren und verharmlosen will: Ein Sünder, der noch genug Kraft hätte, um sich freiwillig dem Guten zuzuwenden, könnte ja nur sehr eingeschränkt als Sünder gelten. Der entscheidende Teil seiner Person – nämlich sein zum Guten freier Wille – unterläge **nicht** der Macht der Sünde. Und dieser unverdorbene, „bessere" Teil des Menschen bedürfte dann auch keiner Erlösung. Christus würde nur zur Erlösung des „schlechteren" Teils gebraucht! Doch die Wirklichkeit sieht anders aus: Sünde ist kein **partieller**, sondern ein **totaler** Schaden. Der Sünder ist ganz und gar der „Sünde Knecht" – und für einen „freien Willen" bleibt darum kein Raum.

### 5. Durch „Willensfreiheit" würde der Glaube zum Werk

Wird dem Menschen hinsichtlich des Glaubens (und damit hinsichtlich des Heils) „Freiheit" zugeschrieben, so ist der Glaube kein Geschenk Gottes mehr, sondern eine vom Menschen zu erbringende Leistung. Der Glaube wäre dann keine **Folge** der Erwählung, sondern eine vom Menschen zu erfüllende **Bedingung** der Erwählung. Der Christ würde sich durch kluge Betätigung seiner Freiheit das Heil „verdienen". Und die Geretteten hätten sich durch die Entscheidung zum Glauben selbst zum Heil erwählt. Doch von alledem weiß die Bibel nichts: Die Vorstellung, Gott überließe es den Sündern, ob sie erwählt werden wollen oder nicht, ist ihr völlig fremd.

### 6. Kraft seiner „Willensfreiheit" wäre der Sünder sein eigener Erlöser

Soll „Willensfreiheit" bedeuten, dass das Werk Christi nur **eine** notwendige Bedingung des Heils ist, zu der noch der freie Willensentschluss des Mensch als **zweite**, ebenfalls notwendige Bedingung des Heils hinzutreten muss, so ist der Mensch letztlich sein eigener Erlöser. Er verdankt sein Heil dann zwar einerseits Christus. Er verdankt es andererseits aber auch der klugen Betätigung seiner Freiheit. Dergleichen zu behaupten, ist „Raub an der Ehre Christi" (M. Luther), weil Christus dabei nicht mehr zugestanden wird, als nur, eine Vorlage zur Erlösung gegeben und sie ermöglicht zu haben. Dass aus der Möglichkeit Wirklichkeit wird, wäre dann **nicht** der Gnade Gottes zu verdanken, sondern der Entscheidung des sich selbst erlösenden Sünders.

### 7. „Willensfreiheit" würde Heilsgewissheit unmöglich machen

Hätte der Sünder dank seiner „Freiheit" das Heil seiner Seele in den eigenen zittrigen und fehlbaren Händen, so könnte er dieses Heils nie gewiss sein und wäre der verzweifelten Sorge um sich selbst nie enthoben. Die Lehre vom freien Willen zerstört darum den Trost und den Frieden, den das Evangelium den Christen schenken möchte. Luther sagt daher zu Recht:

**„Wenn es irgend geschehen könnte, wollte ich nicht, dass mir der freie Wille gegeben wird, oder dass etwas in meiner Hand gelassen würde, wodurch ich mich um das Heil bemühen könnte, nicht allein deswegen, weil ich in soviel Anfechtungen und Gefahren, gegenüber soviel anstürmenden Dämonen nicht zu bestehen und jenes nicht festzuhalten vermöchte ... sondern weil ich, auch wenn keine Gefahren, keine Anfechtungen, keine Dämonen da wären, dennoch gezwungen sein würde, beständig aufs Ungewisse hin mich abzumühen und Lufthiebe zu machen; denn mein Gewissen wird, wenn ich auch ewig leben und Werke tun würde, niemals gewiss und sicher sein, wie viel es tun müsste, um Gott genug zu tun. ... Aber nun, da Gott mein Heil meinem Willen entzogen und in seinen Willen aufgenommen hat und nicht auf mein Werk oder Laufen hin, sondern aus seiner Gnade und Barmherzigkeit verheißen hat, mich zu erretten, bin ich sicher und gewiss, dass er treu ist und mir nicht lügen wird, außerdem mächtig und gewaltig ist, dass keine Dämonen und keine Widerwärtigkeiten imstande sein werden, ihn zu überwältigen oder mich ihm zu entreißen."**

**8. Schlussfolgerung**

Die Illusion der Freiheit taugt zu nichts, als nur dazu, das Evangelium zu verdunkeln. Ich mache mir darum die Position der Reformatoren zu eigen: Der Mensch, der unter der Herrschaft der Sünde steht, vermag nichts anderes zu wollen, als was der Sünde gemäß ist. Wie ein Wagenrad, das unaufhaltsam einen Hang hinunterrollt, ist er in der Dynamik seiner sündigen Willensbewegung gefangen und kann seinem Willen von sich aus keine andere Richtung geben. Wird der Mensch aber durch das Evangelium zum Glauben überwunden, so geschieht das „sola gratia", ohne jeden verdienstlichen Beitrag des Menschen, allein durch das erwählende Handeln Gottes. Die Entscheidung Gottes, einen Menschen zum Heil zu erwählen, ist nicht **eine** notwendige Bedingung seiner Erlösung (zu der die „freie" Entscheidung des Menschen noch hinzutreten müsste), sondern sie ist **die** völlig hinreichende, keiner Ergänzung bedürftige Bedingung der Erlösung (aus der Kraft des Heiligen Geistes die positive Willensbewegung und die Veränderung des Menschen resultiert). Unser Glaube ist keine Voraussetzung der Erwählung, sondern als gnädiges Geschenk Gottes ihre erste und schönste Folge!

# 96. Christliche Freiheit

Das zentrale Stichwort in Joh 8,31-36 ist die „Freiheit". Denn Jesus sagt: ***„Wenn ihr bleiben werdet an meinem Wort, so seid ihr wahrhaftig meine Jünger und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen."*** Die Umstehenden, die Jesu Wort hören, wundern sich, weil sie eigentlich meinen, sie seien längst frei. Sie sind ja nie jemandes Knecht gewesen. Jesus aber beharrt darauf, dass sie „frei" erst noch werden müssen, denn er sagt: ***„Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht."*** Und erst ***„wenn euch ... der Sohn frei macht, so seid ihr wirklich frei."*** Jesus erklärt seinen Hörern also, dass sie nicht so frei sind, wie sie sich vorkommen. Er behauptet, dass echte Freiheit aus der Wahrheit kommt, die Wahrheit aber aus seinem (aus Jesu) eigenem Wort. Er beansprucht die Freiheit zu bringen, auf die es ankommt. Ob das aber die Hörer gleich verstanden haben?

Ich fürchte, es erschließt sich nicht ohne weiteres, was Jesus meint. Denn damals wie heute sind es Menschen nicht gewöhnt, den christlichen Glauben gerade mit Freiheit in

Zusammenhang zu bringen. Im Gegenteil! Vielen scheint es, als bringe der Glaube vor allem Zwänge mit sich. Und wenn man fragt, wie das kommt, dann werden manchmal schlechte Erinnerungen aus der Konfirmandenzeit angeführt. In der Kirche, da musste man stillsitzen, man durfte nicht laut sein oder fluchen, man musste zuhören und die Zehn Gebote auswendig lernen, musste sich benehmen, durfte nicht lachen und nicht toben. In der Kirche lernte man, was man glauben soll, und was ein anständiger Mensch keinesfalls tun darf. Das fühlte sich nicht wie Freiheit an, sondern eher wie Enge und Strenge – bis hin zur Kleidung. Denn bei der Konfirmation musste man zum ersten Mal einen Anzug tragen. Der war eng um die Schultern, und der Hals wurde mit einer Krawatte zugeschnürt. So konnte man nicht rennen und nicht raufen, sondern war gefangen in der Zwangsjacke des guten Benehmens, das die Erwachsenen nun erwarteten. Kein Wunder also, dass viele die Kirche nicht als einen Ort der Freiheit erlebten. Vielmehr – die Freiheit, die suchte man anderswo, wenn man den engen Konfirmationsanzug endlich abgestreift hatte.

Ich erinnere mich noch ganz gut daran. Denn mein Symbol der Freiheit war damals mein Mofa. Unabhängig von den Eltern durch Feld und Wald überall hinfahren zu können, zu jeder Zeit und bei jedem Wetter – das war für mich damals große Freiheit. Und die hatte mit dem Glauben doch nichts zu tun – oder? So gesehen ist es verständlich, wenn jemand die Botschaft von Joh 8,31-36 erst einmal nicht versteht: ***„Wenn euch der Sohn frei macht, so seid ihr wirklich frei".*** Das leuchtet nicht gleich ein. Und es passt auch nicht zu dem, was wir uns gewöhnlich unter Freiheit vorstellen. Denn Freiheit, denkt man, das heißt doch, dass ich tun kann, was ich will! Und in welcher Weise mir Christus dabei helfen sollte, ist überhaupt nicht klar, weil für diese Art von Freiheit ganz andere Instanzen hilfreich sind. Wenn wir nicht tun können, was wir wollen, dann kann es z.B. daran liegen, dass uns Geld fehlt, um Träume zu verwirklichen. Befreiend wirkt dann ein Kredit von der Bank, oder noch besser eine Erbschaft – aber doch nicht Christus! Wenn wir nicht tun können, was wir wollen, liegt es oft daran, dass wir Verantwortung übernommen haben, z.B. für eine Familie. Und aus solcher Verantwortung befreit uns vielleicht, der Scheidungsanwalt – aber doch nicht Christus! Wenn wir in einer Diktatur lebten, wenn wir Meinungsfreiheit oder Reisefreiheit entbehrten, dann würde uns ein politischer Umsturz befreien – aber doch nicht Christus! Was soll das also bedeuten: ***„Wenn euch Christus frei macht, so seid ihr wirklich frei"?*** Geht es da um eine ganz andere Art von Freiheit, von der bisher noch gar nicht die Rede war? Tatsächlich merkt der Mensch mit zunehmendem Alter, dass Freiheit nicht einfach eine Frage der Motorisierung ist. Und irgendwann durchschauen wir auch das Klischee von Freiheit, das uns die Zigarettenwerbung präsentiert. Denn der einsame Cowboy, der sich seine Zigarette anzündet und in die Weite der Prärie hinausreitet, steht ja nur für eine Illusion von Freiheit. In Wahrheit unterliegt auch er zahlreichen Zwängen. Und eine echte Lösung hat er nicht zu bieten. Denn wer vor seiner Verantwortung immer davonreiten will, ist ja in Wirklichkeit nicht frei zu nennen, sondern eher feige. Sein Lebenskonzept mag auf den ersten Blick etwas Verlockendes haben. Denn wer sich nicht bindet, keine Verpflichtungen eingeht und so durchs Leben vagabundiert, scheint dabei jung zu bleiben. Aber am Ende überzeugt das dann doch nicht. Denn eine Freiheit, die nur im Fehlen von Bindungen besteht – wie unterscheidet die sich, von Haltlosigkeit? Eine Freiheit, die im beständigen Richtungswechsel besteht – wie unterscheidet die sich von Ziellosigkeit? Und die große Weite, die sich vor dem einsamen Cowboy ausbreitet – ist die nicht auch eine große Leere?

Eine bloß negativ bestimmte Freiheit, eine Freiheit von allen Bindungen, erweist sich als

ungenügend, weil der, der sich von allem Möglichen befreit, am Ende nicht mehr weiß, wofür er eigentlich frei sein wollte. Oder ist das etwa Freiheit, wenn man zwischen 90 Fernsehkanälen wählen kann? Ist das Freiheit, wenn man jede Nacht in einem anderen Bett schläft? Ist das Freiheit, wenn keiner nach mir fragt, weil keiner mich braucht? Nein. Das ist in Wahrheit nicht Freiheit, sondern freier Fall. Denn ein Mensch, der alle Bindungen scheut, befindet sich ewig auf der Flucht – und merkt gar nicht, dass er sein Hauptproblem immer mitnimmt, das er selber ist. Er kann so weit laufen wie er will, er wird sich doch selbst nicht los – und bleibt darum in sich gefangen. Die Familie, die ihn einengt, kann er verlassen. Den Arbeitsplatz kann er kündigen. Und aus dem Land, das ihm keine Freiheit gewährt, kann er auswandern. Aber wieviel äußere Freiheit er sich damit auch verschaffen mag, so wird er doch nicht frei von der inneren Fessel, dass er der ist, der er ist.

Der Cowboy aus der Zigarettenwerbung mag alles hinter sich lassen, wenn er in die Prärie reitet, sein Pferd mag noch so schnell laufen – wenn der Mann seine Fesseln im Kopf und sein Gefängnis im Herzen trägt, so nützt ihm das alles nichts. Denn er hat dann zwar Handlungsfreiheit im Sinne der äußeren Freiheit, zu tun was er will. Und er hat insofern Wahlfreiheit, als er sich, inneren Impulsen folgend, zwischen verschiedenen Möglichkeiten entscheiden kann. Aber eine Willensfreiheit in dem Sinne, dass er seinen inneren Impulsen, Ängsten und Begierden eine neue Richtung geben könnte, die hat er deswegen noch lange nicht. Er kann vor sich selbst nicht weglaufen, sondern bleibt überall ein Gefangener seiner selbst, weil er sein eigenes Wesens nicht ändern kann. Diesbezüglich kann keiner aus seiner Haut. Denn wenn das wirklich anders wäre – würden dann nicht die jähzornigen Menschen schnell beschließen, sich in friedfertige zu verwandeln? Würden die Ängstlichen nicht sehr bald durch freien Entschluss zu Mutigen werden, die Lasterhaften zu Tugendsamen und die Zweifler zu Gläubigen? Wenn's möglich wäre, würden sie's nur zu gern! Doch eben das ist unsere eigentliche Unfreiheit, dass wir, unter dem Macht der Sünde stehend, in uns selbst gefangen sind und uns nicht selbst zum Guten verändern können. Wir können zwar äußerlich tun, was wir wollen, aber wir bringen es nicht fertig, zu wollen, was wir wollen sollen. Wir sind wie Steine, die einen Abhang hinunterrollen und aus sich selbst heraus nie die Richtung wechseln, sondern immer nur weiter der Schwerkraft folgen. Als Sünder streben wir immer nur weiter dem Abgrund zu. Die uns innewohnende Dynamik, die unseren Willen beherrscht, führt uns immer weiter weg von Gott – direkt hinein ins Scheitern, in Schuld und Tod. Wir können nicht aus unserer Haut, sondern sind gefangen in uns selbst. Wovon redet dann aber Jesus, wenn er sagt, seine Wahrheit würde uns frei machen?

Man muss es kaum noch sagen. Denn natürlich redet Jesus genau von den inneren Fesseln, die wir gerade beschrieben haben, und redet von der inneren Freiheit, die der Mensch durch den Glauben gewinnt, sobald Gottes Geist die negative Dynamik seines Willens durchbricht und seinem Wesen eine neue, heilvolle Richtung gibt. Mit politischer oder finanzieller Freiheit hat das nichts zu tun. Mit äußerer Freiheit hat Jesus sich nicht befasst. Aber er ermöglicht uns eine viel nachhaltigere innere Freiheit, die darin besteht, ein neuer Mensch zu werden, dessen innerer Krampf sich gelöst hat, der sich Gott überlässt und darum gelassen ist, der den Willen Gottes bejahend sich selbst annehmen kann und die Angst verliert, weil er nicht mehr auf sich selbst, sondern auf Gott vertraut. Mit anderen Worten: Die Freiheit, die Christus schenkt, besteht darin, dass er uns auf eine tiefe und endgültige Weise von der Sorge um uns selbst und um das Gelingen unseres Lebens befreit.

Dadurch dass Christus für uns starb und auferstand, hat er sichergestellt, dass uns unsere Schwäche nicht zum Verhängnis wird. Er steht für uns ein und bindet uns durch den Glauben fest an seine Person. Eben diese Bindung aber, macht unsere Freiheit aus. Denn durch Christus sind wir aus der unheilvollen Dynamik der abwärts rollenden Steine gelöst. Der große Richtungswechsel, der aus uns nicht kommen konnte, ist von Christus gekommen. Und damit sind wir aus dem Schneider, die Kuh ist vom Eis und der Zwang durchbrochen. Denn nun haben wir die Gewissheit, um Christi willen begnadigt und vollendet zu werden. Da fällt eine tonnenschwere Last von uns – und erst das, macht uns wirklich so „frei", wie wir es anders nicht hätten werden können. Denn solange wir selbst für das Gelingen unseres Lebens zu sorgen versuchten, war uns nicht zu helfen. Es gelingt dem Menschen nicht, sein eigener Erlöser zu sein. Er ist damit völlig überfordert. Und wenn er nicht weiß, an wen er diese Aufgabe abgeben könnte, ist er in einer schrecklichen Lage. Er kennt sein Ungenügen und kann doch nicht davor weglaufen. Er wird sich selbst nicht los und ist sich doch selbst das größte Problem. Er kann dieses Problem nicht selbst lösen – und doch muss ihn der Gedanke, es könnte ungelöst bleiben, in Panik versetzen. Eben das macht seine große Unfreiheit aus, dass er nicht leisten kann, was er leisten müsste. Er will um keinen Preis scheitern und versucht verzweifelt, aus dem Gefängnis auszubrechen, das er selber ist. Er will unbedingt etwas aus sich machen und will für sich selbst gerade stehen, macht es in Wahrheit aber nur schlimmer damit.

Der Christ hingegen hat das zentrale Lebensproblem des Scheiterns und des Gelingens in Christi Hände abgegeben, hat damit auch die Angst und die Sorge mit abgegeben – und erfreut sich der inneren Freiheit, sich nun selbst in seinen Beschränkungen und Bindungen annehmen und bejahen zu können. Viele alltägliche Probleme, bleiben dem Christen erhalten. Doch das Grundproblem seines Lebens hat Christus für ihn gelöst. Und wenn es für den Christen auch noch genug zu tun gibt, so kann und muss er doch für das Heil seiner Seele **nichts** mehr tun. Da ist er gänzlich frei – und aller Beklemmung enthoben. Denn er muss niemandem mehr etwas beweisen, und muss auch vor den eigenen Dummheiten nicht mehr bange sein, weil ihm das, was Christus ihm schenkt, niemand mehr nehmen kann. Die Wechselfälle des Lebens können ihn nicht trennen von der Liebe Gottes! Und in dieser Weise, nicht von allen, aber von den letzten und tiefsten Sorgen frei zu sein – das gibt dem Christen ein fröhlich–freches Selbstbewusstsein und macht ihn wirklich „frei" gegenüber aller Welt. Ist Christus sein Herr, so haben andere „Herren" nur noch sehr begrenzte Macht über ihn. Alles was er braucht, kann Christus ihm gegeben. Und alles, was die Welt ihm nimmt, kann Christus zurück erstatten. So ist der Christ von der Sorge um sich selbst befreit, weil Christus für ihn gesorgt hat. Er ist von dem Fluch befreit, ungenügend zu sein, weil Christus in ihm ist, der allem genügt. Und das ist die schönste Freiheit, die man sich denken kann. Denn erst ***„wenn uns der Sohn frei macht, so sind wir wirklich frei"…***

# 97. Nachfolge, Schicksalsgemeinschaft und Jüngerschaft

Wer getauft ist, gehört kraft seiner Taufe zur Gemeinschaft der „einen, heiligen christlichen Kirche" und darf sich „Christ" nennen. Das ist allgemein bekannt. Was aber „Christ-Sein" bedeutet, davon haben viele Menschen nur noch eine vage Vorstellung. Manche meinen, das Christentum sei ein Verein zur Pflege religiösen Brauchtums und zur Steigerung der Volksmoral. Und andere verstehen sich als Förderer eines Interessenverbandes genannt „Kirche", dem sie gern als „passive Mitglieder" angehören wollen, wie sie auch „passive Mitglieder" im Gesangverein sind. Doch ist das natürlich Unsinn und ist viel zu harmlos gedacht. Denn aus unserer Taufe folgt nicht nur, dass unser Name in der Gemeindegliederkartei des Pfarramtes auftaucht. Sondern in Wahrheit wurden wir durch die Taufe Teil einer Schicksalsgemeinschaft. Ja durch die Taufe wurde unser persönliches Geschick verknüpft mit dem Geschick der Kirche, und es wurde vor allem verknüpft mit dem Herrn der Kirche – mit Jesus Christus, auf dessen Namen wir getauft sind. Wir sind Glieder des Leibes Christi (1.Kor 12,27) und sind an Christus dauerhaft gebunden, weil (in der Regel) unsere Eltern uns diesem Herrn anvertraut, uns unter seinen Schutz gestellt und uns ihm zu Eigen gegeben haben. Was für eine ernste Sache das aber ist, gilt es zu bedenken: Denn sein Schicksal mit dem Schicksal eines anderen verknüpft zu wissen – auf Gedeih und Verderb, wie man so sagt – das ist eine zweischneidige Sache. Auch und gerade dann, wenn dieser andere Jesus Christus heißt. Schicksalsgemeinschaften können nämlich etwas Fatales sein:

Denken sie nur an einen Urlaubsflug. Sie besteigen das Flugzeug, und schon bilden sie mit den anderen Passagieren eine Schicksalsgemeinschaft. Sie sind dem Vermögen oder Unvermögen des Piloten ausgeliefert. Oder bauen sie irgendwo ein Haus. Schon gehören sie zur Schicksalsgemeinschaft ihres neuen Wohnortes. Wenn plötzlich daneben eine Autobahn oder eine Müllkippe gebaut wird, heißt es „mitgefangen – mitgehangen". Oder heiraten sie in eine Familie ein. Auch da geraten sie in eine Schicksalsgemeinschaft. Der schlechte oder gute Ruf dieser Familie wird plötzlich auf sie übertragen. Die Feinde dieser Familie sind plötzlich ihre Feinde und die Freunde sind ihre Freunde.

In allen diesen Fällen, kann uns die Zugehörigkeit zu einer Gruppe großes Glück oder großes Unglück bescheren, denn in allen diesen Fällen bringt Zugehörigkeit Verbindlichkeit mit sich. Und weil wir das wissen, sind wir vorsichtig mit solchen Dingen. Nur: Welche Art von Verbindlichkeit muten wir eigentlich Kindern zu, wenn wir sie in die Schicksalsgemeinschaft unserer Kirche einbinden? Und in welcher Verbindlichkeit stehen wir da selbst? Kennen wir überhaupt die Risiken und Chancen des Weges, auf den wir durch unsere Taufe geraten sind?

Schlagen wir die Bibel auf, so beantwortet sie alle diese Fragen mit einem einzigen Wort. „Nachfolge" heißt nämlich der Weg, der mit der Taufe beginnt. Und worin „Nachfolge" besteht, das war jedenfalls zur Zeit Jesu eine anschauliche, leicht verständliche Sache: Denn Jesus zog über die Dörfer Galiläas. Er blieb mal hier und mal da. Bald aber wanderte er weiter. Und wer den Kontakt nicht verlieren wollte, der musste eben „nachfolgen". Hatte ihn die Botschaft Jesu so sehr gepackt, dass er unbedingt in der Nähe dieses Mannes bleiben wollte, so musste er Haus und Hof zurücklassen und mit Jesus auf Wanderschaft gehen. Es war gewiss faszinierend, Jesu Taten zu sehen und immer mehr von seiner Lehre zu hören. Der Preis aber war, dass man das unstete Leben des Meisters teilen musste. „Nachfolge" hieß darum: Ruhen, wenn Jesus ruht, und wandern, wenn Jesus

wandert. Hinter sich lassen, was Jesus hinter sich lässt, und suchen, was er sucht. Ein Nachfolger zu sein, das hieß: mit Jesus lachen und mit Jesus weinen, mit ihm essen und mit ihm hungern, mit ihm reden und mit ihm schweigen. Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, wie das damals aussah. Inzwischen allerdings trennen uns 2000 Jahre vom Erdenleben Jesu. Der Herr ist nicht mehr in Menschengestalt unter uns, so dass wir ihm zu Fuß folgen könnten. Und das wirft natürlich die Frage auf, worin Nachfolge heute besteht. Worauf lassen wir uns heute ein, wenn wir unsere Taufe bejahen und auch unsere Kinder taufen lassen? Begründen wir damit auch heute noch eine enge Schicksalsgemeinschaft mit Christus?

Ja, im Grundsatz hat sich nichts geändert: Nachfolge besteht auch heute noch darin, den Weg Jesu mitzugehen und Freude und Leid mit ihm zu teilen. Nur: Was wir teilen, sind nicht mehr die staubigen Straßen Galiläas, sondern etwas anderes. Wer heute durch die Taufe in die Schicksalsgemeinschaft eintritt mit dem Gekreuzigten und Auferstandenen, für den bedeutet das, dass er teilhaben wird am Kreuz Christi und teilhaben wird an der Auferstehung Christi. Anders gesagt: Wer Christus nachfolgt, bekommt etwas zu leiden, wie sein Herr zu leiden hatte. Und er bekommt am Ende etwas zu jubeln, wie Christus am Ende zu jubeln hatte. Nicht mehr und nicht weniger werden wir kriegen als das Kreuz und den Sieg. Und eines werden wir nie ohne das andere kriegen. Denn wie könnte es unter Weggefährten anders sein?

Wenn ein Jünger dem Herrn nachfolgt, gehen schließlich beide in dieselbe Richtung, auf demselben Weg, Seite an Seite. Wo dem Herrn kalter Regen ins Gesicht klatscht, da wird auch der Jünger nass und friert. Und wenn dem Herrn strahlende Sonne den Rücken wärmt, dann wird auch der Jünger warm und froh. Was aber ist der Regen, den Christus erduldete, und was ist die Sonne, die ihn wärmte? Nun, der hässliche Regen, das war der Widerstand, den Jesus erfuhr. Das Neue Testament berichtet ja ausführlich, wie ihm Pharisäer und Schriftgelehrte das Leben schwer machten. Sie erkannten im Gesandten Gottes immer mehr einen Störenfried. Und sie beschlossen, ihn schließlich zu beseitigen. Die Kreuzigung Christi war kein tragisches Missverständnis. Sie war der äußerste Widerstand des Bösen gegen Gottes Sohn.

Es glaube aber keiner, dieser Widerstand sei heute erlahmt. Auch heute müssen wir damit rechnen, dass wir als Jünger Jesu etwas von diesem Widerstand zu spüren bekommen. Gerade dann, wenn wir gute Nachfolger sind und dicht dranbleiben an dem, was der Herr will, kann das gar nicht ausbleiben. Als Christ darf man sich darum nicht wundern, wenn man seine persönliche, moderne Passion erlebt und sein persönliches, modernes Kreuz zu tragen bekommt. Jeder, der die Fronten wechselt und sich auf die Seite des Guten stellt, macht sich damit das Böse zum Feind. Und wer mit dem Teufel keine Kompromisse mehr schließt, dem ist auch der Teufel ein kompromissloser Gegner. So wenig sich nämlich der Christ mit dem gottlosen Treiben dieser Welt abfinden kann, so wenig können sich die, die „Gott - los - sein" wollen, mit dem Dasein der Christen abfinden. Und wo sie können, werden sie es uns spüren lassen. Nicht unbedingt mit der Deutlichkeit der Hammerschläge, die Christus am Kreuz spürte. Aber doch so, dass es wehtut. So, dass wir merken: Die Schicksalsgemeinschaft mit Jesus Christus ist immer auch Leidensgemeinschaft.

Doch Gott sei Dank ist sie nicht nur das. Sind wir Weggefährten und Nachfolger Christi, gehen wir an seiner Seite, so wärmt uns auch, was ihn wärmt – und wir werden gekräftigt durch die Kraft, die in ihm wohnt. Denn haben wir Anteil an seinem Kreuz, wie sollten wir nicht auch Anteil bekommen an seiner Auferstehung? Wenn wir den Weg gehen,

den er geht, wie sollte da nicht auch unser Weg durch Leiden hindurch zur Seligkeit führen, so wie seiner? Gewiss verliert, wer in dieser Welt ein Nachfolger Christi sein will, die Freundschaft derer, die im alten Fahrwasser der Sünde und des Unglaubens bleiben. Aber dieser Verlust kann aufgewogen werden durch die Glaubensgeschwister an unserer Seite, und durch die Freundschaft Gottes, die der Christ gewinnt. Bekennen wir uns zu Gottes Sohn, so bekennt er sich auch zu uns und gewährt uns seinen Schutz und seine Hilfe. Tragen wir sein Kreuz mit ihm, so erweist sich inmitten aller Schwäche seine Gnade als mächtig und gibt uns am Ende seine Siegesfahne in die Hand. Denn schließlich hat er nicht im eigenen Interesse mit den Mächten der Finsternis gerungen, sondern für seine Jünger hat er es getan. Und nicht für sich ist er durch die Mauer des Todes hindurchgebrochen, sondern für die, die ihm nachfolgen. Er zahlte den hohen Preis, der nötig war, um uns den Weg ins Reich Gottes zu bahnen – wir aber haben den Vorteil davon, dass wir uns schon heute „Kinder Gottes" nennen dürfen. Bleiben wir dicht an Christus dran und wandern wir in seinen Fußstapfen, dann dürfen wir eines Tages auch mit ihm einziehen in sein Reich. Bleiben wir im Windschatten unseres Herrn, so kann uns keiner mehr was – Gott sei's gedankt. Ich denke, damit ist deutlich geworden, welche Risiken und welche Chancen es birgt, wenn jemand sich bewusst in die Schicksalsgemeinschaft der Kirche stellt. Dass die Nachfolge Christi kein Spaziergang ist, hat Christus selbst oft genug gesagt. Sie ist auch nicht billiger zu haben. Und doch ist die Schicksalsgemeinschaft mit Christus das Beste unter den guten Dingen dieser Welt. Denn Christus verspricht uns zwar keine sanfte Reise – aber er verspricht uns eine sichere Landung. Und darauf kommt es an…

## 98. Fröhliche Selbstvergessenheit

Es gibt Fragen, die klingen harmlos – und bringen uns doch in Verlegenheit, weil wir nicht wissen, ob wir „ja" oder „nein" sagen sollen. Und ganz oben auf der Liste steht da die Frage nach dem „Fromm-Sein". „Ach, sie sind Pfarrer?" sagen manche Leute. „Da sind sie wohl sehr fromm?". Ich aber weiß darauf nichts Rechtes zu antworten. Denn das Wort „fromm" hat heutzutage einen doppeldeutigen Klang – eine gute und eine schlechte Bedeutung. Im guten Sinne, so wie es eigentlich gemeint ist, heißt „fromm sein", dass ein Mensch vom Glauben durchdrungen ist und alle Bereiche seines Lebens vom Glauben bestimmen lässt. In diesem Sinne ist es eine hohe Auszeichnung, wenn man jemanden „fromm" nennt. Und eben deshalb wäre es sehr hochmütig, von sich selbst zu sagen: „Ja, ich bin fromm". Da müsste man wohl eher den Kopf schütteln und sagen: „Nein, ich bin längst nicht so fromm, wie ich sein sollte."
Auf der anderen Seite hat der Begriff „fromm" aber auch den negativen Klang von „Frömmelei" und „Bigotterie", von übertriebener und verbohrter Religiosität. Und in diesem Sinne ist er fast ein Schimpfwort geworden. Denn man meint damit Leute, die aus lauter Moralismus sich und anderen den Spaß am Leben verderben, die verklemmt und engherzig sind, weltfremd, altmodisch in ihren Ansichten – und dazu noch schrecklich langweilig. In diesem negativen Sinne will wohl keiner „fromm" genannt werden, und man müsste darum „nein" sagen. Wenn aber die Frage „Bist du fromm?" nur bedeutet „Bist du Christ? Glaubst du an Gott?", dann sieht die Sache schon wieder anders aus. Kurz gesagt: Frömmigkeit ist heute ein schillernder, mit vielen Missverständnissen belasteter Begriff. Weil uns aber in Wahrheit nichts mehr fehlt als eine echte, tiefe und leben-

dige Frömmigkeit, will ich versuchen, die ursprüngliche, überaus positive Bedeutung dieses Wortes darzustellen. Und ich will das tun anhand eines im besten Sinne „frommen" Gedichtes, das der Liederdichter Gerhard Tersteegen geschrieben hat:

*Du aller Geister Ruh, / Erhöre mein Verlangen; / Wann wird mein Geist in dir / Zu deiner Ruh gelangen? / Ich bin ein treibend Rad; / In dir ist Stille nur; / Ach zeuch mich aus mir selbst / Und aller Kreatur!*

*Jehova, wann wirst du, / Und nicht ich in mir leben? / Nimm hin, ich bin für dich, / Ich will mich dir ergeben. / Wann wird die Eigenheit / Einst ganz ertötet sein? / Wann wird die Seele sein / In deiner Liebe rein?*

*Ach wer nur einen Strahl / Von dir, mein Gott, erblicket, / In Ehrfurcht billig wird / Von deinem Glanz entzücket; / Wer einen Funken nur / Von deiner Liebe spürt, / Sich selbst ganz willig ganz / In solchem Meer verliert.*

*Ach ja, mein Gott, in dir / Verlieren alles Eigen! / Lass, was du selbst nicht bist, / In mir vergehn und schweigen. / Ach alles ist gar nichts, / Du bist es all allein: / Wann wirst du auch in mir / Auf ewig alles sein?*

*O dass ich möchte gar / Aus meinem Aug verschwinden / Und dich allein in mir, / Du höchstes Wesen finden! / Ich hab schon allzuviel / Durch Sünd entehret dich; / Verklär dich wiederum / In mir fort ewiglich.*

Ich gebe zu, dass dieses Gedicht schwer zu verstehen ist. Es ist fern von der heutigen Art des Denkens und Redens. Und doch sollte man sich hüten, darin bloß frommen „Schmus" zu sehen. Nein! Auf seine Weise sagt Tersteegen hier sehr klar und präzise, was wahre Frömmigkeit ist. Denn in den vielen Wendungen seines Gedichtes wiederholt er immer nur den einen Gedanken: Dass er nämlich sein kleines, ängstlich umklammertes Ich in Gott hinein verlieren will, dass er aufhören will, sich selbst wichtig zu nehmen, um Gott immer mehr Raum zu geben und ihn schließlich Alles in Allem sein zu lassen. Dass das unserer Natur widerstrebt, weiß der Dichter sehr wohl. Denn er spürt an sich selbst, was wir alle erfahren: Normalerweise ist unsere ganze Aufmerksamkeit gefesselt durch unsere eigenen kleinen Nöte und Freuden. Wir starren tagtäglich auf uns selbst, wir träumen unsere Träume und verfolgen unsere Pläne so verbissen, als hinge von ihrer Erfüllung das Heil der Welt ab. Unser Herz ist randvoll mit unseren kleinen, persönlichen Anliegen und Nöten: Mein Wille und meine Gesundheit. Mein Spaß und mein Leiden. Mein Ansehen, meine Pläne und meine Sorgen. Um diese Dinge kreisen die Gedanken, auf sie sind wir fixiert, von ihnen lassen wir uns beherrschen, ihnen dient unser Denken und Tun. Frömmigkeit aber beginnt genau dort, wo dieser Krampf sich löst – und wo die Gegenwart Gottes im Herzen alles andere zurücktreten und verblassen lässt. „Ich, ich, ich" – das ist dann plötzlich nicht mehr das Ein und Alles. Sondern wo einer fromm wird, da gibt er dieses „ich" preis, damit es in Gott eingeht und in ihm aufgeht, bis nicht mehr „ich" in mir lebe, sondern Gott in mir lebt. Der eigene Wille weicht, damit Gottes Wille geschehe. Das eigene Wort verstummt, damit Gottes Wort laut werde. Die eigenen Gedanken schweigen, damit Raum werde für Gottes Gedanken – und nichts mehr die Stille stört vor seinem Thron. Damit das aber möglich wird, und das Herz Frie-

den findet in Gott, müssen alle kleinlichen Sorgen hinaus aus dem Herzen: Das ewige Recht-haben-wollen muss hinaus. Das Etwas-gelten-wollen muss hinaus. Eitelkeit und Gier, Selbstmitleid und Stolz, Egoismus und Neid – das alles muss hinaus, weil es in uns zu viel Platz einnimmt und unsere Aufmerksamkeit zu sehr bindet. Erst dann nämlich hören wir auf, uns vorwiegend für uns selbst zu interessieren. Erst dann geht unser nervöser Blick weg von uns selbst und richtet sich unverwandt auf Gott und die göttlichen Dinge. Was ich „bin", was ich „habe" und was ich „kann" – das verschwindet dabei nicht einfach, aber es erscheint plötzlich viel, viel kleiner. Es steht hintenan. Und es hat überhaupt nur noch Bedeutung, sofern ich durch Gott „bin" und „habe" und „kann". Denn der Glaube will nicht mehr sein, als was er durch Gott ist. Er will nichts wissen, als was Gott ihn wissen lässt. Und er will auch kein Werk vollbringen, außer wenn Gott es ihn vollbringen heißt. Denn der Gläubige hat keine eigenen Pläne mehr, die mit Gottes Plänen in Konkurrenz treten könnten, sondern er hat nur den einen Plan, die ihm in Gottes Plan zugedachte Rolle willig zu spielen – sei sie auch klein und unbedeutend.
Ja: Fromm-Sein, das heißt, sein aufgeblähtes, ängstlich behauptetes „Ich" fröhlich preiszugeben und es in Gott hinein zu verlieren. Es heißt klein werden, damit Gott in meinem Leben groß werde. Es heißt, ein Blatt sein, das von Gottes Wind fortgetragen wird, ein Tropfen in seinem weiten Meer, ein kleiner Funke in seiner hellen Flamme. Es heißt so nah an Gott heranrücken, dass ich zwar von Gott noch unterschieden, aber nicht mehr von ihm getrennt bin. Darum ist echte Frömmigkeit das größte Geschenk, das Gott einer Seele machen kann: Dass er nämlich ihr Denken, Tun und Wollen immer mehr verschmelzen lässt mit seinem eigenen göttlichen Denken, Tun und Wollen – bis zwischen ihm und der Seele nichts mehr steht…
Ich denke, wer das begriffen hat, wird über Frömmigkeit nicht mehr spotten, sondern wird erkennen, dass echte Frömmigkeit ein Vorgriff auf die Erlösung ist, nach der sich Christen sehnen. Denn entgegen allen Klischees macht wahre Frömmigkeit nicht engherzig, sondern froh und offen. Sie hat gerade nichts Zwanghaftes an sich, sondern sie verleiht dem Menschen die beneidenswerte Freiheit und die Stabilität dessen, der nicht in sich, sondern in Gott ruht. Solche Menschen bewirken oft im Stillen Großes und sind ein Segen für die Gemeinde, die sie beherbergt, denn sie streben danach, Gott immer mehr und mehr Raum zu geben – in ihrem eigenen Leben und im Leben ihrer Stadt…

# 99. Gottesfurcht

Kennen sie George Fox? Nein? George Fox lebte im 17. Jahrhundert in England. Und er war ein religiöser Sonderling, der sich viel Ärger einhandelte, weil er immer und überall seinen großen schwarzen Hut aufbehielt. Man bedenke: England im 17. Jahrhundert! Das war eine Zeit, in der die gesellschaftlichen Schichten noch sehr streng unterschieden wurden. Da war es selbstverständlich, dass der einfache Mann den Hut zog, das Knie beugte und den Kopf neigte, wenn er einem Adeligen, einem Vertreter der Obrigkeit oder einem Geistlichen begegnete. Doch George Fox tat das nicht. Die Etikette verlangte auch, dass man die „Herrschaften" mit ihren korrekten Titeln anredete. George Fox aber sagte zu allen einfach „Du". Er verneigte sich vor niemandem und nahm auch vor niemandem seinen Hut ab.
Warum aber tat er das? War es einfach schlechte Erziehung, Unkenntnis oder Respektlosigkeit? Nein: Es war der Glaube, der George Fox trieb, gegen die gesellschaftlichen Kon-

ventionen zu verstoßen. Denn zum Gebet nahm George Fox seinen Hut ab! Es war für ihn selbstverständlich, vor Gott das Haupt zu neigen und das Knie zu beugen. Es war ein natürlicher Ausdruck seines Glaubens, Gott durch solche Gesten Ehre zu erweisen. Warum aber sollte er dasselbe auch vor Menschen tun, die doch Seinesgleichen waren? Fox bezweifelte nicht, dass man Ehre geben muss, wem Ehre gebührt. Wem aber gebührt Ehre, außer Gott allein? Wer außer Gott wäre „gut" zu nennen? Wer außer Gott ist „Herr"? Keiner. Und darum zog George Fox auch vor keinem den Hut – außer vor Gott.

Vielleicht lächeln wir heute über diesen Mann. Denn die gesellschaftlichen Konventionen, über die er sich hinwegsetzte, gelten längst nicht mehr. Was Umgangsformen betrifft, gibt man sich heute betont „locker". Doch damals spürten die Menschen, dass der starrsinnige und fromme Mann viel mehr in Frage stellte, als bloße „Äußerlichkeiten". Die „Lords", denen er die Ehrerbietung verweigerte, empörten sich so sehr, dass sie ihn mehrfach prügeln, peitschen und einsperren ließen. Man hielt George Fox zeitweise sogar für geisteskrank. Doch der rebellische Prophet hielt an dem fest, was er als Glaubenswahrheit erkannt hatte: Dass nämlich alle Menschen gleicher Würde sind, und dass sie – statt einander Ehre zu erweisen und voneinander Ehrerweisungen zu empfangen – lieber Gott die Ehre geben sollten. Wer schließlich dürfte sich rühmen und sich erhaben fühlen? Wer hätte etwas vorzuweisen, das er nicht von Gott empfangen hat? Welcher Mensch wäre ohne Schuld, so dass er auf andere herabschauen dürfte? Keiner. Alle Menschen sind Sünder. Alle sind gleichermaßen der Gnade bedürftig. Und darum sollten sie auch nicht voreinander die Knie beugen, sondern sie miteinander beugen vor ihrem Schöpfer.

Das Problem mit dem Hut ist inzwischen Vergangenheit. Es betrifft uns nicht mehr. Und doch hat das, was George Fox tat, bleibende Bedeutung. Denn im Starrsinn dieses Mannes manifestiert sich etwas, das wesentlich zum Glauben dazugehört – und das seine Aktualität auch niemals verliert: Der Glaube lässt nämlich Gott Gott sein. Und indem er das tut, beschränkt er den Menschen darauf, Mensch zu sein. Der Glaube relativiert damit alle zwischenmenschlichen Hierarchien. Er unterscheidet strikt zwischen Göttlichem und Irdischem. Und er duldet keinesfalls, dass Irdisches in göttlichen Rang erhoben wird. Der Glaube widerspricht, wenn Geschaffenes übermäßige Verehrung empfängt oder mit dem Nimbus des „Ewigen" und „Letztgültigen" umgeben wird. Und wo Menschen oder Dinge über die Maßen geschätzt oder gefürchtet werden, da übt der Glaube scharfe Kritik. Denn er akzeptiert nichts Geschöpfliches in göttlichem Rang: Keine Nation, keine Rasse, keine Ideologie und keine Person. Der Glaube entzaubert die Welt, und wo um irgendwen oder irgendwas ein „Kult" entsteht, da erhebt er Protest. Denn wenn ein Mensch beansprucht, für andere „letzte Instanz" oder „oberste Autorität" zu sein, dann will er einen Platz einnehmen, der nur Gott zusteht. Solche Anmaßung kann nicht geduldet werden. Es ist in Wahrheit nur einer, dem der Mensch „unbedingten Gehorsam" schuldet. Es ist nur einer, zu dem wir aufschauen müssen. Das ist Gott selbst. Und wo der Glaube es nicht mit Gott zu tun hat, da behält er (innerlich) den Hut auf. Denn alles, was nicht Gott ist, ist zu Gottes Dienst bestimmt, und sollte darum, statt für sich selbst Ehre einzufordern, lieber Gott die Ehre geben.

Man könnte nun meinen, das alles sei in demokratischen Gesellschaften selbstverständlich. Doch ich fürchte, die Geisteshaltung, mit der George Fox zu kämpfen hatte, ist keineswegs ausgestorben. Auch heute fühlen sich Menschen über andere erhaben. Auch heute gibt es die Hochmütigen und Mächtigen, die von anderen einen (inneren) Kniefall erwarten. Auch heute gieren Menschen nach Ehre und Bewunderung. Und oft genug ver-

langen sie von anderen Signale der Unterwürfigkeit. Man denke nur einmal an das Verhältnis, das mancher Erfolgstrainer zu jungen Nachwuchssportlern hat. Oder man betrachte die Beziehung zwischen Professoren und studentischen Hilfskräften. Wie gehen Firmenchefs mit kleinen Angestellten um? Wie reden Bankdirektoren mit Kreditnehmern? Was spielt sich tagtäglich zwischen Ärzten und Patienten ab? Werden da nicht Abhängigkeitsverhältnisse missbraucht, um Menschen zu demütigen? Ja, seit dem 17. Jahrhundert hat sich da gar nicht so viel verändert. Und darum verdienen die Überheblichen auch heute noch die Antwort, die George Fox ihnen gegeben hat: Die Schönen wollen bewundert werden, und die Brutalen wollen gefürchtet werden. Doch der Glaube behält den Hut auf. Die Mächtigen fordern Gehorsam und die Erfolgreichen fordern Anerkennung. Doch der Glaube behält den Hut auf. Zu den „Stars" soll man aufschauen und den „Experten" soll man blind vertrauen. Doch der Glaube behält den Hut auf. Die Reichen wollen mit ihrem Reichtum glänzen, die Künstler mit ihrer Kunst, und die Weisen mit ihrer Weisheit. Aber der Glaube behält den Hut auf.
Wohlgemerkt: Es liegt dem Glauben fern, die Unterschiede zwischen den Menschen zu leugnen. Er respektiert durchaus Begabungen und Ämter, Leistungen und Ordnungen. Der Glaube freut sich an dem, was der andere ist und hat und kann. Doch sieht er in den Vorzügen des anderen (wie in seinen eigenen!) Leihgaben Gottes. Und der Glanz, auf den mancher so stolz ist, ist für den Glauben immer nur ein Abglanz göttlicher Herrlichkeit. Warum also sollte er sich vor denen, die Gott beschenkt hat, allzutief verneigen? Das Lob gebührt doch nicht dem Bild, sondern dem Maler! Nicht der Topf ist zu ehren, sondern der Töpfer! Darum bewundert ein Christ auch weniger das Geschöpf als den Schöpfer. Das hindert ihn natürlich nicht, jedem Menschen freundlich und zuvorkommend zu begegnen. Christlicher Glaube hat nichts gemein mit der Frechheit derer, die alles herabwürdigen, was ihr eigenes Maß überschreitet! Aber mit Unterwürfigkeit, Kriecherei oder Hörigkeit verträgt er sich auch nicht. Außer beim Beten behält er den Hut auf – und beherzigt dadurch einen Ratschlag, der altbacken klingen mag, der aber der Sache nach keineswegs veraltet ist: „Fürchte Gott – und scheue niemand!"

## 100. Liebe zu Gott

Wie soll das gehen?

Stellen Sie sich vor, sie wären Teilnehmer in einer Fernseh-Quiz-Show. Sie haben schon etliche Fragen richtig beantwortet – aus den Bereichen Kunst und Biologie, Geschichte und Technik. Und nun kommt die 60.000-Euro-Frage aus der Kategorie Bibelwissen. Sie lautet: „Welches der vielen biblischen Gebote hat Jesus als das „höchste" und „größte" bezeichnet? Welches ist also nach Jesu Aussage das wichtigste Gebot?"
Nun – wüssten sie's? Oder würden sie die Frage lieber gegen eine andere tauschen? Müssten sie das Publikum befragen oder einen Experten anrufen? Nun, ich fürchte, viele Menschen würden an dieser Frage scheitern. Dabei ist der biblische Bericht, der die Antwort enthält, ziemlich bekannt. Da kommt ein Schriftgelehrter zu Jesus, um ihn auf die Probe zu stellen. Und er fragt „Meister, welches ist das höchste Gebot im Gesetz?"
Jesus aber antwortete ihm: »Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt«. Dies ist das höchste und größte Gebot. Das andere aber ist dem gleich: »Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst«. In diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten." (Mt 22,34-40)

Die Liebe zu Gott ist also das wichtigste und höchste Gebot, und nur die Liebe zum Nächsten ist von vergleichbarer Bedeutung. Wenn's aber so ist, warum wird dann über „Nächstenliebe" so oft gesprochen – und über „Gottesliebe" so selten? Liegt es vielleicht daran, dass die Nächstenliebe anschaulicher und konkreter ist?
Ja: Bei allen Schwierigkeiten, die wir mit der Nächstenliebe haben, ist sie uns doch immer noch näher und verständlicher als die Liebe zu Gott. Denn offen gesagt: Wie soll man eigentlich jemanden lieben, den man nicht sehen kann? Wie soll man jemanden lieben, der unsere Vorstellungskraft übersteigt? Setzt Liebe nicht ein Mindestmaß an Nähe und Vertrautheit voraus? Wie aber kann es Nähe und Vertrautheit geben im Verhältnis zu Gott, der so total anders ist als wir?
„Gott lieben", das klingt als sollte man den Mond küssen oder den Himalaya umarmen. Denn Gott ist für uns ja „überdimensional". Man kann staunend zu ihm aufschauen, kann ihn verehren, fürchten und anbeten – aber „lieben"? Muss man nicht ein Gesicht vor Augen haben, um lieben zu können? Wie also soll man den lieben, von dem wir uns kein Bild machen dürfen?
Trotzdem sagt Jesus, gerade das sei wichtiger als alles andere. Und ich will darum versuchen, annäherungsweise zu beschreiben, wie „Liebe zu Gott" aussehen könnte. Ich muss dazu allerdings einen Umweg gehen indem ich sie bitte, sich innerlich an den Meeresstrand zu versetzen – genauer gesagt an die Ostsee nach Heiligendamm. Kennen sie Heiligendamm?
Das ist ein altes Seebad in Mecklenburg-Vorpommern, das eine besonders beeindruckende Kulisse bietet, weil dort eine Reihe alter, herrschaftlicher Villen stehen, die sich am Ostseestrand entlangziehen wie Perlen an einer Schnur. Jedes dieser Gebäude ist auf seine Weise „schön". Jedes ist eine Huldigung an die Natur, die es umgibt. Und wer von der Seebrücke aufs Land schaut, der erkennt, dass die Bauten ganz akkurat zum Meer hin ausgerichtet sind. Kaum fünfzig Meter vor den Häusern rollen die Wellen der Ostsee auf den Strand. Und die lange Reihe der alten Villen schaut gerade so aufs Meer, wie die Sitzreihen in einem Theater zur Bühne hin orientiert sind.
Wie Schaulustige hinter einer Absperrung – so stehen die Häuser dem Meer gegenüber. Und ihre gemeinsame Ausrichtung auf das Meer verbindet sie zu einer Einheit. Es ist nicht die Einheit des Uniformen und Stereotypen – nein: Jedes dieser Häuser ist individuell, keins ist wie das andere. Und dennoch sind sie ganz einig, sind sozusagen diszipliniert in ihrer Ausrichtung auf das Meer, und sind alle gleichermaßen fixiert auf das Naturschauspiel, dem sie gegenüberstehen. Ja, diese Häuser bilden gerade dadurch eine Einheit, dass sie nicht einander, sondern das Meer anschauen.
Schulter an Schulter stehen sie da, in der Solidarität derer, die sich das große Schauspiel nicht entgehen lassen wollen. Denn die hohen Fenster und Türen, was sind sie anderes als weit aufgerissene Augen und Münder? Ja, diese Häuser haben Gesichter, die sie erwartungsvoll der See zuwenden, um alle Eindrücke aufzunehmen, die von dort her kommen. Die Fassaden sind der schönen und rauen Natur hingegeben, vor der sie einerseits schützen, von der sie aber andererseits alles empfangen möchten: Die salzige Luft, den heftigen Wind und den Meeresregen, die wärmende Sonne und die Abendkühle, das sanfte Rauschen der Wellen und das Brüllen des Sturms.
Wie Verehrer stehen diese Häuser dem Meer gegenüber, voller Zuneigung und Bewunderung – aber ohne plumpe Vertraulichkeit. Denn sie halten respektvollen Abstand zum Strand und zeigen damit Achtung vor den Fluten, die gefährlich werden, wenn man ihnen zu nahe tritt. So spiegeln diese Häuser die Schönheit und die Macht der Naturge-

walt, der sie gegenüberstehen, wider. Und eben in dieser Spiegelung liegt ihr ganzes Wesen. Denn diese Häuser sind, was sie sind, nur in der Beziehung zum Meer.
Anderswo würden sie protzig wirken und deplatziert. Würde man sie in eine öde Landschaft versetzen, an einen Ort, wo ihre Gesichter ins Leere schauten, so wären sie fehl am Platze, denn diese Häuser tragen gewissermaßen Sonntagskleider. Sie stehen da in „würdevoller Sammlung". Sie sind gebaut, um „andächtig" aufs Meer zu blicken. Doch ohne das Meer – ohne das Gegenüber seiner Ehrfurcht gebietenden Größe und Schönheit – was bliebe von ihnen? Wer bräuchte ihre großen Fenster und Balkone, wenn es von dort nichts zu sehen gäbe?
Insofern sind diese Häuser darauf angewiesen, am Meer zu stehen. Sie brauchen das Meer – und übermitteln dem Betrachter damit eine Botschaft. Ihre Fassaden sind Gesichter, die gebannt hinausstarren in eine faszinierende Ferne, und die den Betrachter einladen, ihrer Blickrichtung zu folgen. Ja, diese Strandvillen appellieren an uns, es ihnen gleichzutun und ebenfalls unser Gesicht dem Meer zuzuwenden. Und wenn man sie lang genug betrachtet, bekommt man Lust, dort auf einem der Balkone seinen Liegestuhl aufzustellen und einfach nur ganz lange und ganz andächtig auf die See hinauszuschauen…
Nun, sind wir jetzt vom Thema abgekommen? Wollten wir nicht über „Gottesliebe" reden? Haben wir uns darum gedrückt? Nein – ich meine, wir sind durchaus bei der Sache geblieben. Denn für mich sind solche Häuser ein Sinnbild dessen, was „Liebe zu Gott" bedeuten könnte. Gott lieben – das heißt zuerst: Ihm volle Aufmerksamkeit zu schenken, auf ihn fixiert und auf ihn ausgerichtet zu sein – so wie jene Häuser auf das Meer ausgerichtet sind. Wer Gott von ganzem Herzen liebt, der ist auf ihn konzentriert und ist ihm zugewandt. Er dreht sich nicht ständig hierhin und dahin, um tausend Dinge wichtig zu nehmen – darunter vielleicht auch Gott. Sondern allein Gott gehören seine Gedanken, an ihm hängt er und auf ihn schaut er wie jene Häuser auf das Meer. Was schließlich könnte einen Liebenden ablenken vom Gegenstand seiner Liebe?
Gott zu lieben, das heißt mit allen Fasern des eigenen Seins die Größe und Herrlichkeit Gottes in sich aufzunehmen und ihm hingegeben zu sein. Es heißt, die Fenster weit aufzureißen, damit Gottes Wort hereinschallt. Es heißt, die Balkontüren öffnen, damit Gottes Geist zu uns hereinweht. Es heißt, das Gesicht Gott entgegenstrecken, damit seine Sonne es wärmt. Und daraus ergibt sich dann von selbst, dass der, der sich hineingibt in die Liebe zu Gott, darin ganz aufgeht, auf sein Gegenüber angewiesen ist und von ihm geprägt wird.
Denn so wie jene Häuser dem Meer, so ist der Gläubige Gott zugewandt. Er ist, was er ist, nur in der Beziehung zu Gott, und will abgesehen davon auch gar nichts sein. Gott ehrfurchtsvoll und freudig gegenüberzustehen, mit großem Respekt, aber ohne Angst, das macht das Wesen und die Bestimmung des Gläubigen aus. Und das verbindet ihn dann auch mit den Glaubensgeschwistern, die Schulter an Schulter neben ihm stehen – wie jene Häuser nebeneinander stehen.
Natürlich: So wie Häuser verschieden sind, so sind es auch die Christen. Aber diese Verschiedenheit trennt sie nicht, denn die gemeinsame Ausrichtung, die gemeinsame Offenheit für Gott, verbindet sie über alle kulturellen und konfessionellen Schranken hinweg. Sie sind die Gemeinschaft derer, die ohne Gott nicht sein wollen. Sie sind aus Liebe an ihn gebunden, empfinden diese Bindung aber nicht etwa als lästige Abhängigkeit, sondern als ein großes Glück. Denn etwas anderes als die Gemeinschaft mit dem Geliebten begehrt die Liebe ja nicht. Die ganze fröhliche Hinwendung zu Gott, das Sichausstrecken nach Gott, hat kein anderes Ziel, als die Gemeinschaft mit ihm. Und trotz-

dem – sozusagen absichtslos – hat die liebende Zuwendung zu Gott auch eine Außenwirkung. Denn sie lädt andere Menschen ein, die Bewegung mitzuvollziehen. So wie jene Häuser, die aufs Meer hinausblicken und uns damit einladen, es ihnen gleichzutun, so sind auch Menschen, die in der Hinwendung zu Gott Frieden finden. Sie spiegeln etwas wider von der Größe und Schönheit Gottes. Sie reflektieren etwas von seinem Glanz, weil sie sich diesem Glanz entgegenstrecken. Man spürt, dass sie bei Gott etwas finden, was man in der Welt nicht finden kann. Und sie reizen dadurch andere zur Nachahmung. Jene Häuser in Heiligendamm sind erwartungsvoll und respektvoll dem Meer zugewandt, sie bejahen das Meer, sie leben vom Meer, sie öffnen sich dem Meer – und genau das scheint mir die Haltung zu sein, die wir Menschen Gott gegenüber einnehmen sollten…

# 101. Dem Schuldiger vergeben

Wann immer in der Kirche von Vergebung die Rede ist, weiß man schon worauf es hinauslaufen wird, weil Vergebung natürlich gut ist und von uns erwartet wird. Man ist mit diesem Thema scheinbar fertig, bevor man richtig angefangen hat. Denn jeder versichert, er sei nicht nachtragend, er könne vergeben, und so gehöre sich das ja auch, wenn man die Bitte im Vaterunser ernst nimmt: „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern." Wer das betet und selbst Vergebung nötig hat, kann sie seinen Mitmenschen schlecht verweigern. Und also scheint der Fall klar, bis dann aus der Theorie Praxis werden soll. Denn wenn uns tatsächlich Schlimmes angetan wird, dann ist es vorbei mit Großmut und Gelassenheit, und unsere Gedanken gehen plötzlich gar nicht mehr auf Vergebung aus, sondern auf Gerechtigkeit. Verletzungen machen uns zornig. Und dieser Zorn ist auch nicht per se verwerflich, sondern sehr natürlich und unvermeidlich. Denn wenn zerstört wird, was wir lieben, wird unsere Liebe zwangsläufig zur Feindschaft gegen den Täter. Und wenn sie auch nicht gleich nach Rache schreit, wird sie doch zumindest Gerechtigkeit fordern.

Oder ist das nicht recht und billig? Stellen Sie sich vor, ihr Kind oder ihr Enkelkind würde Opfer einer Vergewaltigung oder eines sexuellen Missbrauchs. Wäre ihr erster Wunsch, dass dem Täter vergeben wird? Wäre ihr erster Wunsch nicht, dass er gefasst und eingebuchtet wird? Stellen Sie sich vor, ihr Kind oder Enkelkind würde von einem Dealer an die Drogen gebracht, abhängig gemacht und nach und nach zugrunde gerichtet. Würden Sie dem Dealer von Herzen Gutes wünschen oder würden sie wünschen, dass er zu spüren bekommt, was er angerichtet hat? Ich denke, wer überhaupt Gefühle hat, ist in solchen Fällen nicht großmütig und locker, sondern der hat den natürlichen Wunsch, dass der Schuldige gestraft wird, und muss sich vielleicht sogar zügeln, um das nicht selbst in die Hand zu nehmen. Denn wer gute Menschen ins Unglück stürzt, der handelt böse. Das Böse ist das, was nicht sein soll. Und darum empfinden wir, dass auch der nicht sein sollte, der Böses über andere bringt. Er soll zumindest nicht ungestraft damit fortfahren! Denn wenn uns ein Dorn im Fuß steckt und uns Schmerzen bereitet, haben wir ja auch den Wunsch, ihn herauszuziehen. Was uns leiden macht, soll verschwinden. Und wenn das angegriffen wird, was wir lieben, werden wir zornig.

Ich verstehe darum die Frau, die mir berichtete, dass sie es nicht schafft ihrer Schwiegertochter zu vergeben. Die Schwiegertochter hatte den Sohn jener Frau mit drei kleinen Kindern sitzen lassen und war zu einem anderen Mann gezogen. Der Sohn war mit der Situation völlig überfordert, und die Kinder verkrafteten es nicht, von der eigenen Mut-

ter verlassen zu werden. Eine ganze Familie ging in Scherben, weil jener Schwiegertochter das Liebesglück mit ihrer Internet-Bekanntschaft wichtiger war als die eigenen drei Kinder. Wenn nun aber die Großmutter Schwierigkeiten hat, das zu verzeihen: Ist das dann verwunderlich? Nein! Ich finde ihren Zorn nur allzu verständlich, und der Wunsch, der Schuldige möge bekommen, was er verdient, scheint mir auch nicht von vornherein verwerflich. Denn Gott selbst teilt solchen Zorn über Unrecht und Leid, und hat auch keinen Zweifel daran gelassen, dass er strafen wird. Gott selbst hat ein Interesse daran, dass sich das Böse nicht lohnt, sondern vergolten wird. Wenn das aber so ist – warum werden wird dann so nachdrücklich aufgefordert, Vergebung zu üben?

Nun: Wir müssen näher hinschauen, um der Sache auf den Grund zu gehen. Denn wenn jemand an uns schuldig wird, geschieht dabei etwas Seltsames. Vor der Tat hat der Andere offenkundig Macht über uns, weil er uns Unrecht antun kann – oder auch nicht. Hinterher aber haben wir plötzlich Macht über ihn, weil wir ihm Vergebung gewähren können – oder auch nicht. Der Täter hat nur vor der Tat eine Wahl und verliert sie durch sein Tun. Denn ist er erst mal schuldig geworden, so kann er das nie mehr ungeschehen machen, sondern die Schuld klebt an ihm und verfolgt ihn wie ein Schatten. Sensible Menschen spüren das, und wüssten's wohl auch, wenn's nicht in der Bibel stünde: Dem Bösen haftet dieser Fluch an, dass es sich früher oder später an dem rächt, der es getan hat. In der einen oder anderen Weise fällt es auf den Verursacher zurück. Die Schuld verfolgt den Täter, bis sie gestraft, gesühnt oder vergeben ist. Und darum wirkt das Böse für den, der es berührt, wie ein Gestank, der ewig anhaftet, oder wie ein schrecklicher Klebstoff. Wer sich drauf einlässt, sitzt hinterher wie die Fliege auf dem Leim, weil seine Schuld zu einem Verhängnis wird, das er aus eigener Kraft nicht mehr abstreifen kann. Und wie lange er sich auch der gerechten Strafe entziehen mag, schwebt sie doch ewig als Drohung über seinem Kopf. Denn im Missbrauch seiner Freiheit hat er nicht nur über das Schicksal des Geschädigten verfügt, sondern (ohne es zu merken) auch über sein eigenes.

Der Schuldige ist Urheber von etwas Verderblichem, das ihm ewig zugerechnet wird. Er hat ein böses Potential in die Welt gesetzt, dass als Strafe auf ihn zurückfällt. Er hat ein Gift produziert, an dem er selbst zugrunde gehen muss. Und er kann nicht mal leugnen, dass es ihm Recht geschieht, denn er selbst hat sich die Schuld in seinen Lebenslauf hineingeschrieben. Wie mit Ketten ist er an seine Taten festgeschmiedet. Denn mag er sich bei seinem bösen Tun auch noch so frei gefühlt haben, brachte es ihn doch in eine Situation der Unfreiheit. Er ist ein Gefangener seiner eigenen Tat und kann sich von ihren Folgen nicht selbst entbinden, sondern – das ist das Überraschende – ausgerechnet sein Opfer (und nur sein Opfer!) kann ihn davon befreien, wenn es will. Dem bis dahin ganz passiven Opfer fällt nach der Tat eine unerwartet große Macht zu, insofern es vergeben kann. Zunächst bestimmte der Täter das Schicksal des Opfers, nun aber entscheidet das Opfer über das Schicksal des Täters. Denn der hat durch seine Tat dem Opfer die Macht verliehen, ihn zu beschuldigen und vor einer geeigneten Instanz Klage gegen ihn zu erheben. Wenn Schuld erkannt wird, ist plötzlich der Täter in der Hand des Opfers, das Rechenschaft und Strafe fordern oder darauf verzichten kann.

Nicht vergeben heißt dann wünschen, dass dem anderen vergolten werde, was er an mir tat, sei es durch die Gesellschaft, durch die Justiz, durch Gott – oder durch meine eigene Hand. Auf jeden Fall will ich, dass er dafür bezahlt. Und vergeben bedeutet, dass ich meinen Schuldiger aus diesem Verhängnis entlasse, dass ich ihn nicht auf seine Täterschaft festnagle, sondern ihm wünsche, dass er sowohl zu seiner Tat als auch zu ihren

Folgen eine heilsame Distanz gewinnt. Vergebend verzichte ich darauf, ihm seine Schuld vorzuwerfen, ich stehe als Zeuge der Anklage nicht zur Verfügung und entlaste damit den, den ich belasten könnte, weil ja dort, wo kein Kläger ist, auch kein Richter tätig wird. Solche Vergebung macht die Tat gewiss nicht ungeschehen, und das Vorgefallene muss auch keineswegs vergessen werden! Doch Vergebung durchbricht den Fluch der bösen Tat, sie durchbricht das schicksalswirkende Unheil in das der Andere sich verstrickt hat, und macht das von ihm freigesetzte Gift unschädlich…

Vergebung wirkt darum sympathisch und großzügig. Sie ist eine noble Geste. Und auch für den Vergebenden kann es befreiend sein, nicht mehr am negativen Gefühl seines Zornes zu leiden. Doch machen wir uns die Sache nicht zu einfach! Denn – hatten wir vorhin nicht gesagt, der Zorn sei natürlich und auch berechtigt? Und wenn er berechtigt war, folgt dann nicht, dass Vergebung gegen Gerechtigkeit steht, weil sie doch verhindert, dass dem Schuldigen Recht geschieht? Fällt Vergebung der Gerechtigkeit in den Arm, weil dem Täter nicht „heimgezahlt" wird, was er getan hat? Die Frage muss schon erlaubt sein! Denn am üblichen Sinn des Wortes „Gerechtigkeit" gemessen, ist es ja „ungerecht", wenn jemand nicht bekommt, was er verdient. Und genau das scheint das Ziel der Vergebung zu sein! Ist das dann aber nicht eine seltsame Koalition, wenn das Opfer plötzlich dasselbe will, wie der Täter – nämlich, dass der Täter ungeschoren davonkommt? Macht sich der Vergebende zum Komplizen des Schuldigen, indem er sein Vergehen für „verzeihlich" erklärt und selbst dafür sorgt, dass es folgenlos bleibt? Ist es am Ende dumm und unrecht, wenn man Unverzeihliches zu verzeihen versucht? Oder ist es genau das, was Nächstenliebe von uns fordert?

Wir geraten hier in ein Dilemma, weil wir spüren, dass Gerechtigkeit nicht gegen Liebe, und Liebe nicht gegen Gerechtigkeit ausgespielt werden darf. Und wer an die Opfer denkt, an die Geschändeten, die Misshandelten und Gefolterten, der wird mit der Vergebung auch nicht schnell bei der Hand sein, sondern wird wohl immer gespalten sein. Denn einerseits wollen wir nicht, dass himmelschreiendes Unrecht ungesühnt bleibt, wollen um der Opfer willen nicht, dass die Täter ungeschoren davonkommen, und wollen nicht, dass ihnen die Konfrontation mit ihrer Schuld erspart bleibt, sondern (wenn sie vom Bösen absolut nicht lassen wollen) finden wir es gerecht, dass sie mit dem Bösen zugrunde gehen. Und andererseits wollen wir schon im eigenen Interesse, dass jeder einsichtige Schuldige die Chance bekommt, sich von seinen Taten zu distanzieren, seine Fehler zu bereuen und neu anzufangen, damit er nicht auf seine Sünde festgelegt bleibt, sondern Zuflucht findet, Gnade erfährt und ein neuer Mensch werden darf. Einerseits müssten wir protestieren, wenn Unrecht nicht aufgedeckt würde, und Übeltäter davon kämen, denn wir gönnen dem Bösen nicht den Sieg über die Opfer, die so schnell vergessen werden. Andererseits aber wissen wir, dass uns die Rolle des Anklägers nicht zusteht, und fänden wohl auch den Gedanken schrecklich, dass ein Mensch aufgrund unserer Anklage verdammt und verworfen würde. Wir möchten, dass denen, die uneinsichtig am Bösen festhalten, Gerechtigkeit wiederfährt und sie bekommen, was sie verdienen. Und wir möchten zugleich, dass den Verzweifelten, die gleich uns aus ihrer Schuld befreit werden wollen, Vergebung wiederfährt. Wenn wir aber beides wünschen, weil das eine barmherzig ist, und das andere gerecht: Sind wir dann innerlich zerrissen, überfordert und im Widerspruch mit uns selbst? Nein.

Ich kann ihnen an dieser Stelle die gute Nachricht bringen, dass unser zwiespältiges Empfinden ganz sachgemäß ist und von Gott selbst geteilt wird. Denn Gott steht in dieser Sache auf demselben Standpunkt. Auch er will Gerechtigkeit und will Gnade. Und das

darf uns ganz ruhig und sorglos machen, weil Gott auch Mittel und Wege hat, das als richtig Erkannte umzusetzen. Was die Bibel über Gottes Gericht sagt, darf uns entlasten. Denn niemand muss in Sorge sein, dass irgendein Verbrechen der Weltgeschichte unentdeckt oder ungesühnt bleiben könnte. Gottes Gericht bringt die volle Wahrheit ans Licht. Und wir werden dabei nicht mal als Zeugen oder Ankläger gebraucht. Denn Gott weiß ja viel besser, was ein Mensch getan und wie er's gemeint hat. Gott wird keinem die Konfrontation mit seiner Schuld ersparen. Und darum wird es nicht nötig sein, dass wir mit dem Finger auf jemand zeigen, um ihn mit unseren Aussagen zu belasten. Nein. Gottes unbestechliches Urteil wird genau so sein, wie wir es wünschen müssen. Denn es wird keiner Vergebung erlangen, der Vergebung nicht erbittet. Gott wird nicht entschuldigen, was der Täter nicht als Schuld anerkennt und bereut. Und wer Gott nicht um Gnade bittet, wird auch keine Gnade erfahren. Wir müssen uns also keine Sorgen machen, dass die Gerechtigkeit zu kurz käme! Und umgekehrt müssen wir uns auch keine Sorgen machen, dass Gott es an Barmherzigkeit fehlen ließe. Denn keiner, der mühselig und mit Schuld beladen zu ihm kommt, wird von ihm abgewiesen, sondern jeder, der an sich selbst verzweifelt, findet bei Christus reichen Trost. Gott selbst steht auf dem Standpunkt, dass, wer sein Tun bereut, Vergebung erlangen soll, dass aber, wer nichts bereut, sein Tun vergolten bekommt. Wer die Gnade verachtet, die er nötig hätte, bekommt die Gerechtigkeit, die er verdient.

Wenn das aber sichergestellt ist und unausweichlich so kommt, weil Gott selbst dafür sorgt: Ist es dann nicht am klügsten, die Sache mit der Vergeltung ganz ihm zu überlassen? Müssen wir da dem Jüngsten Gericht vorgreifen, indem wir uns selbst an jemandem rächen? Sollten wir die Menschen, die es uns schwer machen, nicht lieber an Gott überweisen und das Richten ihm überlassen, weil er ohnehin schärfer sieht als wir? Alles andere scheint anmaßend. Denn wenn Gott der Meinung ist, dass einem Menschen vergeben werden kann, wer wäre dann ich, dass ich dagegen Einspruch erhöbe? Wenn Gott aber keine Reue sieht und daraufhin einen Menschen verdammt, wer wäre ich, dass ich entschuldigen wollte, was Gott für unentschuldbar hält?

Auf diese Art meinen Schuldiger an Gott zu überweisen, ist vielleicht noch nicht Vergebung im vollen Sinne des Wortes. Aber es ist schon ein wichtiger erster Schritt, weil wir damit auf den Hass und auf die Rolle des Anklägers verzichten. Wenn wir zu schwach sind, uns ungeteilten Herzens mit jemandem auszusöhnen, können wir auf diesem Weg wenigstens unseren Groll überwinden. Und wir könnten es mit der Hoffnung verbinden, dass die anderen mit uns ebenso verfahren. Denn überlegen sie mal, wie viele vor Gottes Thron aufstehen könnten – zur Anklage gegen uns. Rutscht Ihnen nicht das Herz in die Hose bei dem Gedanken, wer sich da alles zu Wort melden könnte, um etwas gegen Sie vorzubringen? Werden wir bei der großen Abrechnung nicht dankbar sein für jeden Einzelnen, der darauf verzichtet, peinliche alte Geschichten aufzuwärmen? Und sollten wir darum nicht auch selbst den Mund halten, um nicht zu riskieren, dass vielleicht ein anderer unseretwegen zur Hölle fährt? Wahrlich, vor Gottes Gericht sitzen wir alle im Glashaus und sollten nicht mit Steinen werfen! Wird uns das aber klar, dass wir keinen verdammen dürfen, da wir doch selbst verdammungswürdig sind, so ist der halbe Weg zu Vergebung schon geschafft. Und vieles andere, was uns vielleicht zu Recht widerstrebt, ist zur Vergebung gar nicht nötig. Vergebung bedeutet nicht, dass man die Schuld des Anderen für klein hält, sie relativiert oder gar entschuldigt. Vergebung heißt nicht, geschehene Verletzungen nachträglich zu akzeptieren, zu tolerieren oder gar zu billigen. Vergebung besteht nicht darin, traumatische Erfahrungen gewaltsam zu vergessen, und

es muss sich auch niemand zwingen, den Schuldigen sympathisch zu finden. Aber das ist möglich und dringend nötig, dass ich den Täter an Gott überweise ohne ihm Flüche hinterherzuschicken. Er muss bestimmt nicht mein Freund werden. Aber ich sollte ihm ehrlich wünschen, dass er nicht an seiner Schuld zugrunde geht, sondern sich von ihr lösen kann.
Es mag sein, dass die Wunde, die er mir zugefügt hat, weiterhin blutet und schmerzt. Aber ich sollte innerlich nicht auf seiner Bestrafung bestehen, sondern sollte sagen: Wenn Gott ihm vergeben will, so will ich das auch…
Solche Vergebung ist einfach nur der Verzicht auf den Schuldvorwurf. Es ist das willentliche Freigeben einer Person, an deren Verhängnis man ein berechtigtes Interesse haben könnte, das man dieser Person aber nicht wünscht, weil man doch selbst keine Racheengel ist und kein kompetenter Richter, sondern nur ein armer Mensch, der selbst Vergebung nötig hat. Diese schlichte und vernünftige Haltung ist einem Christen zumutbar. Und Christus erwartet sie von uns. Denn wenn Gott mich mit seinem Zorn nicht verfolgt, sondern mir Frieden schenkt – wie sollte ich da den Bruder mit meinem Zorn verfolgen, der ich doch keineswegs besser bin als er?
Lösen wir den Krampf und seien wir unbesorgt. Gott selbst wird für Gerechtigkeit sorgen – für mich und für meinen Schuldiger. Gott hält Barmherzigkeit bereit für mich und für ihn. Darum vertrauen wir Gott. Überlassen wir's ihm. Hoffen wir, dass am Jüngsten Tag keiner aufsteht, um mit dem Finger auf uns zu zeigen. Und nehmen wir uns fest vor, es unsererseits auch nicht zu tun…

# 102. Ent-täuschung, Schwermut, Weltschmerz

Mir ist ein Gedicht begegnet, das kurz und nicht sehr „poetisch" ist. Man kennt nicht einmal den Verfasser. Und wenn Johannes Brahms es nicht vertont hätte, wäre es wahrscheinlich längst vergessen. Mir aber macht es Eindruck, weil es so offen von Enttäuschung spricht. Gerade in unserer Zeit, die nur den Erfolg respektiert und alles Scheitern als peinlich empfindet, erscheint mir das bemerkenswert. Denn hier spricht einer seine Enttäuschung offen aus. Er ist enttäuscht von dieser Welt, weil sie nicht hält, was sie verspricht:

*Ach, arme Welt, du trügest mich,*
*ja, das bekenn ich eigentlich,*
*und kann dich doch nicht meiden.*

*Du falsche Welt, du bist nicht wahr,*
*dein Schein vergeht, das weiß ich zwar,*
*mit Weh und großem Leiden.*

*Dein Ehr, dein Gut, du arme Welt,*
*im Tod, in rechten Nöten fehlt,*
*dein Schatz ist eitel falsches Geld,*
*dess' hilf mir, Herr, zum Frieden.*

Unsere erste Reaktion ist vielleicht, dass wir über die große Traurigkeit dieser Zeilen erschrecken und uns spontan dagegen wehren: Ist das nicht zu schwermütig und zu melancholisch als dass man es als Beschreibung unseres Lebens akzeptieren könnte? Der

Verfasser scheint in tiefe Depressionen geraten zu sein. Er sieht nur noch schwarz in schwarz. Und üblicherweise wehren wir uns dagegen mit aufmunternden Parolen. „Kopf hoch!", pflegt man solchen Leuten zuzurufen: „Morgen kann alles schon wieder ganz anders aussehen!" Ich fürchte aber, dass solche schnellen Tröstungen am Kern der Sache vorbeigehen würden. Denn unser Gedicht will nicht Ausdruck einer bloß vorübergehenden, subjektiven Stimmung sein, sondern will ganz nüchtern eine Wahrheit zusammenfassen, der sich jedermann jederzeit zu stellen hat: Dass nämlich unser Leben – wie der Prediger Salomo sagt – in weiten Teilen ein „Haschen nach Wind" ist (Pred 1,14). Es ist ein vergebliches Jagen nach vergänglichen Gütern von zweifelhaftem Wert.

Oder stimmt das etwa nicht? Wir Menschen, insbesondere wenn wir jung sind, stürmen mit hochgespannten Erwartungen in das Leben hinein. Die Welt scheint uns wie ein Garten voller süßer Früchte, der nur dazu bestimmt ist, von uns erobert zu werden. Die Welt kommt uns vor wie eine Bühne, die nur auf unseren Auftritt wartet. Die Welt erscheint uns wie eine Heimat, in der wir uns auf ewig geborgen fühlen werden. Aber hält dann die Welt, was wir uns von ihr versprechen? Werden wir jemals satt an ihr? Bekommen wir je genug? Bietet uns dieses Erdenleben wirklich Sicherheit? Ist unser Glück von Dauer? Und gelingt es uns, in dieser Welt bleibende Spuren zu hinterlassen? „Nein", sagt dazu die Bibel: ***„Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blüht wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr." (Ps 103,15–16)***

„Nein", sagt die Bibel – und holt uns auf den Boden der Tatsachen zurück. Denn was jenes Gedicht zum Ausdruck bringt, das ist nicht Depression, sondern lediglich Realismus. Wer von dieser Welt dauerhaftes Glück erwartet, Erfüllung seiner Träume, Vollendung und Seligkeit, den muss die Welt tatsächlich „trügen". Dem muss zuletzt als „falsches Geld" erscheinen, was die Welt ihm zu bieten hat. Denn die Ehren, Güter und Schätze dieser „armen Welt" mögen noch so glänzen, sie erweisen sich doch als wertlos, wenn es am meisten darauf ankommt – nämlich in der Todesnot. Spätestens hier kommt es zu der „Enttäuschung" von der unser Gedicht spricht. Denn woran wir uns hängen und worauf wir bauen, das bleibt an der letzten Grenze zurück – und wir finden uns von aller Welt verlassen... Nur fragt sich, wer dafür die Verantwortung trägt. Ist es wirklich der Fehler der Welt, dass sie uns am Ende enttäuscht? Ist es ein Mangel der Schöpfung, den man dem Schöpfer ankreiden müsste? Oder könnte es vielleicht daran liegen, dass wir zu viel von der Welt fordern und etwas von ihr erwarten, was sie gar nicht leisten **kann**? Tatsächlich ist das der Punkt, auf den es ankommt, und an dem sich biblischer Realismus von allgemeinem Weltschmerz unterscheidet. Denn der Weltschmerz bleibt in seiner Enttäuschung stecken und schimpft auf die Welt, die ihm nicht bietet, was er sich von ihr versprach. Er meint, es sei ein Mangel der Schöpfung, dass sie seine Sehnsucht nicht befriedigt. Der biblische Realismus dagegen erkennt die Ursache der Enttäuschung darin, dass wir von der Welt erwartet haben, was nur Gott zu geben vermag.

Anders gesagt: Es ist nicht die Schuld dieser Welt, wenn wir in ihr vergeblich suchen, was nur bei Gott zu finden ist. Und es ist auch nicht Gottes Schuld, sondern es ist unsere eigene. Oder geht man in ein Schuhgeschäft, um Brötchen zu kaufen? Geht man in die Bäckerei und empört sich darüber, dass dort keine Schuhe angeboten werden? Nein. Es wäre Unrecht, dem Bäcker daraus einen Vorwurf zu machen. Und ebenso ist es Unrecht, der armen Welt vorzuwerfen, dass sie unseren Hunger nach Vollkommenheit, Verlässlichkeit und Glück nicht stillt. Denn ungetrübte Freude, Vollendung, Wahrheit und Gerechtigkeit – das hat diese Welt nun einmal nicht zu bieten. Wie sollte sie auch? Sie ist

schließlich nur der Weg – und nicht das Ziel. Sie ist bloß eine Durchgangsstation auf unserer Reise zu Gott. Wer daher von der Durchgangsstation erwartet, dass sie schon so schön sein müsste wie der große Endbahnhof, wer den Weg mit dem Ziel verwechselt, der wird der Frustration nicht entkommen, bis er seinen Irrtum erkennt. Er wird sich selbst und die Welt überfordern, bis er merkt, dass man auf mehr hoffen kann als nur auf sich selbst und die Welt. Bis dahin aber wird er unnötig leiden. Und darum ist an unserem kleinen Gedicht auch die letzte Zeile die wichtigste, die sich vom Vorangegangenen abhebt.

Der ganze Text ist bis dahin eine Anrede an die „arme Welt". Dann aber – in der letzten Zeile – wird plötzlich Gott angesprochen. Der Dichter wendet sich in der letzten Zeile weg von der enttäuschenden Welt und wendet sich hin zu Gott. Die Anklage gegen die Welt verwandelt sich unvermittelt in einen Gebetsruf. Denn der Schluss der Rede wendet sich an einen neuen Adressaten. Und eben damit nimmt uns das Gedicht in die Bewegung des Glaubens hinein. Es pocht nicht darauf, dass die Welt geben möge, was sie nicht geben kann. Das wäre sinnloser Trotz – das führte wirklich zum trüben Pessimismus. Vielmehr erkennt der Dichter den Irrtum, der ihn leiden macht, und wendet sich entschlossen an Gott, um **von ihm** den Frieden zu erbitten, den die Welt ihm nicht zu geben vermag. Er findet in Gott einen neuen, lohnenderen Gesprächspartner. Er findet in ihm das Gegenüber, das er mit seiner Sehnsucht nicht überfordert und findet damit zugleich den Weg heraus aus der Melancholie. Denn das ist der Weg zur Heilung des Weltschmerzes. Das ist der Weg heraus aus der selbstverschuldeten Frustration. Und es ist Einübung in eine Lebenshaltung mit neuen Vorzeichen. Denn der Glaube lehrt uns, wenig von uns selbst zu erwarten (und noch viel weniger von dieser „armen Welt"), alles im Übermaß aber zu erwarten von unserem Gott. Was die Welt uns nämlich nicht geben **kann**, nicht geben **will** und auch gar nicht geben **soll** – das hält der barmherzige Gott für uns bereit. Das aber zu erkennen, sich von der Welt frei zu machen für Gott, und dann den Frieden nirgendwo anders zu suchen als bei ihm – das ist Glaube…

## 103. Glauben als Blickrichtung

Das krampflösende Mittel, von sich selbst abzusehen

Jochen Klepper hat ein Gedicht geschrieben, das sich aus der großen Masse der Weihnachtsgedichte wohltuend heraushebt. Denn es beschränkt sich nicht darauf, irgendwelche winterlichen Stimmungen zu schildern, wie die meisten Weihnachtsgedichte das tun. Sondern es will so etwas wie eine „Anleitung" geben zur rechten Feier der Weihnacht. Man könnte es geradezu eine „Gebrauchsanweisung" für das Weihnachtsfest nennen. Jedoch – in Kleppers Anleitung zum Weihnachtsfest steht nicht das, was wir hineinschreiben würden: 1. Man besorge sich einen Tannenbaum. 2. Man singe Lieder. 3. Man esse gut und reichlich. 4. Man lasse ein Gefühl von Frieden und Freude in sich aufsteigen. Nein! Kleppers Anleitung zum Weihnachtsfest schweigt von all diesen Dingen. Und stattdessen erklärt er ausführlich, wohin wir an Weihnachten unseren Blick richten sollen.

„Merkwürdig", wird vielleicht jemand sagen, „ist denn Weihnachten eine Frage der Augenstellung, der Optik und des Blickwinkels?" Doch wie Klepper es meint, werden sie verstehen, wenn sie sein Gedicht gelesen haben:

Sieh nicht an, was du selber bist in deiner Schuld und Schwäche.
Sieh den an, der gekommen ist, damit er für dich spreche.
Sieh an, was dir heut widerfährt, heut, da dein Heiland eingekehrt,
dich wieder heimzubringen auf adlerstarken Schwingen.

Sieh nicht, wie arm du Sünder bist, der du dich selbst beraubtest.
Sieh auf den Helfer Jesus Christ! Und wenn du ihm nur glaubtest,
dass nichts als sein Erbarmen frommt und dass er dich zu retten kommt,
darfst du der Schuld vergessen, sei sie auch unermessen.

Glaubst du auch nicht, bleibt er doch treu. Er hält, was er verkündet.
Er wird Geschöpf und schafft dich neu, den er in Unheil findet.
Weil er sich nicht verleugnen kann, sieh ihn, nicht deine Schuld mehr an.
Er hat sich selbst gebunden. Er sucht: du wirst gefunden!

Sieh nicht mehr an, was du auch seiest. Du bist dir schon entnommen.
Nichts fehlt dir jetzt, als dass du weißt: Gott selber ist gekommen!
Und er heißt Wunderbar, Rat, Kraft, ein Fürst, der ewgen Frieden schafft.
Dem Anblick deiner Sünden will er dich selbst entwinden.

Wie schlecht auch seine Windeln sind, sei dennoch unverdrossen.
Der Gottessohn, das Menschenkind liegt doch darin umschlossen.
Hier harrt er, dass er dich befreit. Welch' Schuld ihm auch entgegenschreit –
er hat sie aufgehoben. Nicht klagen sollst du: loben!

Nun, ich habe gesagt, Kleppers „Anleitung" zur Feier der Weihnacht beschriebe vor allem die dazu notwendige Blickrichtung. Und sie verstehen jetzt sicher, wie das gemeint war. Denn Klepper spricht in seinem Gedicht ja zu Menschen, deren besorgter Blick beständig auf sie selbst gerichtet ist. Und er kennzeichnet damit eine innere Haltung, zu der wir alle neigen: Je mehr wir in alltäglicher Betriebsamkeit Gott aus dem Blick verlieren, desto mehr sind wir fixiert auf uns selbst, auf unseren Erfolg und unser Scheitern. Und hat uns das erst einmal gepackt, so können wir gar nicht mehr anders, als gewissermaßen beständig in den Spiegel zu schauen. Wir starren gebannt auf die eigene Befindlichkeit, weil wir meinen, von uns selbst hinge all unser Wohl und Wehe ab. Wir erwarten von niemandem viel, außer von uns selbst, und können darum den Blick nicht von uns lassen. Wir versuchen krampfhaft, unser Schicksal in den Griff zu bekommen. Und je öfter wir dabei scheitern, umso verbissener versuchen wir es. Wir starren auf uns selbst, als müsste aus uns selbst Befreiung kommen. Wir starren auf uns selbst, als lägen auf dem Grund unserer Seelen die Antworten auf alle Fragen. Weil wir dort aber nichts finden als Angst und Schuld, steigert sich unsere Sorge nur noch mehr. Wir scheitern bei dem Versuch, unser Dasein dauerhaft zu sichern, und wir versuchen es doch immer aufs Neue. Denn wir haben den vergessen, dem wir diese Sorge überlassen könnten. Wir meinen, wir müssten alles selber tun. Wir vermögen es aber nicht. Und wenn uns unsere Selbstbeobachtung dieses schreckliche Dilemma dann offenbart, starren wir darauf, wie das Kaninchen auf die Schlange. Wir sehen dann nicht die Hände, in die wir unser Schicksal legen könnten. Denn um sie zu sehen, müssten wir ja einen Moment von uns selbst wegblicken. Wir müssten dazu den Blick wegwenden von all dem „Ich" und „Mir" und

„Mein" und „Mich" – hin zu Christus. Und eben das, dieser Wechsel der Blickrichtung, ist Kleppers Rezept. Das ist es, wozu er uns anleiten will. Denn dem in sich verkrümmten Menschen, dem Sünder in uns allen, gilt sein befreiender Ruf: „Sieh nicht an, was du selber bist in deiner Schuld und Schwäche. Sieh den an, der gekommen ist, damit er für dich spreche."
Man könnte sagen: Klepper empfiehlt uns den Glauben als ein krampflösendes Mittel. Denn er will uns befreien von dem Wahn, Dinge selbst tun zu müssen, die Christus längst für uns getan hat. Was mühst du dich, ruft er uns zu: Was mühst du dich, deine Schuld zu tilgen? Hier ist Christus, der das längst für dich getan hat! Was mühst du dich, deinem Tod zu entrinnen? Hier ist Christus, der den Tod längst für dich überwunden hat! Was mühst du dich, Anerkennung und Liebe zu erringen? Hier ist Christus, der dich längst über alle Maßen liebt! Was mühst du dich, durch Leistung zu beeindrucken? Hier ist Christus, den auch dein Scheitern nicht abschrecken kann! Darum sieh nun endlich weg von dir selbst. Denn alle Nabelschau ist vergeblich. Du kannst dich nicht in dir selbst gründen, kannst nicht von dir selbst leben, kannst dich nicht selbst freisprechen. Und du musst es auch nicht. Denn Christus kann und will das alles für dich tun. Überlässt du dich ihm, so entnimmt er dich dir selbst und gründet dich jenseits deiner selbst auf ein Fundament, das besser ist, als du es jemals legen könntest.
Du darfst dich also loslassen, weil seine Hand dich hält. Du darfst dich selbst vergessen, weil er dich kennt. Du darfst frei werden von dir selbst. Denn er war so frei, sich an dich zu binden im Wort seiner Treue. Darum: „Sieh nicht an, was du selber bist in deiner Schuld und Schwäche. Sieh den an, der gekommen ist, damit er für dich spreche." Ich denke, es ist längst deutlich geworden, dass es in Kleppers Gedicht um mehr geht, als bloß um die rechte Feier der Weihnacht. Es geht um den christlichen Glauben überhaupt. Denn christlicher Glaube, das ist nichts anderes als die große Gnade, die einem Menschen zuteil wird, wenn er lernt, von sich selbst abzusehen, und alle seine Aufmerksamkeit auf Christus zu richten. Der Glaube befreit uns von der nutzlosen Fixierung auf uns selbst. Er ist fröhliche Selbstvergessenheit und zugleich Konzentration auf Christus. Eben darum aber ist der Glaube das größte Geschenk, das man sich wünschen kann. Denn wer Christus im Auge behält, der wird nie mehr ohne Trost sein.

## 104. Glaube als unaufhörliche Bewegung

Wer nach dem Sinn des Wortes „Glaube" fragt, bekommt manchmal die Auskunft, „Glaube" sei ein anderes Wort für die religiösen „Ansichten" eines Menschen. Das klingt einleuchtend und scheint das Verständnis der Sache zu erleichtern. Denn man kann den Glauben eines Menschen dann einsortieren in das weite Spektrum seiner „Meinungen": Über moderne Kunst denkt er so. Über Leistungssport denkt er anders. Er hat eine politische Meinung. Und sein „Glaube" – na, ja – das sind eben seine Ansichten zum Thema „Gott". Aber stimmt das so? Nein. Und es ist wichtig, das schwere Missverständnis zu bemerken, das hier vorliegt. Denn wirklicher Glaube – das sind nicht bloß Gedanken über Gott. Vielmehr ist Glaube eine Beziehung zu Gott. Glaube ist keine „Ansicht", die man haben kann, oder auch nicht. Sondern er ist eine Erfahrung, die den Menschen im Innersten erschüttert und ihn prägt, wie das eine „Meinung" niemals könnte. Denn „Meinungen" kann der Mensch wechseln wie Hemden – er bleibt dabei derselbe, der er war. Gott aber kann kein Mensch begegnen, ohne dadurch ein anderer zu werden.

Und warum ist das so? Zum Teil liegt es an Gottes schierer Größe und Heiligkeit, deren wir uns nicht bewusst werden können, ohne dass dadurch unser bisheriges Weltbild aus den Fugen gerät. Aber das ist es nicht allein. Was wirklich schockiert, ist das krasse Missverhältnis, das zwischen Gott und uns besteht: Seine Gerechtigkeit und meine Schuld, seine Wahrheit und meine Lüge, seine Dynamik und meine Trägheit – das passt einfach nicht zusammen. Es verträgt sich nicht. Denn als der, der ich bin, bin ich ein Missklang in Gottes Symphonie. Mein egozentrisches Denken und Fühlen kann nicht vor ihm bestehen. Die Schwäche meines Willens steht der Durchsetzung seines Willens im Wege. Das weiß ich. Und vor allem: Ich weiß, dass er es auch weiß. Darum hätte ich allen Grund zu fliehen. Aber wohin fliehen? In welchem Boden soll ich versinken, um Gottes Blick zu entgehen? Wo versteckt man sich vor dem, der allgegenwärtig ist? Vor wilden Tieren könnte man hinter dicke Mauern flüchten. Gegen feindliche Menschen könnte man sich mit anderen Menschen verbünden. Einen irdischen Richter könnte man mit geschickten Lügen täuschen. Aber wenn es Gott ist, der mich angreift, dann bin ich verloren. Denn wohin ich auch fliehen wollte – Gott wäre immer schon da. Mit wem ich mich verbünden wollte – Gott wäre meinem Verbündeten immer überlegen. Und was ich zu meiner Verteidigung auch vorbrächte – es wäre immer schon widerlegt bevor ich es ausspreche.
Was also kann man tun? Wer kann für uns sein, wenn Gott gegen uns ist? Niemand! Jedenfalls niemand – außer ihm selbst. Und in dieser kleinen Einschränkung liegt die Chance verborgen, die zu ergreifen man „Glauben" nennt. Denn gegen Gott hilft zwar nur Gott. Wenn Gott uns aber gegen Gott hilft, dann ist uns wirklich geholfen. Denn wer könnte vor Gott schützen – außer Gott? Wer könnte Gottes Zorn Einhalt gebieten – wenn nicht Gottes Liebe? Es ist ein sehr seltsamer Gedanke. Und doch stimmt es, was an der Tür der Friedhofskapelle in Bad Arolsen geschrieben steht: **„Vor Gott ist keine Flucht als nur zu ihm."**
Eine solche Fluchtbewegung, wenn sie sich im Herzen eines Menschen vollzieht, ist Glaube. Denn Glaube besteht eben darin, vor Gottes Gericht an Gottes Gnade zu appellieren. Wer bemerkt, dass er im Krieg zwischen Gott und dem Bösen bisher auf der falschen Seite stand, wer bemerkt, dass er in einen Kampf verwickelt wurde, der sinnlos und aussichtslos ist, der darf sich Gott ergeben und darf „überlaufen". Wie ein Soldat, der die Waffe wegwirft und mit einer weißen Fahne in der Hand auf die feindlichen Linien zugeht, so dürfen wir uns Gott „ergeben" – und dürfen gewiss sein, dass er uns freundlich aufnimmt. Denn in Wahrheit kämpft Gott nicht „gegen" seine Geschöpfe, sondern er kämpft „um" seine Geschöpfe. Und er empfängt darum die „Überläufer" nicht, um Kriegsgefangene und Knechte aus ihnen zu machen. Sondern er schenkt ihnen die Freiheit der Kinder Gottes, weil er sich über jeden Einzelnen freut.
Er weiß – und wir wissen –, dass wir etwas anderes verdient hätten. Wir können auch keine Bedingungen stellen, wenn wir vor Gott kapitulieren. Aber Christus ist für uns gestorben, um den Fluch, der auf uns lastet, in Segen zu verwandeln. Gott selbst hat dafür gesorgt, dass wir bei ihm Asyl finden können. Darum heißt „glauben", sich bei Christus in Sicherheit zu bringen. Wer glaubt, der bringt sich hinter dem Kreuz Christi in Deckung. Er kriecht bei Christus unter. Und er findet bei ihm Schutz. Denn Christus hat unsere Strafe getragen. Er hat damit einen Raum der Gnade eröffnet. Und „glauben" heißt nichts anderes, als sich mit einem beherzten Sprung in diesen schützenden Raum hinein zu retten. Die Glaubenshaltung, in der das geschieht, hat Martin Luther einmal sehr prägnant zum Ausdruck gebracht:

*„Mir ist es bisher wegen angeborener Bosheit und Schwachheit unmöglich gewesen, den Forderungen Gottes zu genügen. Wenn ich nicht glauben darf, dass Gott mir um Christi willen dies täglich beweinte Zurückbleiben vergebe, so ist's aus mit mir. Ich muss verzweifeln. Aber das lass' ich bleiben. Wie Judas an den Baum hängen, das tu' ich nicht. Ich hänge mich an den Hals oder Fuß Christi wie die Sünderin. Ob ich auch schlechter bin als diese, ich halte meinen Herrn fest. Dann spricht er zum Vater: Dieses Anhängsel muss auch durch. Es hat zwar nichts gehalten und alle deine Gebote übertreten. Vater, aber er hängt sich an mich. Was will's! Ich starb auch für ihn. Lass ihn durchschlupfen. Das soll mein Glaube sein."*

Ein stolzer Mensch wird hier die Nase rümpfen. Denn dieser Weg ist weder „männlich" noch „heldenhaft". Der Glaube, den Luther beschreibt, erinnert eher an ein Kind, das sich an den Rockzipfel der Mutter hängt. Der Mensch, der sich hier an Christus klammert, um sozusagen als „blinder Passagier" in Gottes Reich mit hineinzuschlüpfen, ist kein Siegertyp. Er ist einer, der vor Gott zu Gott flieht. Er ist bloß ein „Anhängsel" Christi. Er steht nicht für sich selber gerade. Sondern er versteckt sich hinter einem anderen. Er reist nicht auf eigene Rechnung, sondern auf Christi Rechnung. Er empfängt keinen verdienten Lohn. Sondern er rettet seine Haut. Er pocht nicht auf vermeintliches Recht. Sondern er schwenkt die weiße Fahne und bittet um Asyl. Einem stolzen Menschen kann dieser Weg nicht gefallen. Und doch ist es der einzige, der zum Ziel führt. Denn vor Gott ist keine Flucht als nur zu ihm. Nur Gottes Liebe vermag uns vor Gottes Zorn zu schützen. Und Jesus Christus ist Gottes Liebe in Person. Darum hängt sich der Glaube an Christus mit Haut und Haar. Er geht in Christus ein. Er geht in Christus auf. Und er verbindet sich dabei so eng mit ihm, dass beide vor Gott und der Welt „eins" sind. Den Eigensinn, mit dem der Mensch sich zu behaupten strebt, muss er dabei aufgeben. Aber eben dadurch wird er gerettet. Denn bin ich eins mit Christus – wer könnte mich dann von Gottes Liebe trennen? Bin ich eins mit dem Auferstandenen – was kann mir der Tod dann noch tun? Bin ich eins mit Christi Gerechtigkeit – wie sollte mir meine Schuld da noch zum Verhängnis werden? Nein – da gibt es kein Vertun: Wer durch seine Taufe und seinen Glauben ein „Anhängsel" Christi geworden ist, wird dorthin gelangen, wo auch Christus ist. Er wird das Kreuz Christi mit ihm teilen und sterben. Aber er wird am Ende auch Christi Auferstehung mit ihm teilen und in Gottes Reich eingehen. Darum heißt „glauben" eben dies: Sich Gott „ergeben", die weiße Fahne schwenken, sich mit aller Kraft an Christus klammern – und „durchschlupfen"…

## 105. Gottesbeziehung und Autonomiestreben

Ich möchte sie einladen, über den Mond nachzudenken – und über die merkwürdigen Umstände seines Daseins. Denn der Mond ist uns zwar ebenso vertraut wie die Sonne. Seit wir denken können ist der Mond zuständig für die Nacht, und die Sonne für den Tag. Wenn wir die beiden aber ernsthaft vergleichen, dann sind sie doch ein sehr ungleiches Paar. Natürlich haben sie es gemeinsam, dass sie beide über den Himmel wandern, beide rund sind und beide leuchten. Vordergründig betrachtet, scheinen sie sich darin ähnlich zu sein. Und dass der Mond nicht so hell ist, stört uns wenig, weil wir sonst nicht schlafen könnten. Aber haben sie sich einmal gefragt, ob der Mond nicht in Wahrheit zu bedauern ist, weil er ja aus sich selbst heraus gar nicht zu leuchten vermag? Tat-

sächlich ist es doch nicht **sein eigener** Glanz, in dem er leuchtet, sondern es ist bloß das Sonnenlicht, das er reflektierend weitergibt! Und immer, wenn der Schatten der Erde auf ihn fällt, wird es auf's Peinlichste sichtbar, dass der gute Mond, wenn er nicht von außen angestrahlt wird, aus sich selbst heraus gar nichts kann und vermag.
Wie anders ist da die stolze Sonne – dieses gigantische Kraftwerk! **Sie** leuchtet aus eigener Kraft wie ein riesiger himmlischer Ofen, und das Licht ihrer Feuersglut erhellt das ganze Universum! Die Sonne leuchtet immer, sie scheint unerschöpflich, und sie ist dazu auch auf keinen anderen Himmelskörper angewiesen. Der Mond hingegen wäre ohne die Sonne bloß ein grauer Klumpen aus Stein und Staub. Er trägt keine eigene Energie in sich und glänzt nur, weil ihn der mächtige Schweinwerfer der Sonne anstrahlt. Selbst wenn unten auf der Erde jemand sagt: „Schau, wie schön der Mond leuchtet" – selbst dann ist diese Schönheit immer nur geliehen und ist nicht seine eigene, sondern allein der Widerschein der Sonne. Das Beste, was unser staubige Mond vermag, ist die Herrlichkeit eines anderen Himmelskörpers zu reflektieren – zu mehr taugt er nicht. Und als sollte er an dies schmerzliche Unvermögen stets erinnert werden, muss er auch noch ständig abnehmen und zunehmen, abnehmen und zunehmen. Es ist immer nur sein beleuchteter Teil zu sehen, die größere oder kleinere Sichel des Mondes, und manchmal ist auch gar nichts von ihm zu sehen. Die Sonne aber, **die** muss keine Pausen machen, sondern steht immer unverrückt und strahlend in der Mitte. Sie wird um ihrer selbst willen bewundert, während alles andere sich um sie herum dreht. Ist der Mond da nicht zu bedauern?
Oder sollten wir versuchen, sein so unselbständiges Dasein positiver zu sehen? Der Mond kann selbst nicht leuchten – das ist und bleibt wahr. Aber andererseits **muss** er es auch nicht! Wenn er scheint, ist sein Glanz von der Sonne geliehen – aber dennoch finden ihn die Menschen schön! Und wenn er auch nicht besonders hell ist, so reicht es doch allemal, um den Liebespaaren den Weg zu beleuchten. Wohl ist der Mond abhängig vom Leuchten der Sonne. Aber was macht das schon, wenn doch auf die Sonne und ihr freigiebiges Strahlen Verlass ist? Und wenn der Mond unaufhörlich abnimmt und zunimmt, dann muss ihn das eigentlich auch nicht stören, weil es ja doch immer wieder Vollmond wird, und ihm die Bewunderung dann sicher ist. Genau genommen ist der Mond sogar in einer recht komfortablen Lage, denn **er** muss sich nicht anstrengen, aus sich selbst heraus schön zu sein, und muss sich keinerlei Mühe geben, sondern wird von der Sonne in ihren Glanz getaucht – und wird ganz umsonst mit Licht bekleidet, wie mit einem strahlenden Gewand. Der Mond ist absolut passiv dabei, es kostet ihn weder Kraft noch Arbeit, und trotzdem darf er sich als Himmelskörper besonders nützlich vorkommen, weil er all den Menschen auf der Erde, die gerade keine Sonne sehen, ein wenig vom Sonnenlicht hinunterspiegelt. Als ein Klumpen aus Staub und Steinen kommt er auf diese Weise zu nicht geringen Ehren und gibt in mancher lauen Nacht einen herrlichen Anblick ab. Hat er also Grund, sich zu beschweren?
Nein. Nur dann müsste der Mond unglücklich sein, wenn er aus irgendeinem Grund lieber die Sonne wäre. Nur dann, wenn er den dummen Ehrgeiz hätte, der Sonne ebenbürtig zu werden und seinerseits die Sonne beleuchten wollte – **dann** müsste er mit seinem Schicksal hadern. **Solch** ein Mond, der sich von der Sonne emanzipieren wollte, der wäre in der Tat eine unglückliche Figur. Doch so töricht ist er bestimmt nicht, sondern freut sich wahrscheinlich des geliehenen Lichtes, für das er sich nicht anstrengen muss. Obwohl die Sonne ihm nichts schuldet, verleiht sie ihm Schönheit. Obwohl er nur ein Haufen Staub ist, gibt sie ihm ab von ihrem Glanz. Und in dieser Weise beschenkt und geadelt zu werden – das ist recht besehen ein großes und unverdientes Glück...

Warum aber erzähle ich das? Was hat das hier zu suchen? Sie können sich denken, dass es nicht eigentlich der Mond ist, der mich beschäftigt, und dass ich ihm nicht ernstlich Gefühle zuschreibe. Sondern natürlich ist es der Mensch, der mich interessiert, weil er Gott gegenüber genau so zu stehen kommt, wie der Mond gegenüber der Sonne. Auch der Mensch ist auf sich selbst gesehen nur Staub und Asche, wie der Mond. Und er empfängt alles Leben, allen Glanz und alles Gute von außen her – allein von Gott: „Was hast du, Mensch, was dir nicht Gott gegeben hätte?" – fragt Paulus einmal. Und die Antwort lautet natürlich: „Nichts!" Denn alles, was an einem Menschen herrlich sein kann, sei es Schönheit, Klugheit, Kraft, Tapferkeit, Herzlichkeit oder Humor – das alles ist ihm ja gerade so geliehen, wie dem Mond sein Glanz geliehen ist von der Sonne. Auch der Mensch ist ein Klumpen aus Staub, der uns dann am schönsten erscheint, wenn er Gottes Licht widerspiegelt, wenn er Gottes Macht und Güte reflektiert, und wenn Gottes Weisheit an ihm sichtbar wird. Dass es aber Leihgaben sind, die da sichtbar werden, dass es fremde Federn sind, die uns schmücken – das zeigt der Zyklus des Zunehmens und Abnehmens, den wir wiederum mit dem Mond gemeinsam haben, weil wir in der Jugend an Kräften und Fähigkeiten beständig zunehmen, um diese Kräfte und Fähigkeiten im Alter nach und nach wieder zu verlieren. Freilich – wir hören das nicht so gern. Wir wären lieber auf ewig Eigentümer unseres Leibes und Herren unseres Lebens – wir täten's gern der Sonne gleich und leuchteten aus eigener Kraft! Doch das ist ein törichter Traum, weil ja alles, was an uns schön oder brauchbar ist, nicht **uns** zugehört, sondern Gott.
Oder ist irgendetwas Brauchbares an mir, von dem ich sagen könnte: **Das** habe ich mir selbst verschafft – **ohne** Gottes Hilfe? Nein. Und am allerwenigsten „sind" und „haben" wir auf dem Gebiet des Glaubens, denn auch der Glaube ist Gottes Geschenk, und die Gerechtigkeit, mit der wir vor Gott bestehen können, ist eigentlich Jesu Gerechtigkeit, an der wir nur in **der** Weise teilhaben, wie der Mond teilhat am Licht der Sonne. Von Anbeginn der Welt ist kein Geschöpf „mehr" oder „Besseres" gewesen als ein Reflektor und eine Projektionsfläche für Gottes Licht. Was einer von uns am anderen toll und bewundernswert findet, das haftet an dieser Person nur so flüchtig, wie das Licht eines Diaprojektors für kurze Zeit an der Leinwand haftet. Diese Abhängigkeit nun aber nicht als Kränkung zu nehmen, sondern sie gelassen zu bejahen – **das** macht den Glauben aus.
Der Gläubige hat nicht den Stress, vor anderen die Rolle einer Sonne spielen zu müssen. Er muss nicht aus sich selbst heraus heller oder toller werden, sondern darf sich mit dem Glanz bescheiden, den Gott ihm verliehen hat. Und wenn Christus ihm **seine** Gerechtigkeit schenkt, weil der Mensch mit **seiner eigenen** nicht bestehen könnte, muss ihn seine Passivität dabei nicht stören. Denn der Klumpen Staub, der wir sind, kommt dabei zu nicht geringen Ehren. Der Erdenkloß darf zwischendurch immer mal wieder leuchten, als wäre er aus blankem Marmor. Und der Sünder darf im Licht der Gnade glänzen, als wäre er ein großer Heiliger. In dieser Weise aber ein Mond zu sein unter Gottes Sonne, das ist eine durchaus annehmbare Lage. Denn der Mensch, der sie akzeptiert, wird von außen her in Gottes Glanz getaucht und mit Gottes Licht bekleidet, wie mit einem strahlenden Gewand. Sollten wir uns da beklagen, bloß weil wir Monde und nicht selber Sonnen sind? Nein! Denn das Gute war ja **immer** Gottes – und **niemals** unser. Es sind immer fremde Federn, die uns schmücken. Gott gebührt die Ehre. Aber das macht nichts. Denn ein Leben lang unter seinem Glanz zu liegen, und immer ein bisschen davon widerzuspiegeln, das ist schön und gar nicht übel – und ist für einen Haufen Staub auch durchaus genug…

# 106. Taufe

**Die Taufe ist ein Fest des Dankes**

Wenn zwei Menschen Eltern werden, wird ihnen darin ein Geschenk zuteil. Sie sind zwar beim Werden des neuen Lebens aktiv beteiligt gewesen: Vom ersten Gedanken an ein Kind über Zeugung, Schwangerschaft und Entbindung bis zur Pflege des Säuglings. Und doch haben sie ihr Kind nicht „gemacht". Wäre es ein „Produkt" der Eltern, so würde es ihnen auch gehören wie ein „Besitz" (und es gäbe keinen Grund, irgendwem zu danken). So ist es aber nicht: Kinder werden ihren Eltern geschenkt, sie werden ihnen von Gott dem Schöpfer als kostbare Gabe und als Aufgabe anvertraut. Das ist eine große Ehre und ein Vertrauensbeweis zugleich. Denn Gott hält uns für würdig, Mitarbeiter und Werkzeuge seines schöpferischen Tuns zu sein. Er beteiligt uns an dem wunderbaren Geschehen, durch das er das Leben auf dieser Erde erhält und von Generation zu Generation erneuert. Die Taufe ist eine Gelegenheit, ihm dafür zu danken.

**Die Taufe unterstellt uns der Herrschaft Gottes**

Neugeborene Kinder ähneln jenen Inseln, die nach Vulkanausbrüchen manchmal aus dem Meer emporsteigen. Sie sind neues Land – Niemandsland. Nur dass das nicht so bleibt. Denn schnell kommt jemand, um seine Fahne darauf zu errichten und dem beginnenden Leben seinen Stempel aufzudrücken. Viele strecken ihre Hände aus, um auf dem „unbeschriebenen Blatt" erste Linien zu zeichnen und in der Seele des Kindes ihre Spuren zu hinterlassen. Und nicht alle meinen es gut. Auch der Teufel ist ganz vorne dabei. Eltern aber können durch die Taufe dafür sorgen, dass Gott als erster seine Hand auf das Kind legt. Sie geben ihr Kind Gott zu Eigen und sagen: „Hier ist unser Kind, Herr, es ist Neuland, errichte du als erster deine Fahne darüber. Nimm du diese kleine Seele in deine Obhut, bevor ein anderer sich ihrer bemächtigt." Wird das Kind daraufhin im Namen des dreieinigen Gottes getauft, trägt es fortan unwiderruflich und unauslöschlich Gottes Zeichen an sich. Es ist Gottes Kind geworden. Und es kann später unter Berufung auf seine Taufe die Ansprüche all derer abweisen, die zu Unrecht sein Leben bestimmen wollen.

**Die Taufe ist ein Ersäufen des „alten Adam"**

Neugeborene Kinder gelten als Inbegriff der Unschuld und Reinheit. Doch stimmt das leider nur zur Hälfte. Sie sind natürlich unschuldig, insofern sie noch keine Gelegenheit hatten, durch konkrete Taten schuldig zu werden. Sie sind deswegen aber nicht frei von dem Grundübel und der fatalen Anlage, die uns Erwachsene sündigen lässt. Die Neugeborenen sind schon infiziert mit jener seelischen Krankheit, die die Bibel „Sünde" nennt – nur dass sich die Symptome dieser Krankheit noch nicht zeigen. Doch wer wollte (nur weil jene „Symptome" fehlen) daran zweifeln, dass die Kinder von unserer Art und also: von der Art Adams und Evas sind? Der Taufakt mit Wasser, bei dem ursprünglich der ganze Mensch untergetaucht wurde, symbolisiert, dass das, was an dem Kind „alter Adam" ist, „ersäuft" werden soll. Aber das geschieht natürlich nicht zum Schaden des Kindes. Ganz im Gegenteil! Das, was dieses Kind von Gott trennt, was seine Seele belastet, und sein Leben beeinträchtigt, soll „ersäuft", „umgebracht", „abgestreift" und der Vergangenheit anheim gegeben werden. Ein Heide stirbt – und ein Christ wird geboren.

**Die Taufe ist ein Abwaschen der Sünde**

So wie Wasser eine tödliche Wirkung haben kann, kann es auch eine reinigende Wirkung haben. Es spült den Schmutz von uns herunter. Und auch das kommt in der Taufe zum Ausdruck: Sie bringt das Kind in eine ganz enge Verbindung mit Christus, also in Verbindung mit dem, der durch sein Sterben am Kreuz alle Schuld überwunden hat. Christus ist frei von Sünde und ganz rein – und wer mit ihm durch die Taufe verbunden ist, wird dadurch so rein wie Christus selbst. Die Taufe ist also tatsächlich ein reinigendes Bad – nur dass nicht der Körper, sondern die Seele gewaschen wird. Das Übel, das der Seele des Täuflings anklebt, wird gelöst und abgespült, er ist befreit davon und lässt es hinter sich. Ein weißes Taufkleid ist ein sehr schönes Zeichen dafür!

**Die Taufe ist ein Auferstehen mit Christus**

Das Taufwasser hat noch eine dritte Bedeutung. Denn Wasser hat nicht nur bedrohliche und reinigende sondern auch lebensspendende Kraft. Und diese lebensspendende Kraft des Taufwassers liegt wiederum darin, dass es den Täufling mit Christus verbindet. Denn Christus ist der, der an Ostern dem Tod die Macht genommen und in seiner Auferstehung über den Tod triumphiert hat. Wer durch die Taufe zu Christus gehört, ist darum dem Tod entzogen. Denn der Tod hat nicht die Macht, jemanden aus der Hand Jesu Christi zu reißen. Natürlich muss auch der Christ irgendwann sterben. Aber dieses Sterben ist für ihn nicht Zerstörung sondern nur Wandlung – ein Durchgang zum ewigen Leben.

**Die Taufe ist ein „Zuvorkommen" Gottes**

Der Gedanke liegt nahe, dass die Taufe, wenn sie so große Vorteile mit sich bringt, wahrscheinlich an Vorbedingungen geknüpft ist. Man fragt sich, was man wohl tun muss, um der Taufe würdig zu sein. Welche Verdienste muss man vorweisen? Doch ist es ein großer Vorzug der Kindertaufe, dass sie solche Gedanken ausschließt. Sie bringt deutlich zum Ausdruck, dass die Taufe „gratis" ist, weil sie allem Tun des Taufkindes zuvorkommt und zu einem Zeitpunkt erfolgt, wo der Mensch noch rein gar nichts vorzuweisen hat: Keine guten Werke und keine frommen Gedanken, kein erfolgreiches Leben und keine Tugenden. Kinder stehen mit leeren Händen vor Gott. Und darin können sie uns Vorbild sein. Denn genau das ist die richtige Haltung, um etwas zu empfangen, das wirklich Gnade ist.

**Die Taufe ist ein Geschenk, das ausgepackt werden will**

Die Taufe ist ein echtes Geschenk. Der Schenker knüpft sie nicht an Vorbedingungen. Und er hat es auch nicht auf eine Gegenleistung abgesehen. Nur eines will er: Dass wir das Geschenk auspacken und uns daran freuen. Denn das ist ja ärgerlich, wenn man etwas Wertvolles verschenkt, und der Beschenkte sein Päckchen nicht öffnet, sondern achtlos in irgendeinen Schrank legt und vergisst. Gehen nicht viele Menschen so mit ihrer Taufe um? Sie sind zu Rittern geschlagen – aber sie kämpfen nicht. Sie sind zu Botschaftern ernannt – aber sie machen den Mund nicht auf. Christus hat ihnen seine Freundschaft zugesagt – aber sie leben, als würden sie ihn nicht kennen. Und sie schaden sich damit selbst. Denn wie kann ihnen die Taufe nützen, wenn nicht der Glaube hinzukommt, durch den die Taufe ihre Kraft entfaltet? Erst durch entschlossenen Glauben nehme ich das Geschenk der Taufe an, bejahe meine Taufe und schlage in Gottes ausgestreckte Hand ein.

**Die Taufe ist eine Selbstverpflichtung der Gemeinde, der Eltern und Paten**
Damit ein Mensch bewusst „Ja" zu seiner Taufe sagen kann, muss er ein gewisses Alter erreicht haben. Aber noch mehr: Es muss ihm jemand von seiner Taufe erzählt, und es muss ihm jemand erklärt haben, was seine Taufe bedeutet. Es ist also nicht damit getan, ein Kind taufen zu lassen. Es soll auch durch eine christliche Erziehung zum Glauben hingeführt werden. Und das liegt in der Verantwortung der Eltern und der Paten. Auch die Gemeinde macht dazu entsprechende Angebote: Durch den evangelischen Kindergarten, den Kindergottesdienst, den Konfirmandenunterricht und die Konfirmation. Das Engagement der Eltern und Paten ist dadurch aber nicht zu ersetzen!

**Die Taufe ist die Aufnahme in die Kirche Christi**
Durch die Taufe wird ein Mensch Glied der christlichen Kirche. Und das ist ein Akt von rechtlicher Bedeutung. Doch ist die Taufe sehr viel mehr als der Beitritt zu einem Verein. Wer ein Glied der Kirche ist, ist ein Glied am Leibe Christi. Und so unlöslich wie ein Körperteil am anderen hängt, so unlöslich ist er mit Jesus Christus verbunden. Zugleich aber verbindet ihn die Taufe mit all den anderen Christen der Gegenwart, der Vergangenheit und der Zukunft. Er ist durch seine Taufe beheimatet in der „Gemeinschaft der Heiligen" – nämlich in der Gemeinschaft all jener, die durch die Vergebung ihrer Schuld gereinigt und geheilig wurden.

**Die Taufe ist ein für alle mal und immer wieder neu**
In der Taufe handelt nicht eigentlich der Pfarrer, sondern Gott selbst handelt am Täufling. Deswegen ist die Taufe auch unwiderruflich. Was Gott tut, kann kein Mensch rückgängig machen – auch der Getaufte selbst nicht. Und das ist sehr tröstlich. Denn wie oft ich auch in Zweifel falle, wie oft ich auch Gottes Willen verfehle – meine Taufe bleibt gültig. Gottes großes Angebot bleibt bestehen, und seine Hand bleibt ausgestreckt. Er hat ein für allemal gesagt „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein!". Dies ist der feste Boden meiner Taufe, auf den ich nach allen Irrwegen immer wieder zurückkehren kann. Und das ist viel wert. Denn so treu und verlässlich wie Gott ist keiner von uns. Immer wieder geraten wir auf Abwege, immer wieder entfernen wir uns von Gott. Und darum ist unsere Taufe auch immer wieder aktuell. Immer wieder muss der „alte Adam" ersäuft werden, damit wir Raum gewinnen für das neue Leben in Christus. Der äußere Akt der Taufe muss dazu nicht ständig wiederholt werden. Aber innerlich dürfen wir immer wieder zur Taufe zurückkehren, um neue Kraft zu schöpfen aus dem Wissen: Ich bin getauft!

# 107. Teilhabe an Kreuz und Auferstehung

Der Triumph Christi ist seit Ostern vollständig, der Prozess ist unumkehrbar, die Wahrheit ist am Licht, und das Schicksal des Feindes besiegelt. Das Ende der Weltgeschichte ist seither kein Geheimnis mehr. Der Mensch aber ist bei dieser großen Wende kein unbeteiligter Zuschauer, sondern ist genau in dem Maße einbezogen wie er an Christus Anteil hat. Christi Sieg ist **unser** Sieg, wenn wir mit ihm verbunden sind. Sein Triumph ist unser Triumph, sein Leben ist unser Leben, sein Schicksal ist unser Schicksal – soweit und insofern wir mit Christus eins sind. **Wodurch** aber wären wir mit Christus eins, wenn nicht durch die Taufe? Durch die Taufe ist Christus **unser,** und **wir** sind sein.

Durch die Taufe sind wir Glieder seines Leibes. Und so sehr der auferstandene Herr ewig lebt, werden auch die Glieder seines Leibes ewig leben. Durch die Taufe sind Christen einbezogen in das Leben Christi und sind dadurch so frei vom Fluch des Todes und von aller Verdammnis, wie Christus selbst es ist. Was läge also näher, als an Ostern zu taufen? Viele Gemeinden tun das und machen den Zusammenhang sichtbar, indem sie am Ostermorgen eine große Osterkerze in Dienst nehmen, an der dann das ganze Jahr über alle Taufkerzen entzündet werden. Denn wie die Taufkerzen ihre Flamme von der großen Osterkerze empfangen, so empfangen wir vom auferstandenen Herrn seine Gerechtigkeit, seinen Geist und sein ewiges Leben. **Christi** österlicher Sieg wäre nicht **unser** Sieg, wenn wir nicht durch die Taufe Glieder seines Leibes geworden wären! **Sind** wir aber Glieder seines Leibes, so gehen wir auch mit ihm in die Herrlichkeit ein, denn wo der Kopf hingeht, da folgt der ganze Körper nach! Die Taufe verkoppelt und verbindet uns mit dem, der durch den Tod hindurch ins Leben ging. Und was das für den Einzelnen bedeutet, hat Paulus sehr deutlich ausgeführt: ***„Wisst ihr nicht,"*** – schreibt er – ***„dass alle, die wir auf Christus Jesus getauft sind, die sind in seinen Tod getauft? So sind wir ja mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod, damit wie Christus auferweckt ist von den Toten, durch die Herrlichkeit des Vaters, auch wir in einem neuen Leben wandeln. Denn wenn wir mit ihm verbunden und ihm gleichgeworden sind in seinem Tod, so werden wir ihm auch in der Auferstehung gleich sein."*** (Röm 6,3–5)

Es geht bei der Taufe offenbar nicht um eine harmlose Kindersegnung, sondern es geht um Leben und Tod. Denn beides wird abgebildet durch das Wasser, das **töten,** das **reinigen** und auch **Leben spenden** kann. Der Täufling wird untergetaucht im Wasser und gewinnt darin Anteil am Tod Christi, **denn** was an ihm der alte Mensch ist, der Heide und der Sünder, wird im Wasser der Taufe ertränkt, ersäuft und umgebracht. Das reinigende Wasser spült den Schmutz fort. Wenn der Täufling aber herausgehoben wird aus dem todbringenden Wasser, geschieht mit ihm, was mit Christus geschah, als er vom Vater aus der Tiefe des Grabes und aus dem Tod herausgehoben und mit neuem Leben beschenkt wurde. Als Glied am Leib Christi geht der Getaufte seinen Weg mit durch den Tod des alten Menschen hinein in das Leben des neuen Menschen. Mitgefangen mit Christus, heißt mitgehangen – heißt aber auch mit auferstanden. Denn hinterher ist nichts mehr wie vorher, und der Mensch ist nie mehr derselbe, weil Gott im Vollzug der Taufe seine Hand auf ihn gelegt hat. Gott hat alle Getauften für sich beansprucht und rekrutiert. Er hat sie ein für allemal gekennzeichnet als künftige Bürger des Himmels. Und es gibt dafür kein besseres Bild als das Auflegen der Hand, das „Handanlegen" und „Zugreifen", weil diese Geste der Berührung so aussagekräftig ist.

Denken sie **nur einmal** an den Polizisten, der einem Verbrecher die Hand auf die Schulter legt und sagt: „Sie sind verhaftet!" Der Polizist „legt dabei Hand an", bringt den Anderen unter Kontrolle, beschlagnahmt ihn sozusagen und stellt ihn sicher. Aber denken sie **dann** auch an einen jungen Mann, der seiner Freundin den Arm um die Schultern legt. Der legt auch „Hand an" und sagt damit voller Stolz: „Das ist meine Freundin – die gehört zu mir! Wehe dem, der sich zwischen uns stellt!" Denken sie **drittens** auch noch an die Mutter, die morgens ihr Kind in die Schule schickt und ihm zum Abschied über den Kopf streicht. Auch sie „legt Hand an" und verbindet damit einen stummen Schutz- und Segenswunsch, der sich in der zärtlichen Geste verbirgt. Was aber bedeutet die Taufe anderes, als dass Gott in diesem **dreifachen** Sinne „Hand an uns legt" und uns für sich reklamiert? Es ist ganz ähnlich dem, was der Polizist tut, der junge Mann und die Mutter. Denn der unklare Status des Ungetauften wird damit ein für allemal geklärt. Wie ein her-

renloser Streuner irrt der Heide durch die Welt – und der ihn verderben will ist niemals fern! Mit der Taufe aber legt Gott seine Hand auf diesen Menschen, bringt ihn unter Kontrolle und reklamiert ihn durch die Taufe als sein Eigentum. Durch die Taufe erhebt Gott unmissverständlich Anspruch auf diese Seele und ordnet sie **sich** zu, so dass der Getaufte nie wieder sich selbst gehört. Gott reklamiert ihn als seinen Gefolgsmann und rekrutiert ihn für Gottes Volk. Aber die Hand, mit der Gott Besitz ergreift, ist eben zugleich die segnende Hand, die er schützend über die Person hält. Denn wer verletzt und antastet, was in Gottes Hand ist, der tastet damit Gott an. Der Getaufte steht unter Gottes Schutz. Und dieselbe Hand, die ihn beschlagnahmt hat, teilt ihm auch ihren Segen mit, lässt ihm Kraft zufließen und spendet Trost. Die Füße des Getauften irren nicht mehr hierhin und dorthin, weil Gottes Hand ihn nachdrücklich in eine heilsame Richtung schiebt. Aber die väterliche Hand ist eben auch liebevoll, indem sie Nähe herstellt und Beistand gibt.

Der Getaufte wird durch die Taufe seines Lebens enteignet. Doch geschieht das zu seinem eigenen Vorteil, weil er nur so eingesenkt und einverleibt werden kann in das Leben Jesu Christi. Alles aber, was Christus an Karfreitag und an Ostern errungen und erstritten hat, wird uns durch die Taufe zugeeignet, wenn wir's nur im Glauben annehmen und gelten lassen. Christus ist auferstanden und hat für uns die große Schlacht geschlagen, wir aber sind Trittbrettfahrer und dürfen die Siegesfahnen schwenken. Christus hat den Durchbruch vom Tod ins Leben am Ostermorgen vorweggenommen. Wir aber werden nachträglich in dieses Geschehen einbezogen und werden mit hindurchgezogen, wenn wir in der Spur des Glaubens bleiben. Den **Sieg** über unseren Feind hat Christus längst errungen, bevor er durch die Taufe auch in unserem Leben „vollstreckt" wird. Und nur einen einzigen Weg gibt es, um sich doch noch unglücklich zu machen, **wenn** der Getaufte nämlich alledem kein Vertrauen schenkt, **durch** seinen Unglauben die eigene Rettung verhindert **und** das Geschenk der Gnade wegwirft. Aber kann man wirklich so dumm sein, dass man so viele unverdiente Vorteile missachtet und freiwillig wieder hergibt? Niemand kann einen Getauften von Gott trennen und von seinem Heil abschneiden, wenn er es selbst nicht tut! Wenn wir **das** aber bleiben lassen – wer kann uns dann noch schaden, und welche Ketten können uns dann noch binden? Kein Grab ist dann so tief, dass es uns festzuhalten vermag, und keine Schuld so schwer, dass sie uns verdammen könnte! Kein Ort ist so fern, dass uns Christus nicht fände, und kein Schaden so groß, das Christus ihn nicht heilen könnte! Der Tod muss uns wieder hergeben, und Satan sieht uns nur von hinten – denn wenn wir das Zeichen Christi fröhlich an uns tragen, hat auch die Hölle keine Macht mehr über uns. Kann man sein Erdenleben besser beginnen, als unter solch einer mächtigen Zusage?

# 108. Konfirmation und religiöse Identität

**Die Konfirmation ist ein Schritt in die Selbständigkeit!**
Konfirmanden befinden sich im Übergang von der Kindheit zur Jugend. Sie beginnen, nach und nach ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen. Lange haben die Eltern fast alles für das Kind entschieden – sie gestalteten sein Leben von der Kleidung und Ernährung bis zur Freizeit und Bildung. Nun aber übernimmt das Kind einen Bereich nach dem anderen in eigene Verantwortung – auch seine eigene religiöse Identität. Und weil das nicht leicht ist, versucht die Kirche gemeinsam mit den Eltern Hilfestellung zu geben: Den Konfirmandenunterricht.

**Die Konfirmation ist nachgeholter Taufunterricht!**
Konfirmandenunterricht ist zunächst einmal nachgeholter Taufunterricht. Denn in der Frühzeit der Christenheit war die Reihenfolge der Ereignisse eine andere: Erwachsene Menschen hörten **zuerst** vom Evangelium, interessierten sich dafür und wurden im christlichen Glauben unterwiesen. **Dann** – wenn sie verstanden hatten, worum es ging – trafen sie ihre Entscheidung und ließen sich taufen. Heute ist die Reihenfolge umgekehrt: Christen lassen ihre Kinder meist schon im Säuglingsalter taufen. Sie treffen damit stellvertretend für das noch unmündige Kind eine Entscheidung, wie sie es in anderen Lebensbereichen auch tun. Es gibt gute Gründe, die für die Kindertaufe sprechen – sie macht deutlich, dass die Taufe ein Geschenk ist und keine Belohnung für Geleistetes. Aber die Kindertaufe wirft auch Fragen auf. Denn wo bleiben dabei die Unterweisung im Glauben und die eigenverantwortliche Entscheidung? Zum vollen Christ–Sein gehört das unbedingt hinzu. Wenn es also der Taufe nicht vorangeht, so muss es ihr folgen und nachgeholt werden. Und darin liegt die Aufgabe des Konfirmandenunterrichts und der Konfirmation.

**Die Konfirmation ist Suche nach der eigenen religiösen Identität!**
Der Konfirmandenunterricht soll die Voraussetzungen dafür schaffen, dass Jugendliche sich über ihr Verhältnis zu Gott, zum Glauben und zur Kirche klar werden können. Und das heißt zunächst einmal: Sie müssen zuverlässig und gründlich darüber informiert werden, was es mit alledem auf sich hat. Die Fragen, auf die man dabei stößt, sind teils „allgemeiner", teils aber auch ganz „persönlicher" Art: Bin ich ein Zufallsprodukt oder von Gott gewollt? Was tun Menschen, wenn sie beten? Warum steht in der Kirche ein Kreuz? Gilt „Du sollst nicht töten" auch für Tiere? Haben alle Menschen einen „guten Kern"? War Jesus ein Mensch, ein Gott oder ein Halbgott? Wohin gehen wir, wenn wir sterben? Muss ich meine Feinde lieben? Glauben Muslime an den selben Gott wie Christen? Warum dürfen evangelische Christen in der katholischen Kirche nicht zum Abendmahl? Ist mein Leben von Gott vorherbestimmt? Gibt es den Teufel? Und was feiert man eigentlich an Pfingsten?
Das ist eine ganz zufällige Auswahl von Fragen. Aber jede kann wichtig sein, wenn man verstehen will, was es bedeutet, Christ zu sein. Und nur wenn man weiß, was ein Christ ist, kann man entscheiden, ob man einer sein möchte.

**Die Konfirmation ist ein offener Prozess!**
Der Konfirmandenunterricht soll den Jugendlichen helfen, im Gespräch mit ihren Altersgenossen und dem Pfarrer Klarheit über die eigene religiöse Identität zu gewinnen. Das geht natürlich nur, wenn sie sich frei fühlen. Frei nämlich, gegebenenfalls auch eine für die Eltern unerwartete Entscheidung zu treffen – und sich nicht konfirmieren zu lassen. Das muss möglich sein und darf von den Eltern nicht sanktioniert werden. Denn nichts bringt die Konfirmation mehr in Verruf, als wenn Jugendliche sich bloß „der Geschenke wegen" oder „den Eltern zuliebe" konfirmieren lassen. Wer für die Konfirmation und das Christ-Sein werben will, sollte das durch sein Vorbild tun – und nicht durch große Geschenke! Er raubt sonst den Jugendlichen die innere Freiheit und verführt sie zur Heuchelei.

**Die Konfirmation ist ein Ja–Sagen zur eigenen Taufe!**
Entscheidet sich jemand für die Konfirmation, so sagt er damit „Ja" zu seiner Taufe. Er bejaht nachträglich, was seine Eltern einmal stellvertretend für ihn entschieden haben und stellt sich mit Bewusstsein auf das Fundament, das in der Taufe gelegt wurde. Was ihm schon damals geschenkt wurde, eignet er sich nun bewusst an. Er begreift, dass Gott ihm damals in der Taufe freundlich seine Hand entgegengestreckt hat, und schlägt ein. Das setzt keine „vollkommene" Glaubensgewissheit voraus – wer könnte schon sagen, dass er die hätte? Aber es bringt zum Ausdruck, dass jemand bereit ist, sich mit Gott auf einen Weg zu begeben.

**Die Konfirmation ist Befähigung zum Patenamt!**
Es macht einen Unterschied, ob man seinen Lebensweg „mit" oder „ohne" Gott zu gehen versucht. Wer diesen Unterschied im Konfirmandenunterricht kennengelernt hat und sich entschließt, Ersteres zu versuchen, der wird von der Kirche in alle Rechte und Pflichten eines Christen eingesetzt. Er kann als Konfirmierter z.B. ein Patenamt übernehmen. Denn in der Konfirmation wird ihm bestätigt, dass er die nötige Reife und die nötigen Kenntnisse besitzt, um selbst Verantwortung für die christliche Erziehung eines Täuflings zu übernehmen. Er hat gelernt, über seinen Glauben Auskunft zu geben.

**Die Konfirmation ist Hinführung und Zulassung zum ersten Abendmahl!**
Wichtiger noch als die Befähigung zum Patenamt ist die Zulassung zum Sakrament des Abendmahles. In keinem anderen Geschehen ist die Gemeinde so unmittelbar mit Christus verbunden. Denn wer am Abendmahl teilnimmt, empfängt mehr als Brot und Wein. In und mit dem Brot und dem Wein empfängt er Christi Leib und Blut (also Christus selbst) – und zugleich das, was Christus für ihn erworben hat (Vergebung, Freiheit und Ewiges Leben). Einem so heiligen Geschehen darf man sich nicht leichtfertig nähern; nicht, bevor man weiß, was man da tut und was man empfängt; nicht, bevor man sich selbst prüfen kann. Denn nur sofern wir glauben (d.h. ernstlich die Vergebung begehren, die uns da angeboten wird) sind wir würdig, das Abendmahl zu empfangen. Da dies bei Kindern noch nicht vorausgesetzt werden kann, wird ihnen in der Regel kein Abendmahl ausgeteilt. Erst durch die Konfirmation werden sie in dieses höchste Recht eines Christen eingesetzt.

**Die Konfirmation ist kein Ende, sondern ein Anfang!**
Sich konfirmieren zu lassen bedeutet, die eigene Taufe und das eigene Christ–Sein bejahen. Es bedeutet aber natürlich nicht, alle Fragen geklärt zu haben und aller Zweifel enthoben zu sein. Christlicher Glaube ist kein sicherer „Besitz" und religiöse Identität ist nie „fertig". Vielmehr gibt es im Glaubensleben Bewegung, stetes Wachstum, Veränderungen und auch Rückschläge. Darum kann und will die Konfirmation „die Sache mit Gott" nicht „erledigen". Der Prozess des „Gott-Suchens" wird durch sie nicht abgeschlossen, sondern erst recht eröffnet. Was für viele Lebensbereiche gilt, gilt darum auch im Blick auf den Glauben: Es ist wichtig, dass ein Mensch nicht auf dem Stand seiner Jugend stehen bleibt, sondern ein Leben lang weiter wächst und reift…

# 109. Abendmahl

Wenn Konfirmanden das erste mal zum Abendmahl gehen, kommen sie sich ziemlich komisch vor. Denn sie sind mit diesem ehrwürdigen, aber seltsamen Ritual noch nicht vertraut. Irgendwie ist alles feierlich und ein bisschen steif. Und gerade das erscheint merkwürdig. Denn auf den ersten Blick scheint es gar nicht um große und heilige Dinge zu gehen, sondern bloß um ein bisschen Essen und Trinken. Ja: Es wird uns beim Abendmahl zugemutet, unscheinbaren und alltäglichen Dinge höchste Bedeutung beizumessen und in ihnen mehr zu sehen als sie nach außen hin erkennen lassen. Denn dem Augenschein nach geht es nur um ein Stück Brot und einen Schluck Wein – und doch soll sich dem Glauben nach viel Größeres dahinter verbergen. Essen und Trinken sind sehr irdische Dinge – und doch soll auf geheimnisvolle Weise der Himmel im Spiel sein. Wir sehen neben uns am Altar Menschen aus Fleisch und Blut – und doch wird gesagt, wir seien dabei Gottes Gäste und hätten Tischgemeinschaft mit keinem Geringeren als Jesus Christus selbst. Es ist kein Wunder, wenn das Konfirmanden irritiert. Auch Erwachsene haben Schwierigkeiten damit. Das Abendmahl ist eindeutig mehr als unser Alltagsverstand begreift. Und trotzdem: Dass es ein großes Geschenk ist, eine Quelle der Kraft und des Trostes, das kann jeder verstehen, wenn er nur ernst nimmt, was Jesus damals gesagt hat:

***„Als sie … aßen, nahm Jesus das Brot, dankte und brach's und gab's den Jüngern und sprach: Nehmet, esset; das ist mein Leib. Und er nahm den Kelch und dankte, gab ihnen den und sprach: Trinket alle daraus; das ist mein Blut des Bundes, das vergossen wird für viele zur Vergebung der Sünden." (Mt 26,26–28)***

Jene Mahlzeit am Vorabend der Kreuzigung, die eigentlich ein traditionelles jüdisches Passahmahl werden sollte, bekam durch Jesu Worte eine überraschende, neue Bedeutung. Denn er gab seinen Jüngern zu verstehen, dass er ihnen in und mit dem Brot und dem Wein nicht weniger darreicht als sich selbst. Auf geheimnisvolle Weise gibt er ihnen seinen Leib und sein Blut als Unterpfand eines neuen Bundes zwischen Gott und den Menschen – und gibt ihnen damit zugleich einen Vorgeschmack der Erlösung, die er sterbend und auferstehend für sie erwirbt. Natürlich haben sich die Jünger darüber gewundert. Denn wie kann Jesus Gastgeber und Speise zugleich sein? Wie kann er einem Schluck Wein und einem Bissen Brot so gewaltige Macht verleihen? Das ist höchst eigenartig. Und doch: Wenn Gottes Sohn es so anordnet, wenn er uns durch diese Gaben vergewissern will, dass wir dem Volk Gottes angehören, wenn er nicht nur im Wort des Evangeliums hörbar, sondern in Brot und Wein auch sinnlich fühlbar und schmeckbar

werden will – warum sollte ihm das unmöglich sein? Es sind ja nicht Brot und Wein so mächtig, sondern mächtig ist die Zusage, die Jesus mit Brot und Wein verbindet. Und es sind eigentlich auch nicht die Hände des Pfarrers, aus denen wir Brot und Wein empfangen, sondern es sind eigentlich Jesu Hände.
Wenn's aber so ist, und wenn wir daran erkennen, dass Jesus uns zu den Seinen zählt, wenn er an seinem Tisch wirklich einen Stuhl für uns freihält – sollten wir diese Feier dann nicht als etwas ganz Großes und Beglückendes erfahren? Man muss nur ernst nehmen, was Jesus gesagt hat. Denn dann ist das Abendmahl nicht bloß eine Erinnerung an die Tischgemeinschaft Jesu mit seinen damaligen Jüngern. Sondern es ist die gegenwärtige Erfahrung solcher Tischgemeinschaft zwischen Jesus und mir. Und es ist zugleich ein Vorgriff auf unsere künftige Tischgemeinschaft im Reich Gottes. Als ein solcher „Vorgriff" auf das himmlische Ziel enthält das Abendmahl ein großes Versprechen.
Denn wer **hier** im Glauben herzutritt an den Tisch des Herrn, für den ist auch **dort** ein Platz frei im Reich Gottes. Wer **hier** geduldet ist, der wird auch **dort** nicht abgewiesen. Wer **hier** zeitlich Anteil hat an der Gemeinschaft Jesu, der wird **dort** ewig Anteil haben. Wer **hier** isst und trinkt, der wird **dort** nicht hungrig bleiben, sondern gewinnt in dieser irdischen Speise Anrecht auf die himmlische Speise. Der darf in dem Wissen getröstet weitergehen, dass das Unvollendete an ihm einst vollendet werden wird durch Jesus Christus selbst. Alle, die sich am Tisch des Herrn versammeln, sind Teil jener großen Bewegung, die mit Christus herrlich begann, die heute mühsam über Stock und Stein geht, die aber eines Tages einmünden wird in das Reich Gottes. Es ist eine Bewegung, die Raum und Zeit übergreift. Und wer dazu gehört, kann sich glücklich schätzen.

**Das Abendmahl ist ein Mahl**
**der Erinnerung und des Gedächtnisses:**

Es erinnert uns an den letzten Abend, den Jesus mit seinen Jüngern verbrachte. Das gemeinsame Essen von damals wird in unserem Abendmahl heute wiederholt. Und die enge Gemeinschaft Jesu mit seinen Jüngern findet darin ihre Fortsetzung: Über viele, viele Generationen hinweg treten wir mit jener ersten Abendmahlsrunde in Verbindung und werden einbezogen in die Tischgemeinschaft all jener, die schon vor uns Gäste und Freunde Jesu sein durften. Das Abendmahl übergreift die ganze Zeit der Kirche: Es verbindet uns mit denen, die an ihrem Anfang standen. Und mit allen, die seither daran teilgenommen haben.

**Das Abendmahl ist ein Mahl**
**der Vergebung und Versöhnung:**

Wir empfangen dabei mehr als nur Brot und Wein. In der Gestalt von Brot und Wein empfangen wir Christi Leib und Blut. Und das heißt: Ihn selbst. Indem wir essen und trinken wird er eins mit uns – und wir werden eins mit ihm. Er übernimmt die Last unserer Schuld – wir aber bekommen Anteil an seiner Gerechtigkeit. Denn zusammen mit dem Brot und dem Wein schenkt uns Christus den „Ertrag" seines Kreuzestodes. Er hat mit seinem Leben dafür bezahlt, dass der Fluch der Sünde von uns genommen wird. Durch ihn sind wir Kinder Gottes geworden. Und darüber kann man sich gar nicht genug freuen. Denn Christus steht für uns ein. Wer an seinem Tisch Gast sein darf, der ist frei, der ist erlöst und versöhnt mit Gott.

**Das Abendmahl ist ein Mahl**
**der Gemeinschaft unter Geschwistern:**

Christus ist der Gastgeber und ist zugleich die Gabe dieses Mahles. Aber die Teilnahme verbindet uns nicht nur mit ihm: Zugleich werden auch alle, die mit uns an den Altar herantreten, zu einer großen Gemeinschaft verbunden. Durch Christus sind wir Kinder Gottes. Und also sind wir untereinander Schwestern und Brüder. Mit Streit und Hass unter Christen lässt sich das nicht vereinbaren. Vielmehr sollen alle, die von Gottes Vergebung leben, auch einander vergeben. Die an Gottes Gnade Anteil haben, sollen auch miteinander gnädig und freundlich sein. Denn jeder und jede von ihnen liegt dem Gastgeber gleichermaßen am Herzen.

**Das Abendmahl ist ein Mahl**
**der Hoffnung und der Stärkung:**

Die Kirche ist auf einer Wanderschaft durch die Zeit. Sie geht von Jahrhundert zu Jahrhundert. Und sie kommt erst zum Ziel, wenn ihr langer Weg in das Reich Gottes einmündet. Dort werden die Christen aller Zeiten und aller Jahrhunderte gemeinsam mit Christus zu Tisch sitzen bei einem himmlischen Freudenmahl. Solange wir aber noch unterwegs sind, ist das Abendmahl, das wir feiern, eine Vorwegnahme und ein „Vorgeschmack" dessen, was wir erwarten. Christus wusste recht gut, dass seine Jünger müde werden würden. Darum hat er ihnen das Abendmahl mitgegeben als „Wegzehrung". Es nimmt schon auf Erden etwas von der Gemeinschaft vorweg, die wir im Himmel erwarten dürfen, und stärkt dadurch unseren Glauben.

# 110. Christi reale Präsenz in Brot und Wein

**Das Abendmahl ist eine ehrenvolle Einladung zum Essen**

Als Jesus durch Palästina zog, erregte er oft Ärgernis, weil er bei Menschen einkehrte, die allgemein verachtet wurden (Mt 9,9–13). Jesus wandte sich denen zu, mit denen niemand an einem Tisch sitzen wollte, er aß mit denen, die nicht gesellschaftsfähig waren. Die „besseren" Leute fanden das zwar höchst anstößig. Aber für die Betroffenen war es eine Ehre und ein unerwartetes Zeichen der Hoffnung. Denn wenn Gottes Sohn sich nicht zu schade ist, mit ihnen gemeinsam zu essen, dann zeigte er ihnen damit, dass sie bei Gott nicht abgeschrieben und nicht aufgegeben sind. Auch wir empfangen dieses freundliche Zeichen, wenn wir im Gottesdienst am Abendmahl teilnehmen. Denn diese Feier ist die direkte Fortsetzung der Mahlgemeinschaft Jesu mit seinen Anhängern. Zwar sind auch wir der Gemeinschaft Gottes nicht würdig und müssten eigentlich sagen: *„Herr, ich bin nicht wert, dass du unter mein Dach gehst..." (Mt 8,8).* Aber wie damals, so überwindet Gott auch heute, was die Menschen von ihm trennt. Wie sehr wir auch hinter unseren Zielen zurückbleiben – Gott hält uns einen Stuhl an seinem Tisch frei und lädt uns ein: *„Kommt, denn es ist alles bereit. Schmecket und sehet wie freundlich der Herr ist!".* Eine großzügige Einladung ist das. Aber das Abendmahl ist natürlich noch viel mehr:

**Das Abendmahl ist ein von Jesus umgedeutetes Passahmahl**

Das erste eigentliche Abendmahl hat Jesus mit seinen Jüngern gefeiert, als seine Gefangennahme und Kreuzigung kurz bevorstanden. Es war nicht irgendein Abendessen, son-

dern das traditionelle jüdische Passahmahl. Und darum war klar, woran die Jünger dachten, als sie am Tisch saßen: Die Juden erinnern sich beim Passahfest des Auszuges des Volkes Israel aus Ägypten. Lange hatte sich der Pharao geweigert, das Volk gehen zu lassen. Dann aber kam die zehnte Plage: Gottes Engel tötete in jedem Haus in Ägypten den erstgeborenen Sohn. Nur den Israeliten wurde ein Erkennungszeichen zu ihrem Schutz gegeben: Anstelle des erstgeborenen Sohnes sollte bei ihnen ein Lamm sein Leben lassen. Es wurde geschlachtet – es starb stellvertretend – und mit seinem Blut wurden die Türpfosten bestrichen. Gottes Todesengel erkannte an diesem Zeichen die Häuser der Israeliten und ging vorbei. Nach dieser zehnten Plage kamen die Israeliten endlich frei aus der ägyptischen Sklaverei. Und seither begehen sie jährlich das Passahfest mit einem feierlichen Passahmahl. Auch Jesus feierte mit seinen Jüngern so ein Mahl – am letzten Abend vor seiner Kreuzigung. Doch er gab dem Geschehen eine neue Deutung:
*„Als sie aber aßen, nahm Jesus das Brot, dankte und brach's und gab's den Jüngern und sprach: Nehmet, esset; das ist mein Leib. Und er nahm den Kelch und dankte, gab ihnen den und sprach: Trinket alle daraus; das ist mein Blut des Bundes, das vergossen wird für viele zur Vergebung der Sünden." (Mt 26,26–28)*
Jesus gibt damit seinen Jüngern zu verstehen: „Ich, Jesus, bin euer neues Passahlamm. Wie damals in Ägypten das Lamm sein Leben ließ, damit das Volk Gottes verschont blieb und befreit wurde, so sterbe jetzt auch ich, damit ihr verschont bleibt und befreit werdet. Wie damals das Blut des Lammes Erkennungszeichen und Schutz für das Volk Gottes war, so soll künftig das Abendmahl für euch Erkennungszeichen und Schutz sein, nämlich Unterpfand eines neuen Bundes und Mittel zu eurer Erlösung." Die Jünger Jesu wunderten sich damals – und wir tun es noch heute: Wie können ein Schlückchen Wein und ein Bissen Brot so gewaltige Macht haben?

### Das Abendmahl ist ein geheimnisvolles Lebensmittel für die Seele

Die Worte, durch die Jesus das Abendmahl stiftete, erklären die besondere Macht des Sakraments: Jesus Christus ist bei dieser Mahlzeit nicht nur unser Gastgeber, er selbst ist auch die „Speise", die wir bei seinem Gastmahl in der Gestalt von Brot und Wein empfangen. Das ist freilich ein höchst seltsamer Gedanke, der schon viele verwirrt hat *(„Wie kann der uns sein Fleisch zu essen geben?" Joh 6,52)*. Die Theologen aller Zeiten haben versucht, dies begreiflich zu machen, sind aber über das rechte Verständnis bis heute nicht einig: Die einen lehren, Brot und Wein würden beim Abendmahl dergestalt in Leib und Blut Christi verwandelt, dass die Elemente nur noch die äußeren Eigenschaften von Brot und Wein behielten, in Wirklichkeit aber nicht mehr Brot und Wein seien – sie bleiben demgemäß auch nach der Abendmahlsfeier Leib und Blut Christi (katholische Lehre). Andere dagegen sind überzeugt, dass sich an der Substanz von Brot und Wein überhaupt nichts ändert. Die Abendmahlselemente sind für sie nichts weiter als äußere Zeichen und Sinnbilder für das, was der Glaube innerlich vom Heiligen Geist empfängt. Wer den Glauben nicht hat, empfängt also beim Abendmahl nichts weiter als gewöhnliches Brot und Wein (reformierte Lehre). Die dritte Gruppe schließlich vertritt, dass zwar Brot und Wein substanziell bleiben, was sie sind, dass zugleich aber „in, mit und unter" diesen Elementen Christi Leib und Blut real präsent sind und leiblich gegessen und getrunken werden – auch von denen, die nicht glauben (lutherische Lehre).
Die zuletzt genannte Auffassung entspricht meines Erachtens der Intention Jesu am besten. Denn als er seinen Jüngern Brot und Wein reichte, sagte er damit: „Das bin ich – für euch gegeben, dass ihr daran Gemeinschaft habt mit mir, mit Gott dem Vater und unter-

einander. Mich selbst, meinen Segen, meine ganze heilvolle Macht lege ich in diese Speise hinein, damit sie auf euch übergeht, wenn ihr esst und trinkt." Wie dieses „hineinlegen" geschieht, bleibt natürlich ein Geheimnis. Niemals wird ein Lebensmittelchemiker nachweisen können, dass eine Wandlung von Brot und Wein geschieht, wenn der Pfarrer die Einsetzungsworte darüber spricht. **Dass** sie aber geschieht – ganz real und nicht „bloß symbolisch"! –, das ist wunderbar. Denn so können wir in und mit dem Brot und dem Wein Christus selbst empfangen und zugleich das, was er durch sein Leben, Sterben und Auferstehen für uns erworben hat: Die Vergebung unserer Schuld, die herrliche Freiheit der Kinder Gottes und das ewige Leben.

### Das Abendmahl ist Gottes Entgegenkommen in die Reichweite unserer Sinne

Manch einer hat schon gefragt, warum Gott uns das alles gerade durch eine Mahlzeit zukommen lässt. Ginge es nicht auch ohne Brot und Wein, einfach durch den Glauben? Gewiss ginge es – aber Gott weiß um die Schwäche unseres Glaubens. Er weiß, dass wir Sinnenwesen sind, die Schwierigkeiten haben, etwas für wirklich zu halten, das sie nicht sehen und anfassen können. Darum passt Gott sich unserem Auffassungsvermögen an. So war das schon in Bethlehem, als Gott Mensch wurde: Der unfassliche und unbegreifliche Gott wurde einer Unseresgleichen und nahm die Gestalt eines Menschen an, um für uns fasslich und begreiflich zu werden. Und dieses Entgegenkommen in die irdischen Niederungen und in die Reichweite unserer Sinnesorgane setzt sich im Abendmahl fort. Weil unser Geist oft zu schwach ist, um Gottes Wort zu fassen und festzuhalten, kleidet Gott es in die fassbare, sichtbare und schmeckbare Gestalt von Brot und Wein. So liebevoll ist Gott: Um uns nahe zu sein, ist er sich nicht zu schade, sich in Bethlehem in eine Futterkrippe zu legen – und er schreckt nicht einmal vor unserem Magen zurück!

### Das Abendmahl ist vollkommene Gemeinschaft mit Gott und den Glaubensgeschwistern

Das Abendmahl ist nicht bloß eine Sache zwischen dem Einzelnen und Gott. Wie im Glauben die Gottesliebe und die Nächstenliebe nicht zu trennen sind, so gehört auch beim Abendmahl die Gemeinschaft mit Gott und die Gemeinschaft mit den Glaubensgeschwistern zusammen. Die „Kommunion" hat also eine vertikale und eine horizontale Dimension: Die Teilnahme am Abendmahl verbindet uns mit Christus, der über uns ist, sie verbindet uns zugleich aber auch mit den Brüdern und Schwestern, die am Altar neben uns stehen – und das eine ist nicht ohne das andere denkbar. Schließlich ist Christus das Haupt, und alle Christen sind Glieder seines Leibes, der Kirche. ***„Der gesegnete Kelch, den wir segnen, ist der nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Das Brot, das wir brechen, ist das nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi? Denn ein Brot ist's: So sind wir viele ein Leib, weil wir alle an einem Brot teilhaben." (1.Kor 10,16–17).***

Was wäre das aber für ein Leib, in dem sich die verschiedenen Glieder und Organe miteinander stritten? Die enge Verbindung, die das Abendmahl stiftet, wird zerstört, wenn die „Gäste" einander nicht so annehmen, wie der „Gastgeber" sie angenommen hat (vgl. Röm 15,7). Darum sollte man nicht zum Abendmahl gehen, wenn man mit einem Mitchristen in unversöhntem Streit liegt, sondern sollte die Sache vorher bereinigen (vgl. Mt 5,23–24). Gibt es noch mehr, was man bedenken sollte, bevor man zum Abendmahl geht? Ja!

### Das Abendmahl ist nicht für jeden, aber für alle, die wissen, dass sie es nötig haben

Aus dem Gesagten ergibt sich schon, dass das Abendmahl für die Glieder des Leibes Christi bestimmt ist, also für Menschen, die durch die Taufe Glieder seiner Kirche geworden sind und sich auch dazu bekennen. Wenn andere (Nicht-Christen und aus der Kirche Ausgetretene) vom Abendmahl ausgeschlossen bleiben, geschieht dies nicht, um ihnen etwas vorzuenthalten, sondern zu ihrem Schutz. Denn das Abendmahl ist heilig, das Heilige aber ist eine große Kraft und Energie (wie eine Hochspannungsleitung etwa). Wer damit umzugehen weiß, dem nützt diese Kraft. Aber wer sich ihr leichtfertig nähert, kann Schaden davontragen. Nicht umsonst warnt uns das Neue Testament davor, „unwürdig" am Abendmahl teilzunehmen (vgl. 1.Kor 11,27–29). Es ist aber wichtig, diesen Begriff richtig zu verstehen. „Unwürdig" sind nämlich **nicht** die Fehlbaren und Unvollkommenen, die Kleingläubigen und Sünder (gerade zu deren Trost ist das Abendmahl gegeben!). „Unwürdig" sind vielmehr die, die nicht wirklich Gemeinschaft mit Gott und Vergebung ihrer Schuld suchen, sondern von irgendwelchen anderen Motiven getrieben werden, am Abendmahl teilzunehmen (z.B. bloß aus Gewohnheit oder „weil die anderen ja auch gehen").
Soll man also, damit es nicht zur bloßen Gewohnheit wird, möglichst selten zum Abendmahl gehen? Nein. Vielmehr sollten wir davon ausgehen, dass es sich beim Abendmahl so verhält, wie bei jeder anderen Einladung zum Essen: Wer des Öfteren freundlich eingeladen wird, die Einladung aber selten oder nie annimmt, stößt damit den Gastgeber vor den Kopf. Das mag manchmal etwas mit der Ehrfurcht vor dem Sakrament zu tun haben. Und die ist durchaus angebracht. Sie sollte uns aber nicht abschrecken, sondern gerade locken, fröhlich an dem heiligen Mahl teilzuhaben. Schließlich sorgen wir ständig für irgendetwas: Für unser Einkommen, für unsere Gesundheit, für unseren guten Ruf und für unser Auto. Da sollten wir nicht vergessen, ab und zu auch für unsere Seele zu sorgen – und zwar öfter als einmal im Jahr...

### Das Abendmahl hat Vorzüge, die es unentbehrlich machen

Manche Christen empfinden das Abendmahl als eine unnötige Doppelung, weil es ja kein anders Heil und keine andere Gnade vermittelt als der Glaube auch. Es gibt da scheinbar nichts, was man nicht auch anders haben könnte! Denn: Habe ich durch den Glauben Vergebung, warum soll ich dann dasselbe noch einmal beim Abendmahl suchen? Bin ich durch den Glauben mit Christus verbunden, wozu brauche ich dann noch einmal dieselbe Verbundenheit im Abendmahl? Man hat den Eindruck, das Abendmahl könnte uns nichts schenken, was nicht auch auf anderem Wege gegeben ist. Und doch hat das Abendmahl drei besondere Vorzüge, insofern es das Heil individuell zueignet, insofern es leiblich und sinnlich erfahrbar ist, und darüber hinaus eine faktische, unzweifelhafte Geltung besitzt:

(1) Der erste dieser drei Punkte, die persönliche Zueignung, ist wichtiger als man denkt. Denn die Botschaft, die von der Kanzel gepredigt wird, richtet sich ja immer an die Vielen, die da sitzen, und nicht speziell an einen. Ob uns das Evangelium in Form eines Buches erreicht, im Radio, im Fernsehen oder bei einem Vortrag: In solchen Medien wird Evangelium immer per Gießkanne verteilt, immer gleich an viele, an jeden, der will, an niemand speziell. Und der Einzelne kann darum im Zweifel sein, ob er selbst überhaupt gemeint ist – oder vielleicht nur die anderen! Beim Abendmahl aber ist das anders. Denn

da wird einem ganz persönlich das Brot in die Hand gegeben, dem Einzelnem wird die Gegenwart Christi zugesagt und seine Lippen trinken aus dem Kelch, so dass die Gaben in diesem Moment unzweifelhaft diesem konkreten Menschen gelten, und keinem anderen!

(2) Der zweite Vorzug des Abendmahles ist, dass es nicht nur den Verstand anspricht, sondern auch unsere Sinne, und dadurch unseren Körper in das Heilsgeschehen mit einbezieht. Das Abendmahl ist nicht verkopft, wie manche Predigt, es richtet sich nicht an den Intellekt, sondern an den Körper, und macht damit deutlich, dass Christus nicht etwa nur unseren Verstandesteil erlösen will, sondern den ganzen Menschen, nicht nur die Seele, sondern die ganze Person – und also auch den Leib.

(3) Schließlich hat das Abendmahl den dritten Vorzug, dass es Fakten schafft. Und diese Fakten sind tröstlicher Weise ganz unabhängig davon, ob sie gerade von frommen Gefühlen und guten Werken begleitet werden oder nicht. Ob ich entschieden genug glaube, ob ich meine Fehler wirklich bereue und Christus ganz vertraue – das sind seelische Vorgänge, die schwer zu prüfen sind und denen man misstrauen kann. Das Abendmahl aber ist (genau wie die Taufe) nicht mein Tun, sondern Gottes Tun. Und wenn ich am Abendmahl teilgenommen habe, dann ist das eine genauso unzweifelhafte Tatsache, wie das ich an einem bestimmten Tag in einer bestimmten Kirche getauft wurde. Dass Gott im Sakrament an mir gehandelt hat, ist hinterher ein Faktum, das niemand mehr ungeschehen macht, und auf das ich gerade dann bauen kann, wenn auf mein religiösen Gefühle kein Verlass ist.

Wer sich diese Vorzüge des Abendmahls vor Augen hält, wird keine überflüssige Verdoppelung mehr darin sehen. Denn der Glaube macht das Abendmahl genau so wenig entbehrlich, wie das Gespräch mit einem geliebten Menschen seine Umarmung überflüssig macht. Natürlich ist es derselbe Mensch und dieselbe gute Beziehung, die sich im Gespräch und in der Umarmung manifestiert. Aber es käme deshalb doch keiner auf die Idee, das Gespräch könnte die Umarmung ersetzen, oder die Umarmung das Gespräch, denn das eine ist mehr geistig, und das andere eher leiblich. Ebensowenig aber ersetzt der Glaube das Abendmahl, oder das Abendmahl den Glauben. Denn es ist zwar dieselbe Gottesbeziehung, die sich hier wir dort manifestiert, aber im Glauben ist sie mehr geistlich, und im Abendmahl eher leiblich. Es gibt zum Glück mehr als eine Weise, Gott nahe zu sein. Und ein Christ hat jede erdenklich Weise nötig, um durch die Nähe Gottes gestärkt zu werden…

## 111. Essen und Einswerden im Abendmahl

Ich möchte sie einladen, mit mir übers Essen nachzudenken. Denn der Vorgang des Essens, so alltäglich und selbstverständlich er auch sein mag, ist doch genau genommen ein erstaunlicher Vorgang, durch den ein Körper in einem anderen Körper untergeht, in ihm verschwindet, sich in ihm auflöst, ihn stärkt und kräftigt – und zuletzt von diesem Körper nicht mehr unterschieden werden kann, weil sie eins geworden sind. Der Leib, den ein Mensch „hat", und mit dem er weitgehend identisch „ist", dieser Leib ist so eingerichtet, dass er sich Nahrung einverleiben kann und muss. Der Mensch hat dazu einen

Mund mit Zähnen, hat eine Speiseröhre und einen Magen, und er lebt davon, dass er sich damit fremde Leiber einverleibt, sie dabei vernichtet und ausbeutet, sich ihre Nährstoffe aneignet, sie über die Blutbahn in sich selbst verteilt, sie verwendet und verbraucht – und nur das ganz Unbrauchbare ausscheidet. Das aber, was dem Vorgang des Essens zum Opfer fiel, sei es Brot oder Salat, Fleisch oder Obst – wo ist das hinterher geblieben? Ist es eins geworden mit dem Esser? Steckt es hinterher in seinen Fingernägeln, in seinen Knochen, in seinem Blut und überall in seinen Körperzellen? Wurde es umgewandelt in Energie und Bewegung oder – wenn doch auch das Gehirn ernährt wird! – wurden dann die Nährstoffe z.B. eines Apfels umgewandelt in Gedanken? Ist der gegessene Apfel hinterher ein Teil von mir geworden – oder umgekehrt: Bin ich vielleicht nur die Summe der Dinge, die ich im Laufe meines Lebens gegessen habe? Der Mensch **ist**, was er **isst** – sagen die Materialisten. Und wenn das auch nicht die ganze Wahrheit sein dürfte, so ist doch etwas Richtiges daran. Denn Essen ist wirklich ein ziemlich intimer Vorgang, bei dem ich fremde Stoffe und Körper nicht nur an mich **heranlasse,** sondern sie in mich **hineinlasse**.

Ein Teil der Welt da draußen ist nach der Mahlzeit plötzlich in mir drin. Und die damit vollzogene Grenzüberschreitung, dieses Hereinlassen, dieses Besitzergreifen und In–mich–aufnehmen kann entweder sehr lustvoll sein – oder auch hochgradig eklig. Wenn das Essen nämlich schmeckt und appetitlich ist, wenn's frisch und fein zubereitet wurde, dann ist es lecker und ist ein schwer zu übertreffender Genuss, den die Gourmets entsprechend zelebrieren. Da ist Essen dann viel mehr als bloß Nahrungsaufnahme, es ist kulturell gesteigertes Lebensgefühl und sinnliche Selbsterfahrung. Sich etwas Delikates einzuverleiben kann herrlich sein! Und zugleich gibt es nichts Schlimmeres, als etwas essen zu müssen oder es mit Gewalt hineingezwungen zu bekommen, das uns anwidert, weil es schimmlig, ranzig und verdorben ist, weil es stinkt, uns würgen macht und ekelt.

Denken sie nur an kleine Kinder, denen man bittere Medizin hineinzwingt, oder an die Kriegsgefangene, die verschimmeltes Brot essen mussten. Denken sie an den Apfel, in den man herzhaft hineingebissen hat, ohne rechtzeitig den Wurm zu sehen! Schrecklich ist das, unbedacht etwas Verdorbenes geschluckt zu haben, denn wenn dieser Stoff die Grenze zu meinem Inneren erst einmal überschritten hat, kann man sich nur noch übergeben – und wird das Gefühl des Ekels auch dann noch lange nicht los. Essen ist also ein prekärer Akt der Vereinigung, der **für den Essenden** zugleich lebensnotwenig, lustvoll und gefährlich ist. Was aber bedeutet dieser Vorgang für den, der gegessen **wird** – für das Schwein, das Rind, das Huhn, das wir uns einverleiben? Natürlich fällt es uns schwer, uns da hineinzuversetzen. Und wir wollen es auch gar nicht. Es ist keine angenehme Perspektive. Und doch hat es seinen Grund, dass wir die Tiere, die wir essen wollen, vorher umbringen müssen, denn **für sie** ist das Gegessenwerden auf jeden Fall der Untergang, gegen den sie sich wehren würden, wenn sie könnten. Sie werden schließlich geopfert und verbraucht, um andere Lebewesen zu ernähren. Sie werden im Schlund dieser Wesen begraben, werden zerlegt, zerkaut, vernichtet und verdaut – nur um den Essenden eine Zeit lang zu kräftigen und zu versorgen. Der Essende sieht diese Tiere bloß als Mittel an, die dem Zweck seiner Ernährung dienen, und nimmt dabei sein **eigenes** Leben wichtiger als **ihren** Tod. Das Lebewesen aber, das gegessen **wird,** kann diese Verzweckung nur passiv erleiden – und könnte schwerlich sein Einverständnis dazu geben, in dieser Weise verbraucht zu werden.

Denn dazu müsste es den Zweck seines eigenen Daseins in der Ernährung des Essenden sehen, in dem es aufgeht und untergeht. Und das wird niemand freiwillig tun. Wenn **uns**

ein Löwe, ein Hai oder ein Krokodil fressen wollte, würden wir es schließlich auch zu verhindern suchen, weil auch **wir** den Sinn unseres Daseins nicht darin sehen, einer anderen Kreatur als Nahrung zu dienen. Gegessen werden heißt ja, mit dem eigenen Leben abzuschließen, um das Leben des Essenden zu verlängern. Es heißt, die Kraft, die meinem Leib innewohnt, einem anderen zu überlassen. Es heißt **seine** Interessen **meinen** Interessen überzuordnen – und wer will das schon? Die Rinder und die Schweine, die Fische und die Vögel – die wollen's jedenfalls nicht. Genau wie wir wollen sie alle nur essen, und keiner will gegessen werden – bis auf den einen, der aus der Reihe fällt und das Verrückte tut, das uns nie einfiele, indem er sich anderen als Nahrung anbietet. Und wer ist dieser Verrückte? Es ist Gottes Sohn. Denn Jesus sprach:

***„Ich bin das Brot des Lebens... Dies ist das Brot, das vom Himmel kommt damit, wer davon isst, nicht sterbe. Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel gekommen ist. Wer von diesem Brot isst, der wird leben in Ewigkeit. Und dieses Brot ist mein Fleisch, das ich geben werde für das Leben der Welt. Da stritten die Juden untereinander und sagten: Wie kann der uns sein Fleisch zu essen geben? Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr nicht das Fleisch des Menschensohns esst und sein Blut trinkt, so habt ihr kein Leben in euch. Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben und ich werde ihn am Jüngsten Tage auferwecken. Denn mein Fleisch ist die wahre Speise, und mein Blut ist der wahre Trank. Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der bleibt in mir, und ich in ihm. Wie mich der lebendige Vater gesandt hat, und ich lebe um des Vaters willen, so wird auch, wer mich isst, leben um meinetwillen."***

Es schaudert uns bei diesen drastischen Worten. Und wir verstehen nur zu gut das Entsetzen der Juden, die Jesus kannibalisch missverstehen. Wie kann uns denn Jesus sich selbst zu essen geben? Er meint das doch hoffentlich nicht wörtlich, sondern irgendwie symbolisch! Jesus aber, der sicher gewusst hat, dass seine Worte Abwehr und Unwillen provozieren würden, hat sie trotzdem nicht gemildert und hat trotzdem das Abendmahl in der bekannten Weise eingesetzt. Er hat es offenbar für nötig gehalten, seine Hörer schwer zu irritieren, und hat sich selbst mit einer Speise gleichgesetzt, um uns die Augen zu öffnen. Denn Jesu Verhältnis zu uns entspricht gleich in mehrfacher Weise dem Verhältnis eines Nahrungsmittels zu dem, der es isst:

Der Vorgang des Essens schließt z.B. ein, dass das, was einer zu sich nimmt, der Vernichtung preisgegeben wird. Die Speise geht ja sozusagen im Essenden unter und geht dabei verloren, wird von seinen Zähnen zermahlen und von seiner Magensäure zersetzt. Jesus aber, wenn er sich „das Brot des Lebens" nennt, gibt damit zu verstehen, dass er sich selbst preisgibt und sein Leben hingibt. Er opfert sich für die Seinen und gibt sein Leben für uns am Kreuz. Zugleich aber macht das Bild vom „Brot des Lebens" deutlich, dass Jesu Opfer zum Ziel hat, seine Jünger zu stärken, zu nähren und zu kräftigen. Auch das gewöhnliche Brot wird nicht verbraucht, damit es wegkommt, sondern damit die darin enthaltene Energie den Essenden zu gute kommt. Die Kraft, die im Brot steckt, soll sozusagen wandern – sie soll vom Brot auf den Essenden transferiert werden. Und genauso sah Jesus das Ziel seines Lebens im Dienst für die Seinen, die ihn essen sollen, um Anteil zu gewinnen an der Kraft, die in ihm wohnt. Damit das aber möglich wird, muss Jesus in den Menschen eingehen und muss so in ihm aufgehen, wie die Nahrung eingeht in den Leib und aufgeht im Leib. Was einer isst, das wird zerlegt und über die Blutbahnen im ganzen Körper so verteilt, dass der Essende und das Gegessene am Ende nicht mehr unterschieden werden können. Und ebenso will Jesus von uns aufgenommen werden und

will jede Faser unseres Körpers und jeden Aspekt unsere Lebens so durchdringen, dass er und wir nicht mehr gegenüber und nebeneinander, sondern untrennbar ineinander und miteinander sind.
Zu unserem eigenen Besten sollen wir mit Jesus eins werden und sollen seinen Geist und seine Kraft in uns übergehen lassen, wie wir die Nährstoffe einer Mahlzeit in unseren Leib übergehen lassen. Dass das aber nur möglich ist, wenn wir uns dafür öffnen, daran lässt auch Jesus keinen Zweifel. Denn mit dem „Brot des Lebens" ist es genauso, wie mit jedem anderen Brot. Ich werd's nicht essen können, solange ich von seiner Qualität nicht überzeugt bin. Misstraue ich einem Nahrungsmittel, weil ich nicht weiß, ob's gut oder giftig ist, so sträubt sich mein ganzer Leib dagegen. Und ebenso wird sich ein Mensch dagegen wehren, im Abendmahl Jesus Christus aufzunehmen, solange ihm der rechte Glaube fehlt. Da erschrickt jeder und zögert, bevor er den Mund aufmacht. Denn diese Einladung ist in der Tat mehr als seltsam: Jesus gibt sich selbst für uns her und erklärt sich bereit, als Gastgeber und Speise zugleich in uns einzugehen und in uns aufzugehen. Er will, dass wir mit ihm und er mit uns vereint werden bis zur Ununterscheidbarkeit – und will uns dabei Anteil geben an all der Kraft und Herrlichkeit, die in ihm steckt, verlangt aber dafür die Bereitschaft, ihn als das „Brot des Lebens" in uns aufzunehmen. Denn wie beim Essen soll ein Ding der Außenwelt die Grenze zu unserer Innenwelt überschreiten. Und das geht nicht widerwillig und misstrauisch, sondern es funktioniert nur, wenn ich es vertrauensvoll zulasse. Schließlich handelt es sich nicht um Kleinigkeiten, sondern um etwas Großes und Geheimnisvolles. Gott selbst wartet darauf, dass wir ihn in der Form einer Speise in uns aufnehmen, und verspricht im selben Moment, uns in sich aufzunehmen. Wir greifen und werden dabei gegriffen, wir öffnen uns und erfahren Gottes Offenheit, wir nehmen und werden genommen. Die Grenze zwischen Innen und Außen, zwischen Gott und Mensch, zwischen oben und unten, zwischen Zeit und Ewigkeit wird dabei durchlässig. Und der Gipfel der Merkwürdigkeit liegt darin, dass alles wechselseitig geschieht. Denn während **wir** uns den Leib Christi in Form des Brotes einverleiben in **unseren** Leib, werden wir von **Christus** einverleibt in **seinen** Leib – nämlich in die Kirche, die der Leib Christi **ist**.
Während **wir** ihn zu einem Teil von uns machen, macht **er** uns zu einem Teil von sich. Und wenn man es auf die Spitze treiben will, kann man mit Johannes Tauler sagen: Indem wir essen, werden wir gegessen. Doch erwartet niemand, dass wir uns das vorstellen können. Denn es ist zuletzt doch ein großes Geheimnis, was da im Abendmahl geschieht. Kein Mensch kann es sich so recht vorstellen und keiner kann's ergründen. Es ist mehr als unser Verstand fassen und mit dürren Worten zu erklären vermag. Aber **feiern** kann man das Abendmahl natürlich trotzdem – wenn man nur begreift, dass Gott hier die Grenze zwischen sich und uns durchlässig machen will. Es ist wahrlich nötig, heilsam und tröstlich, dass er's tut!

# 112. Gemeinschaft der Gläubigen

***„Siehe, wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen!"*** – so sagt es der 133. Psalm. Und Dietrich Bonhoeffer, der mit diesem Psalmwort sein Buch über das „Gemeinsame Leben" eröffnet, weist nachdrücklich darauf hin, dass es eine große Gnade ist, wenn wir als Christen in täglicher Gemeinschaft mit anderen Christen leben dürfen. Fein und lieblich ist es, wenn wir als Glaubensgeschwister einträchtig beieinander wohnen. Der Normalzustand ist es aber keineswegs! Denn eigentlich steht ein Christ als Fremdling in der Welt und muss darauf gefasst sein, ein Einzelner zu sein, so wie die Apostel am Anfang Einzelne waren in den heidnischen Ländern. Jesus selbst lebte ganz überwiegend unter Feinden – und als es drauf ankam. stand er alleine da, weil seine Jünger flohen. Wenn es aber schon Jesus so ging, können wir dann erwarten, unter Freunden zu leben? Wurden Jesu Jünger nicht ausgesandt wie Lämmer unter die Wölfe, ausgesät und ausgestreut unter Heiden und Spötter? Bis heute müssen viele Christen ihr Leben genau **so** verbringen – in der Vereinzelung, unter Verfolgung oder gar im Gefängnis. Sie sehnen sich nach der Gemeinschaft mit anderen Gläubigen, die mancher über Monate und Jahre hinweg nicht erleben darf. Wir hingegen, die wir täglich mit anderen Christen vertrauten Umgang haben, sollten das hoch schätzen. Denn wenn sich die Gemeinde Jesu in dieser Welt sichtbar um Gottes Wort und Sakrament versammeln darf, dann ist das schon fast eine Vorwegnahme des Himmels. Ja, Bonhoeffer meint, die leibliche Gegenwart anderer Christen müsse uns eine Quelle unvergleichlicher Freude und Stärkung sein, weil die Nähe des christlichen Bruders ein leibliches Gnadenzeichen ist für die Gegenwart des dreieinigen Gottes. Warum aber ist das so? Und warum haben wir die Gemeinschaft der Anderen so nötig?

Könnten wir nicht auch alles mit uns selbst ausmachen, so dass jeder für sich alleine seinen Glauben lebte? Nein – das ginge **nicht**. Und in unserer hoch individualisierten Zeit kommt es besonders drauf an, dass wir verstehen, **warum** es nicht geht. Denn dass ein Christ des anderen so dringend bedarf, hat seinen Grund darin, dass der Einzelne sich das befreiende Wort, von dem sein Glaube lebt, nicht selber sagen kann. Ein Christ ist ein Mensch, der sein Heil, seine Rettung, seine Gerechtigkeit nicht bei sich selbst sucht und findet, sondern bei Christus. Darum lebt ein Christ überhaupt nicht aus sich selbst, nicht aus seiner eigenen Anklage und seiner eigenen Rechtfertigung, sondern lebt aus Gottes Anklage und Gottes Rechtfertigung. Des Christen Trost und Zuversicht liegen also nicht in ihm selbst beschlossen, sondern er findet beides im Wort Gottes, das von **außen** zu ihm kommt. Und wenn er gefragt wird, wo sein Heil ist, sein Trost und seine Gerechtigkeit, so muss er von sich weg verweisen auf das Wort Gottes, das ihm alles zuspricht und schenkt. Nach diesem Wort hungert und dürstet ein Christ! Weil Gott nun aber das befreiende Wort des Evangeliums in den Mund von Menschen gegeben hat, damit es weitergesagt werde von einem zum anderen, **darum** bedürfen wir so dringend der Gemeinschaft untereinander. Schließlich kann sich keiner selber taufen oder sich selbst im Glauben unterrichten. Keiner kann sich selbst das Abendmahl reichen, keiner kann sich selber segnen, keiner kann sich selbst Absolution erteilen, keiner kann sich selber mahnen und trösten – und eben **darum** braucht jeder Christ seine Glaubensgeschwister als Träger und Verkünder des göttlichen Heilswortes. Was wir uns selber sagen und womit wir uns selber trösten, das bleibt immer ein wenig ungewiss. Was uns aber Bruder oder Schwester in christlicher Vollmacht sagen, das ist gewiss und ist deutlich. **Darum**

sollten wir unsere christliche Gemeinschaft hoch schätzen, weil sie unseren Glauben nährt und stärkt durch das Wort, das wir uns selbst nicht sagen können, und auch deshalb, weil wir erst unter diesem Wort in Frieden zueinander kommen.
Ein Christ kommt zum andern nur durch Christus, sagt Bonhoeffer, aber wo wir in Christus verbunden sind, da sind wir's auch wirklich, und sind in ihm viel tiefer verbunden, als in irgendeiner anderen Gemeinschaft. Ohne Christus und außerhalb des Glaubens stehen wir alle miteinander in latentem oder offenem Streit. Ohne Christus stehen wir immer in Konkurrenzen, und der Weg vom einen zum anderen wird versperrt durch Geltungsbedürfnis und Eigeninteresse. Lebt aber statt meiner Christus in mir, so macht das den Weg zum Bruder und zur Schwester frei, denn wo Christus Herr ist, da müssen wir nicht mehr versuchen, übereinander zu herrschen, sondern können miteinander in Frieden leben in wechselseitigem Dienst und in Einigkeit des Glaubens. Nur in Jesus Christus sind wir in dieser Weise eins, in ihm sind wir es aber wirklich und bleiben es auch, denn wer hier und heute der Gemeinschaft Christi angehört, der wird einst auch bei ihm sein in der himmlischen Gemeinschaft. Darum, sagt Bonhoeffer, wer seine Glaubensgeschwister ansieht, solle wissen, dass er ewig mit ihnen vereint sein wird in Christus. Er solle sich aber auch dessen bewusst bleiben, dass er den anderen nicht Bruder und Schwester ist durch **irgendwas,** nicht durch Sympathie, durch menschliches Verständnis oder Kumpanei, sondern eben nur durch Christus.
Ich bin dem Mitchristen ein Bruder nicht, weil ich ihn netter finde als den Muslim von nebenan, sondern ich bin ihm Bruder durch das, was Christus an **mir** getan hat. Und der Mitchrist wiederum ist mir ein Bruder, nicht weil ihm irgendwas an mir gefällt, sondern durch das, was Christus an **ihm** getan hat. Was uns zu Geschwistern macht, das ist das gemeinsame Bekenntnis zu Christus als dem Herrn, dem wir Gehorsam und Gefolgschaft schulden und dem wir gemeinsam unsere Erlösung verdanken. Wenn wir das aber vergessen – wenn wir vergessen, worauf unsere Gemeinschaft in der Kirche gründet, und versuchen, diese Gemeinschaft mit einem anderen Klebstoff zusammenzuhalten, muss sie dann nicht zwangsläufig zerbrechen? Wenn es nicht mehr das Bekenntnis zu Christus ist, das uns zusammenhält, sondern nur die bürgerliche Nettigkeit, die Sympathie oder die Gewohnheit, wenn es nicht mehr Gottes Wort ist, das uns verbindet, sondern nur die Macht der Kirchenleitung oder das Geld – muss dann nicht alles schiefgehen in der Kirche? Ja – sagt Bonhoeffer. Denn in Wahrheit haben wir einander nur durch Christus. Und jede andere Form der Verbrüderung, die nicht von dieser geistlichen Natur wäre, sondern bloß menschlich-seelischer Natur, müsste im Raum der Kirche eine Lüge sein. Weil aber eine Illusion von Kirche schlimmer ist als gar keine Kirche, darum dürfen wir uns an diesem Punkt nichts vormachen, sondern müssen klar und nüchtern sehen, was die Reformatoren zu ihrer Zeit auch erkannten: Eine kirchliche Gemeinschaft, die nicht aus dem gemeinsamen Glauben erwächst, und die darum nicht wirklich Gemeinschaft im Geiste ist, **wird** keinen Bestand haben – und sie **soll** auch gar keinen Bestand haben. Denn die menschlichen Wunschbilder von Kirche und die menschlichen Bemühungen um Harmonie, Verständnis und Toleranz werden in der Kirche niemals **den** Frieden stiften, auf den es ankommt. Oder meint jemand, aus Kirchenrecht und Finanzverfassung, aus geschicktem Management und gezielter Disziplinierung könnte die Einheit der Kirche erwachsen?
Meint jemand, die Tradition oder der gemeindliche Eigennutz, das Geld oder das vertraute bürgerliche Milieu könnten uns den Heiligen Geist ersetzen? Dass sie's **nicht** vermögen, liegt offen zu Tage, und wer Augen hat zu sehen, der kann es auf die betrüblichste

Weise bestätigt finden. Denn Gemeinden kann nun mal auf keinen anderen Grund bauen, als auf den, der gelegt ist, in Jesus Christus. Soll aber die evangelische Kirche aus der Misere herausfinden, so hilft ihr dabei nicht Gruppentherapie und Beziehungspflege, sondern dann hilft ihr nur das Eine, dass nämlich dem Wort und der Wirklichkeit Christi Priorität eingeräumt wird vor allem anderen. Denn echte christliche Gemeinschaft verdankt sich diesem Wort, das Wort aber verdankt sich **nicht** etwa der Gemeinschaft, sondern verdankt sich dem, der's geredet hat.

Freilich: Im Konfliktfall ist die Versuchung groß, die Ordnung umzudrehen und der Gemeinschaft Vorrang zu geben vor der Botschaft: ***„Lasst uns erst mal die Beziehungen kitten,"*** heißt es wohlmeinend ***„dann können wir immer noch über Inhalte reden."*** Aber hätte die Reformation jemals stattgefunden, wenn Luther und die anderen Reformatoren sich auf **diese** Denkweise eingelassen hätten? Vor die Wahl gestellt, ob sie das Evangelium festhalten wollen **oder** die Gemeinschaft der katholischen Kirche, haben die Väter unserer Kirche die Gemeinschaft fahren lassen, um das reine Evangelium zu behalten. Und wenn diese Entscheidung **gegen** die Gemeinschaft auch ganz gewiss weh tat, so können wir doch als evangelische Christen schwerlich leugnen, dass sie richtig war. Denn aus dem Evangelium erwuchs sehr bald neue Gemeinschaft. Die Evangelische Kirche blühte auf! Hätten die Reformatoren aber das Evangelium preisgegeben, um die Gemeinschaft mit den Katholiken zu retten, – was hätte dann aus der zerstrittenen und entleerten Gemeinschaft noch werden können? Luther und die Seinen hatten Recht darin, dem Glauben Vorrang einzuräumen vor der Gemeinschaft. Und wer sich „evangelisch" nennt, wird die bittere und heilsame Einsicht, die sie damals gehabt und durchgehalten haben, auch in der Gegenwart beherzigen müssen. Auch **unsere** kirchliche Gemeinschaft wird nur dann eine Chance haben, wenn sie eine echte Gemeinschaft im Glauben ist, und wenn sich alle Beteiligten gemeinsam beugen unter den einen Herrn und unter das Wort der Heiligen Schrift.

Denn billiger ist der Ausweg aus der Krise nicht zu haben. Freundlichkeit, Toleranz und Kompromisse werden uns **nicht** zur Einheit verhelfen. Moderatoren, Organisationsberater und Sozialtherapeuten werden **nicht** bewirken, was Christus in uns wirken muss. Und angestrengte Mitmenschlichkeit wird **niemals** ersetzen, was an Glaubensgemeinschaft fehlt. Rückt aber Christus wieder in der Mitte, und ist es **sein** Geist, der unter uns weht, so werden die vielen Unterschiede im Naturell der Menschen und in ihren Interessen ganz von selbst ihre trennende Kraft verlieren.

Ja: In diesem positiven Falle werden wir dann merken, dass christliche Gemeinschaft überhaupt **nicht** unser Werk ist, sondern eine wunderbare, von Gott in Christus geschaffene Wirklichkeit. Und je klarer wir dann den Grund und die Kraft unserer Gemeinschaft allein in Jesus Christus erkennen, desto ruhiger werden wir auch über unsere Gemeinden denken, für sie beten und für sie hoffen. Vielleicht kann man eines Tages wieder sagen: ***„Siehe, wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen!"*** Gelingt's aber nicht, so dürfen wir uns daran erinnern, dass nicht nur die Reformatoren, sondern dass Jesus selbst die Einheit im Glauben wichtiger nahm, als jede bloß menschliche Gemeinschaft oder Verwandtschaft:

***„Als Jesus zu dem Volk redete, siehe, da standen seine Mutter und seine Brüder draußen, die wollten mit ihm reden. Da sprach einer zu ihm: Siehe, deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und wollen mit dir reden. Er antwortete aber und sprach zu dem, der es ihm ansagte: Wer ist meine Mutter, und wer sind meine Brüder? Und er streckte die***

*Hand aus über seine Jünger und sprach: Siehe da, das ist meine Mutter, und das sind meine Brüder! Denn wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, der ist mir Bruder und Schwester und Mutter."*

# 113. Kirchenkritik und Heiligkeit der Kirche

Die Stellung der Kirche in unserer Gesellschaft hat sich in den letzten Jahrzehnten stark gewandelt. Früher gehörte Mut dazu, sich von der Kirche abzuwenden. Wer das tat, war ein Außenseiter. Doch heute ist es umgekehrt. Heute gehört Mut dazu, sich zur Kirche zu bekennen. Wenn ein junger Mensch zu seinem Christ-Sein steht, gilt er unter den Altersgenossen schon als Sonderling. Denn die Kirche ist „out". Wer als modern gelten will, muss über die Kirche spotten und sich von ihren Anschauungen distanzieren. Wie aber soll man sich als Christ dazu verhalten? Der dumme Spott, die Kirchenfeindschaft, die auf Unkenntnis beruht, kann uns ziemlich kalt lassen. Aber es gibt natürlich auch begründete Kritik an der Kirche. Und die trifft in eine Wunde, die wohl jeder Christ schon empfunden hat. Sie trifft und verstärkt unser eigenes Leiden an der Unvollkommenheit unserer Kirche. In jedem Gottesdienst sprechen wir im Glaubensbekenntnis von der „heiligen christlichen Kirche" – aber in der alltäglichen Realität sehen wir wenig davon. Sie und ich – sind wir erkennbar als Gemeinschaft der Heiligen? Sind wir Licht der Welt und Salz der Erde, wie wir es nach Christi Willen sein sollen? Man mag das nicht recht glauben. Denn auch abgesehen von dem, was kirchenferne Journalisten zu mäkeln haben, gibt es genug Kritikwürdiges in unserer Kirche.

Da gibt es Bürokraten in Landeskirchenämtern, die die Tragweite ihrer Entscheidungen nicht erkennen. Da gibt es tausende von Karteileichen unter den Gemeindegliedern, denen es bloß an der Entschlusskraft und der Konsequenz mangelt, auszutreten. Da gibt es resignierte Pfarrer, die ihre Pflichten vernachlässigen. Da scheitern gute Ideen an der Gleichgültigkeit von Kirchenvorstehern oder an der Inkompetenz von Synodalen – all das gibt es. Menschliches Versagen en masse, menschliche Schwächen, kleinliches Gezänk und Lieblosigkeit auf allen Ebenen – eben all das, was in anderen Großorganisation auch vorkommt. Dabei sollte doch in der Kirche alles ganz anders sein – nicht wahr? Tatsächlich enttäuschen uns die Fehler der Kirche mehr. Denn wir erwarten, dass es in der Gemeinschaft der Gläubigen geschwisterlich zugehen sollte, gerechter, überhaupt humaner als anderswo – eben so, dass überall der Geist der Nächstenliebe herrscht. Und wenn wir entdecken, dass das nicht so ist? Wenn wir als Kirche selbst an den Wertmaßstäben scheitern, die wir predigen? Sind wir dann solches Salz, das nicht mehr salzt, und nach Jesu Wort nur noch weggeschüttet werden kann, damit es die Leute zertreten? Was sollen wir dann denken, wenn wir im Glaubensbekenntnis an die Stelle kommen, wo von der „heiligen christlichen Kirche" die Rede ist?

Das Problem ist nicht neu. Man hat in der Geschichte der Kirche schon oft an ihren Mängeln Anstoß genommen – und hat verschiedene Folgerungen gezogen. Manche meinten, wenn die real existierende Kirche Mängel habe, dann müsse man diese Mängel eben ausmerzen. Sobald man entdeckte, dass ein Pfarrer oder ein Gemeindeglied eine Sünde begangen hatte, wurde der Betreffende aus der Kirche ausgeschlossen. Alle strengten sich an, ein gottgefälliges Leben zu führen. Und damit der Leib Christi ohne Makel sei, warf man alle hinaus, an deren Glaube oder Lebenswandel etwas auszusetzen war. Man kann sich vorstellen, dass das Schwierigkeiten gab. Denn wenn wir heute anfangen wollten,

alle Sünder aus der Gemeinde auszuschließen – wer würde dann übrig bleiben? In kürzester Zeit hätten wir uns alle gegenseitig exkommuniziert. Man sah bald ein, dass dem Problem so nicht beizukommen war. Auch und gerade in der Kirche muss man das Unkraut mit dem Weizen wachsen lassen und darf Gottes Urteil nicht vorgreifen. Doch bleibt dann die Frage: Wenn die Kirche ein Gemisch von Heuchlern und von Gläubigen ist – wo ist dann die „eine heilige christliche Kirche", von der das Glaubensbekenntnis spricht? Man behalf sich oft, indem man sagte: Wenn die sichtbare Kirche, diese irdische Institution, voller Mängel ist, dann muss die wahre Kirche unsichtbar sein.

Es begann damit eine Art doppelter Buchführung, die auch heute beliebt ist. Auf die sichtbare Kirche, ihre Mitglieder, Amtsträger und Institutionen schimpft man von Herzenslust und macht sie verächtlich, weil man all die falschen Christen zu durchschauen meint. Man identifiziert sich aber mit jener ganz anderen, unsichtbaren Kirche, zu der nur wahrhaft Heilige gehören – und man selbst natürlich. Offenkundig hat diese Unterscheidung etwas tief Verlogenes an sich. Denn diese ideale Kirche, die keiner je gesehen hat, ist ja nur ein Phantasiegebilde. Wurden wir denn in unsichtbaren Kirchen mit unsichtbarem Wasser getauft? Oder empfingen wir irgendwo ein unsichtbares Abendmahl? Nein. Was uns zu Christen gemacht hat, haben wir in sehr sichtbaren Kirchen von sehr sichtbaren Menschen empfangen. Die doppelte Buchführung ist darum nur eine vergebliche Ausflucht: Eine andere Kirche als die sichtbare, mit Mängeln behaftete Großorganisation, der ein konkreter Bischof vorsteht, haben wir nicht. Und wenn unser Glaubensbekenntnis nicht diese sichtbare Kirche meinte, dann wüssten wir gar nicht, wovon da die Rede ist. Haben wir nicht den Mut, diese Kirche heilig zu nennen, dann sollten wir den Satz lieber ganz aus dem Glaubensbekenntnis streichen. Es muss diese sichtbare, real-existierende Kirche die „heilige Kirche" sein. Ist sie aber unvollkommen, schuldbeladen und mangelhaft – woran kein Zweifel ist – dann muss ihre Heiligkeit in etwas anderem liegen. Und das ist in der Tat des Rätsels Lösung.

Unsere Kirche trägt den Ehrentitel der „heiligen Kirche" nicht deshalb, weil ihre Glieder und ihre Amtsträger vollkommen wären. Vielmehr ist unsere Kirche so etwas wie ein irdenes Gefäß – unansehnlich wie ein verbeulter Blechnapf oder eine gesprungene Kaffeetasse. Aber der Inhalt dieses Gefäßes, die Botschaft, die sie durch die Jahrhunderte transportiert, ist unendlich kostbar. Die Kirche ist ein unvollkommenes und brüchiges Gefäß, aber sie ist ein Gefäß des Wortes Gottes – und solange sie diesen heiligen Schatz in sich birgt und ihn zu den Menschen trägt, ist sie um des Wortes Gottes willen heilig. Denn das vermag jeder einzusehen: Eine Auster mag schwarz, klebrig und hässlich sein – aber sie ist kostbar um der Perle willen, die sie enthält. Die Auster als solche ist nicht wertvoll – aber ohne Auster hätte man keine Perle. Ein Liebesbrief mag aus dem billigsten, vergilbten und eingerissenen Papier sein – er ist trotzdem kostbar um seiner Botschaft willen. Das Papier des Briefes ist nicht wertvoll – aber ohne das Papier hätte man die Liebesbotschaft nicht. Ein alter Eimer ist auch nicht wertvoll – aber wenn ein Verdurstender mit dem Eimer Wasser aus einem tiefen Brunnen heraufziehen kann, dann rettet der Eimer ihm das Leben.

Und so dürfen wir es auch von der Kirche sagen: Die Gemeinden, die Ämter und Institutionen haben keinen Wert in sich selbst – aber ohne all das hätte das Evangelium nicht seinen Weg durch die Jahrhunderte zu uns genommen. Zweitausend Jahre ging das kostbare Gut von einer Generation zur nächsten, von einer Hand in die andere, wurde gefährdet und gerettet, ging verloren und wurde wiedergefunden. Immer war der Schatz in irdenen Gefäßen, immer machten die Vertreter der Kirche Fehler, immer blieb die Kirche

hinter dem zurück, was sie nach dem Willen Christi sein sollte. Doch dass die Kirche Kirche blieb und heilig war, das hing nie ab von der Vollkommenheit der Kirchenglieder. Das hängt immer nur davon ab, ob sie ihren Auftrag erfüllt und das ihr anvertraute Wort Gottes hochhält.
Gibt die Kirche dieses Wort aus irgendeinem Grund preis, dann hat sie ihre Existenzberechtigung verloren – sie wäre es nicht wert, dass man ihr eine Träne nachweinte. Bleibt die Kirche aber treu bei Gottes Wort, dann ist es gleich, ob die Medien ihr applaudieren oder nicht, denn sie ist dann aller Ehren wert, und ist es sogar wert, dass wir sie um ihres Dienstes willen lieben.
Lieben sie ihre Kirche? Vielleicht hält das mancher für zuviel verlangt, angesichts so zahlreicher Defizite. Doch wo nicht Liebe ist, kann zumindest Respekt sein. Der katholische Theologe Karl Rahner hat das einmal so ausgedrückt:

*„Die Kirche ist eine alte Frau mit vielen Runzeln und Falten.*
*Aber sie ist meine Mutter. Und eine Mutter schlägt man nicht."*

Es wäre gut, wenn man jedem Christenmenschen etwas von diesem Respekt abspüren könnte. Denn dann hätte die Kirche es nicht nötig, sich irgendwem anzubiedern. Es würde ganz von selbst erkennbar, dass die Kirche auf festem Grund gepflanzt ist und dass ihre Wurzeln tief genug hinabreichen, um immer wieder Wasser des Lebens aufzusaugen und weiterzugeben an alle künftigen Generationen…

# 114. Zeitgemäßheit

Was ist denn heute „dran"?

Es gibt in unserer Gesellschaft ein ungeschriebenes Gesetz, das besagt, man müsse „mit der Zeit gehen". Und wenn das einer nicht tut, heißt es, seine Ansichten seien nicht „zeitgemäß" und er selbst „nicht auf der Höhe der Zeit". Besonders oft werden Kirche und Glaube mit diesem Argument abgetan. Aber was besagt es eigentlich?
Wenn man etwas „unzeitgemäß" nennt, bedeutet das zunächst nur, dass es heute nicht in Mode ist. Es könnte dann die Mode von gestern sein oder vielleicht die Mode von morgen. Es könnte das sein, was die Mehrheit der Zeitgenossen gerade nicht gut findet, obwohl es gut ist. Oder es könnte sich um Ewig-Gültiges handeln, das keiner bestimmten Zeit gemäß ist, sondern jeder Zeit, weil es immer gilt.
Fragt man aber diejenigen, die das Urteil fällen, warum sie etwas für „unzeitgemäß" halten, bekommt man meist nur die Auskunft, es sei jetzt eben „nicht dran". Was moderne Menschen ablehnen, erklären sie gern für antiquiert, um damit seine Geltung zu bestreiten. Um dieses Urteil zu begründen, genügt ihnen aber oft schon der Hinweis auf den Geschmack und die Gegebenheiten „der Zeit" – als wäre „die Zeit" ein höheres Wesen mit eigener Meinung.
Man setzt dabei voraus, dass die gegenwärtige Zeit, wenn sie Ansichten der Vergangenheit verwirft, auf jeden Fall im Recht sei, und hält das Neue schon deshalb für überlegen, weil es „neu" ist. Da wird dann jede Veränderung als Fortschritt angesehen, und bei jedem Trend will man vorne dabei sein. Wohin die Reise geht, scheint gar nicht so wichtig, wenn man nur als Erster ankommt.
Eine Begründung, um derart „mit der Zeit zu gehen", scheint überflüssig. Denn wenn „unsere Zeit" etwas nicht zulässt, erscheint ihr Diktat als „höhere Gewalt", die dem Einzelnen die Last der Entscheidung abnimmt und ihm zum Ausgleich das Gefühl schenkt,

„auf der Höhe der Zeit zu sein" (solange er brav mit der Herde läuft und die Mode mitmacht). Der Mechanismus funktioniert so gut, dass bisher noch jeder Wahnsinn, der in der Menschheitsgeschichte vorkam, seiner jeweiligen Zeit als „zeitgemäß" präsentiert und zu seiner Zeit als „Gebot der Stunde" bejaht wurde!
Lässt man den menschlichen Herdentrieb aber mal beiseite und fragt ernsthaft, was das Wort „zeitgemäß" bedeuten könnte, dann kann „zeitgemäß" nicht das sein, was die Mode der Gegenwart spiegelt, sondern nur das, was die Zukunft ermöglicht. „An der Zeit" ist nicht, was eh schon alle denken, sondern was Menschen heute begreifen müssen, um morgen nicht überrumpelt zu werden. Denn die Zeit ist kein „jemand", der etwas von uns fordern könnte, sondern ist die Gelegenheit, die Gott uns gibt, um das Richtige zu tun.
Die Zeit will und fordert nichts anderes, als dass ich den Raum nutze, den sie eröffnet, um – nicht etwa dem Trend, sondern – der Wahrheit zu folgen. Und in diesem Sinne (der Zeit als zu ergreifender Gelegenheit) kennt auch das Neue Testament die Forderung, dass einer den Anschluss nicht verlieren soll. Das aber nicht so, dass er einer Mode hinterherhechelt, die niemals zeitgemäß erscheint (außer gerade im Moment), sondern so, dass er sich in der Zeit auf Ewiges besinnt, weil nur das Ewige zu jeder Zeit zeitgemäß ist.
Im 5. Kapitel des Epheserbriefes schreibt Paulus: „Wach auf, der du schläfst, und steh auf von den Toten, so wird dich Christus erleuchten. So seht nun sorgfältig darauf, wie ihr euer Leben führt, nicht als Unweise, sondern als Weise, und kauft die Zeit aus; denn es ist böse Zeit."
Die „böse Zeit auskaufen" bedeutet, sie für etwas Gutes zu nutzen! Wenn Paulus das aber zu Recht fordert, was ist dann richtig an der Rede von „zeitgemäß" und „unzeitgemäß"? Richtig ist, dass wir unter Rahmenbedingungen leben, die sich im Laufe der Geschichte ändern können. Wer nicht mitbekommt, dass sich etwas verändert hat, plant und handelt unter falschen Voraussetzungen, so dass er im Zeitfenster der Gegenwart zu tun versäumt, was „an der Zeit" und notwendig wäre, um Zukunft zu eröffnen.
Weil aber das, was Zukunft eröffnet, bestimmt nicht das ist, was ohnehin schon alle denken und tun, darum besteht zeitgemäßes Handeln nicht in der Anpassung an die aktuelle Mehrheitsmeinung. Es ist nicht zeitgemäß, dem Trend von heute nachzulaufen, sondern den von morgen zu setzen. Und genau das meint Paulus, wenn er uns auffordert die böse Zeit „auszukaufen". Denn das Leben, Sterben und Auferstehen Jesu Christi hat die Rahmenbedingungen unseres Daseins vollständig verändert.
Gott hat Realitäten geschaffen, die man nicht ignorieren darf! Wir befinden uns im Übergang zu einer neuen Weltordnung, die Jesus „Reich Gottes" nennt! Zeitgemäß und zukunftsträchtig ist es darum, das Zeitfenster der Gegenwart entschlossen zu nutzen, um sich auf das Kommende einzustellen und sich darauf vorzubereiten, solange das noch möglich ist.
Alles hat seine Zeit. Heute aber ist es Zeit, nicht einer Mode zu folgen oder dem Geschmack der Mehrheit, sondern der Einladung Gottes. Wer sich heute mit dem Zeitgeist verheiratet, wird morgen Witwer sein. Weil die wahre Zeitansage aber im Evangelium steht, wird ein Mensch, der diesem Evangelium den Glauben versagt, nie „auf der Höhe der Zeit sein", sondern immer darunter und daneben.
Seit Christus für uns starb und auferstand ist Heidentum eine überholte Angelegenheit und der aktuelle Trend heißt Glaube! Denn wohin geht die Zeit? Geht sie nicht unaufhaltsam auf den Jüngsten Tag zu und auf das Reich Gottes? Und heißt dann „mit der Zeit gehen" nicht, mit ihr gemeinsam auf das Reich Gottes zuzugehen? Wenn das aber bedeu-

tet, sich inmitten der Zeit schon am Ewigen zu orientieren, kann dann dieser vernünftige Trend jemals veralten, wenn doch das Ewige selbst nicht veraltet?
Wie kann es zukunftsweisend sein, sich von Gott zu entfernen, wenn es außer Gott und ohne Gott keinerlei Zukunft gibt? Und wie kommt man darauf, das Evangelium sei heute unzeitgemäß, bloß weil es sich schon seit 2000 Jahren bewährt? Wird es irgendwann unzeitgemäß sein, den Durst mit Wasser zu löschen, bloß weil diese Methode schon so „alt" ist?
Nein! Unzeitgemäß ist es, wenn einer im Winter Blumen pflanzen oder im Sommer Schlitten fahren will. Unzeitgemäß ist es, wenn einer das, was zur rechten Zeit funktionieren würde, zur unpassenden Zeit versucht. Doch das Gebot der Stunde, das sich daraus ergibt, lautet nicht, zu tun, was gerade alle tun, sondern zu tun, was jetzt alle tun sollten. Die Forderung lautet nicht, dass ein Mensch denken soll, wie aktuell die Mehrheit denkt, sondern dass er heute denkt, wie morgen die Mehrheit denken muss, um zu überleben.
Dass es aber früher richtig war, an Gott zu glauben, und heute nicht mehr richtig sein soll, ist leicht als Unsinn zu erweisen. Denn wenn es Gott nicht gibt, dann ist es zu jeder Zeit falsch, an ihn zu glauben, und war auch früher falsch. Und wenn es Gott gibt, dann ist es zu jeder Zeit richtig, an ihn zu glauben, und ist es auch heute.
Wenn der ewige Gott aber Gebote gegeben hat, dann gilt von ihnen dasselbe. Wenn Gott z.B. eheliche Treue fordert, dann war sie nicht früher geboten und ist heute überholt, sondern dann war sie zu aller Zeit geboten oder zu aller Zeit falsch. Wenn die Bibel Gottes Wort ist, dann war sie es immer oder sie war es nie. Dass dergleichen aber früher gegolten hätte und heute nicht mehr – das ist Unsinn, denn die Realität schert sich nicht darum, was die Menschheit gerade über sie denken mag.
Es ist Unfug „mit der Zeit zu gehen", weil „die Zeit" gar nicht weiß, wo sie hin will. Gott aber weiß es durchaus! Und nur darin liegt das Gebot der Stunde, dass man nach seiner Wahrheit fragt, um heute zu begreifen, was uns morgen rettet. Es ist nie etwas anderes „zeitgemäß", als dass man sich den Gegebenheiten stellt.
Wenn bei der Prüfung der Gegebenheiten aber herauskommt, dass in dieser Welt alles so vergänglich ist wie wir selbst, dann ist es blanker Realismus, über die Welt und ihre Moden hinauszufragen nach dem Schöpfer, der ewig ist und bleibt. Um mit ihm in Kontakt zu kommen und einen ewigen Bund zu schließen, haben wir allerdings nicht ewig Zeit, sondern nur solange wir leben. Und deshalb ist richtig, was Karl Kraus gesagt hat: Dass man sich nämlich zu allen Dingen Zeit nehmen kann – außer zu den ewigen…
Es leuchtet mir nicht ein, wenn einer sich aus konservativem Prinzip nur an das halten will, was gestern galt, oder sich aus modernistischem Prinzip nur an das halten will, was heute gilt. Christlich kann es nur sein, sich an das zu halten, was ewig gilt. Denn dem Ewigen Vorrang zu geben, ist die christliche Weise zeitgemäß zu sein.
Wird die Kirche aber mit der Forderung konfrontiert, sie solle zeitgemäß sein, dann ist das nur in dem Sinne akzeptabel, dass wir (nicht unsere Botschaft verändern, sondern) die Form der Vermittlung zeitgemäß gestalten. Das Ewige soll hörbar werden als Antwort auf aktuelle Fragen – und dafür sind auch die modernsten Medien zu nutzen! Aber auf neue Weise reden wir doch von demselben Evangelium, das seit 2000 Jahren nicht alt oder neu ist, sondern gültig. Dieses Evangelium unterliegt keiner Zeitansage, sondern ist selbst Zeitansage:
Es ist die Ansage der Gnadenzeit mitten in unserem Leben, die hier und jetzt Gelegenheit gibt, aus der Zeit heraus den Bund mit dem Ewigen zu schließen. Und dass ein

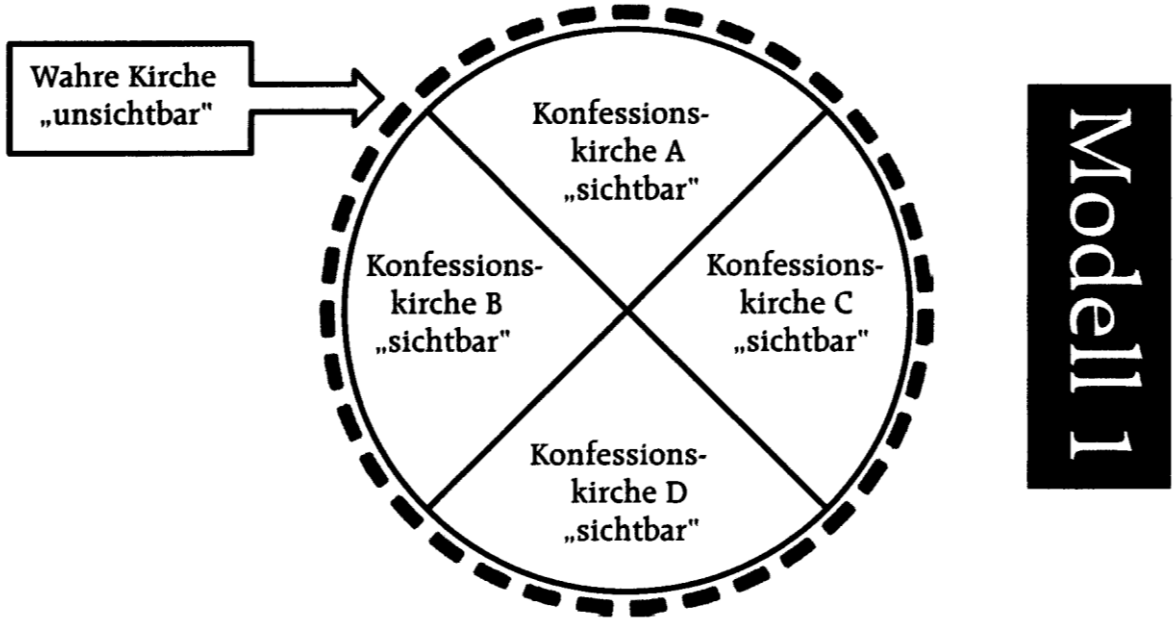
Mensch das hören soll, ist nicht deshalb dringlich, weil sonst Gott verschwände, sondern weil sonst allzubald der Mensch verschwindet – und sein Versäumnis nicht mehr korrigieren kann.
Es ist bestimmt nicht zeitgemäß, die eigene Lebenszeit derart schlecht zu investieren! Darum lassen Sie uns „auf der Höhe der Zeit" sein, indem wir die Moden vergessen und unbeirrt das Ewige suchen, um dann – wie Christus selbst – nicht etwa zeitgemäß zu denken und zu leben, sondern gottgemäß…

## 115. Zugehörigkeit zur Kirche

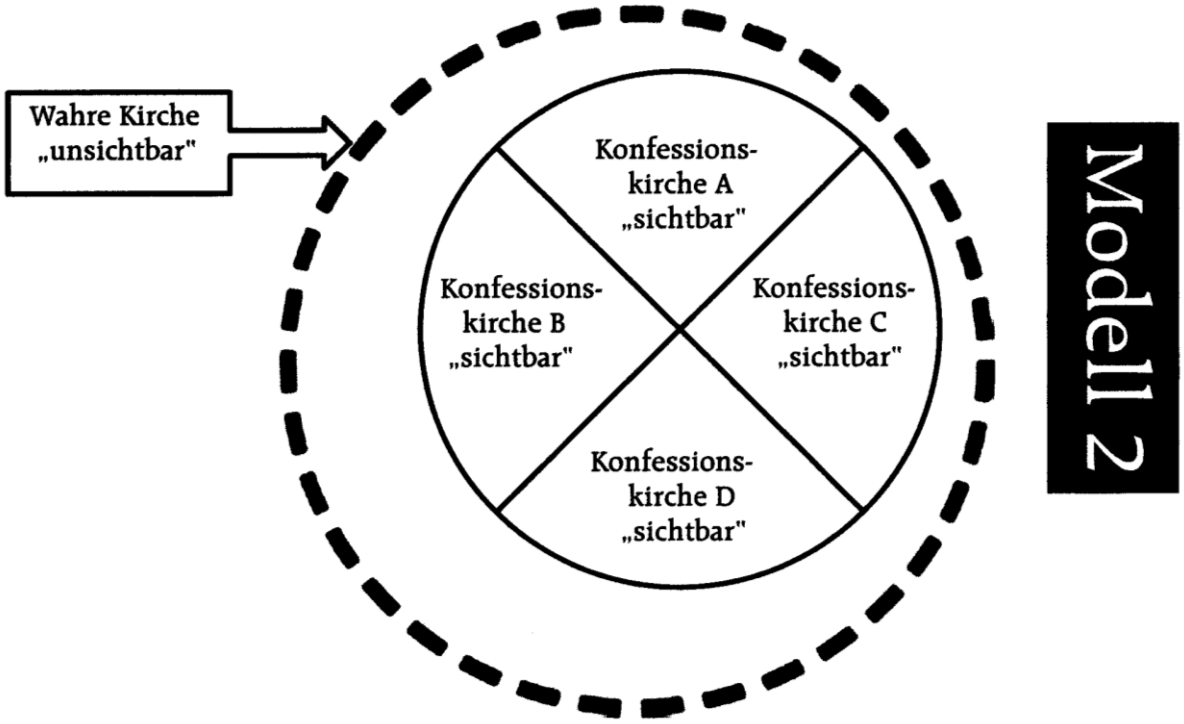
Es ist üblich, diese Frage zu bejahen. Denn viele Menschen nehmen wie selbstverständlich an, das Christ-Sein habe mit der Zugehörigkeit zur Kirche nichts zu tun. Sie halten das Christ-Sein für eine innere Eigenschaft der Gläubigen, während die Zugehörigkeit zur Kirche nur etwas Formales und Äußerliches sein soll. Christ ist man im Herzen. Ein Glied der Kirche ist man auf dem Papier. Und der Umstand, dass in der Kirche viele Heuchler anzutreffen sind, wird zum Beweis herangezogen, dass das eine vom anderen zu trennen ist. Denn offenkundig kann man getauft sein und doch nicht glauben. Man kann der Kirche angehören, ohne in Wahrheit ein Christ zu sein. Und viele folgern dann im Umkehrschluss, man könne auch Christ sein, ohne der Kirche anzugehören. Doch dieser Umkehrschluss ist falsch und durchaus nicht logisch. Denn aus dem richtigen Satz „Man kann ein Säugetier sein, ohne zu den Schafen zu gehören", folgt ja auch nicht, dass man ein Schaf sein könnte, ohne zu den Säugetieren zu gehören!
Ich gebe der Mehrheitsmeinung darin Recht, dass man der Kirche angehören kann, ohne in Wahrheit ein Christ zu sein. Ich bestreite aber, dass man in Wahrheit ein Christ sein kann, ohne einer Kirche anzugehören. Denn das Kennzeichen des Christ-Seins ist der Glaube an Jesus Christus. Und der ist nur echt, wenn er in die Nachfolge Christi führt und all das anstrebt, was Jesus seinen Jüngern so dringend ans Herz gelegt hat. Nicht umsonst hat Jesus die Seinen zu einer engen Gemeinschaft verbunden und hat sie gemahnt „eins" zu sein im Heiligen Geist und in der Liebe! Nicht umsonst hat er ihnen aufgetragen, die Taufe und das Abendmahl zu praktizieren, hat sie das Beten gelehrt und sie zur Mission ausgesandt. Christus wollte keine Einzelkämpfer, sondern wollte, dass die Seinen sich gegenseitig stützen, ermahnen und trösten. Wer aber Christ sein will im Sinne Jesus Christi – wie könnte der sich ohne inneren Widerspruch von dieser Gemeinschaft absondern? Wer ernsthaft Christ sein will – wie könnte der sich der Gemeinschaft fernhalten, in die Jesus Christus seine Jünger einbinden will?
Das ist undenkbar. Und das genaue Gegenteil ist zu erwarten. Denn wo einer wirklich glaubt, hat er auch einen natürlich Drang zu den Geschwistern, die ihm das Wort Gottes auslegen und erklären, die ihm Vergebung zusagen, die ihm die Sakramente reichen und den Segen spenden. Wer aber gegen Jesu ausdrückliche Weisung (!) zu alledem keine Lust hat, weil es ihn weder zum Abendmahl zieht noch zum Austausch über Gottes Wort, der ist im Sinne des neuen Testamentes auch nicht Christ zu nennen. Denn Christ ist man durch die Zugehörigkeit zum Leib Christi, der keine abstrakte Größe ist, sondern als Kirche sichtbare Gestalt gewinnt in den Mitchristen.
Damit ist nicht gesagt, dass es wahres Christentum nur in einer bestimmten Konfession gäbe. Die Zugehörigkeit zu Jesus Christus ist zum Glück nicht gebunden an die Zugehörigkeit zur evangelischen, katholischen oder orthodoxen Kirche. Aber ohne Zugehörigkeit

zu irgendeiner christlichen Kirche ist Christ-Sein nicht (oder nur ganz vorübergehend) denkbar. In einer Situation der Christenverfolgung mag es eine unorganisierte, öffentlich kaum sichtbare Kirche sein. In nicht-christlichen Ländern kann ein Glaubender Schwierigkeiten haben, kirchlichen Anschluss und Gelegenheit zur Taufe zu finden. Und wenn einer, wie Martin Luther, aus seiner Kirche hinausgeworfen wird, kann es sogar vorkommen, dass sich Kirche um ihn herum erst neu formieren muss. Aber ein sich aus freien Stücken isolierender „Christ", der die Gemeinschaft der anderen nicht sucht, sondern verachtet, ist nicht als Christ anzusehen, weil echter Glaube in die Gemeinschaft der Gläubigen hinein verweist und diese Gemeinschaft auch braucht. Christen sind Glieder am Leib Christi. Und in der Trennung von den übrigen Gliedern des Leibes erleiden sie dasselbe Schicksal, das ein Arm oder ein Bein erleidet, wenn es sich dauerhaft vom übrigen Organismus trennt. Welche Folgerungen sich für den Begriff der Kirche ergeben, verdeutlichen die folgenden Grafiken:

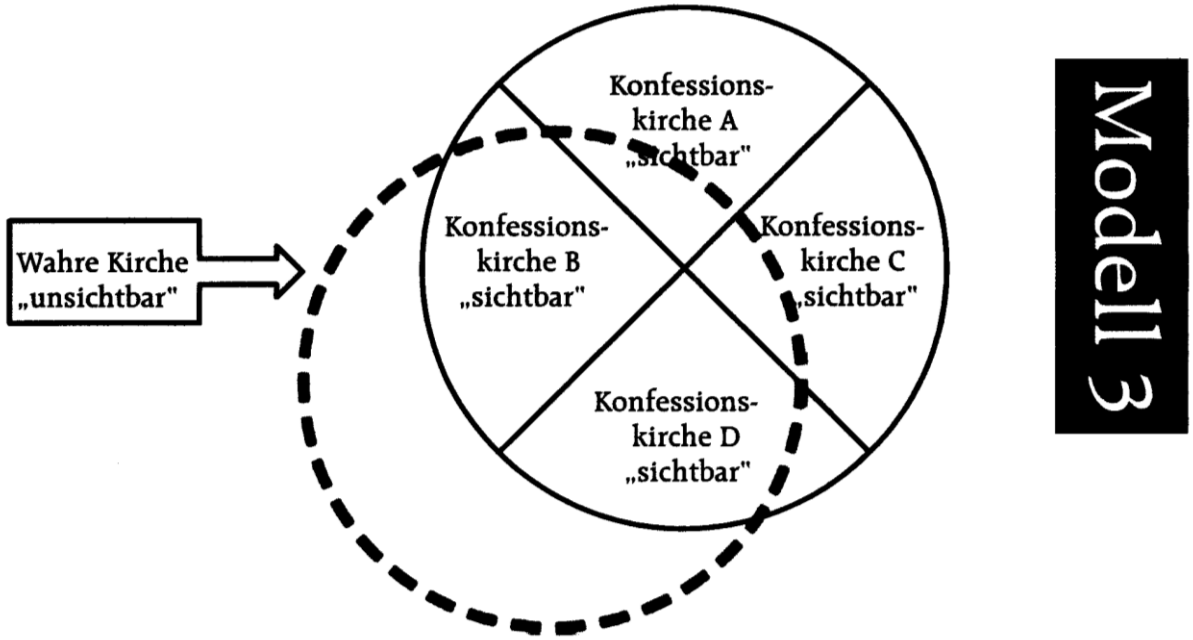
In **Modell 1** ist die wahre und unsichtbare Kirche, die aus den wahren Christen besteht, deckungsgleich mit dem Bestand der verschiedenen Konfessionskirchen (evangelisch, katholisch, orthodox, etc.). Doch wenn das richtig wäre, dürfte es innerhalb der Konfessionskirchen nur wahrhaft Gläubige geben und keine Heuchler. Das Modell ist also offenkundig falsch.



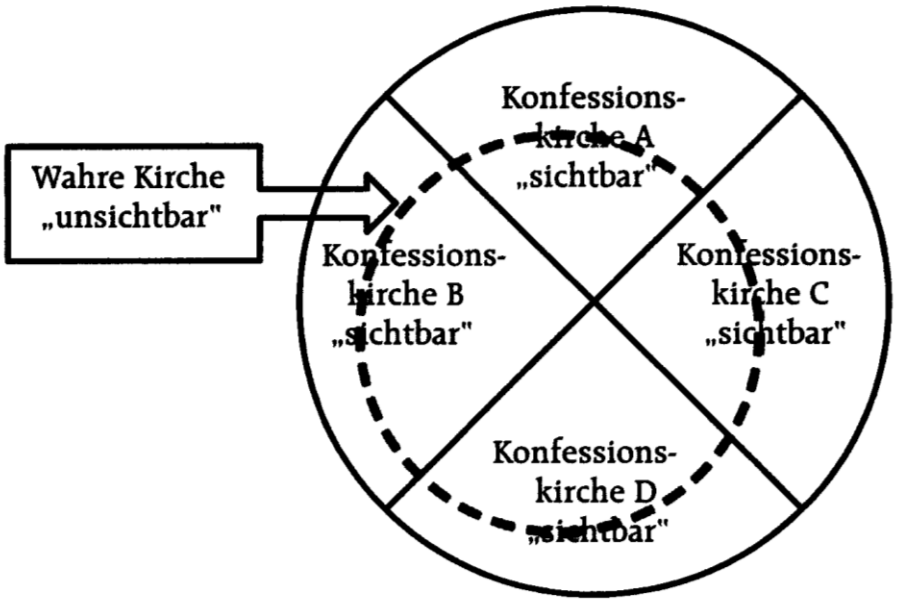

**Modell 2** erweitert den Kreis der wahren Kirche über die Konfessionskirchen hinaus. Es schließt die Konfessionskirchen restlos ein, rechnet aber auch jenseits dieser sichtbaren Kirchen mit wahren Christen. Das widerspricht einerseits dem zu Modell 1 Gesagten, weil es auch hier innerhalb der Konfessionskirchen keine Heuchler geben könnte. Es widerspricht aber auch unseren einleitenden Überlegungen, nach denen christlicher Glaube nicht „kirchenlos" existiert, sondern immer zur sichtbaren Gemeinschaft strebt. Auch dieses Modell kann daher nicht richtig sein.




Modell 3 kommt der Wahrheit näher, weil es unserer ersten Einsicht Rechnung trägt: Man kann der sichtbaren Kirche angehören, ohne wirklich Christ zu sein. Jede Konfessionskirche hat einen Anteil von Heuchlern und Karteileichen. Doch rechnet Modell 3 mit wahren Christen außerhalb jeder Konfessionskirche, und widerspricht damit der oben begründeten These, dass wahrer Glaube immer zur kirchlichen Gemeinschaft drängt.




Erst Modell 4 berücksichtigt beide Wahrheiten: Nicht alle Getauften, die formal zu einer Konfessionskirche gehören, sind wahrhaft Gläubige. Aber alle wahrhaft Gläubigen gehören zu einer der Konfessionskirchen und finden in ihr ihre geistliche Heimat. Man kann ein Säugetier sein, ohne ein Schaf zu sein. Aber man kann kein Schaf sein, ohne ein Säugetier zu sein!




Modell 4

Wenn Modell 4 den Sachverhalt richtig beschreibt, ist das kein erfreulicher Befund. Man würde den Kreis der wahren Kirche gerne größer zeichnen, um möglichst viele Menschen einzubeziehen. Um nicht engherzig zu wirken, erklären viele Theologen auch diejenigen zu „anonymen Christen", die sich von allem kirchlichen Leben fern halten. Man scheut sich, den Glauben, der im Leben keinerlei Gestalt gewinnt, defizitär zu nennen. Doch das Ergebnis ist nur, dass die säkulare Gesellschaft von kirchlicher Seite bestätigt bekommt, was sie sowieso schon dachte: Dass es nämlich auf die Teilhabe am kirchlichen Leben nicht ankommt. Damit bestreitet Kirche ihre eigene Relevanz. Und zugleich versäumt sie, die Distanzierten auf ihren Irrtum aufmerksam zu machen. Denn die meinen ja, sie kämen ohne Taufe, Bibel, Gebet, Gottesdienst und Abendmahl gut aus. Sie halten diese Dinge für entbehrlich. Aber das sind sie nicht. Denn wenn einer nichts von dem praktiziert, was nach neutestamentlichem Zeugnis zum Christ-Sein gehört, dann ist er auch keiner.

Oder kann man Christ sein, wenn man Gottes Wort nicht kennt, es nicht liest und dort nicht hingeht, wo es erklärt wird? Sollte die Bibel eine so leichte Lektüre sein, dass sie sich jedem auch zuhause mühelos erschließt? Wer aber die Bibel weder kennt noch schätzt noch je darin liest: Was hat der wohl mit dem Gott zu schaffen, der sich durch die Bibel offenbart? Der Glaube, von dem Jesus redet, besteht nicht in der Ansicht, dass es „etwas Höheres" geben muss, sondern er ist eine Gottesbeziehung, die den ganzen Menschen erfasst, um jeden Teil seines Lebens zu prägen. Wirkliches Christ-Sein ist Hingabe und Entschlossenheit und lebenslanges Wachstum im Glauben. Es ist kein ruhender Besitz, den man einmal erwerben könnte, um ihn dann zu vergessen, sondern ist eine Lebenshaltung für alle Tage und alle Fälle. Darum kann es im Gesangverein „passive" Mitglieder geben, die dazugehören obwohl sie nie einen Ton singen. In der Christenheit aber gibt es so etwas nicht.

# 116. Mission

Pflicht oder Fehlgriff?

Wer interessiert sich heute noch für das Thema "Mission"? Gewiss – vor hundert Jahren hatten Missionsfeste großen Zulauf. Die Menschen lauschten gern den Berichten der Missionare, die aus Afrika, Indien oder China zurückkamen. Doch heute hat der Begriff der Mission für viele Menschen einen üblen Klang. Und die Art und Weise, wie Europäer in den überseeischen Kolonien gewirkt haben, wird kritisch gesehen. War da nicht viel Arroganz im Spiel, als die weißen Herren den sogenannten „Wilden" ihre europäische Kultur und Lebensweise aufdrängten? Hat man die sogenannten „Eingeborenen" nicht ihrer eigenen Tradition entfremdet und sie in Abhängigkeit gebracht – militärisch, wirtschaftlich, politisch und kulturell?

Auch christliche Missionare waren ein Teil des Systems, das man „Kolonialismus" nennt – manchmal freiwillig und manchmal unfreiwillig. Und so haftet dem Begriff der Mission heute ein schaler Beigeschmack an. So unpopulär ist „Mission" geworden, dass viele Kirchenleute den Begriff vermeiden und lieber vom „Dialog der Religionen" sprechen. Sie wollen fremden Völkern gegenüber nicht als „Besserwisser" auftreten und wollen erst recht niemand mehr „bekehren". Denn sie sind längst nicht mehr sicher, dass der christliche Weg, der für sie selbst richtig sein mag, automatisch auch für alle anderen Völker richtig ist...

Haben diese Leute mit ihrer Zurückhaltung vielleicht Recht? Und sollten wir darum besser auf Mission verzichten? Sollten wir – weil unsere Väter und Vorväter bei der Erfüllung des missionarischen Auftrages Manches falsch gemacht haben – lieber die Finger davon lassen? Oder sollten wir eine Herausforderung darin sehen, es künftig besser zu machen? Ich denke, es bleibt uns gar nichts übrig, als diesen zweiten Weg zu gehen. Denn der Ursprung der Mission liegt ja gar nicht in uns, sondern in Gott. Nicht unser Wille ist es zuerst, dass das Evangelium in der ganzen Welt gepredigt werde, sondern Gottes Wille. Und damit ist die Frage schon entschieden.

Denn wenn es nur unsere Idee wäre und unser Projekt, dann dürften wir es getrost fallenlassen. Wenn die Mission aber Gottes eigenes Projekt ist, für das er uns in Dienst nimmt – wie dürften wir uns dann entziehen? Das Neue Testament lässt keine Zweifel daran, dass es Gott mit seiner Einladung Ernst ist. Gott will, dass sein Haus voll wird. Er sendet uns als Boten aus, um alle einzuladen. Und wenn die Eingeladenen nicht kommen wollen, weil sie angeblich zu beschäftigt sind, dann sendet Gott uns nochmal hinaus auf die Straßen und Gassen, um auch die Armen, Blinden und Lahmen herbeizuholen.

Gott will, dass sein Haus voll werde! Und gerade auch die Fernsten, auch die in den entlegenen Winkeln der Welt, sollen seinen Ruf hören. Jeder soll eine Chance haben, in Gottes Reich einzugehen, für jeden hält Gott einen Stuhl frei an seinem Tisch. Wir aber, die wir seine Boten sein sollen – eben das ist „Mission"! –, wollen wir wirklich dafür verantwortlich sein, wenn jemand die Einladung nicht hört, bloß weil wir zu leise oder zu undeutlich gesprochen haben?

Ich jedenfalls möchte diese Verantwortung nicht übernehmen. Denn wenn jemand Gottes Einladung hört und sie ausschlägt, ist das schlimm genug. Irgendwann ist Gottes Haus voll und die Türen werden geschlossen. Wenn dann aber jemand draußen stünde, weil wir ihn nicht benachrichtigt habe – wäre das nicht furchtbar?

Darum ist es undenkbar, dass wir schweigen und Gottes Wort für uns behalten. Denn wenn ein Verdurstender in der Wüste Wasser gefunden hat, wird er dann nicht auch andere Verdurstende zur Quelle führen? Wenn ein Todkranker einen Arzt gefunden hat, der ihn heilen konnte, wird er dann nicht anderen Todkranken die Adresse verraten? Wenn ein Sünder Vergebung erlangt hat, wird er dann nicht den anderen zeigen, wo auch sie Vergebung erlangen können?
So ist Mission die natürlichste Sache der Welt. Und selbst wenn wir nicht den ausdrücklichen Befehl Jesu hätten „Gehet hin, und machet zu Jüngern alle Völker", müssten wir uns wohl aus eigenem Antrieb aufmachen, um die gute Nachricht auszubreiten. Denn groß ist um uns her die geistliche Not. Und sind die Bäuche auch voll, so sind doch viele Seelen hungrig.
Die Menschen suchen nach Liebe – und man speist sie ab mit Nettigkeiten. Sie suchen Visionen – und man verweist auf Parteiprogramme. Sie suchen Wahrheit – und man überschüttet sie mit Meinungen. Sie suchen Freude – und man bietet ihnen Belustigung. Sie suchen Gerechtigkeit – und man macht Versprechungen. Dass es das Ersehnte aber wirklich gibt – dass Liebe, Gerechtigkeit und Wahrheit in Jesus Christus erschienen sind – wer sagt das den Menschen? Wer bezeugt ihnen, dass ihr Leben ernst und sinnvoll ist? Wer nennt die Götzen noch Götzen, wenn wir es nicht tun? Wer nennt Gutes gut und Böses böse, wenn überall die Maßstäbe verschwimmen? Wer kann an Gräbern noch trösten, wenn wir nicht die Auferstehung bezeugen? Wer wird der Macht und dem Geld widersprechen, wenn wir es nicht in Gottes Namen tun? Wer wird für das ungeborene Leben eintreten? Wer kennt noch Werte, die nicht an der Börse gehandelt werden? Und wer soll den Menschen Würde zusprechen, wenn sie scheitern und versagen?
All das kann nur aus dem Evangelium kommen. Und darum meine ich: Das Beste, was wir der Welt zu geben haben, unseren Mitmenschen und auch den nachfolgenden Generationen, ist nicht die westliche Zivilisation. Es sind nicht Computer oder Labore, Fast-Food-Ketten, Kunstschätze, Wertpapiere oder Fernseher. Es ist auch keine Staatsform. Sondern das Beste, was wir der Welt zu geben haben, ist das Evangelium, das uns Jesus anvertraut hat.
Dieses Evangelium ist die Arznei, an der unsere Welt gesunden kann. Doch wie soll die Arznei wirken, wenn die Sanitäter, die man zum Verteilen ausschickte, alles für sich behalten? Ich bitte darum jeden Einzelnen, in seinem persönlichen Umfeld für den Glauben einzutreten und dabei keine falsche Bescheidenheit an den Tag zu legen. Denn die vielen Sekten sind nicht bescheiden, und die neuen Heiden sind es auch nicht. Ungläubige und Abergläubige aller Art tönen laut herum. Warum sollten Christen da verschämt schweigen?
Zwar hat es die Wahrheit nicht nötig, dass man Geschrei darum macht und sie in falschem Bekehrungseifer den Menschen aufdrängt. Aber wo ein klares Zeugnis Not tut, weil Menschen Glaube, Liebe und Hoffnung entbehren, da sind wir gefordert. Und da werden wir auch nicht verschweigen dürfen, dass Jesus Christus Anspruch erhebt auf unser aller Leben.
Kein anderer hat das Recht, unser Dasein zu bestimmen. Kein Politiker und kein Vorgesetzter, kein Ehepartner und kein Verein. Keiner ist unser Herr, als Christus. Er aber ist es wirklich. Und das muss man den Menschen sagen. Denn „wer den Namen des Herrn anrufen wird, soll gerettet werden" – sagt Paulus: „Wie sollen sie aber den anrufen, an den sie nicht glauben? Wie sollen sie aber an den glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie aber hören ohne Prediger?" Darum lassen sie uns alle, jeder auf seine

Weise, Prediger und Missionar sein. In der Stadt und im eigenen Haus, im Betrieb und auf der ganzen Welt, auf dass Gottes Haus voll werde – und keiner mehr draußen steht, wenn die Türen sich schließen…

# 117. Pfarramt und Allgemeines Priestertum

Wenn ich sie einlade, über den seltsamen Beruf eines Pfarrers nachzudenken, so könnte vielleicht einer sagen: „Wozu? Da gibt es doch nicht viel nachzudenken. Wir wissen doch, was ein Pfarrer ist! Der hält sonntags Gottesdienst und unterrichtet am Dienstag die Konfirmanden, er besucht die Senioren zum Geburtstag und leitet Sitzungen des Kirchenvorstandes. Er beantragt Baumaßnahmen, tauft und beerdigt, schreibt Artikel für den Gemeindebrief, gibt Religionsunterricht, plant Bibelkurse und Gemeindeabende, stellt Patenscheine aus und wälzt überhaupt viel Papier auf seinem Schreibtisch herum."
Rein äußerlich ist es nicht schwer, das Amt eines Pfarrers zu beschreiben. Doch wer nach dem Wesen des Pfarrerberufes fragt, muss vom Tagesgeschäft absehen und muss den historischen Wurzeln dieses Amtes nachgehen. Er landet dann zwangsläufig im Neuen Testament und erlebt dort eine Überraschung. Denn da wird im Brief an die Hebräer klargestellt, dass es in der Christenheit eigentlich nur einen „Pfarrer", einen „Pastor", „Hirten" und „Priester" gibt – und das ist Christus selbst.
Gewiss gab es vor ihm viele, viele Generationen von Priestern, die nach alttestamentlicher Ordnung im Tempel dienten, sangen, beteten und ein Opfertier nach dem anderen darbrachten, um Gottes Vergebung zu erwirken und sichtbar zu machen. Das geistliche Amt besteht ja in den meisten Religionen aus einer Art „Beziehungspflege". Der Priester pflegt stellvertretend für das ganze Volk die Beziehung zu Gott, damit der Kontakt nicht abreißt oder dem Volk Gottes Segen verlorengeht. Auch die Priester im Tempel zu Jerusalem brachten Opfer dar, um das Volk Israel mit seinem Gott auszusöhnen und die durch die Sünden des Volkes entstandenen Störungen zu beheben. Nur dass eben dieser Arbeit kein Ende war und auch kein Ende werden konnte, weil keines dieser Opfer vollkommen war und genugsam. Jesus Christus dagegen – so lehrt es der Hebräerbrief –, hat ein unvergängliches Priestertum aufgerichtet, das alle selig macht, die durch ihn zu Gott kommen. Denn er hat dem unablässigen Opferdienst ein Ende gemacht durch **das eine** vollkommene Opfer, dass er auf Golgatha am Kreuz sein eigenes Leben opferte für unsere Sünden. Und das war das Ende des priesterlichen Berufsstandes.
Tatsächlich hat Christus die vielen, vielen Priester der Religionsgeschichte überflüssig gemacht, weil er die traditionelle Aufgabe des Priesters – zwischen Gott und den Menschen zu vermitteln – ein für allemal erledigte. Er, Jesus Christus, ist der eine, wahre Hohepriester, nach dem und neben dem es keinen anderen mehr geben kann. Denn wer Christus hat, der braucht keinen Menschen mehr als Vermittler, sondern hat bereits den besten Mittler und steht durch Gottes Sohn unmittelbar im Bund mit dem Vater. So ist es also nur konsequent, dass die evangelische Kirche **keinen** priesterlichen Dienst mehr kennt. Denn wir haben zwar noch einen Altar, der von seinem Ursprung her der Opferung dient. Aber wir bringen dort keine blutigen Opfer mehr dar, weil über unserem Altar das Kreuz hängt als Zeichen für das eine, nun ewig genügende Opfer Christi, durch das er allen weiteren priesterlichen Mittlerdienst überflüssig gemacht hat. Es gibt keine Versöhnung mehr zu erwirken, die er nicht längst erwirkt hätte. Es gibt keinen Preis mehr zu zahlen, den er nicht schon gezahlt hätte. Am Altar wird kein Blut mehr vergos-

sen, seit Jesus für uns geblutet hat. Der Opferstein ist bei uns zum Abendmahlstisch geworden! Wenn die Christenheit aber demnach keine Priester mehr braucht – warum gibt es dann noch Pfarrer?
Tatsächlich: Wenn das Vorbild des Pfarrerberufes der alttestamentliche Tempelpriester **wäre,** so dürfte es in der Christenheit keine Pfarrer geben. Nach dem Opfer Jesu gibt es nichts mehr zu opfern. Doch liegen die Wurzeln des geistlichen Amtes anderswo: Sie liegen nämlich bei Christus selbst. In Christi Tun. Und in seinem Befehl. Denn was hat Christus sein Leben lang an seinen Jüngern getan? Er war ihnen Prophet und Lehrer, er predigte in den Synagogen und auf den Gassen das Evangelium von der Barmherzigkeit Gottes. Er lud seine Jünger zum Abendmahl und verband sie damit zu einer engen Gemeinschaft. Er lehrte sie Gottes Wahrheit begreifen und war ihr Seelsorger. Christus war für seine Jünger der gute Hirte, der seinen Schafen den Weg zum Leben wies. Und weil er nicht wollte, dass das nach Ostern aufhört, sondern wollte, dass es mit Hilfe des Heiligen Geistes weitergehen sollte, darum ist das geistliche Amt in der Kirche nichts anderes als eine Fortsetzung von Christi **eigenem** Amt. Denn wer dürfte sich mit größerem Recht einen Prediger des Wortes Gottes nennen, wenn nicht Jesus, der selbst das Wort Gottes ist? Wer verdiente den Namen eines „Seelsorgers", wenn nicht er, der die Seelen rettet? Wer ist ein Pastor – ein „Hirte" –, wenn nicht er, der sein Leben gab für die Schafe? Zuallererst und eigentlich ist **Christus** der Mittler zwischen Gott und Mensch – der große Menschenfischer –, und niemand dürfte sich anmaßen, es ihm nachzutun, wenn er nicht selbst dazu aufgefordert hätte. Doch hat er das. Er hat den Schafen seiner Herde aufgetragen, selbst Hirten zu werden und seine Lämmer zu weiden. Und er hat sie mit seinem Heiligen Geist begabt, damit sie das auch **können**.
Der große Menschenfischer hat seinen Jüngern befohlen, selbst Menschenfischer zu werden. Er, der seinen Jüngern in aller erdenklichen Weise diente bis hin zur Fußwaschung, hat diesen Jünger geboten, einander dasselbe zu tun. Sie sollen einander – und aller Welt – diesen Dienst der Liebe erweisen, dass sie weitergeben, was sie von Christus empfangen haben. Und den Wortlaut seines Auftrages kennen wir alle: ***„Jesus trat herzu und sprach zu ihnen: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker: Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende."***
Der Gehorsam der Jünger gegen **dieses Wort** ist der Ursprung des geistlichen Amtes. Denn Christus fordert hier, dass die Jünger sein Werk fortsetzen sollen, dass sie hingehen, weitere Jünger gewinnen, taufen, lehren und weitergeben, was sie empfangen haben. Sie sollen sich und der ganzen Welt Hirten, Propheten und Lehrer sein, sollen weiterhin zur Umkehr rufen, zur Buße und zur Versöhnung mit Gott. Das befreiende, erleuchtende und erlösende Werk, das Christus an ihnen getan hat, sollen sie aneinander tun, so gut sie es vermögen, ja einer soll dem anderen zum Christus werden, soll den anderen annehmen, wie Christus ihn angenommen hat, und ihm Seelsorger sein, wie Christus ihm Seelsorger war.
Nur: An wen ging dieser Auftrag? Ging er, wie die katholische Kirche meint, nur an Petrus und seine Nachfolger? Ging er nur an die mit „höheren Weihen" ausgestatteten Geistlichen? Ging er nicht an alle Christen? Es ist entscheidend, sich das klarzumachen. Denn tatsächlich ging Jesu Auftrag an **alle** Jünger – und das heißt: an alle Christen. Christus hat nicht Einzelne herausgehoben, die irgendwie frömmer oder heiliger gewesen wären als der Rest, um ihnen das geistliche Amt als Privileg beizulegen, sondern er ermäch-

tigte und beauftragte **alle** Christen, sein Werk weiterzutreiben und fortzuführen. Und er hat davon keinen ausgenommen. Jeder soll dem anderen den Dienst tun, den Christus ihm tat. Und darum ist die Kirche keine Zweiklassengesellschaft von „Geistlichen" und sogenannten „Laien", sondern eine Gemeinschaft von Geschwistern, die alle gleichermaßen den Auftrag haben, einander Lehrer, Propheten, Hirten und Seelsorger zu sein. Jeder Christ hat Teil an diesem allgemeinen Priestertum, jeder ist in diesem Sinne „Pfarrer", denn so sagt es der 1. Petrusbrief: ***„Ihr ... seid das auserwählte Geschlecht, die königliche Priesterschaft, das heilige Volk, das Volk des Eigentums, dass ihr verkündigen sollt die Wohltaten dessen, der euch berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht."***

Jeder Christ hat also Teil am geistlichen Amt – ja, Christ-Sein **ist** ein geistliches Amt. So entspricht es dem Auftrag Christi. Warum wird dann aber das Pfarramt trotzdem einem Einzelnen übertragen? Das hat eigentlich nur praktische Gründe. Denn wenn jeder alles macht, macht's vielleicht keiner richtig, und die Dinge gehen leicht durcheinander. Es geht geordneter zu und professioneller, wenn sich einer darauf konzentriert und sich durch ein Studium darauf vorbereitet, die Sakramente zu verwalten und schriftgemäß zu predigen. Es kann ja auch nicht jeder alles gleich gut. Und so lag es immer nahe, den Auftrag Christi zu delegieren und Ämter in der Kirche einzurichten. Es ist zweckmäßig, wenn einer als Pfarrer die Dinge der Gemeinde regelt, während die anderen ihren Berufen nachgehen, denn dieses Prinzip der Arbeitsteilung praktizieren wir auch sonst. Nicht jeder macht seine Schuhe selbst, sondern der Schuster macht sie für alle. Nicht jeder muss Arzt werden, sondern einer studiert Medizin und versorgt den Rest. Warum also soll es in Kirchendingen anders sein? Einer wird zum Pfarrer ausgebildet und tut dann für die anderen, was zu tun ist. Das ist in Ordnung so. Nur möchte ich betonen, dass es da eine Einschränkung gibt. Denn die „professionelle" Ausübung des Pfarramtes, wie wir sie kennen, ist nur so lange in Ordnung, wie darüber das allgemeine Priestertum aller Christen nicht in Vergessenheit gerät. Sollte sich aber die Mehrheit der Gemeindeglieder aus der Verantwortung für das Evangelium zurückziehen – nach dem Motto: ***„Wofür man einen Pfarrer hat, darum muss man sich nicht mehr kümmern"*** – so wäre der Schaden immens. Denn **das** hat Jesus bestimmt nicht gemeint, dass, wenn einer Pfarrer wird, der Missionsbefehl **die anderen** nichts mehr anginge. Nein! Nach wie vor ist **jeder** Christ aufgerufen, das Wort Gottes zu verkündigen – in seiner Familie, im Freundeskreis und am Arbeitsplatz. **Jeder** soll Fürbitte halten, soll Gott loben und danken. **Jeder** soll seinen Glaubensgeschwistern Seelsorger, Zuhörer und Ratgeber sein. **Jeder** Christ soll den anderen dienen so gut er kann, weshalb auch **jeder** mit den Augen und Ohren eines Pfarrers durch seinen Alltag gehen soll, damit er sich, wenn er auf geistliche Not und geistlichen Hunger stößt, auch zuständig fühlt. **Jeder** Christ ist da kompetent. Denn eine höhere geistliche Weihe, als die Taufe sie verleiht, gibt es in der Kirche nicht!

# 118. Gottesdienst

Es ist bekannt, dass Sonntag für Sonntag 95% der evangelischen Gemeindeglieder dem Gottesdienst fernbleiben. Und man kann lange darüber diskutieren, warum sie das tun. Produktiver scheint es mir aber, die Frage andersherum zu stellen: Suchen wir nicht nach Gründen, warum Menschen dem Gottesdienst fernbleiben, sondern suchen wir lieber nach Gründen, warum sie kommen sollten. Denn an solchen, zum Gottesdienstbesuch motivierenden Gründen, fehlt es offenbar: „Wozu soll ich immer in die Kirche laufen," heißt es. „Was bringt mir das?" „Was habe ich davon?" „Kann man nicht auch ohne das ein guter Christ sein?" Solch unverhohlene Fragen nach dem „Nutzen" des Gottesdienstes kann man unangemessen finden. Beantworten muss man sie aber trotzdem. Und indem wir das versuchen, stehen wir schon mitten im Problem. Denn der „Nutzen" eines Gottesdienstes ist nicht so leicht zu benennen. Was schließlich verpasst jemand, der den Gottesdienst verpasst? Einen Genuss? Oder ein Erlebnis? Eine Begegnung? Oder eine Belehrung? Das alles scheint immer nur die halbe Wahrheit zu sein. Denn: Zweifellos können Gottesdienste bilden. Aber sie sind keine Bildungsveranstaltung. Gottesdienste haben ästhetische Qualität. Und trotzdem dienen sie nicht dem Kunstgenuss. Gottesdienste sind manchmal unterhaltsam. Und doch wollen sie kein Entertainment bieten. Gottesdienste sind Sammelbecken großer Traditionen. Und doch geht es nicht um Brauchtumspflege. Gottesdienste können das innere Gleichgewicht eines Menschen stützen. Und doch sind sie keine therapeutischen Veranstaltungen…

Man könnte lange so weiter machen und weitere Aspekte hinzufügen. Einer Wesensbestimmung des Gottesdienstes kommt man damit aber nicht näher. Sondern im Gegenteil: Man stellt fest, dass die genannten Aspekte weder einzeln noch in ihrer Summe eine schlagende Begründung für die Notwendigkeit von Gottesdiensten ergeben. Es gibt nämlich immer eine Möglichkeit, dasselbe anderswo besser zu bekommen. Entertainment macht das Fernsehen professioneller. Ästhetik bietet auch ein Konzert. Gemeinschaft findet man am Stammtisch. Und Bildung holt man sich in der Volkshochschule. Feierliche Riten gibt es auch im Fußballstadion. Für die Seele hat man Psychotherapeuten. Und große Traditionen pflegt auch mancher Schützenverein.

Wozu also – um alles in der Welt – braucht der Mensch den Gottesdienst? Gerade für den evangelischen Christen, dessen Religiosität sich im Gegenüber von Wort und Glaube vollzieht, scheint der öffentliche Gottesdienst entbehrlich. Denn er weiß, dass kein Priester ihn vor Gott vertreten kann. Er braucht keinen anderen Mittler als Christus. Und er kennt keine Funktion des Gottesdienstes, die nicht auch außerhalb eines Gottesdienstes erfüllt werden könnte. Das biblische Wort kann man nämlich auch zu Hause lesen. Und wenn man Erbauungsliteratur mag, hat man auch an Auslegungen keinen Mangel. Beten kann man im stillen Kämmerlein. Und singen erst recht. Die Gemeinschaft der Christen beschränkt sich nicht auf den Sonntagvormittag. Und Vergewisserung im Glauben kann auch das Zweiergespräch geben. Kurz: Will man sich nicht allein auf das Gebot der Feiertagsheiligung stützen, so lässt sich eine „Notwendigkeit" des Gottesdienstbesuches nicht nachweisen.

Nur fragt sich, wenn das so ist, warum die evangelische Christenheit nicht aufgehört hat, Gottesdienste zu feiern. Könnte es vielleicht sein, dass dort – jenseits aller Nützlichkeitserwägungen – doch etwas zu finden ist, was es anderswo nicht gibt? Etwas, das sich der Art unseres bisherigen Fragens wesensmäßig entzieht? In der Tat ist dies die These,

die ich vertreten möchte: Die manchmal so kümmerlichen und scheinbar so entbehrlichen Veranstaltungen, die wir „Gottesdienste" nennen, sind in Wirklichkeit nichts anderes als ein Vorgeschmack des Himmels auf Erden. Sie sind Orte, wo Gott heute „zur Welt kommt", wo sich also das Weihnachtswunder fortsetzt und wiederholt. Und sie sind Orte, wo das Reich Gottes im Hier und Jetzt schon begonnen hat. Denn im Mittelpunkt des Gottesdienstes stehen nicht eigentlich Wort und Sakrament, sondern die durch Wort und Sakrament vermittelte heilvolle Gegenwart Gottes. Wenn aber gilt, dass Gott nicht da ist, wo der Himmel ist, sondern der Himmel da ist, wo Gott ist, dann kann man nur folgern, dass ein Gottesdienst der Himmel auf Erden sein muss – oder mit anderen Worten: Ein Einbruch himmlischer Wirklichkeit in das irdische Raum-Zeit-Gefüge.

„Eine gewagte Behauptung!" wird mancher sagen. Aber sie wird plausibel, wenn man bedenkt, dass der Gottesdienst keine menschliche Erfindung, sondern eine Stiftung Gottes ist. Jesus selbst hat ihn begründet durch die Einsetzung des Abendmahles, durch den Befehl zur Wiederholung und durch die damit verbundene Verheißung. Denn Jesus Christus sagt: ***„Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen." (Mt 18,20)*** Wo Christen das Mahl der Gemeinschaft fortführen, da ist Christus in Brot und Wein real präsent. Er ist gegenwärtig durch das Wort, das ihn verkündet. Und er ist gegenwärtig durch den Geist, der von ihm zeugt. Kurz: Wo die Glieder des Leibes Christi sich versammeln, da ist ganz gewiss auch das Haupt. Und das nicht nur manchmal (nicht nur, wenn der Pfarrer gut vorbereitet und die Gemeinde aufnahmebereit ist), sondern immer. Denn die heilvolle Gegenwart Gottes beruht nicht auf der „Qualität" eines Gottesdienstes und nicht auf der „Würdigkeit" der Feiernden, sondern allein auf Gottes Verheißung: Er hat versprochen, sich uns heilvoll zuzuwenden, wenn wir ihn suchen, wo er gefunden werden will. Nämlich dort, wo man sich um Gottes Wort versammelt, betet, tauft und Abendmahl feiert. Ist aber bei solchem Tun Christus präsent, und gewährt er uns dabei seine Gemeinschaft – wie sollte da nicht im selben Moment das Reich Gottes unter uns Wirklichkeit sein?

Diese Folgerung ist zwingend, weil Jesus den Anbruch des Reiches Gottes untrennbar mit seiner Person verknüpft hat. Ist also Christus in unseren Gottesdiensten „da", so ist mit ihm zugleich das Reich Gottes „da". Und wer beim Abendmahl am Tisch dieses Herren isst und trinkt, der sitzt in verborgener Weise schon mit Gott in Gottes Reich zu Tisch. Wort und Sakrament sind Tore, durch die überirdische Heilswirklichkeit in das irdische Raum-Zeit-Gefüge einbricht. Und Gottesdienste sind dementsprechend Feiern, in denen wir vorgreifend schon an himmlischer Herrlichkeit teilhaben. Es sind Feiern, in denen der Mensch ganz Mensch wird, weil er Gott ganz Gott sein lässt. Es sind Brückenköpfe des Himmels auf Erden. Und indem wir sie feiern, vereinen wir uns nicht nur mit der Zeit und Raum übergreifenden Gemeinschaft der Heiligen. Sondern wir vereinen zugleich unseren Lobgesang mit dem Lobgesang der Engel im Himmel: Wir nehmen schon zeitlich teil am ewigen Gottesdienst der Engel um Gottes Thron, in den aller irdische Gottesdienst einst einmünden wird.

Fazit: Jene kurze Stunde am Sonntagvormittag ist viel mehr als Unterhaltung, Belehrung oder Brauchtumspflege – sie ist Heilsgeschehen, in dem der Himmel die Erde berührt. Und das erklärt, warum unsere Eingangsfrage so schwer zu beantworten war. Wenn wir Schwierigkeiten hatten, den Zweck und den Nutzen eines Gottesdienstes anzugeben, so lag das einfach daran, dass die Gegenwart des Reiches Gottes keinen anderen Zweck haben kann als eben die Gegenwart des Reiches Gottes. Das Stehen vor Gottes Angesicht hat kein anderen „Nutzen" als vor Gottes Angesicht zu stehen. Denn wie bei Verliebten,

deren Zusammensein zu nichts „nütze" sein muss, weil die Nähe im vertrauten Zusammensein sie glücklich macht, so hat auch das gottesdienstliche Zusammensein mit Gott seinen Wert in sich selbst. Wer es erfährt, braucht keine weiteren „Gründe", um den Gottesdienst zu besuchen. Wer es aber nicht erfährt – wie sollten dem Ermahnungen helfen? Welche Argumente könnten einen Blinden von der Schönheit der Farbe überzeugen? Bitten wir darum Gott, dass er uns allen die stumpfen Sinne schärft. Zuerst den 95% der Gemeindeglieder, die nicht zum Gottesdienst kommen. Dann aber auch den 5%, die kommen. Denn so wahr es auch ist, was oben über die Gegenwart Gottes im Gottesdienst gesagt wurde – so bleibt es doch ein Rätsel und ein Ärgernis, dass wir oft so wenig davon spüren. Gott vergebe uns diese Trägheit unserer Herzen. Und er lehre uns, wieder tiefer zu empfinden, was wir in unseren Kirchenliedern singen (EG 166):
***„Tut mir auf die schöne Pforte, führt in Gottes Haus mich ein; ach wie wird an diesem Orte meine Seele fröhlich sein! Hier ist Gottes Angesicht, hier ist lauter Trost und Licht. Ich bin, Herr, zu dir gekommen, komme du nun auch zu mir. Wo du Wohnung hast genommen, da ist lauter Himmel hier. Zieh in meinem Herzen ein, lass es deinen Tempel sein."***

# 119. Gebet

Es gibt ein Buch, das trägt den Titel „Beten ist menschlich". Und ich finde, dass das ein schöner Titel ist. Es klingt sympathisch und einladend, wenn man sagt: „Beten ist menschlich". Wenn man allerdings erklären soll, was damit gemeint ist – dann wird es schwierig. Denn: „Beten ist menschlich" – soll das besagen, dass das Beten eine natürliche Fähigkeit des Menschen ist, etwas, was man eben „kann", wie man lachen und weinen, essen, trinken und schlafen „kann"? „Beten ist menschlich" – soll das heißen, es verhielte sich mit dem Beten so wie mit dem Laufen: Irgendwann als Kleinkind hat man es gelernt, und dann kann man es für den Rest seines Lebens?
Wäre der Buchtitel so gemeint, müsste man widersprechen. Denn laufen lernt jeder irgendwann. Aber beten lernen manche nie. Das Beten versteht sich keineswegs von selbst. Und wenn Menschen damit Schwierigkeiten haben, wenn sie sagen: „Ich kann nicht beten", dann glaube ich ihnen, dass sie es ernsthaft versucht haben. Denn wenn man es recht bedenkt, ist das Scheitern am Gebet gar nicht verwunderlich. Was schließlich ist weniger selbstverständlich, was ist erstaunlicher als dies, dass Menschen mit Gott im Gespräch sein können? Das Beten liegt uns keineswegs im Blut. Wir sind nicht so ohne weiteres per „Du" mit Gott. Er ist uns erst einmal fremd. Und es sind durchaus Zweifel angebracht, ob er mit sich reden lässt.
Denn: Hätte er Grund, mit Sündern zu reden? Und umgekehrt: Lassen wir mit uns reden? Suchen wir wirklich das Gespräch mit ihm? Auch für uns gäbe es Gründe, ein solches Gespräch zu vermeiden. Denn wir wissen, dass wir für Gott keine ebenbürtigen Gesprächspartner sind. Wir sind aus krummem Holz geschnitzt – sind nicht, wie wir sein sollten. Und darum suchen wir nichts weniger, als ein offenes Gespräch mit Gott. Denn wenn wir uns darauf einließen, könnte er uns ja zur Rechenschaft ziehen und könnte uns Fragen stellen, auf die wir keine Antwort wissen. Adam, als er von der verbotenen Frucht gekostet hatte, versteckte sich vor Gott – und er wusste warum. Er wollte der Frage ausweichen, die Gott ihm dann doch stellte: ***„Hast du nicht gegessen von dem Baum, von dem ich dir gebot, du solltest nicht davon essen?" (1. Mose 3,11)*** Und selbst ein

Mann wie der Prophet Jesaja fürchtete sich vor der direkten Begegnung mit Gott. Als ihm Gott gegenübertrat, als er vor ihm stand, da sagte Jesaja nicht etwa: „Prima, jetzt kann ich dir alles erzählen, was ich dir schon immer erzählen wollte, und fragen, was ich dich schon immer fragen wollte!" Sondern er sagte: ***„Weh mir, ich vergehe! Denn ich bin unreiner Lippen und wohne unter einem Volk von unreinen Lippen..." (Jes 6,5)*** Sollten unreine Lippen beten können? Sollte Gott geneigt sein, Aufrührern freundlich zuzuhören? Nein. Gott verhängt über den Menschen, der ihm nicht Rede und Antwort stehen will, sein Gericht. Er hüllt sich in Verborgenheit, er offenbart seinen Zorn – und ein unüberwindlicher Graben tut sich auf. Sollte da ein Gebet von der einen Seite auf die andere dringen?

Auch Martin Luther hat mit dieser Frage gerungen. Und auch er hat gefunden, dass sich das Beten nicht von selbst versteht. Luther war zunächst Mönch gewesen. Und da hatte er in Sachen Gebet einiges durchprobiert. Er gab sich immer große Mühe dabei. Aber die Worte, die er gen Himmel schickte, die tropften von der Decke seiner Klosterzelle wieder herunter – sie kamen irgendwie nicht an. Dass es keinen Sinn hat, Gott mit vielen Worten, mit unendlichen Litaneien, mit Ave-Marias und Rosenkränzen in den Ohren zu liegen – das merkte er schnell. Die Menge der Worte macht's nicht. Darum hat Luther versucht, besonders innig und intensiv, besonders konzentriert und diszipliniert zu beten. Aber das Ergebnis war dasselbe. Er drang nicht zu Gott durch. Und er musste lernen, dass auch die Intensität des Gebets nicht der Schlüssel ist. Auch mit den innigsten und heftigsten Gebeten kann man nichts erzwingen. Irgendwann aber begriff Luther, wo der Fehler lag. Es ist nämlich ganz gleich, ob man Gott durch die Masse der Gebete oder durch ihre Intensität beeindrucken will – es bleibt immer ein Versuch, den Graben zwischen uns und Gott aus eigener Kraft zu überwinden. Und das kann nicht gelingen. Denn es gibt keine Gebets-"Technik", mit der das zu schaffen wäre. Mag der Beter sich in eine Mönchskutte kleiden oder in eine modernere „spirituelle" Gewandung, mag er sich mit dem Fleiß des Vielbeters schmücken oder mit fernöstlichem Tiefsinn, sitzend oder stehend, rezitierend oder schweigend, asketisch, ekstatisch oder nüchtern – es bleibt bei Goethes Verdikt: ***„Setz dir Perücken auf von Millionen Locken, setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken, du bleibst doch immer, was du bist."*** – ein Sünder nämlich, einer, der keinen Zugang zu Gott hat.

Allerdings ist das in dieser Sache nicht das letzte Wort. Denn am Ende hat Luther entdeckt, dass es doch einen Weg gibt. Es gibt eine Brücke, die den Graben überspannt, die aber nicht von uns, sondern von Gott geschlagen wird. Denn ein Gewand gibt es, eine Kleidung, in der der Mensch betend vor Gott erscheinen darf. Luther sagt: ***„...Gott kann's nicht leiden, dass wir mit ihm handeln ohne Christus, so wie wir Toren es gelehrt haben, als ob wir in unserem Namen zu Gott kommen müssten. Gott wird nicht anders angebetet, als ... so, dass du bekleidet bist, mit Christi Kleidern, seinem Namen und seinen Gaben, so dass du sogar selber Christus bist. Dann wirst du Erhörung finden."*** Ein seltsames Bild ist das. Aber was es bedeutet, ist klar. Zum einen: Gott kann's nicht leiden, dass wir mit ihm handeln ohne Christus. Und das heißt: Ohne eine Vermittlung durch Christus kann man nicht beten. Er muss uns seine Kleider leihen, damit es klappt, er muss dabei sein, wenn wir Gott unter die Augen treten. Denn wenn er nicht unser Bruder geworden wäre, dürften wir es nicht wagen, seinen Vater als unseren Vater anzusprechen. Wer das nicht bedenkt und in plumper Vertraulichkeit meint, er sei mit dem lieben Gott auf Du und Du, der weiß nicht, worauf er sich einlässt.

Zum anderen ist mit jenem Bild aber gesagt, dass Gott mit uns auf Du und Du sein **will**.

Er sucht und findet einen Weg, uns gesprächsfähig zu machen. Denn wer sich an Christus hält, wird neu eingekleidet. Christus nimmt ihm das Bettelgewand der Sünde von den Schultern, um es selbst zu tragen. Und wiederum nimmt Christus den Mantel seiner Gerechtigkeit von den Schultern und hängt ihn dem Sünder um. Bekleidet mit Christi Kleidern kann der Mensch dann Gott gegenübertreten. Seine Schuld ist getragen, seine Lippen sind rein geworden, sein Gebet dringt nun durch, es findet Gehör beim Vater. Und ob es Gott gefällt – das ist unter diesen Umständen gar keine Frage mehr. Denn das Gebet im Namen Jesu stütz sich ja nicht mehr auf des Menschen Andacht, Konzentration und Wortwahl, sondern es stützt sich allein auf Christi Verheißung. Er hat gesagt: ***„Wahrlich, wahrlich…: Wenn ihr den Vater um etwas bitten werdet in meinem Namen, wird er's euch geben." (Joh 16,23)*** Und wer das nicht vergisst, wird finden, dass Beten viel einfacher ist als man denkt. Ja: So ungeschickt wir uns auch anstellen – beten wir nur in Christi Namen, so gefällt es Gott wohl. Und alle problematischen Fragen treten in den Hintergrund.

Was soll ich sagen, wenn ich bete? Soll ich Gott alles erzählen, was mich bewegt? Kann ich ihm überhaupt etwas erzählen, was er nicht schon wüsste? Soll ich konkrete Bitten äußern? Weiß er nicht ohnehin besser, was gut ist? Soll ich eigene Worte benutzen oder lieber vorformulierte Gebete sprechen? Soll ich allein beten oder mit anderen gemeinsam, sitzend oder stehend, laut sprechend oder innerlich, lang oder kurz?

Das alles sind Fragen, über die man nachdenken kann. Aber wo wir im Namen Jesu zum Vater kommen, müssen wir ihnen nicht zu viel Aufmerksamkeit schenken. Denn sie können einen Menschen so beschäftigen, dass er nicht einmal mehr weiß, wie er sein Gebet anfangen soll. Und vor lauter Angst, etwas falsch zu machen, vor lauter Hemmungen und Skrupeln, lässt er es dann ganz bleiben. Das aber ist ganz unnötig und schade. Denn nicht einmal der Apostel Paulus wusste, wie man richtig betet. Er wusste es nicht, und hat es doch nicht gelassen. Denn auch er vertraute darauf, dass Gott selbst die Brücke schlägt. Im Römerbrief schreibt Paulus: ***„…der Geist hilft unsrer Schwachheit auf. Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebührt; sondern der Geist selbst vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen. Der aber die Herzen erforscht, der weiß, worauf der Sinn des Geistes gerichtet ist; denn er vertritt die Heiligen, wie es Gott gefällt."***

Das heißt nichts anderes, als dass Gottes Geist für uns einspringt. Denn Gott weiß sehr gut, dass wir uns nicht aufs Beten verstehen. Und er will unsere Versuche dennoch nicht scheitern lassen. Darum: Beten wir im Namen Jesu, so vertritt uns der Heilige Geist vor Gott, so wie es Gott gefällt. Er übersetzt dann schon, was wir nicht formulieren können. Und das heißt praktisch:

Wenn wir auch bloß dasitzen, die Hände falten, und vor lauter Dumpfheit und Unruhe keinen vernünftigen Satz herausbringen, so tut's auch ein bloßer Seufzer, denn Gott weiß, wie's gemeint ist. Er erbarmt sich auch so und hört aus einem Seufzer mehr heraus, als wir ihm in vielen Stunden erzählen könnten. Er hat ein offenes Ohr für das Stammeln seiner Kinder. Er hört mehr, als sie zu sagen verstehen, und lässt unser Gebrabbel gelten, als sei es die schönste und geschliffenste Rede. Gott macht es uns leicht, ihn anzureden. Auf diese Einladung hin nicht viel „aber, aber…", sondern kurz und voller Vertrauen „Amen" zu sagen – das ist schon die ganze Kunst des Gebets.

# *9 Grundregeln des Betens*

**1. Bete immer so, dass du die Erfüllung deiner Bitten Gott anheim stellst.** Du darfst zwar alle deine Wünsche und Sehnsüchte vor Gott bringen. Aber du musst bereit sein, deine Pläne den Plänen Gottes unterzuordnen. Er weiß sowieso besser, was dir und den anderen gut tut. Egal also, wie sehr dich dein Anliegen drängt: Schließe dein Gebet, wie Jesus es schloss: *„Vater, ... nicht mein, sondern dein Wille geschehe!" (Lk 22,42)*

**2. Versuche im Gebet nie, Gott zum Mittel eines außer Gott liegenden Zweckes zu machen.** Denn das Ziel des Gespräches mit Gott ist nichts weiter, als mit Gott im Gespräch zu sein. Bete darum nicht, um eine religiöse Pflicht zu erfüllen. Bete nicht, um Gott deinen Plänen dienstbar zu machen. Sondern wie die Unterhaltung von Verliebten, deren Gespräch zu nichts dienen muss, weil die Nähe im vertrauten Gespräch sie glücklich macht, so sei auch dein Gespräch mit Gott. Es hat kein anderes Ziel, als dass du bei ihm bist, dich in ihm gründest und verankerst. Alles Weitere findet sich dann schon...

**3. Meine nicht, du müsstest Gott erst über das informieren, was dich bewegt.** Denn Christus sagt: „... euer Vater weiß, was ihr bedürft, bevor ihr ihn bittet." (Mt 6,8)

**4. Bete immer im Namen Jesu Christi, auch wenn du es nicht ausdrücklich sagst.** Denn ein Gebet in deinem eigenen Namen könnte nie Gehör finden. Du betest schließlich mit unreinen Lippen und mit unreinem Herzen. Nie könntest du wagen, Gott anzureden wie Deinesgleichen, nie dürftest du das vertraute Gespräch mit ihm suchen, wenn dich nicht Christus mit dem Vater versöhnt hätte. Nur in seinem Namen, als seine Brüder dürfen wir sagen „Abba, lieber Vater".

**5. Lass dein Gebet nicht zum Selbstgespräch verkommen.** Es ist zwar wahr, dass meditative Selbstbesinnung deine psychische Balance fördern und Selbstklärungsprozesse vorantreiben kann. Doch die entscheidenden Antworten kommen nicht aus der verborgenen Tiefe der menschlichen Seele. Sie kommen von Gott. Und sie widersprechen manchmal allem, was wir empfinden. Willst du diese überraschenden Antworten nicht hören, so meditiere – aber rede nicht Gott an!

**6. Vergiss über den Bitten nie den Dank, das Lob und die Fürbitte für andere.** Denn deine Bitten halten dich bei dir selbst fest. Sie lassen dich um dich und deine Wünsche kreisen. Dank, Lob und Fürbitte aber durchbrechen alle Egozentrik und öffnen dich für Gott und deinen Nächsten.

**7. Verliere dich nicht in der Suche nach angemessenen Worten.** Denn die Worte, die du findest, werden nie angemessen sein. Und es kommt auch gar nicht so sehr darauf an. Gott nämlich, der uns besser kennt, als wir uns selber kennen, kommt uns zu Hilfe. Gottes Heiliger Geist, der in den Gläubigen wohnt, hilft unserer Schwachheit auf und überbrückt die Kluft, die menschliche Redekunst auch mit den angemessensten Worten nie überbrücken könnte.

**8. Bete kurz, aber konzentriert.** Denn durch Weitschweifigkeit und Zerstreutheit missachtet man den Gesprächspartner. Das ist schon zwischen Menschen so. Erst recht aber gilt es gegenüber Gott. Hier brauchen wir nicht viele Worte, aber einen hellwachen Geist. Darum gilt es, sich zum Gebet möglichst zurückzuziehen und eine geeignete Körperhaltung zu finden. Welche, ist nicht wichtig. Was dich ruhig und konzentriert macht, ist richtig.

**9. Gib dich im Gebet nie anders als du bist und vermeide alle Künstlichkeit.** Wer meint, er könne oder müsse Gott etwas vormachen, der hat noch gar nicht begriffen, mit wem er da redet. Gott durchschaut jede Maske. Darum stelle dich im Gebet nicht frömmer als du

bist. Öffne vielmehr dein Herz vor Gott und sei zuversichtlich, dass er mit dem, was du vor ihm ausschüttest, etwas anzufangen weiß.

## 120. Das Ziel des Gebetes

Jesus hat seine Jünger gelehrt, dass sie nicht nur beten **dürfen** und beten **können,** wenn sie gerade mal Lust haben, sondern dass sie beten **sollen**. Ja, er fordert sie auf, **allzeit** zu beten und nicht darin nachzulassen. Denn wie eine Witwe, die um ihr Recht kämpft, und dem Richter mit ihrem Geschrei auf die Nerven geht, so sollen auch wir Gott in den Ohren liegen mit unseren Gebeten (Lk 18,1–8). Wir sollen regelrecht darauf drängen, bei Gott Gehör zu finden mit all unseren Nöten und Freuden, mit großen und kleinen Anliegen, mit Lob und mit Klage, mit Bitte und mit Dank. Gott will offensichtlich, dass wir mit ihm im Gespräch bleiben. Aber hat man nicht manchmal den Eindruck, dieses Gespräch sei Gott wichtiger als uns und unseren Zeitgenossen? Beten viele Menschen mit großer Leidenschaft und Intensität? Beten wir oft, tun wir's auf dringliche Weise und erwarten wir Reaktionen? Rechnen wir damit, dass unser Gebet etwas bewirkt? Ich fürchte, bei vielen ist das **nicht** so. Und wenn man sie fragt, warum ihnen dieser Teil des Glaubens wenig bedeutet, dann haben sie durchaus vernünftige Gründe dafür. Denn das Verhältnis zwischen uns und Gott scheint ja doch ganz anders zu sein, als zwischen einer klagenden Witwe und einem irdischen Richter.

Zum einen ist da ein Unterschied, weil Gott doch schon alles weiß. Es gibt nichts, worüber ich ihn durch mein Gebet informieren müsste. Denn Gott ist allwissend. Er weiß, was ich brauche, noch bevor ich selbst es weiß. Und er weiß, was ich sagen will, noch bevor ich den Mund aufmache. Warum also soll ich Gott im Gebet mein Innerstes erklären? Er kennt mich doch besser als ich mich selber kenne! Gott schaut in die Herzen hinein, er kennt alle meine Gedanken. Warum soll ich ihn also langweilen, in dem ich ausbreite, was ihm bekannt ist? Wozu braucht **er,** der alles versteht, meine Erklärungen? Und zum anderen: Warum soll ich Gott mit meinen Bitten und Wünschen bedrängen? Ist es nicht viel wichtiger, dass in der Welt **Gottes** Wille geschieht, als dass **mein** Wille geschieht? Gott ist doch nicht nur allwissend. Er ist doch auch im höchsten Maße weise. Der Plan seiner Vorsehung umfasst die Vergangenheit und die Zukunft der ganzen Welt. Soll ich da annehmen, Gott würde auf mein törichtes Gebet hin seinen kluges Gesamtkonzept ändern? Ja, wäre das nicht beinahe ein lächerlicher Gott, wenn er auf mein Gebet wartete, um daraufhin den Masterplan des Weltgeschehens neu zu ordnen? In Wahrheit weiß Gott viel besser, was mir und dem Rest der Welt gut tut. Er hat den nötigen Überblick, er kennt die verborgenen Zusammenhänge, er stellt heute schon die Weichen für das, was in tausend Jahren geschieht. Und **ich** sollte mir einbilden, dass mein Drängen ihn umstimmt? Ist das denn überhaupt wünschenswert, dass Gott mir nachgäbe? Bin ich der Richtige, um ihm Ratschläge zu erteilen?

Wie gesagt – das alles scheinen sehr vernünftige Einwände zu sein. Im Ergebnis aber können sie unser Gebetsleben völlig lahmlegen. Wer solchen Überlegungen folgt, gelangt bald dahin, sich das Gebet als eine Möglichkeit für außergewöhnliche Notfälle aufzuheben und nur sehr sparsamen Gebrauch davon zu machen – wie es ja viele auch tun. **Und doch** – obwohl sich diese Zurückhaltung so einleuchtend begründen lässt, ist sie das **Gegenteil** von dem, was das Neue Testament fordert. Denn Jesus fordert uns mehrfach dazu auf, intensiv und häufig und mit großen Erwartungen zu beten. Obwohl niemand Gott

etwas erzählen kann, was er nicht längst wüsste, **sollen** wir es ihm erzählen. Und obwohl Gott unsere Bedürfnisse genauestens kennt, **sollen** wir sie ihm mitteilen. Ist das nicht absurd? Ich meine, dass des Rätsels Lösung in einer kleinen Geschichte liegt, die auch ihrerseits absurd scheint, und mit unserem Thema erst mal wenig zu tun hat.

*Die Geschichte aus alter Zeit erzählt von einer Stadt im Orient, in der ein blinder Mann wohnte. Dieser Blinde hatte schon sein ganzes Leben in dieser Stadt verbracht und kannte sich darum in den verwinkelten Gassen so gut aus, dass er eigentlich gar keinen Blindenstock brauchte. Jede Ecke war ihm vertraut, jeder Graben, jede Hauswand, jeder Zaun, jede Treppe, jede Steigung und jedes Geländer. Er fand ganz von selbst seinen Weg und musste dabei kaum langsamer gehen als ein Sehender. Eines Nachts aber, als es besonders finster war, da machten die Bewohner der Stadt eine Beobachtung, die sie sehr verwirrte. Denn der blinde Mann, den sie alle kannten, ging mit einem Krug Oliven auf der Schulter durch die Straßen und trug dabei eine brennende Laterne, die den Weg beleuchtete. „Ja, du meine Güte", tuschelten die Leute, „was macht denn der Blinde mit einer Laterne? Was kann sie ihm denn nützen? Ist der Alte etwa verrückt geworden?"*
*In der nächsten Nacht geschah dasselbe. Wiederum war es stockfinster auf den Straßen und der Blinde ging umher mit einer brennenden Laterne. Da endlich fasste einer den Mut und ging zu ihm hin und sagte: „Mein Freund, erlaube eine Frage: Tag und Nacht sind doch völlig gleich für deine Augen, und wir wissen alle, dass du deinen Weg findest, ohne dafür Licht zu brauchen. Was also kann dir diese Laterne nützen?" Der Blinde aber lächelte in sich hinein und antwortete: „**Das** versteht ihr nicht? Denke doch: Diese Laterne ist nicht **für mich** nötig, sondern **für dich** und **die anderen,** damit **ihr** mich im Dunklen nicht überseht, wenn ich komme, und mir nicht meinen Krug von der Schulter stoßt!"*

Ich mag diese Geschichte sehr, weil die Lösung des Rätsels so verblüffend und doch so naheliegend ist. Wenn ein Blinder in der Nacht eine Laterne herumträgt, dann nicht, weil **er** Licht bräuchte, sondern weil **die Anderen** es brauchen. Die Laterne schützt ihn nicht vor seinem **eigenen** Ungeschick, denn **er** findet sich „blind" zurecht, sondern sie schützt ihn vor der Ungeschicklichkeit **der Anderen,** die ohne Licht nicht klar kommen. Nicht **er** braucht Erleuchtung, sondern **die Anderen** brauchen Erleuchtung. Wenn es sich aber in Sachen Gebet ganz ähnlich verhielte? Wenn Gott dem **Blinden** entspräche, wir den **Sehenden,** und das **Gebet** die Funktion der **Laterne** hätte? Wir haben uns eben noch gewundert, warum denn Gott Gebete von uns fordert, obwohl er im Voraus weiß, was wir sagen werden. Wir haben uns gefragt, warum wir ihm Bedürfnisse vortragen sollen, die er längst kennt. Unsere kleine Geschichte legt nun aber den Schluss nahe, dass möglicherweise nicht **Gott** unsere Gebete braucht, um auf dem Laufenden zu sein, sondern dass **wir** sie brauchen. Gott bedarf keiner Erleuchtung durch Gebete, wie der Blinde keine Laterne braucht, aber vielleicht haben **wir** es ja nötig, im Gebet erleuchtet zu werden.
Und ich meine in der Tat, dass es sich so verhält. Gott fordert das Gebet nicht um **seinetwillen,** sondern um **unseretwillen,** weil **wir** Licht brauchen, um unseren Weg zu finden, und auch nur betend lernen, unsere Nöte, Freuden und Hoffnungen vor Gott zu bringen. **Gott** wird dadurch, dass ich ihn mit Gebeten bestürme, gewiss kein anderer – aber **ich** werde dadurch ein anderer. Meine Gebete werden schwerlich **Gott** umstimmen und seine weisen Pläne ändern – aber sie können **mich** umstimmen, sobald ich mich betend Gottes Plänen zur Verfügung stelle. **Gott** kennt auch vorher meine Gedanken!

Aber **ich** muss sie vielleicht vor Gott ausbreiten, um zu erkennen, was diese Gedanken vor Gott bedeuten und wie sich meine Wünsche, Sorgen und Taten darstellen im Licht vor Gottes Angesicht. **Gott** weiß darüber längst Bescheid, aber **ich** weiß es nicht – und kann im Gebet lernen, mein Leben mit den Augen Gottes zu betrachten. Denn manche Dummheit, einmal vor Gott ausgesprochen, wird sofort als Dummheit erkennbar. Und manche Sorge, einmal vor Gott gebracht, verwandelt sich in Zuversicht. Ja, ernstlich betrachtet heißt Beten nichts anderes, als dass ich meine Leben bedenke und durchleuchte in seiner **Beziehung zu Gott** – und die Wirrnis meiner Gedanken Gott zu Füßen lege.
Betend rücke ich mein kleines Dasein ins große Scheinwerferlicht seiner Wahrheit. Betend mache ich mir klar, dass ich alles, was ich bin, zuerst einmal vor Gott bin, und unter seinen kritischen Augen. Betend überlasse ich Gott Entscheidungen, die ich sonst gedankenlos an mich reißen würde. Und wenn ich mich danach realistischer sehe, weil ich mich im Gegenüber zu Gott sehe, hat dann Beten nicht längst geholfen? Muss ich mir dann einbilden, dass mein Beten Gott verändert, wenn es doch sehr effektiv und sehr positiv **mich** verändert? Romano Guardini sagte einmal: **„Wir beten nicht, um Gott wissen zu lassen, was wir wollen, denn er kennt unser Herz besser als wir selbst; sondern wer betet, lebt vor ihm, zu ihm hin, von ihm her, gibt Gott, was sein ist, und empfängt, was Er geben will."** Anders ausgedrückt: Der Sinn des Gebetes liegt nicht **darin,** dass mein Gespräch bei Gott etwas erreicht, das er mir sonst nicht gegeben hätte, **sondern darin,** dass ich mit Gott im Gespräch bin. Der Betende sucht nicht Gottes Ohr, um ihm etwas abzupressen oder sich bei ihm einzuschleimen, sondern er sucht Gottes Nähe **um dieser Nähe willen**. Denn das eigentliche Ziel des Gebets liegt nicht irgendwo „jenseits" des Gebets, so dass es nur Mittel zum Zweck wäre, sondern das Ziel liegt im Gebet selbst – in dem ich mich für Gott, und Gott sich für mich **öffnet**.
Soll das nun heißen, dass Gebete nichts bewirken könnten, außer im Beter? Soll es heißen, dass Bitten nicht erhört würden? Nein. Ich will das Gebet bestimmt nicht auf innerpsychische Effekte reduzieren! Ganz gewiss kann Gott Gebete erhören und kann dem Lauf der Welt eine Wendung geben, ganz gewiss kann Gott auf das Drängen eines Beters reagieren und auf unerwartete Weise in sein Schicksal eingreifen. Wir dürfen ihn auch immer darum bitten! Aber ich vermag **darin nicht** das Ziel des Gebetes zu erkennen, dass Gott hinterher macht, was ich ihm im Gebet vorgeschlagen habe. Denn auch im Gebet Jesu – im Vaterunser – heißt es gleich zu Anfang: „**Dein** Wille geschehe". Wir sollen nicht beten, damit **unser** Wille geschehe, sondern damit **Gottes** Wille geschehe „wie im Himmel, so auf Erden". Und damit Gottes Wille auch **in mir** geschehe, darum scheint mir das Wesentliche am Gebet **nicht** zu sein, dass ich Gott versuche **meinen** Willen aufzudrängen, sondern betend lerne, meinen Willen ganz in den **seinen** einzufügen.
Nicht dass Gott auf **mich** hört ist entscheidend, sondern dass ich auf **ihn** höre. Und wie er meine Angelegenheiten dann ordnen mag und wie er mein Schicksal fügt, wunschgemäß oder auch nicht, **das** soll mir dann allemal recht sein. Wie Gott es fügt, ist es allemal das Beste, und dies Beste tut Gott zum Glück auch ungebeten. **Gott** findet seinen Weg auch blind – wie der Mann in der Geschichte. Aber damit **ich** sehe, darum trägt er in der Nacht eine Laterne und verordnet mir in der Nacht meiner Ratlosigkeit das Gebet. Nicht weil **er** hinterher verstünde, was er vorher nicht verstand, sondern weil **ich** nach dem Gebet begreife, was ich vorher nicht begriff. Erhebe ich mich aber vom Gebet und bin dadurch verändert, weil ich im Gebet Gott nahe kam, **ist dann** mein Gebet nicht schon erhört? Gibt es denn etwas, worum sich zu beten lohnt, wenn nicht um die Nähe Gottes, die sich **im** Gebet selbst ereignet? Als Mensch vor Gottes gnädigem Angesicht zu stehen,

ist tatsächlich der Vollzug und das Ziel des Gebetes in einem. Von Gott angehört zu werden, ist schon der schönste Lohn, und die Aufmerksamkeit, die Gott uns darin zuwendet, kann aus dem Beter tatsächlich einen neuen Menschen machen. Dass wir's aber so erleben am eigenen Leibe, und die Faulheit zum Gebet überwinden, zum eigenen, wohlverstandenen Vorteil – das schenke uns der barmherzige Gott…

# 121. Der Ursprung christlicher Ethik

Viele Sätze des Neuen Testamentes haben einen unverkennbar „moralischen" Klang. Z.B. schreibt Petrus: „***Seid allesamt gleichgesinnt und mitleidig, brüderlich, barmherzig und demütig, wendet euch ab vom Bösen und tut Gutes!*** Niemand wird sich wundern, derartiges im Neuen Testament zu lesen. Und ich glaube auch kaum, dass jemand dem moralischen Appell widersprechen wollte. Wer wüsste nicht selbst, dass er das Gute **tun** und das Böse **lassen** soll? Doch vermute ich, dass es trotzdem innere Reserven gibt – und dass mancher den erhobenen Zeigefinger des Apostels nur unwillig zur Kenntnis nimmt. Denn wer liebt schon die Moral? Moral ist schließlich das, was einem ein schlechtes Gewissen macht. Moral ist der Maßstab, dem man nie genügt. Moral ist ein großer Spaßverderber. Moral ist das drohende Urteil der Anderen über mich. Vor allem aber wird Moral als permanente Überforderung empfunden, weil unser Alltag erfahrungsgemäß aus vielen faulen Kompromissen besteht, die dem Vergleich mit hohen Idealen kaum standhalten. Wenn mich Petrus aber mit seiner Forderung des Guten nur daran erinnert, dass ich nicht bin, wie ich sein sollte, was nützt sie dann? Und wozu soll ich überhaupt „moralisch" handeln? **Soll ich** mir etwa vorstellen, mein gutes Tun könnte die Zustände auf dieser Erde maßgeblich verbessern, und die Erde in einen Himmel verwandeln? Damit würde ich mich doch sehr überschätzen! **Oder sollte** ich moralisch handeln, um einmal wegen meiner Verdienste und guten Werke in den Himmel zu kommen? Das widerspräche dem evangelischen Glauben, der mir Gnade verspricht und gerade nicht „Belohnung"! **Soll ich** meine Mitmenschen vielleicht gut und anständig behandeln, damit sie mir gegenüber dasselbe tun? Das wäre in Wahrheit nicht Moral, sondern Eigennutz und Berechnung! **Oder soll ich** am Ende versuchen ein „guter Mensch" zu werden, um mich zu vervollkommnen und anschließend „gut" zu **fühlen**? Wäre das nicht nur eine Art moralischer Eitelkeit?

Nichts von alledem leuchtet so richtig ein. Denn „gut" zu handeln, um Gott damit zu beeindrucken, oder um das eigene Gewissen zu besänftigen, ist Unsinn. Und Gutes nur zu tun, um sich dann „gut" vorzukommen, ist auch nicht besser. Wenn ich das Gute tue, bloß weil es die anderen von mir erwarten, so bin ich nicht „gut", sondern bin bloß ein Heuchler. Und wenn ich mir einbilde als „Gutmensch" die Welt zu retten, mache ich mich lächerlich. Wozu also befassen wir uns mit „Moral"? Und warum hält Petrus es für nötig, uns dazu zu ermahnen, dass wir das Gute tun und das Böse lassen sollen?

Die Antwort, die das Evangelium gibt, ist ernüchternd und zugleich überraschend. Denn christliche Ethik gibt es **nicht** deshalb, weil unser menschliches Handeln ganz viel an der Welt oder am Menschen ändern **könnte** („wenn wir uns nur richtig anstrengten"), **sondern** weil Gottes Handeln in Christus die Welt und den Menschen längst geändert **hat** – und sich diese Veränderung bei den Betroffenen, wenn sie's merken, in entsprechendem Handeln niederschlägt. Es geht in der christlichen Ethik also gar nicht um eine Wirklichkeit, die wir durch gutes Tun **schaffen,** sondern um die Wirklichkeit, der wir durch gutes

Tun **entsprechen**. Denn **als** Gott sich seiner in Verderbnis gefallenen Schöpfung zuwandte, um in Christus Mensch zu werden, **als** er beschloss, seine Liebe gegen unsere Torheit durchzusetzen, schuf er damit Fakten. Dadurch, dass Gott in unsere Wirklichkeit einging, schuf er sie **neu** und bestimmte sie zum Heil. Und als Christus dann für die Sünder starb und auferstand, schuf er auch für jeden Einzelnen eine neue Situation, **denn** er bestimmte damit den Einzelnen dazu, nicht unterzugehen, sondern erlöst zu werden. **Gottes** gnädiger Zugriff auf diese Welt schuf neue Fakten, **er** prägte der Welt das Zeichen des Evangeliums auf – und qualifizierte unser Leben neu. **Er** gab unserem Dasein ein neues Ziel und erhob Anspruch darauf. Der Mensch aber ist **nicht** gefragt, ob er das **will,** ob er's **erlaubt,** ob's ihm **einleuchtet** oder ob's ihm **recht ist,** sondern nur, ob er die neue Bestimmung seines Daseins **erkennen und annehmen** – oder sie vergeblich **ignorieren** will. Der Mensch ist **nicht** gefragt, wie er's gern hätte, sondern nur, ob er in seinem Leben der gegebenen Situation **angemessen** oder **unangemessen** handeln will. Gottes Anspruch auf unser Leben wird **nicht größer,** wenn wir ihm zustimmen, und **nicht kleiner,** wenn wir ihm widersprechen. Gottes Zugriff auf unser Leben kann auch **durch nichts** ungeschehen gemacht werden. Das gute Tun aber, das Petrus von uns fordert, ist lediglich die aus dieser Tatsache zu ziehende logische Konsequenz. Denn wenn mit Christus die Zeit des Heils **angebrochen** ist, gilt es mit der Zeit zu gehen und heilvoll zu handeln. Den **Schuldigen** darf ich im Zeichen Jesu Christi als **Begnadigten** behandeln, und den **Gescheiterten** als einen **Erlösten**. Der **aussichtslose Fall** ist im Zeichen Jesu Christi **mit Hoffnung** zu betrachten, und der **Sterbende** hat Aussicht auf **Auferstehung**. Der gesellschaftlich **Wertlose** ist dann **geadelt** durch Gottes Liebe – doch der ihn **verachtet, der** ist schon **gerichtet** durch Gottes Parteinahme für die Opfer. Gottes Zugriff auf diese Welt hat eine völlig neue Situation geschaffen. Gott hat niemand gefragt, ob er diese Situation herbeiführen dürfe. **Da sie aber eingetreten** ist, gibt es kein sinnvolles Leben mehr, das von einem **anderen** Ausgangspunkt ausginge. **Da sie eingetreten ist,** gibt es nichts Gutes mehr, das **nicht** aus dieser Christuswirklichkeit entspränge. **Ja, da sie eingetreten ist,** besteht nun das ganze Geheimnis der Ethik und der Moral darin, der neuen Situation **gemäß** zu handeln. Denn die Wirklichkeit Jesu Christi will hier und jetzt Gestalt gewinnen in unserem Leben und in unseren Beziehungen.

Jesus hat nicht gefragt, ob's uns recht ist. Aber da **er** unsere Feinde liebt und sich ihrer erbarmen will, können auch **wir** sie nicht mehr hassen. Jesus hätte nicht für uns sorgen müssen. Aber da er für unser Heil gesorgt **hat,** können wir **unsere** Sorge ganz dem Nächsten widmen, der unsere Aufmerksamkeit braucht. Jesus hat den Satan besiegt. Wäre es da nicht ganz **unangebracht,** ihn weiterhin zu fürchten? Jesus hat das Böse dem Untergang geweiht. Wäre es da nicht **unangebracht,** wenn wir dem Bösen noch Raum gewährten? Jesus hat dafür gesorgt, dass die gnadenlosen Gesetze dieser Welt vergehen. Wäre es da nicht **absurd,** wenn wir ihnen weiter gehorchen wollten?

Sie spüren hoffentlich, wie weit dieser Ansatz christlicher Ethik entfernt ist von aller säuerlichen Moral, von Miesmacherei und Überforderung, von erhobenen Zeigefingern und verquälten Gewissen. Denn in der christlichen Ethik geht es gerade **nicht** darum, dass wir durch gute Taten die Welt verbessern oder unser Dasein rechtfertigen müssten, sondern **darum,** dass Gottes in Christus beides längst **erledigt hat** – und wir nur endlich realisieren sollen, was aus dieser Voraussetzung folgt. Wir müssen uns nicht befreien, sondern **sind** befreit, und müssen nur noch beginnen, wie Freie **zu leben**. Wir müssen uns nicht rechtfertigen, sondern **sind** gerechtfertigt, und müssen das nur noch ins Leben **übersetzen**. Wir müssen nicht Gutes tun, damit Gott uns liebt, **sondern weil** Gott uns

längst mit Liebe überschüttet **hat,** können wir sie nun weitergeben an unseren Nächsten. Alles in allem gilt es also nicht, einen Wandel **herbeizuführen,** sondern lediglich die Konsequenzen zu ziehen aus dem Wandel, den Gott **herbeigeführt hat.** Wer das aber verweigert, weil er's nicht glaubt, oder den Schuss nicht gehört hat, der gibt ein trauriges Bild ab. Und sein Leben, das er unter falschen Voraussetzungen führt, wird zum Irrtum. Denn wer weiter so tut, als wäre die Welt unerlöst und gottlos, der lebt in der Vergangenheit und verweigert sich den Realitäten, ohne sie dadurch ändern zu können. Ja, er gleicht einem Gefangenen, dem Christus die Zellentür aufgebrochen hat, und der sich trotzig weigert, sein Gefängnis zu verlassen. So tun wir's **alle**, wenn wir weiter den gnadenlosen Gesetzen der alten Welt folgen, die Christus für uns überwand!
Wir sind dann wie Blinde, die Christus geheilt hat, die aber einfach die Augen nicht aufmachen. Wir sind dann wie Gelähmte, die Christus geheilt hat, die aber aus Gewohnheit weiter an Krücken gehen. Obwohl das Böse seine Macht über uns verloren hat, lassen wir's noch mächtig sein in unseren Gedanken, Worten und Werken. „Moral" aber heißt in dieser Situation **bloß,** dass wir uns endlich den Realitäten stellen. Denn nicht darum geht's in der Moral, dass wir die **Welt verbessern,** dass wir uns **toll vorkommen** oder uns den **Himmel verdienen,** sondern nur darum, **dass** jene, die Christus begnadigt hat, auch wie Begnadigte behandelt werden, **dass** die Befreiten ihre Freiheit leben, **dass** die Lebendigen einer Kultur des Todes widersprechen, **dass** die Gerechtfertigten Gerechtigkeit üben, **und die** Zeugen der Wahrheit den Mund aufmachen. Nur darum geht's, dass die in Christus angebrochene **neue** Wirklichkeit unter uns Gestalt gewinnt, und **zugleich** das altgewohnte Unrecht jeden Schein der Berechtigung verliert. Denn seit Christus starb und auferstand, ist es nicht mehr **zeitgemäß,** Böses mit Bösem zu vergelten oder mit den Wölfen zu heulen. Es ist nicht mehr **zeitgemäß,** nach Vergeltung zu schreien oder an den Gütern dieser Erde zu kleben. Es ist nicht mehr **zeitgemäß,** auf die eigene Gerechtigkeit zu pochen oder an der falschen Stelle tolerant zu sein. Es ist nicht mehr **zeitgemäß,** das Geschwätz der Menschen ernster zu nehmen als Gottes klare Gebote. Das alles ist „out" – und längst überholt. Denn unsere Gegenwart und unsere Zukunft gehören Jesus Christus. Egoismus und Gottvergessenheit sind Auslaufmodell. Und die Zeit des alten Adam, der sich so gern mit seinen Lastern arrangierte, ist vorüber. Am Ende wird Christus **jede** Lüge aufdecken, und **kein** Unrecht wird sich gelohnt haben. ***„Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt"*** sagt Jesus.
Wenn das aber so **ist – wer** sind dann die Träumer und **wer** sind die Realisten? Die sich dem Guten verweigern, obwohl das Gute siegt, **das sind dann die Träumer**. Die ans Recht des Stärkeren glauben, **die** haben die Zeichen der Zeit nicht erkannt. Die Friedfertigen aber, die Sanftmütigen und die Barmherzigen, die Jesus selig preist, **das sind dann die einzig wahren Realisten,** denn als Gläubige sind sie die Einzigen, die auf dem Boden der **Tatsachen** stehen. Christus ist nicht aufzuhalten! Und wer den Anschluss an die Wirklichkeit nicht verlieren will, der muss ihn auf der Rechnung haben. Seien wir also realistisch und tun wir das Gute!

# 122. Ansätze christlicher Ethik

### Schöpfungstheologischer Ansatz

Gott stattet seine Geschöpfe mit einer Vielzahl von Gaben aus. Er gibt ihnen einen gesunden Körper und einen klaren Verstand, er gibt ihnen Lebenszeit und Lebensraum auf Erden, er setzt sie in den herrlichen „Garten" seiner Schöpfung, fügt sie ein in die Gemeinschaft einer Familie und versorgt sie mittels der Natur mit allem, dessen sie bedürfen. Wer darin die göttliche Fürsorge erkennt, und dankbar ist für die Potentiale, Talente und Chancen, die ihm anvertraut werden (obwohl er keinerlei Anspruch darauf hat!), weiß sich verantwortlich, mit den „anvertrauten Pfunden" kräftig zu „wuchern" und von den verliehenen Gaben einen guten Gebrauch zu machen. Er wird sich fragen, wozu ihn Gott so ausgestattet hat, und wird bestrebt sein, seine persönlichen Chancen und Möglichkeiten nicht einfach nach Gutdünken zu nutzen, sondern im Sinne dessen, der sie ihm eröffnet hat. Dieser Mensch sieht sich als Gast in Gottes Garten – und benimmt sich darum auch wie ein Gast und nicht wie ein Eigentümer. Wie ein Gutsverwalter, der weiß, dass er seinem Herrn Rechenschaft schuldet, bemüht er sich um gute Haushalterschaft. Er zeigt Ehrfurcht vor dem Leben, das Gott geschaffen hat. Und er behandelt alle Kreaturen als Schwestern und Brüder, weil sie denselben himmlischen „Vater" haben.

### Ansatz bei den Schöpfungsordnungen

Wer glaubt, geht davon aus, dass er sein persönliches Dasein und seine Lebenssituation nicht einem blinden Schicksal verdankt, sondern dem vorsehenden Handeln Gottes. Ein Mensch wird nicht zufällig irgendwo und irgendwann ins Leben hineingeworfen, sondern bekommt von seinem Schöpfer – der sich etwas dabei denkt! – einen ganz bestimmten historischen, geographischen, kulturellen und familiären Ort angewiesen. Es ist keiner grundlos dort, wo er ist, sondern ein jeder wird durch seine Geburt in seine Zeit, seinen Raum und seine gesellschaftlichen Situation „platziert", um dort mit seinen ganz eigenen Begabungen seine spezielle Aufgabe in Gottes Plan zu erfüllen. Welche Aufgabe das ist, muss jeder im Laufe seines Lebens herausfinden. Doch die dem Menschen vorgegebene „Verortung", kann als Anhaltspunkt dienen – und als Aufforderung, den Posten, auf den Gott den Menschen gestellt hat, gut und treu auszufüllen. Es gilt, die zugewiesene Rolle ohne Murren zu übernehmen als einen „Gottesdienst" im beruflichen und familiären Alltag. Wer herrscht, soll das mit Sorgfalt tun, wie auch der, der dient, mit Sorgfalt dienen soll. Und wer Kinder hat, soll aus der Verantwortung für diese Kinder genau so wenig fliehen, wie die Kinder aus der Verantwortung für ihre Eltern. Denn nicht darauf kommt es an, dass man Landwirt ist oder Industriearbeiter, Ehemann oder Witwer, Lehrer oder Schüler, Befehlshaber oder Befehlsempfänger – sondern dass man dort, wo Gott einen hingestellt hat, sein Bestes tut. Statt einem erträumten Leben nachzujagen, das Gott offenkundig nicht geben will, gilt es das reale Leben anzupacken, das er zugemutet und aufgetragen hat (vgl. die „Haustafeln" Eph 5,21ff. / Kol 3,18ff. / 1. Petr 2,16ff.).

### Ansatz bei der Gottesebenbildlichkeit

Der Schöpfungsbericht sagt, dass Gott den Menschen „zu seinem Bilde" schuf. Nur: Was soll das besagen? Wenn wir unterstellen, ein Ebenbild müsste dem Vorbild gleichen wie ein Ei dem anderen, führt das zu absurden Konsequenzen. Denn sollten wir Gott in dieser Weise „ähneln", so müssten aus Menschen Götter werden. Doch kann man den Be-

griff „Ebenbild Gottes" anders und besser verstehen, wenn man an den Abdruck denkt, den ein Siegel in heißem Siegelwachs hinterlässt. Der Abdruck im weichen Wachs ist ein genaues „Ebenbild" des Siegels. Und doch entsprechen den Vertiefungen im Siegel nicht etwa Vertiefungen im Wachs, sondern Erhöhungen. Und den Erhöhungen im Siegel entsprechen im Wachs nicht Erhöhungen, sondern Vertiefungen. Genau so kann auch das Verhältnis Gottes und des Menschen beschrieben werden, wenn es „in Ordnung" ist: Gottes Allmacht entsprechen wir, wenn wir nicht versuchen unser selbst mächtig zu sein. Und Gottes Ewigkeit entsprechen wir, wenn wir unsere eigene Endlichkeit annehmen. Gottes Barmherzigkeit entsprechen wir, indem wir darauf vertrauen. Und Gottes Gebieten entsprechen wir, indem wir gehorchen. Wo Gott ruft, da sollen wir antworten. Wo er Zusagen gibt, sollen wir ihnen glauben. Und wo er spricht, sollen wir zuhören. Wo er uns beschenkt mit dem täglichen Brot, da sollen wir's mit Dank empfangen. Und wo uns seine Gebote warnen, da sollen wir die Finger davon lassen. Wo Gott uns Grenzen setzt, da sollen wir sie akzeptieren. Und wo er uns einlädt fröhlich und sorglos zu sein – da sollen wir uns nicht bitten lassen. Seiner Liebe entsprechen wir, indem wir sie weitergeben. Und sein Zorn spiegelt sich in unserer Buße. Gottes Treue entspricht unser Bekenntnis. Und aus seinen Verheißungen speist sich unsere Hoffnung. Gott in dieser Weise (nicht zu gleichen, sondern) zu entsprechen, ist die Bestimmung, die Gott dem Menschen gab. Dass der Mensch (im Zustand der Sünde) diese Bestimmung mit Füßen treten und verleugnen kann, sie aber als (Ziel–)Bestimmung dennoch nicht verliert, macht seine Menschenwürde aus.

### Ansatz beim Gesetz des Alten Testamentes

Wer nach ethischen Normen sucht, kommt an den Geboten des Alten Testamentes nicht vorbei. Denn sie sind Gottes „Gebrauchsanweisung" und „Hausordnung" für seine Schöpfung. Die Welt ist Gottes Eigentum. Und darum kann auch nur er als Hausherr und Eigentümer die Regeln festlegen, die auf seinem Grund und Boden gelten sollen. Gott liebt und bejaht seine Schöpfung! Er will, dass sie bleibt. Und er unterwirft sie (eben deshalb) gewissen Regeln, die nötig sind, um das Geschaffenen zu schützen und gesund zu erhalten, das Gute zu fördern und dem Bösen Einhalt zu gebieten. Gottes Gebote sollen verhindern, dass die Geschöpfe sich selbst oder anderen Schaden zufügen. Sie dienen dem Leben – und sind darum ein praktisches Geländer, an dem man sich festhalten kann, wenn der Fuß abzugleiten droht. Sie sind Warnschilder, die uns auf Gefahrenstellen aufmerksam machen. Und sie sind Leuchtfeuer, die uns sicher nach Hause geleiten. Wir sollen nicht töten, nicht stehlen, nicht ehebrechen, nicht lügen, nicht neidisch und nicht gierig sein. Wir sollen aber die Eltern ehren, sollen den Feiertag und den Namen Gottes heilig halten – und sollen vor allem nichts Irdisches an Gottes Stelle treten lassen. Natürlich lässt sich mit noch so vielen Geboten nicht jede erdenkliche Lebenssituation im Voraus klären. Man kann den Buchstaben des Gesetzes immer gegen seine Intention ausspielen. Und man kann die Gebote missbrauchen, um sich (den Pharisäern gleich) hinter der eigenen „Gerechtigkeit" zu verschanzen. Trotzdem sind die Gebote kostbar und hilfreich. Denn wenn dem Menschen nicht offenbart wäre, was gut ist, würde er es von selbst nicht erkennen und den Willen Gottes nicht erraten: ***„Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der HERR von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott."*** ( Mi 6,8 )

## Ansatz bei der Goldenen Regel

Jesus hat sich bemüht, seinen Jüngern einfache Maßstäbe an die Hand zu geben. Darum lehrte er sie die „Goldene Regel": ***„...wie ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, so tut ihnen auch!"*** (Lk 6,31). Diese Regel ist schnell gelernt. Und sie ersetzt viele dicke Gesetzbücher. Denn da braucht einer, der Gutes tun will, nicht lange nach einer passenden biblischen Anweisung zu suchen, sondern kann sich darauf beschränken, die eigene Seele zu studieren. Er muss sich nur fragen: Wenn ich in der Lage dieses oder jenes Menschen wäre, was würde ich wollen, dass man mir tut? Wäre ich mein Nachbar, wäre ich dieser oder jener, welche Hilfe würde ich mir wünschen? Und schon weiß er, was zu tun ist!

Allerdings muss beachtet werden, dass es sich nicht um einen eigennützigen Grundsatz handelt. Die Regel ***„...wie ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, so tut ihnen auch!"*** meint etwas völlig anderes, als „Eine Hand wäscht die andere". Auf den ersten Blick scheint Jesu Wort zwar mit der landläufigen Weisheit übereinzustimmen: Bist du nett zu deinem Nachbarn, so wird er auch nett sein zu dir. Man verfährt nach dem Grundsatz „wie du mir, so ich dir" und beiden ist geholfen.

Jesus geht es aber gerade **nicht** um solche Geschäfte zum gegenseitigen Nutzen. Denn es stimmt zwar: „Wie man in den Wald ruft, so schallt es heraus". Aber wenn einer nur darum anderen Gutes tut, damit sie ihm wiederum Gutes tun, ist das nicht christliche Ethik, sondern nur Lebensklugheit und Berechnung. Nicht der tut wahrhaft Gutes, der es um seines Vorteiles willen tut, sondern der dabei von seinem eigenen Vor– oder Nachteil ganz absieht.

Darum sagt Jesus **nicht**: „...wie ihr wollt, dass euch die Leute tun, so tut zuerst ihnen, damit sie sich verpflichtet fühlen, euch Gutes zu erwidern." Er sagt auch **nicht** „Was euch die Leute **tun**, das tut ihnen auch". Das würde ja nur bedeuten, Gutes wie Böses mit gleicher Münze heimzuzahlen! Vielmehr ermahnt uns Jesus, den anderen zu tun, was wir **wollten**, das man uns **täte** – und zwar **unabhängig** davon, ob es wirklich geschieht. Wir sollen also helfen, auch wenn uns keiner hilft. Wir sollen die Wahrheit sagen, auch wenn die anderen uns belügen. Und wir sollen segnen, auch wenn die anderen uns verfluchen. Denn die Freunde zu lieben und die Feinde zu hassen ist kein Kunststück!

## Ansatz bei der Bergpredigt

Man hat die Bergpredigt als „Regierungserklärung Jesu" bezeichnet. Denn in ihr konzentriert sich die Lehre Jesu, die in der Radikalität ihrer ethischen Forderungen weit über die alttestamentlichen Gebote hinausgeht. Jesus gibt Weisungen im Vorgriff auf die endzeitliche Erneuerung des Gottesverhältnisses im Reich Gottes. Nicht erst das Töten gilt ihm als Verbrechen, sondern schon das Zürnen und das Schimpfen. Nicht erst das Fremdgehen gilt ihm als Ehebruch, sondern schon das begehrliche Anschauen einer Frau. Nicht nur das falsche Schwören oder den Bruch eines Schwures lehnt er ab, sondern das Schwören überhaupt. Statt Unrecht zu rächen, soll man es erdulden, und zu dem unrecht geforderten Rock auch noch den Mantel dazugeben. Statt des Freundes soll man den Feind lieben, für die Verfolger bitten und die Fluchenden segnen. Die Reinheit, die Jesus fordert, ist nicht nur die Reinheit der Hände, die das Böse nicht tun, sondern die Reinheit des Herzens, das das Böse gar nicht erst will. Seine Jünger sollen nicht bloß dem Buchstaben des Gesetzes folgen, sondern sich seine Intention zu eigen machen. Und wenn irgendeines ihrer Glieder sie daran hindert, so sollen sie es abhauen und von sich werfen. Ja, Jesus vollzieht eine Radikalisierung, Verinnerlichung und Steigerung des von Gott Gebotenen, die sich um die Grenzen des Menschenmöglichen anscheinend nicht

kümmert. Er sieht auch ganz klar, dass die Mehrheit seinem Weg nicht folgen wird, lässt sich davon aber keineswegs beirren: ***„Geht hinein durch die enge Pforte. Denn die Pforte ist weit, und der Weg ist breit, der zur Verdammnis führt, und viele sind's, die auf ihm hineingehen. Wie eng ist die Pforte und wie schmal der Weg, der zum Leben führt, und wenige sind's, die ihn finden!"*** ( Mt 7,13–14 )

## Ansatz bei der Nachfolge

Worin „Nachfolge" besteht, war zur Zeit Jesu leicht zu verstehen. Denn Jesus zog über die Dörfer Galiläas. Er blieb mal hier und mal da. Bald aber wanderte er weiter. Und wer den Kontakt nicht verlieren wollte, der musste eben „nachfolgen". Hatte ihn die Botschaft Jesu so sehr gepackt, dass er unbedingt in der Nähe dieses Mannes bleiben wollte, so musste er Haus und Hof zurücklassen und das unstete Leben des Meisters teilen. „Nachfolge" hieß darum: Ruhen, wenn Jesus ruht, wandern, wenn Jesus wandert, hinter sich lassen, was Jesus hinter sich lässt, und suchen, was er sucht. Obwohl uns 2000 Jahre vom Erdenleben Jesu trennen, ist Jüngerschaft auch heute noch Schicksalsgemeinschaft mit Christus. Nachfolge besteht immer noch darin, den Weg Jesu mitzugehen. Nur teilen wir mit ihm nicht mehr die staubigen Straßen Galiläas, sondern etwas anderes:
Wer heute durch die Taufe in die Schicksalsgemeinschaft eintritt mit dem Gekreuzigten und Auferstandenen, für den bedeutet das, dass er teilhaben wird am Kreuz Christi und teilhaben wird an der Auferstehung Christi. Er bekommt etwas zu leiden, wie sein Herr zu leiden hatte. Und er bekommt am Ende etwas zu jubeln, wie Christus am Ende zu jubeln hatte. Nicht mehr und nicht weniger bekommt ein Christ als das Kreuz und den Sieg. Und eines bekommt er nicht ohne das andere. Denn was an ihm der „alte Adam" ist, muss gekreuzigt werden und sterben. Was aber an ihm ein „neuer Mensch" ist, soll wachsen und leben. Dass dies auch ethische Konsequenzen hat, liegt auf der Hand:
***„Wie sollten wir in der Sünde leben wollen, der wir doch gestorben sind? Oder wisst ihr nicht, dass alle, die wir auf Christus Jesus getauft sind, die sind in seinen Tod getauft? So sind wir ja mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod, damit, wie Christus auferweckt ist von den Toten durch die Herrlichkeit des Vaters, auch wir in einem neuen Leben wandeln. ... Sind wir aber mit Christus gestorben, so glauben wir, dass wir auch mit ihm leben werden, und wissen, dass Christus, von den Toten erweckt, hinfort nicht stirbt; der Tod kann hinfort über ihn nicht herrschen. Denn was er gestorben ist, das ist er der Sünde gestorben ein für allemal; was er aber lebt, das lebt er Gott. So auch ihr, haltet dafür, dass ihr der Sünde gestorben seid und lebt Gott in Christus Jesus. So lasst nun die Sünde nicht herrschen in eurem sterblichen Leibe, und leistet seinen Begierden keinen Gehorsam. Auch gebt nicht der Sünde eure Glieder hin als Waffen der Ungerechtigkeit, sondern gebt euch selbst Gott hin, als solche, die tot waren und nun lebendig sind, und eure Glieder Gott als Waffen der Gerechtigkeit."*** ( Röm 6,2–13 )

## Ansatz bei der empfangenen Liebe

Die Grunderfahrung des Christen ist, dass sich Gottes große Liebe gegen seinen berechtigten Zorn durchsetzt und den Sünder um Christi willen gerecht spricht. Der Christ weiß sich überschüttet mit Strömen unverdienter Liebe, durch die Gott ihn bejaht, annimmt und rettet. Wie aber könnte er von einer so großen Welle göttlicher Zuwendung getroffen werden, ohne dadurch selbst in Bewegung zu geraten? Wie könnte er soviel Liebe empfangen, ohne etwas davon an andere Menschen weiterzugeben? Wie könnte er nicht mitgerissen werden von der Welle der Liebe, mit der Gott sich seinen Geschöpfen zuwen-

det? Als einer, der sich in Gottes Liebe hinein gerettet weiß, trägt der Christ diese Liebe weiter. Er will, was Gott will, und partizipiert darum an Gottes großer missionarischer und diakonischer Initiative, die ihn selbst hilfreich verwandelt hat – und auch den Rest der Welt noch hilfreich verwandeln will. Was wäre da absurder, als das Verhalten des „Schalksknechtes" (Mt 18,21ff.), dem viel vergeben wird, und der doch seinerseits nicht bereit ist zu vergeben? Wie kann einer, dem so viel Barmherzigkeit widerfährt, nicht seinerseits barmherzig sein? Das Gegenteil ist zu erwarten! Denn mit wem Christus geduldig ist, der soll auch mit seinem Nächsten geduldig sein. Wen Christus nicht verurteilt hat, der soll auch seinen Nächsten nicht richten. Wer durstig war und zur Quelle fand, sollte nun nichts Eiligeres zu tun haben, als andere Dürstende zum Wasser des Lebens zu führen. ***„Einer von ihnen, ein Schriftgelehrter, versuchte ihn und fragte: Meister, welches ist das höchste Gebot im Gesetz? Jesus aber antwortete ihm: »Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt« (5. Mose 6,5). Dies ist das höchste und größte Gebot. Das andere aber ist dem gleich: »Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst« (3. Mose 19,18). In diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten."*** ( Mt 22,35–40 )

## Ansatz bei der Rechtfertigung

Was ist das Haupthindernis, das den Menschen davon abhält, Gutes zu tun? Es ist nicht etwa eine bewusste Entscheidung für das Böse. Sondern es ist die beständige Sorge, mit der Menschen um sich selber kreisen, das „Ihre" suchen und sich behaupten wollen. Ein jeder denkt dabei an sich und nimmt den anderen Menschen nur so weit in den Blick, wie er als Mittel zum Zweck dem eigenen Interesse dienen kann. Dies egozentrische Streben zur Selbstbehauptung gegen Gott und Welt will keineswegs „böse" sein. Und doch sorgt die dahinter stehende Angst dafür, dass das Herz eines solchen Menschen (auch und gerade bei seinen vermeintlich „guten" Taten!) nicht wirklich beim Mitmenschen, sondern ganz bei sich selbst ist. Wer aber alles (direkt oder indirekt) für sich selbst tut – tut der jemals etwas Gutes? Das Streben nach Selbstsorge und Selbsterlösung hält den Menschen restlos gefangen. Es macht „selbstloses" Handeln unmöglich. Und dieser Bann wird erst durchbrochen, wenn ein Mensch im Glauben seiner Angst entledigt wird. Wird er um Christi willen gerechtfertigt und von aller Schuld freigesprochen, so hat Christus für ihn geleistet, was er selbst nicht vermocht hätte. Weil Gott für sein Heil sorgte, ist dem Menschen die Last der Sorge genommen. Weil Christi Verdienst ihm angerechnet wird, muss er nicht mehr nach verdienstvollen Werken streben. Eben dadurch aber wird er frei, wahrhaft „gute Werke" zu tun, weil er es nun nicht mehr auf das eigene Heil, sondern auf das Wohl seines Nächsten abgesehen hat. Es ist nicht mehr Angst, die ihn motiviert. Es ist nicht mehr Sorge, die ihn treibt. Seine Interessen sind in Christi Händen gut aufgehoben. Und eben deshalb kann der Gerechtfertigte mit ungeteiltem Herzen bei dem Mitmenschen sein, der ihn gerade braucht. Er muss für sein Seelenheil nichts mehr tun und hat genau darum die Hände und den Kopf frei, um dem Nächsten zu dienen – aus purer Dankbarkeit. Denn er kann sagen: ***„Ich möchte gern so sein, wie Gott mich haben will, weil er mich so behandelt, als wäre ich schon so."*** ( H. Frank )

## Ansatz bei der Menschwerdung

Jesus Christus, der menschgewordene Sohn Gottes, hat sich den Armen, Kranken und Verachteten in besonderer Weise zugewandt, ja er ist selbst einer der „Mühseligen und Beladenen" geworden. Auch in Mt 25 identifiziert er sich mit den Rechtlosen und Ausge-

stoßenen, so dass ein Christ damit rechnen kann, dass ihm in der Gestalt bedürftiger Mitmenschen Christus selbst gegenübertritt. Er weint mit den Weinenden und leidet mit den Leidenden. Dass das aber ethische Konsequenzen hat, liegt auf der Hand:

***„Wenn aber der Menschensohn kommen wird in seiner Herrlichkeit, und alle Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Thron seiner Herrlichkeit, und alle Völker werden vor ihm versammelt werden. Und er wird sie voneinander scheiden, wie ein Hirt die Schafe von den Böcken scheidet, und wird die Schafe zu seiner Rechten stellen und die Böcke zur Linken. Da wird dann der König sagen zu denen zu seiner Rechten: Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbt das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt! Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mir zu essen gegeben. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mir zu trinken gegeben. Ich bin ein Fremder gewesen, und ihr habt mich aufgenommen. Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet. Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht. Ich bin im Gefängnis gewesen, und ihr seid zu mir gekommen. Dann werden ihm die Gerechten antworten und sagen: Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und haben dir zu essen gegeben, oder durstig und haben dir zu trinken gegeben? Wann haben wir dich als Fremden gesehen und haben dich aufgenommen, oder nackt und haben dich gekleidet? Wann haben wir dich krank oder im Gefängnis gesehen und sind zu dir gekommen? Und der König wird antworten und zu ihnen sagen: Wahrlich, ich sage euch: Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan."*** ( Mt 25,31–40 )

## Eschatologischer Ansatz

Die gesamte Verkündigung Jesu hat ihre Mitte im kommenden Reich Gottes, das in der Person Jesu anbricht. Die gegenwärtige Herrschaft Satans ist darum für Jesus ein vergehendes Zeitalter, die Zukunft wird ganz dem Reich Gottes gehören, und die Gegenwart birgt für seine Jünger die Herausforderung, schon jetzt im Lichte des kommenden Tages zu leben. Durch den Glauben „neu geboren" sind sie doch schon „neue Menschen"! Wie können sie da leben als wären sie noch unter der Sünde? Sie sind von Christus zur Freiheit berufen! Wie können sie da leben als trügen sie noch Fesseln? Satan ist entmachtet! Wie kann man ihm da noch gehorchen? Die Welt befindet sich für Jesus im unmittelbaren Übergang. Von seinen Jüngern aber fordert er, nicht mehr nach den Regeln der vergehenden Welt zu leben, sondern schon nach den Regeln der kommenden. Jesus preist alle „selig", die jetzt schon in großer Sehnsucht auf das vorgreifen, was Gottes Reich bringt. Denn mit den Füßen noch auf der alten Erde lebend sind sie doch mit dem Herzen schon in Gottes kommender Welt und nehmen auch in ihrem Handeln vorweg, was dort gelten wird. Sie scheinen dadurch „welt - fremd". Aber genau das ist ihre Stärke: Sie versagen dem Alten die Unterwerfung und machen ihr Bürgerrecht geltend im Reich Gottes. Um der Tugenden willen, die daraus entspringen, rechnet Jesus sie zu den Gewinnern, denen er das Heil zuspricht:

***„Selig sind, die da geistlich arm sind; denn ihrer ist das Himmelreich. Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden. Selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Erdreich besitzen. Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden. Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig sind, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen. Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen. Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn ihrer ist das Himmelreich. Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übles***

*gegen euch, wenn sie damit lügen. Seid fröhlich und getrost; es wird euch im Himmel reichlich belohnt werden. Denn ebenso haben sie verfolgt die Propheten, die vor euch gewesen sind."* ( Mt 5,1–12 )

### Asketischer Ansatz

Der asketische Ansatz christlicher Ethik stützt sich auf die Einsicht, dass die Liebe zur Welt, zum Geld, zur Macht und zum irdischen Glück immer in Konkurrenz gerät mit der Liebe zu Gott. Die Hinwendung zu Gott kann oft nur vollzogen werden als Abkehr von der Welt, denn wer von der Welt, ihren Zwängen, ihren Reizen, und ihren Gesetzmäßigkeiten nicht frei wird, wird nicht frei sein für Gott. Niemand kann zwei Herren dienen. Niemand kann dem Ruf in die Jüngerschaft mit halbem Herzen folgen. Darum hat die Ethik der Askese als einer Loslösung von falschen Bindungen immer einen Ort im Christentum gehabt. Mit den Worten Jesu gesagt: *„Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert. Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folgt mir nach, der ist meiner nicht wert. Wer sein Leben findet, der wird's verlieren; und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden."* ( Mt 10,36–39 ) Der Christ soll Besitztümer und Beziehungen haben „als hätte er sie nicht", und soll ihnen gegenüber stets innere Freiheit wahren. Die Leidenschaften des alten Adam müssen absterben, wenn der neue Mensch wachsen soll. Und daher haben das Fasten, das Verzichten, die Enthaltsamkeit, die Keuschheit, die Heiligung und der Weg in die Einsamkeit in der Ethik des Christentums stets eine wichtige ( gegenwärtig sehr vernachlässigte ) Rolle gespielt. *„Habt nicht lieb die Welt noch was in der Welt ist. Wenn jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters. Denn alles, was in der Welt ist, des Fleisches Lust und der Augen Lust und hoffärtiges Leben, ist nicht vom Vater, sondern von der Welt. Und die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes tut, der bleibt in Ewigkeit."* ( 1.Joh 2,15–17 )

### Ansatz „What would Jesus do?"

Was würde Jesus tun? Die Frage ist gemeint als Handlungsanweisung für alle Lebenslagen: Du bist in einer schwierigen Situation? Du musst Entscheidungen treffen? Dann frage dich, was Jesus in diesem Moment tun würde. Und wenn du weißt, was er täte, dann mache es genau so. Folge seinem Beispiel, denn wenn du handelst, wie Jesus handeln würde, dann kannst du damit nicht falsch liegen! Man muss zugeben: Das ist auf den ersten Blick ein verblüffend einfaches und einleuchtendes Verfahren, um Entscheidungen herbeizuführen. Denn wer wäre ein besseres Vorbild als Jesus? Wenn Gottes Sohn zwischen „gut" und „böse" unterscheidet, dann irrt er sich nicht. Und wer sich konsequent in seinen Fußspuren bewegt – wer handelt, denkt und redet, wie Jesus handeln, denken und reden würde –, der kann dabei nicht fehlgehen. Die Frage „Was würde Jesus tun?" müsste uns also immer auf die richtige Spur führen. Doch gilt das nur, wenn wir die Frage auch zuverlässig beantworten können. Und das ist der Haken an der Sache. Denn die Faustregel „Tue, was Jesus jetzt tun würde" hilft nur weiter, wenn es mir gelingt, die Gestalt Jesu über die Jahrhunderte hinweg in meine eigene Situation hinein zu versetzen. Und das ist nicht so einfach. Um diesen gedanklichen „Transfer" hinzubekommen, muss man Jesus sehr gut kennen. Man muss in den Evangelien so weit bewandert sein, dass man „auswendig" weiß, auf welche Gegebenheiten Jesus wie reagiert hat. Man muss seine Motive und Beweggründe verstehen. Und man muss die Unterschiede in den kulturellen Rahmenbedingungen einkalkulieren.

Es kommt aber noch ein zweites Problem hinzu. Denn wenn ich mir vornehme, zu tun „was Jesus tun würde", berücksichtige ich nicht, dass zwischen ihm und mir gravierende Unterschiede bestehen. Und ob man die so einfach ignorieren darf, ist zumindest zweifelhaft: Kann ich, will ich, soll ich tun „was Jesus täte" – wenn ich doch nicht Jesus bin? Fehlen mir dazu nicht die Voraussetzungen? Sind seine Schuhe nicht zu groß, als das wir darin laufen könnten? Ich empfehle darum, den Grundgedanken des W.W.J.D. in etwas bescheidenerer Form zu übernehmen: Die allzu hypothetische Frage, was Jesus in meiner Lage tun würde, lässt sich übersetzen in die Frage, mit welcher Grundhaltung Jesus seinen Zeitgenossen begegnet ist. Und wenn sich zeigt, dass diese Grundhaltung gleichermaßen von großem Ernst und von großer Milde bestimmt war (Jesus sah die Menschen immer zugleich als die verlorenen Sünder, die sie waren, und als die Kinder Gottes, die sie werden sollten), dann kann man versuchen, aus der gleichen Grundhaltung heraus zu handeln. Und was ist mit der Forderung, stets zu tun, was Jesus täte? Wer es anmaßend findet, Jesus zu kopieren, der kann diese Forderung in einen etwas bescheideneren Appell übersetzen: Man tue immer nur das, was man guten Gewissens unter Jesu Augen tun kann!

# 123. Christliche Tugenden

Über den Glauben ist viel Rühmliches zu sagen. Denn das Verhängnis, das mit dem Sündenfall über den Menschen kam, wird durch den Glauben durchbrochen und überwunden. Das gilt im geistlichen Sinne, weil dem Glaubenden die Gerechtigkeit Christi zugerechnet wird. Es gilt aber auch im ethischen Sinne, weil der Glaube eine Wandlung im Wesen und im Verhalten des Menschen nach sich zieht: Die Gottebenbildlichkeit des Menschen, die durch die Sünde verlorenging, wird durch den Glauben wiederhergestellt. Und es wäre seltsam, wenn man das nicht an den Gedanken, Worten und Werken des Glaubenden merken könnte. Denn der mit Gott versöhnte Mensch muss nicht mehr sorgenvoll um sich selbst kreisen. Er erfreut sich christlicher Freiheit und nähert sich damit wieder seiner ursprünglichen Bestimmung. Er wird durch den Glauben immer mehr zu dem Ebenbild Gottes, das er von Anfang an sein sollte. Was aber heißt das konkret? Völlig missverstanden wäre „Gottebenbildlichkeit", wenn wir annehmen wollten, der Mensch würde Gott „ähnlich". Denn dann müsste er Gott auch ähnlich werden in seiner Macht, Allwissenheit, Ewigkeit und Vollkommenheit. Der Mensch käme dadurch nicht nur auf Augenhöhe mit seinem Schöpfer, sondern träte in Konkurrenz zu ihm! Es ist darum absurd, dass der Mensch Gott gleichen sollte wie eine Briefmarke der anderen. Und es ist auch gar nicht wünschenswert. Denn gerade der Wunsch „zu sein wie Gott" (1. Mose 3,5) war ja der Ursprung und die Verlockung der Sünde!
Was meint dann aber „Gottebenbildlichkeit"? Es kann nur bedeuten, dass der Mensch Gott (nicht gleicht, sondern:) entspricht, wie der Abdruck eines Siegels dem Siegel entspricht. Der Abdruck, der im weichen Wachs entsteht, ist ein genaues Ebenbild des metallenen Siegels, das den Abdruck erzeugt. Und dennoch entsprechen den Vertiefungen im Siegel nicht etwa Vertiefungen im Wachs, sondern Erhöhungen. Und den Erhöhungen im Siegel entsprechen im Wachs nicht Erhöhungen, sondern Vertiefungen. Der gottebenbildliche Mensch ist also keiner, der Gott gleicht, sondern einer, der Gott entspricht. Er kopiert Gottes Eigenschaften nicht, sondern passt sich ihnen an und spiegelt sie wieder. Wo Gott Raum fordert, da fällt es diesem Menschen nicht ein, den Raum für sich zu

beanspruchen. Wo Gott ihm aber Raum gewährt, da weigert er sich auch nicht, diesen Raum auszufüllen. Der gottentsprechende Mensch lässt Gott ganz Gott sein – und gewinnt dadurch die Freiheit, ganz Mensch zu sein. Denn durch den Glauben trifft er endlich den Ton, der mit Gott aufs Schönste harmoniert. Der Missklang zwischen Gott und Mensch endet, und das Geschöpf erreicht seine Bestimmung…
Die Anwendung dieses Gedankens in der Ethik drängt sich auf und soll im Folgenden ausgeführt werden, indem sieben mal aus je zwei Eigenschaften Gottes zwei christliche Tugenden abgeleitet werden. Dabei entstehen neben dem „Profil" Gottes das dazu völlig inkompatible Profil des sündigen Menschen – und das kompatible Profil des Gläubigen. Man kann im ersten Fall an Puzzleteile denken, die absolut nicht zueinander passen wollen, und im zweiten Fall an Puzzleteile, die sich perfekt ineinander fügen.

## 1. Gott, dem Schöpfer, kommen ALLMACHT und ALLGEGENWART zu.

Dem Sünder, der Gott **GLEICHEN** möchte, widerstrebt es aber, sein Leben einem anderen zu verdanken. Er will kein Schicksal zugewiesen bekommen, sondern möchte sich lieber selbst des Lebens und der Welt bemächtigen, um sie in den Griff zu bekommen und ihnen seinen Willen aufzuzwingen. Er möchte aus eigenem Besitz und von eigener Macht leben, will aus sich selbst und für sich selbst sein, denn er sieht sich selbst als Zweck, alles Andere aber nur als Mittel, das seiner Selbstbehauptung dienstbar werden soll.
Der Christ, der Gott **ENTSPRECHEN** möchte, empfängt sein Leben bewusst aus Gottes Hand, weiß sich bejaht, erhalten und geführt. Er kennt keinen „Zufall" und kein „blindes Schicksal", sondern weiß, dass er es in allem Harten und Zarten, in allem Schönen und Schweren, im Anfang und im Ende immer mit seinem Schöpfer zu tun hat. Er bejaht seine Abhängigkeit, um dort, wo es nötig ist, durch Passivität der Aktivität Gottes zu entsprechen. Es lässt es aber dort, wo Gott ihn befähigt und ermutigt, auch an Aktivität nicht fehlen.

Als christliche Tugenden erwachsen daraus **VERANTWORTUNG** und **HAUSHALTERSCHAFT**: Der Christ bemüht sich, mit den ihm anvertrauten Pfunden zu wuchern und seine Begabungen fruchtbar zu machen – im Sinne dessen, der sie ihm gegeben hat. Er weiß sich Gott verantwortlich für die ihm anvertraute Zeit, die ihm anvertrauten Menschen und Möglichkeiten. Er strebt danach, ein „Rohr und Mittel" zu sein, durch das Gottes Güte anderen Menschen zufließt. Er respektiert die Geschöpfe um ihres Schöpfers willen und hat Ehrfurcht vor dem Leben. Alle Geschöpfe sind ihm Brüder und Schwestern. Er selbst aber strebt danach, ein nützliches Werkzeug in Gottes Hand zu sein, und stellt sich jeder Aufgabe, die Gott ihm vor die Füße legt.

## 2. Gott, dem Gesetzgeber, kommen AUTORITÄT und GERECHTIGKEIT zu.

Der Sünder, der Gott **GLEICHEN** möchte, will nicht der Gesetzgebung und Weisung eines anderen unterliegen. Er möchte gern selbst bestimmen, was für „gut" oder „böse" zu halten ist. Um Gottes Gebot nicht folgen zu müssen, behauptet er, Gottes Wille sei unerkennbar, unklar oder stark auslegungsbedürftig. Er relativiert den Maßstab, der ihn der Sünde überführt, und stellt sich taub, damit sein eigener Wille Gesetz sei. Besser, das Leben hätte keinen Sinn, als einen, der ihm nicht gefällt!

Der Christ, der Gott **ENTSPRECHEN** möchte, kennt die Ordnungen, die Gott seiner Schöpfung auferlegt hat. Und er beugt sich der Autorität, die ihm darin begegnet. Er versucht nicht selbst zu bestimmen, was als „gut" oder „böse" gelten soll, sondern erkennt in Gottes Wille und Gebot den Maßstab, an dem sein Leben gemessen wird. Er nimmt Gottes Weisung an.
Als christliche Tugenden erwachsen daraus **EINWILLIGUNG** und **GEHORSAM**: Wer Gottes Autorität respektiert, willigt ein in das, was Gott bestimmt. Er lernt zu wollen, was Gott will, bejaht, was Gott bejaht, verneint, was Gott verneint, und beugt sich den Maßstäben, die Gott vorgibt. Er strebt nach der Gerechtigkeit, Disziplin und treuen Gefolgschaft, die der engsten Gemeinschaft mit Gott entsprechen. Er weiß, dass er nicht zwei Herren dienen kann, und verneint darum jede Autorität, die mit der Autorität Gottes in Konkurrenz tritt. All seine Wünsche lässt er einmünden in die Worte Jesu im Garten Gethsemane: ***„Vater ... nicht mein, sondern dein Wille geschehe!"*** (Lk 22,42)

**3. Gott, dem Offenbarenden, kommen WEISHEIT und WAHRHAFTIGKEIT zu.**

Der Sünder, der Gott **GLEICHEN** möchte, will klug werden durch seine eigene Vernunft. Er möchte sich der Welt und auch Gottes durch Erkenntnis bemächtigen, will die Wahrheit allein dem Urteil seiner Vernunft unterwerfen und nur gelten lassen, was seine Sinne geprüft haben. Auch Gott soll sich vor des Menschen Vernunft legitimieren. Wo das aber nicht geschieht, hält er sich Gott vom Leib, indem er seine Zweifel pflegt.
Der Christ, der Gott **ENTSPRECHEN** möchte, strebt nach Wahrheit, Klarheit und Erkenntnis. Er verachtet auch nicht Vernunft und Wissenschaft. Doch den eigentlichen Schlüssel zum Verständnis des menschlichen Daseins findet er in Gottes Wort. Weil sich ihm darin Gott erschließt, kann er sich und die Welt von der Intention des Schöpfers her verstehen. Aus Gottes offenbarendem Wort empfängt er die verbindliche Deutung seines Daseins und gewinnt Klarheit.

Als christliche Tugenden erwachsen daraus **WAHRHAFTIGKEIT** und **ZEUGNIS**: Wer seine Vernunft von dem erleuchten lässt, der selbst die Wahrheit ist, wird danach streben, in der Wahrheit zu leben und der Verbreitung der Wahrheit zu dienen. Er ist wahrheitsliebend und verlässlich, aufrichtig und offen, will aber stets nur wissen, was Gott ihn wissen lässt. Er sucht die Weisheit Gottes, aber nicht die Klugheit dieser Welt. Er lernt die Welt und den Mitmenschen mit Gottes Augen zu sehen. Und er bekennt sich ohne Scheu zu der Wahrheit, die ihn überwunden hat. Indem er sie weitersagt, gewinnt er Anteil an der Sendung Jesu und am Werk des Heiligen Geistes.

**4. Gott, dem Richter, kommen STRENGE und ALLWISSENHEIT zu.**

Der Sünder, der Gott **GLEICHEN** möchte, hat das Bedürfnis, sich zu behaupten. Er ist voller Geltungsdrang, Stolz und Egozentrik. Und weil er erhobenen Hauptes vor Gott und der Welt bestehen möchte, leugnet er jedes Versagen, prahlt mit seiner Tüchtigkeit, rechtfertigt sich selbst und richtet seine eigene Gerechtigkeit auf. Er zweifelt an der Kompetenz jedes Richters – und will auch Gott gegenüber Recht haben. Statt von Gott beurteilt zu werden, will er Gott vor die Schranken seines menschlichen Gerichts ziehen. Über alles will er urteilen, aber von niemandem beurteilt werden.

Der Christ, der Gott **ENTSPRECHEN** möchte, erfährt immer wieder, dass das Böse nicht nur in der Welt, sondern auch in ihm selbst mächtig ist. Er ist nicht, wie er nach Gottes Wille sein sollte. Und er kennt die schreckliche Konsequenz: Gott hat guten Grund, das Geschöpf zu verneinen, das durch sein Verhalten Gott verneint. Der Mensch erkennt sein Scheitern, gesteht seine Schuld und liefert sich vorbehaltslos dem Urteil Gottes aus.

Als christliche Tugenden erwachsen daraus **DEMUT** und **DIENSTBEREITSCHAFT**: Von der Wahrheit überwunden akzeptiert der Christ die Vernichtung seines Stolzes und das Scheitern all seiner Rechtfertigungsversuche. Er ist unentschuldbar und nimmt darum Gottes Urteil an. Er gibt sein Geltungsstreben preis und sucht keine Ausreden, sondern lässt Gott Recht haben. Er stimmt der Vernichtung des alten Adams zu, der mit Christus gekreuzigt wird und stirbt. Infolgedessen wird der Mensch fähig, sich zurückzunehmen und anderen Raum zu geben. Seine Selbstgerechtigkeit weicht dem tiefen Verständnis für alle Schuldigen und Gescheiterten. Der Hang zum Richten weicht der Bereitschaft zur Vergebung. Aus Härte wird Sanftmut und aus Stolz wird Demut. Der herrschen wollte, wird bereit zu dienen und vergisst sein Ego, um für andere da zu sein.

**5. Gott, dem Erlöser, kommen GÜTE und BARMHERZIGKEIT zu.**

Der Sünder, der Gott **GLEICHEN** möchte, hält wenig von Barmherzigkeit, weil er meint ihrer nicht zu bedürfen – und sie den Anderen nicht gönnt. Er nennt sich zwar selbst gut. Aber in seiner Güte ist stets Herablassung. Und Mitleid empfindet er als eine Kränkung der Schwachen, die solches Mitleid nötig haben. Er hasst das Gefühl, von der Nachsicht anderer abhängig zu sein, denn nicht Milde wünscht er, sondern die Anerkennung und Belohnung seiner Leistungen. Er will nicht gerettet, sondern bewundert werden, will lieber Hammer als Amboss sein und hält es für natürlich, dass jede seiner Taten (offen oder verdeckt) ein Akt der Selbstbejahung ist.
Der Christ, der Gott **ENTSPRECHEN** möchte, weiß, dass er sein Dasein nicht selbst rechtfertigen kann und erkennt im Evangelium den von Gott gewiesenen Ausweg aus seiner verzweifelten Lage. Er vertraut auf Jesus Christus, der für ihn starb und auferstand. An ihn hängt und klammert er sich mit aller Kraft und bei ihm sucht er Zuflucht. Denn nicht bei sich selbst oder in der Welt, sondern allein bei Christus findet er Gnade, Trost, Freiheit und offene Arme.

Als christliche Tugenden erwachsen daraus **BARMHERZIGKEIT** und **NÄCHSTENLIEBE**: Der Christ lebt von der Zuwendung Gottes, die sein zentrales Lebensproblem gelöst hat. Er ist trotz seines Versagens von Gott angenommen und damit nicht nur frei „von" seiner Sorge, sondern auch frei „für" den Mitmenschen. Statt sorgend um sich selbst zu kreisen, kann er sich selbstvergessen dem anderen zuwenden. Weil Gott ihn reich gemacht hat, kann er gelassen abgeben. Weil er Gottes Liebe empfing, kann er Liebe üben. Und weil er Barmherzigkeit erfuhr, kann er selbst barmherzig sein. Er braucht nicht mehr das Gefühl, ein Sieger zu sein, sondern kann sich als Gescheiterter an die Seite der Gescheiterten stellen. Gottes Erbarmen hat ihn erreicht wie eine große Welle, die ihn mitnimmt und in die große Bewegung hineinreißt, mit der Gott seinen Geschöpfen zu Hilfe eilt.

**6. Gott, dem Geist, kommen HEILIGKEIT und VOLLKOMMENHEIT zu.**

Der Sünder, der Gott **GLEICHEN** möchte, kann und will das Heilige nicht vom Profanen unterscheiden, interessiert sich auch nicht dafür, sondern sucht seinen Vorteil und sein Vergnügen auch im Schmutz. Er mag auf nichts verzichten, was Spaß macht, und lässt nichts aus, was einen Kitzel verspricht. Aus Angst, etwas zu verpassen, wühlt er sich bedenkenlos auch ins Morbide und Perverse hinein.
Der Christ, der Gott **ENTSPRECHEN** möchte, weiß sich von Gott angenommen und bemüht sich, ein dementsprechendes Leben zu führen, indem er Herz und Hände „heiligt", sich an Christus bindet, ihm folgt und für ihn einsteht. Er gibt dem Geist Gottes Raum in seinen Gedanken, Worten und Werken. Und er hält sich zur Gemeinschaft der Kirche, die ihn dabei stärkt und stützt.

Als christliche Tugenden erwachsen daraus **HEILIGUNG** und **ENTHALTUNG**: Der Christ ist der Verstrickung in die „Welt" entnommen und von Gott zu Besserem berufen. Er hat eingewilligt in den Untergang des „alten Adams" und hat sein Selbst an Gott verloren, damit künftig Gottes Geist ihn erfülle und erneuere. Ein Tempel des Heiligen Geistes soll er sein! Damit dieser Tempel aber nicht immer neu besudelt wird, gehört zum Glauben auch Disziplin. Obwohl der Christ sich an den guten Gaben der Schöpfung freut, achtet er doch darauf, ihnen nicht zu verfallen. Um sich zu heiligen, kann er verzichten.
Um rein zu bleiben, kann er zum Unreinen Distanz halten. Und auch wo er dankbar besitzt und genießt, ist er stets bereit loszulassen. Er hat die Dinge, „als hätte er sie nicht". Doch tut er's eben nicht mit saurer Miene, sondern in der freudigen Absicht, Gott immer mehr Raum zu geben. Er strebt nach einer Keuschheit der Seele, die sich um Gottes willen des Gottwidrigen enthalten und „Nein" sagen kann.

**7. Gott dem Vollender, kommen UNVERÄNDERLICHKEIT und TREUE zu.**

Der Sünder, der Gott **GLEICHEN** möchte, behauptet auch verlässlich zu sein. Doch tatsächlich schwankt er ständig zwischen Überheblichkeit und Verzweiflung. Er bläst sich gern auf und will sich gegen Gott und die Welt behaupten. Wenn aber zutage tritt, dass er dabei seine Möglichkeiten überschätzt, fällt er in Verzweiflung und Resignation. Er kennt nur die Hoffnung, die sich auf seine eigenen Kräfte stützt – und ist darum gerade in seinen hellsten Momenten unsicher. Denn kann er nicht Gott sein, so will er gar nichts sein. Und muss er untergehen, so soll mit ihm alles untergehen.
Der Christ, der Gott **ENTSPRECHEN** möchte, weiß, dass Gottes Liebe immer das letzte Wort haben wird. Darum ist seine Hoffnung unverwüstlich inmitten von Leid und Tod, Schmerz und Schuld. Diese Mächte bedrängen den Christen zwar, aber er kann ihnen zuwider leben. Denn er weiß um ihre Überwindung am Jüngsten Tag. Er ersehnt die Erfüllung der göttlichen Verheißungen mit brennender Geduld und lebt darum schon heute im Licht des kommenden Tages.

Als christliche Tugenden erwachsen daraus **ZUVERSICHT** und **RESISTENZ**: Der Christ gründet seine Hoffnung nicht auf die eigene Kraft, sondern auf die Treue Gottes. Weil die aber unbegrenzt ist, ist es auch die Hoffnung des Christen. Er weiß, dass Gott alles kann, was er will, und darum unfehlbar tun wird, was er verheißen hat. Gottes Wille ist unüberwindlich. Darum können auch dem Christen niemals der Trost, der Mut oder die

Zuversicht ausgehen. Weil bei Gott nichts unmöglich ist, gibt es für den Christen keine aussichtslosen Situationen. Und da er von der Menschheit nichts erwartet, lässt ihn das Versagen der Menschheit auch nicht resignieren. Er hofft und betet für alle, die das Hoffen und Beten aufgegeben haben. Und er widersetzt sich den Spielregeln des vergehenden Äons, um schon heute nach den Spielregeln des Reiches Gottes zu leben. Weil er teilhat an der Auferstehung Jesu Christi, ist er mitten im Tode vom Leben umfangen.

# 124. Nächstenliebe

Ich kannte einmal eine alte Frau, die war eine sehr misstrauische Person. Sie vermutete auch hinter einem freundlichen Gesicht stets böse Absichten. Und infolgedessen traute sie nur wenigen Menschen über den Weg. Ich wollte sie ermuntern, ihren Argwohn abzulegen und ein wenig offener auf die Menschen zuzugehen. Doch sie antwortete stets mit ein und demselben Satz: „Man kann den Menschen immer nur **vor** den Kopf schauen". Das sollte heißen: Man schaut ihnen nicht hinter die Stirn. Man schaut nicht in den anderen hinein. Und mag er noch so freundlich reden – seine wahren Gedanken bleiben dennoch verborgen...
Man kann sich vorstellen, dass der Umgang mit dieser Frau nicht einfach war. Denn Misstrauen ist kein sympathischer Wesenszug. Und doch: Sollte man die Frau deswegen verurteilen? Vielleicht war sie durch bittere Erfahrungen dahin gekommen, überall menschliche Abgründe zu vermuten. Vielleicht war sie erst durch unzählige Täuschungen und Enttäuschungen so geworden. Vielleicht war sie einmal zu oft auf die schöne „Fassade" und die schönen Worte eines Menschen hereingefallen. Kann man verlangen, dass so ein Mensch wieder vertrauensselig wie ein Kind auf andere zugehen soll? Gibt es eine Rückkehr zur Naivität? Nein. Gerade als Pfarrer konnte ich dergleichen nicht empfehlen. Denn schließlich zeichnet auch die Bibel ein sehr nüchternes Bild vom Menschen. Auch die Bibel rechnet damit, dass sich hinter der Maske unserer Wohlanständigkeit „Abgründe" verbergen. Keiner ist „gut", sagt die Bibel, auch nicht einer (Röm 3,9–12!). Wenn das aber stimmt – haben wir dann nicht Grund, misstrauisch zu sein gegen jedermann? In der Tat: Ich meine, dass jene alte Frau in ihrem Argwohn nicht „zu weit" ging. Aber ich denke, dass sie nicht „weit genug" gegangen ist. Denn der christliche Glaube lehrt, am anderen Menschen nicht nur zwei, sondern drei „Schichten" zu unterscheiden:

♦ Die erste Schicht ist unsere „Fassade". Es ist der schöne Schein. Es ist die Maske, die jeder Mensch trägt, um bei den anderen einen möglichst imposanten, respektablen oder sympathischen Eindruck zu hinterlassen. Diese Maske zeigt, wie der Mensch gern wäre, bzw. wofür er gern gehalten würde. Mehr aber auch nicht. Denn die erste Schicht ist natürlich nicht das wahre Gesicht eines Menschen. Und nur ein Dummkopf lässt sich davon täuschen.

♦ Hinter der glänzenden Fassade steht nämlich wirklich ein Sünder. Hinter unserer Maske verbergen wir Missgunst und Egoismus, Bequemlichkeit und Neid, Eitelkeit und Schwäche. Und wer das von sich selbst weiß, darf getrost von sich auf andere schließen. Denn „Schein" und „Sein" fallen auch bei den anderen auseinander. Auch die anderen sind innerlich viel jämmerlicher als sie nach außen hin zugeben. Insofern hatte jene alte Frau also durchaus Recht. Nur ging sie nicht weit genug. Denn wenn wir unseren Mit-

menschen durchschauen, seine Maske herunterreißen und es dabei bewenden lassen, dann sind wir erst den halben Weg gegangen! Versteckt unter der zweiten Schicht gibt es nämlich noch eine dritte:

♦ Hinter seiner schönen Maske ist unser Mitmensch ein Schuft, ein Schwächling und Sünder – o, ja! Aber tief drinnen in dem Sünder steckt auch noch das Kind Gottes, das dieser Mensch ursprünglich war, und das zu sein er immer noch berufen ist. Denn Gott hat nicht aufgehört, dieses Kind zu lieben. Vielleicht ist es inzwischen hässlich, verkrümmt und verzerrt. Vielleicht ist es durch die eigene Schuld beschmutzt und durch Bosheit entstellt. Vielleicht ist die Signatur des Schöpfers kaum mehr zu erkennen. Und doch ist dieser Mensch immer noch dazu bestimmt, ein Ebenbild Gottes zu werden.

Mag sein, dass er selbst das nicht weiß – und auch nichts davon wissen will. Dennoch muss **mir**, wenn ich mit einem Menschen zu tun bekomme, auch seine Bestimmung bewusst sein. Ich muss immer alle drei „Schichten" kennen und berücksichtigen. Denn wie sollte ich einem Menschen gerecht werden, wenn ich ihn einzig und allein auf seine Maske oder auf seine Sünde hin ansprechen wollte? Wie sollte ich jemandem gerecht werden, wenn ich das Wichtigste an ihm nicht wahrnehme? Es ist das Vorrecht der Kinder, an ihren Mitmenschen nur die erste Schicht zu sehen. Denn sie verstehen noch nichts von der Kunst der Verstellung. Kinder dürfen naiv sein. Ein Erwachsener aber, der an den anderen nicht mehr sieht als nur die Fassade, ist ein Schaf. Es zeugt von kritischem Verstand, wenn jemand neben der ersten auch die zweite Schicht zu sehen vermag. Denn einem nachdenklichen Menschen bleiben die Abgründe der Seele nicht verborgen. Er kennt sich selbst – und lässt sich darum auch von den anderen nicht so leicht täuschen. Nur: Wie kann so ein Mensch der Menschenverachtung, dem Argwohn und dem Zynismus entgehen? Wie kann er, wenn er die dunklen, verborgenen Seiten der Menschen kennt, diese Menschen dennoch respektieren? Kann der Klarsichtige etwa zur Naivität zurückkehren? Nein. Kein Weg führt zurück. Aber ein Weg führt voran. Wenn ich nämlich im Lichte des Evangeliums am anderen auch die dritte Schicht entdecke: Verborgen unter viel Schauspielerei, verborgen unter viel Schmutz, ist mein Mitmensch auch noch Gottes Kind. Trotz allem, womit er sich selbst entwürdigt, gilt ihm immer noch die Liebe Gottes. Diese Liebe verleiht ihm Würde. Und solange ich von dieser Liebe weiß, werde ich den Menschen nicht hassen können. Vielmehr werde ich ihn illusionslos und trotzdem liebevoll anschauen, wie Gott es auch tut. Ja: Glauben heißt, den Mitmenschen mit Gottes Augen sehen. Ihn aber mit Gottes Augen sehen, heißt, ihm helfen wollen.
Ich muss deswegen nicht billigen, was der andere tut. Doch solange Gott nach diesem Menschen fragt, habe ich kein Recht, ihn zu verachten. Ich muss seine Fehler nicht beschönigen und nicht entschuldigen. Doch weil Christus ihn erlösen will, kann ich ihn nicht verdammen. Er bleibt trotz allem Gottes Kind. Und wenn ich ihn so sehe, werde ich ihn auch entsprechend behandeln. Denn „Glauben" heißt, dem Beispiel Jesu zu folgen. Und Jesus hat, wo immer er es mit Menschen zu tun bekam, versucht, das Gotteskind in ihnen zu Tage zu fördern. Natürlich nimmt Jesus die Menschen zuerst in der Rolle wahr, die sie nach außen hin spielen. Aber er fällt auf ihr Rollenspiel nicht herein. Durch alle Masken hindurch sieht Jesus den stolzen und verstockten Sünder in ihnen. Er entschuldigt nichts von dem, was er sieht. Aber er verachtet sein Gegenüber auch nicht. Er lehnt

die Sünde ab. Aber er lehnt deswegen den Sünder nicht ab. Denn Jesu Blick reicht noch einmal „tiefer".

Der Mensch mag seine gute Bestimmung noch so sehr entstellt, vergraben und verschüttet haben – Jesus verliert sie dennoch nicht aus dem Blick. Jesus sieht, wie Gott diesen Menschen gemeint hat. Und er kann darum auch die annehmen, die sich selbst für unannehmbar halten. Ja: Jesus spricht die Menschen auf ihre dritte, ihre verborgenste Dimension an. Er behandelt sie nicht nach dem schönen Schein, den er durchschaut. Er behandelt sie auch nicht als die Sünder, die sie tatsächlich sind. Sondern er behandelt sie als die künftigen Kinder Gottes, die sie werden sollen. Und nur so ist es zu erklären, dass die Menschen sich von Jesus zugleich „durchschaut" **und** „angenommen" fühlten. Viele haben das damals als heilsam erfahren. Und genauso heilsam ist es auch heute, wenn es uns gelingt, dem Vorbild Jesu zu folgen und unseren Mitmensch mit Gottes Augen anzuschauen. Wir betrachten ihn dann nicht als den Erfolgsmenschen, der er zu sein vorgibt. Und auch nicht als den schäbigen Sünder, der er tatsächlich ist. Sondern wir versuchen, in ihm das Ebenbild und das Kind Gottes zu sehen, das zu werden er berufen ist.

Wenn mir das gelingt, dann sehe ich nicht mehr die geschwätzige Nachbarin, die mir auf die Nerven geht – sondern ich sehe ein einsames Geschöpf, das dem Schöpfer am Herzen liegt. Ich sehe dann in dem Bettler an der Haustür nicht mehr den sozialen Bodensatz, sondern sehe in ihm einen Bruder, für den Christus sein Blut vergossen hat. Und selbst wenn mir ein tyrannischer Vorgesetzter gegenübertritt, so sehe ich auch in ihm ein Kind Gottes, das zur Gemeinschaft mit dem Vater berufen ist.

Die neue Perspektive verändert dann mein Verhältnis zu diesen Menschen. Und sie verändert auch mein Verhalten. Denn schaue ich erst einmal durch Gottes Augen, so ist es plötzlich ganz unwichtig, ob ein Mensch meiner Liebe wert ist, ob mir seine Nase gefällt und ob er meine kleinen Pläne stört. Entscheidend ist dann nur noch, dass ihm Gottes Liebe gilt. Schaue ich mit Gottes Augen in die Welt, so beginne ich zu bejahen, was Gott bejaht, zu achten, was er achtet, und zu lieben, was er liebt. Dann ist jeder Mensch geadelt dadurch, dass Gott ihn gewollt hat. Und jeder ist kostbar, weil Gott ihn in der Schar der Erlösten nicht missen will. Kann ich auch nur einen von denen verfluchen, die Gott doch segnen will? Kann mir irgendeiner gleichgültig sein, wenn er Gott nicht gleichgültig ist? Kann ich feindselig sein, wenn Christus dieses Menschen Freund sein will? Nein. Und darum hat jene alte Frau am Ende doch Unrecht. Es stimmt zwar, dass unser natürliches Auge dem Mitmenschen „immer nur **vor** den Kopf schauen" kann. Der Glaube aber sieht den Mitmenschen mit Gottes Augen. Und er geht damit über den berechtigten Argwohn noch einen Schritt hinaus. Er sieht noch einmal tiefer. Und er bringt dadurch ein Kunststück zuwege, das ansonsten unmöglich wäre: Durch den Glauben können wir die Menschen lieben, ohne uns Illusionen über sie zu machen.

# 125. Treue

Muss man erklären, weshalb die Treue zu den Tugenden zählt? Eigentlich dürfte das überflüssig sein. Denn überall wo Treue fehlt, sehen wir Scherbenhaufen entstehen. Wo Treue fehlt, da scheitern nicht nur Ehen, Familien und Freundschaften, sondern auch Firmen, Parteien und Staaten. Wir haben täglich vor Augen, welcher Schaden und welche Schmerzen aus Untreue erwachsen. Und wenn man sich dann klar macht, dass ohne Treue kein Vertrauen entsteht (die Worte sind eng verwandt!), und dass ohne Vertrauen keine menschliche Gemeinschaft funktioniert, dann kann man am Wert der Treue kaum zweifeln. Sie ist unverzichtbar. Doch wie verträgt sich diese Einsicht mit den Trends unserer schnelllebigen Zeit, die nach Veränderungen geradezu süchtig ist? Es gilt heute als normal, wenn junge Paare sich schon nach ein paar Monaten miteinander langweilen – über eine rasche Trennung wundert sich niemand mehr. Doch wenn ein Ehepaar 50 Jahre zusammenbleibt, wird ihm diese Treue geradezu als Phantasielosigkeit ausgelegt. Treue gilt als spießig. Treue ist unflexibel. Sie hat den Geruch von Enge und Pflichterfüllung an sich und ist daher bei jungen Leuten etwa so populär wie Ordnung und Pünktlichkeit.

Doch wenn man Treue einfach nur „altmodisch" findet – hat man dann wirklich bedacht, was sie ihrem Wesen nach ist? Trifft man den Kern der Sache, wenn man Treue mit Stillstand gleichsetzt? Und vergisst man dabei nicht vielleicht, was man selbst der Treue anderer Menschen verdankt – z. B. der treuen Fürsorge der Eltern? Führt man sich nur vor Augen, wie oft man selbst auf die Treue anderer angewiesen war, so entdeckt man, dass Treue etwas sehr Kostbares ist. Wenn es sie nicht gäbe, wäre menschliche Gemeinschaft gar nicht möglich. Denn Treue ist die Bereitschaft, beständig zu sein im Denken, im Reden und im Tun. Es ist die Entschlossenheit eines Menschen, den Posten nicht zu verlassen, auf den er gestellt ist. Und das heißt zugleich: Treue ist die Bereitschaft, sich für andere Menschen berechenbar zu machen. Wer treu ist, lässt sich als stabile Größe in die Lebensplanung anderer einbauen. Er stellt sich sozusagen zur Verfügung als tragende Säule im Lebensgebäude seiner Mitmenschen. Er geht Verpflichtungen ein. Man kann auf ihn zählen. Man kann sich darauf verlassen, dass er heute noch derselbe ist, der er gestern war. Und man weiß, dass das Wort, das er heute gibt, ihn auch morgen noch bindet. Wer treu ist, der strebt danach, im Wandel der Zeiten mit sich selbst identisch zu bleiben.

Aber er tut das nicht etwa für sich! Er tut es nicht bloß, weil es ihm an Phantasie oder an Gelegenheit fehlte, sprunghaft zu sein. Sondern er tut es, weil er weiß, dass andere Menschen auf seine Verlässlichkeit angewiesen sind. Denn wie wäre menschliche Gemeinschaft denkbar ohne ein Mindestmaß an Verbindlichkeit? Wäre niemand dem anderen treu, könnte auch niemand dem anderen trauen. Ohne Vertrauen aber gibt es keine Gemeinschaft – und ohne Gemeinschaft keine Zukunft. Wenn wir also wollen, dass menschliches Leben von Generation zu Generation weitergegeben wird, so geht das nicht ohne Vertrauen. Und Vertrauen wächst nur, wenn wir zur Treue bereit sind. Ein Mensch muss bereit sein, sich als verlässlicher Baustein in die Lebensplanung eines anderen einbauen zu lassen. Denn wo man das nicht will oder kann, wo man Bindungen scheut und Treue belächelt, da ist die Gesellschaft ohne Zukunft. Der Mangel an Treue macht dann jede menschliche Beziehung zum unkalkulierbaren Risiko. Es gibt dann keine Zusage ohne Vorbehalt, keine Regel ohne Ausnahme, kein Versprechen ohne Hintertür. Untreue

wird zur Gewohnheit, und „Flexibilität" zum obersten Lebensprinzip. Die Grundlagen der menschlichen Gemeinschaft sind dann aber in Auflösung begriffen. Und über die zahllosen zerstörten Ehen, aus denen wenige oder keine Kinder hervorgehen, muss sich dann niemand mehr wundern. Denn ob es uns gefällt oder nicht: Treue ist eine Grundbedingung gelingenden Lebens....

Freilich: Wenn man das erkennt – wie schafft man es dann, treu zu sein? Es ist ja offenbar keine Naturgegebenheit, dass der Mensch die Kraft zur Treue hat. Der Mensch als solcher neigt eher zur Haltlosigkeit. Wenn das aber so ist, wo liegt dann die Quelle der Beständigkeit? Niemand kann fest stehen, wenn der Boden unter seinen Füßen schwankt. Niemand kann andere halten, wenn er selber fällt. Niemand kann verbindlich leben, ohne selbst zuverlässig gebunden zu sein. Und da kommt der christliche Glaube ins Spiel, weil er uns teilhaben lässt an der Festigkeit und Treue Gottes. Denn auf wen kann man sich stützen, wenn man selbst schwankt? Wer hat den langen Atem, der uns oft fehlt? Wer bliebe sich gleich, während die Jahrzehnte vergehen – wenn nicht Gott? Die Umwelt, in der wir leben, die Menschen, die wir kennen, und das Haus, das wir bewohnen – das alles verändert sich im Laufe der Jahre. Auch wir selbst bleiben nicht die, die wir früher einmal waren. Mit der Zeit verlieren wir Illusionen und gewinnen Erfahrungen, wir ändern unsere Ansichten und Gewohnheiten – von den Schwankungen der Gefühle gar nicht zu reden. Die Beständigkeit, die wir so nötig brauchen, kann darum nur von Gott kommen, der als einziger unwandelbar ist, und unserer menschlichen Treue das beste Vorbild gibt. Denn niemals wurde eine Liebe so hart geprüft, wie die Liebe Gottes zu seinen Geschöpfen. Wir können die Bibel aufschlagen, wo immer wir wollen – wir finden überall Belege dafür: Gottes Volk ist ungehorsam, murrt und zweifelt – doch Gott lässt sich nicht beirren. Gottes Volk dient fremden Götzen, es bricht den Bund, es missachtet die Propheten, es tanzt um das Goldene Kalb, es kreuzigt den Messias – aber Gott lässt sich nicht beirren. Gott wird tausendmal enttäuscht – und doch nimmt er seine Verheißungen nicht zurück. Er wird tausendmal gekränkt – und doch weicht er keinen Zentimeter von seiner Position. Er hält seinem Volk die Treue. Denn Gott ist der Inbegriff der Geduld und der Beharrlichkeit – er ist sozusagen die Beständigkeit in Person.

Wenn er uns nun aber hält und verankert und unsere Füße auf festen Boden gründet – sollten wir dann nicht den Mut finden, auch unsererseits in zwischenmenschlichen Beziehungen geduldig, verlässlich und beharrlich zu sein? Wohl stimmt es, dass auf Erden nur der Wandel beständig ist. Auf nichts Irdisches ist Verlass. Wenn aber Gott sich treu bleibt und uns treu bleibt – kann er dann nicht von uns dasselbe erwarten? Wenn er an seinen Zusagen festhält – können wir dann nicht den Mut haben, es unsererseits auch zu tun? Es sollte eigentlich möglich sein. Es ist zumutbar. Denn Gott fordert von uns ja nur die Beständigkeit, von der wir selbst wissen, dass sie uns und unseren Familien gut tut. Gott hat nur deshalb ein so großes Interesse an der Stabilität unserer Beziehungen, weil er weiß, dass wir dieser Stabilität bedürfen. Gott weiß, dass jeder von uns Menschen braucht, auf die er sich blind verlassen kann. Und er möchte, dass wir diese Menschen finden. Ein treuer Mensch zu sein, ist darum nicht nur eine Tugend oder Gabe, sondern zugleich Gottes nachdrückliche Forderung an jeden von uns.

# 126. Demut

Die Demut ist das Aschenputtel unter den Tugenden. Denn der Respekt, der anderen Tugenden gezollt wird, bleibt ihr gewöhnlich versagt. Barmherzigkeit, Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit werden allgemeine anerkannt. Sie gelten als erstrebenswert. Aber Demut? Was soll das überhaupt sein? Kaum jemand kann mit diesem Begriff etwas Positives verbinden. Denn allzu schnell wird „Demut" mit „Demütigung" in Zusammenhang gebracht: Wenn ein Mensch den anderen „demütig", dann würdigt er ihn herab, verletzt seine Ehre, macht ihn verächtlich, bestreitet seinen Wert und erniedrigt ihn. Daran ist wahrlich nichts Positives. Und wenn Demut darin bestünde, sich das selbst anzutun – sich also selbst zu demütigen – dann müsste man sie eher zu den Geisteskrankheiten rechnen als zu den Tugenden. „Warum soll ich mich selbst demütigen?" fragt der Mensch „das tun doch schon die anderen!" So ist die Demut zum Aschenputtel unter den Tugenden geworden. Und wer trotzdem der Frage nachgehen will, was „Demut" meint, beginnt am besten mit einem weniger belasteten Begriff, wie z.B. dem der „Bescheidenheit": Wenn ein Mensch sich mit seinen Leistungen nicht in den Vordergrund drängt, nicht auf Lob aus ist, nicht prahlt und sich nicht aufbläst, dann nennt man ihn „bescheiden". Denn er verzichtet auf Hochmut, Eitelkeit, Arroganz und Angeberei. Der Bescheidene nimmt sich selbst zurück. Er lässt die anderen gern im Mittelpunkt stehen, lässt ihnen Raum und freut sich an der Anerkennung, die sie finden, ohne sie ihnen zu neiden. Es ist sehr angenehm, mit solchen Leuten zu tun zu haben. Doch wer ihre Zurückhaltung zur Nachahmung empfiehlt und anderen Menschen eine bescheidene Haltung nahelegt, der erntet nicht nur Zustimmung. Denn das bescheidene Auftreten, das uns bei anderen gefällt, erscheint uns nicht ebenso passend – für uns selbst. Etwas in uns sperrt sich, wenn man uns „Demut" abverlangt.

Denn warum soll der Mensch auf erbrachte Leistungen nicht stolz sein dürfen? Wenn einer Begabungen hat, warum soll er dann so tun, als hätte er sie nicht? Warum soll der Tüchtige sich selbst verkleinern und an sich selbst verächtlich machen, was doch nicht verachtenswert ist? Wenn ein Lump sich als Edelmann ausgibt ist das Heuchelei. Aber wenn ein Edelmann sich als Lump ausgibt – ist das dann nicht auch Heuchelei? Wär's demnach nicht besser, wenn ein jeder sich so gäbe, wie es seinen tatsächlichen Leistungen und seinem Rang entspricht? Ein Taugenichts und Lump, der nichts ist und nichts kann, der soll bescheiden auftreten – denn er hat Grund dazu. Der Tüchtige dagegen, soll die Früchte seines Fleißes durchaus zeigen, denn er hat die Anerkennung, die ihm zuteil wird, tatsächlich verdient. „Ehre, wem Ehre gebührt" – so könnte man diese Haltung zusammenfassen, die nicht nur gerecht, sondern auch vernünftig erscheint. Denn wenn die Klugen und die Tüchtigen sich aus lauter Bescheidenheit immer vornehm zurückhielten, wer würde dann in unserer Gesellschaft den Ton angeben? So kann, wer das zuende denkt, zu dem Ergebnis kommen, die Tugend der „Demut" eigne sich vor allem für die Menschen, die ohnehin nichts haben, worauf sie stolz sein könnte. Aber kann man das dann noch eine „Tugend" nennen?

Schwerlich. Und daran wird sichtbar, dass der skizzierte Gedankengang auf einem Missverständnis der traditionellen Tugendlehre beruht. Denn weder ist Demut der krankhafte Versuch, sich selbst herabzuwürdigen. Noch ist sie eine vornehme Heuchelei. „Es ist nicht Demut, wenn einer leugnet, die Gaben zu haben, die Gott ihm gegeben hat", sagt Martin Luther. Was aber ist Demut dann? Ich meine, wahre Demut besteht darin, die

eigenen Begabungen und Leistungen weder größer noch kleiner erscheinen zu lassen als sie sind, sich dabei aber diese Begabungen und Leistungen nicht selbst zuzuschreiben und zugute zu halten, sondern sie dem zugute zu halten, der sie gegeben und ermöglicht hat. „Ich bin nur ein kleines Kabel", sagte Mutter Teresa einmal „Gott ist der Strom." Und genau in dieser Unterscheidung, in dieser realistischen Selbsteinschätzung, liegt meines Erachtens das Wesen echter Demut. Sie verleugnet nicht das Können und die Kraft der eigenen Person, bildet sich aber auch nichts darauf ein, weil sie im Anblick ihrer Fähigkeiten und Güter stets an die Frage des Paulus denkt: ***„Was hast du, das du nicht empfangen hast? Wenn du es aber empfangen hast, was rühmst du dich dann…?" (1.Kor 4,7).***

Wer diese Frage immer im Hinterkopf hat, betrachtet alle seine Fähigkeiten und Erfolge als Gaben Gottes – und lässt dementsprechend den Ruhm und den Dank dafür auf Gottes Konto gehen. Das hindert ihn keineswegs, sich an seinen Fähigkeiten und Erfolgen zu freuen. Aber es schließt den Dünkel und den Stolz aus, der sich zwangsläufig einstellen müsste, wenn der Mensch sich irgendein Gut selbst zuschreiben und zugute halten wollte. Der Demütige sieht sich als Werk des Schöpfers und reicht alles verdiente Lob unmittelbar an ihn weiter, weil er sonst das Gefühl hätte, sich mit fremden Federn zu schmücken. Oder stimmt es nicht? Für ein schönes Bild verdient nicht die Leinwand Lob, sondern der Maler! Für schöne Musik verdienen nicht die Töne Lob, sondern der Komponist! Für einen schönen Krug verdient nicht der Ton Lob, sondern der Töpfer! Weil der Christ sich aber in genau demselben Sinne von seinem Schöpfer unterschieden weiß – darum kann er „demütig" sein. Er findet in sich selbst nichts Gutes, abgesehen von dem, was Gott in ihn hineingelegt hat. Und wenn er für dieses „Hineinlegen" auch dankbar ist, so wird er sich des Guten doch nicht in der Weise rühmen, als hätte er's selbst hervorgebracht. Nicht dem Beschenkten, sondern dem Schenkenden – Gott allein! – gebührt die Ehre. Und wer ihm diese Ehre lässt, der mag dann von den eigenen Leistungen viel oder wenig halten, er mag auch umjubelt werden, er bleibt doch demütig, weil er sich Leistungen und Erfolge nicht selbst zugute hält. Gelingt ihm Gutes, so ist es das Gute, das Gott durch ihn tut. Spricht er Wahrheit, so ist es die Wahrheit, die Gott durch ihn redet. Ist er anderen ein Segen, so ist es der Segen, den Gott durch ihn wirkt. In alledem ist der Mensch nur das Kabel – Gott ist der Strom. Und weil das Kabel ohne den Strom zu nichts nütze wäre, darum bleibt der Mensch, der sich als Kabel zu sehen gelernt hat, demütig im allerbesten Sinne.

Das hat dann rein gar nichts zu tun mit einer albernen Selbstverachtung. Und es bedeutet auch nicht, dass man an der eigenen Person schlecht machen müsste, was gut ist. Ein demütiger Mensch kann sehr selbstbewusst sein! Doch unvereinbar ist Demut mit dem törichten Stolz derer, die meinen, sie seien ihres Glückes Schmied gewesen. Denn ein Mensch kann sein gott – loses Denken kaum deutlicher verraten, als wenn er sagt: „Ich habe mich selbst zu dem gemacht, was ich heute bin." Wer so redet, vergisst den, der ihm das Leben geschenkt hat – und raubt Gott die ihm gebührende Ehre. Die Momente der Bewahrung und des Erfolges in seiner Biografie reklamiert er für sich selbst. Er bemächtigt sich der ihm anvertrauten Gaben und gibt sie als sein Eigentum aus. Er hält sich zugute, was er ohne Gott nicht gekonnt hätte. Und er nimmt für sich in Anspruch, was ihm nicht gehört. Doch ist es ein Verdienst des Geschöpfes, wenn es hat, was der Schöpfer ihm gab? Ist denn einer mehr als was Gott ihm zu sein erlaubt? Was hast du, Mensch, das du nicht empfangen hast? Wenn du es aber empfangen hast, was rühmst du dich dann? Was rühmenswert ist an unserem Leben, das geht samt und sonders auf Gottes

Konto. Darum: Wenn einer von Gott große Kraft geschenkt bekommt und damit Gutes tut, wenn einer eine schöne Stimme bekommt und damit Loblieder singt, oder wenn einer Verstand bekommt und damit die Unverständigen lehrt – dann ist das alles nicht mehr als dieser Menschen Pflicht und Schuldigkeit. Denn es bedeutet nicht mehr, als dass sie mit den Pfunden wuchern, die sie bekamen, um damit zu wuchern (vgl. Lk 19,11ff.). Keiner sollte meinen, Gott müsse ihm dafür dankbar sein! Vielmehr gilt das Umgekehrte: Wir sollten dankbar sein, wenn Gott das Gute – das er auch ohne uns tun könnte! – durch uns tun will. Denn ein Kabel für Gottes Strom zu sein – das gehört zu dem Höchsten, was einem Menschen geschenkt werden kann. Wem solche Ehre aber zuteil wird, der rühme deswegen nicht sich, sondern rühme Gott – und übe sich im Blick auf die eigene Person in Demut: ***„Aus sich nichts machen und andere gern für besser und höher achten, als man selber sein mag – das ist große Weisheit und Vollkommenheit. Und sähst du einen andern öffentlich sündigen oder einen schweren Fall tun: So halte dich deshalb nicht für besser als ihn. Denn sieh: Du weißt ja nicht, wie lange du selbst noch im Guten feststehen wirst. Gebrechlich sind wir alle, aber gebrechlicher als du sei in deinen Augen keiner." (Thomas von Kempen, +1471)***

# 127. Wahrhaftigkeit

Ich will mir erlauben, von einer ganz persönlichen Sehnsucht zu sprechen, die mich immer wieder bewegt – und die vielleicht mancher mit mir teilt. Denn ich sehne mich danach und wünschte mir, dass endlich einmal alles das wäre, was es zu sein scheint – und nichts mehr anders schiene, als es in Wahrheit ist. Merkwürdig, wird vielleicht mancher sagen: Wo ist das Problem? Man hat doch Augen im Kopf! Mich aber macht es regelrecht müde, dass die Welt voller Täuschungen ist, voller falscher Fassaden, voller Etikettenschwindel und voller Mogelpackungen. Denn bei allen Schwierigkeiten, die das Leben sowieso schon mit sich bringt, wird es noch doppelt und dreifach kompliziert dadurch, dass wir einander vorspiegeln und vorgaukeln, was nicht ist. Man hat manchmal den Eindruck, dass die Hälfte der Menschheit damit beschäftigt ist, Rauchbomben und Nebelkerzen zu werfen, während die andere Hälfte sich ständig durch Rauch und Nebel hindurchtasten muss. Wundert sich aber jemand darüber? Nein! Im Gegenteil: Es gilt als normal, dass der Mensch nie die volle Wahrheit sagt. Und es gilt als klug, dass er immer einen Teil seines Wissens für sich behält. Wer Masken trägt und jedem erzählt, was er hören will, gilt als geschickt. Der Ehrliche aber ist immer der Dumme, weil er preisgibt, was andere für sich behalten. Schließlich hat mein Gegner einen Vorteil davon, wenn er weiß, wo er dran ist!

Weil aber einer dem anderen diesen Vorteil nicht gönnt, lassen wir einander im Dunkeln tappen, bluffen, täuschen und desinformieren, wenden große Intelligenz auf, um Scheinwelten zu errichten, und brauchen dann noch einmal so viel Intelligenz, um die Scheinwelten der anderen zu durchschauen. Wer aber noch nicht erlebt hat, wieviel geistige Energie dabei verschwendet wird, der versuche nur einmal ein Auto zu kaufen oder eine Versicherung abzuschließen. Meinen sie, dass sie einen Gebrauchtwagenhändler finden, der einfach die Fakten auf den Tisch legt – ohne die halbe Wahrheit zu verschweigen? Kennen sie eine Krankenversicherung, die so ist, wie ihr Werbematerial es verspricht? Gibt es Pharmafirmen, die freiwillig über die Nebenwirkungen ihrer Produkte Auskunft geben? Gibt es Stellenbewerber, die offen über ihre Schwächen reden? Werden

irgendwo öffentliche Aufträge vergeben, ohne dass es im Hintergrund Absprachen gab? Hat je ein Radsportler die Tour de France gewonnen ohne gedopte zu sein? Haben sie je eine Pauschalreise gebucht, bei der das Hotel wirklich den Angaben im Prospekt entsprach? Nein?

Vielleicht sagen sie: Das ist normal! Die Welt ist voller Blender! Die Welt will belogen sein! Doch ich meine, es ist eine schlimme Normalität, die den Menschen zum Argwohn und zum Misstrauen erzieht, weil am Ende nichts mehr ist, was es zu sein scheint. Sie meinen, sie sähen ein Eichenmöbel – und doch ist es nur furniertes Sperrholz. Sie meinen, sie greifen nach einer Türklinke aus Metall – und doch ist es verchromtes Plastik. Sie meinen, sie äßen eine Bratwurst – und doch weiß keiner, was wirklich drin ist. Sie bewundern einen Parkettboden – und in Wahrheit ist es Laminat. Sie meinen, sie tränken Wein – aber was sie schmecken sind nur künstliche Aromen. Sie kaufen ein schwedisches Auto – und 95% der Teile kommen aus Japan. Ja, selbst die Kerzen, die in den Friedhofskapellen brennen, sind keine echten Kerzen mehr, sondern sind bloß Öllampen, die wie Kerzen aussehen. Das Blumengesteck im Restaurant ist aus Kunststoff. Die angebliche Live-Musik ist Playback. Die Meeresbrise kommt aus der Klimaanlage. Und wenn man bei manchen Damen das Make-up aus dem Gesicht nähme, die Perücke vom Kopf, und das Silikon aus dem Körper – so bliebe auch von deren Herrlichkeit nicht viel übrig. Ja, fragt man sich: Warum ist das so? Muss das sein? Ist denn diese Welt so schrecklich, dass wir sie ungeschminkt nicht ertrügen? Ist uns eine hübsche Lüge wirklich lieber als die nackte Wahrheit? Erscheint uns die Illusion am Ende reizvoller als die Realität?

Mir ist es jedenfalls zuwider. Und ich wünschte mir eine Welt, in der alles genau das ist, was es zu sein scheint – und ich wünschte mir Menschen, die sich genau so geben, wie sie sind. Ich meine, die Männer sollten sich ihre Angebereien sparen, das ewige Großtun und Prahlen. Und die Frauen sollten sich mit der Schönheit bescheiden, die Gott ihnen gegeben hat. Denn wenn wir uns an ungefärbte Ehrlichkeit gewöhnten, dann dürften die Kleinen endlich klein, und die Großen dürften groß sein – und keiner müsste sich mehr verbiegen, um etwas vorzustellen, was er nicht ist. Warum aber geht das nicht? Was hindert uns, in dieser Weise ehrlich und wahrhaftig zu leben? Liegt es daran, dass stets einer den anderen übervorteilen und übertrumpfen will? Liegt es an Neid, Konkurrenz und Missgunst, dass einer den anderen belauert, um seine Schwachstellen auszukundschaften? Zwingen uns die anderen zum Tarnen und Täuschen?

Das ist sicherlich **ein** Grund. Wissen ist Macht – und wer viel über mich weiß, hat damit auch Macht über mich. Ich muss damit rechnen, dass er meine Offenheit missbraucht. Doch gibt es noch einen zweiten Grund für das große Versteckspiel. Und der liegt darin, dass ein ehrliches und wahrhaftiges Leben, Blößen aufdecken würde, die wir nicht nur vor anderen, sondern auch vor uns selber verbergen. Mit anderen Worten: Wir wollen uns nicht geben, wie wir wirklich sind, weil wir wissen, dass wir so, wie wir sind, nicht in Ordnung sind. Wir sind mit uns selbst nicht im Reinen. Kehrten wir unser Inneres nach Außen, so müssten wir uns schämen, wir müssten Spott ertragen – und vielleicht auch den Zorn der anderen. Und darum machen wir uns selbst etwas vor, und den anderen erst recht, zeigen nach außen ein breites Lächeln – und weinen doch heimlich in uns hinein. Wir sehen unserer inneren Unordnung, sehen zugleich die Gier der anderen, unsere innere Unordnung auszunutzen – und in beidem offenbart sich das ganze Elend der menschlichen Natur. Wenn man das aber erkennt und die Gaukeleien von Herzen leid ist, kann man dann etwas tun? Ist ein Kraut gewachsen gegen das große Lügenspiel?

Ja, durchaus. Ich meine, dass wir uns mit diesem hässlichen Zustand nicht abfinden müssen. Denn der christliche Glaube kann uns zu einer echten Ehrlichkeit befreien, die nicht bloß in wahrheitsgemäßer Rede besteht, sondern in einer wahrhaftigen Lebenshaltung. Und diese Ehrlichkeit wirkt auf den Rest der Welt entwaffnend. Wenn ich nämlich akzeptiert habe, was ich in Gottes Augen bin – wenn ich vor Gott die Karten aufgedeckt habe, wenn Gott tief in mein Herz hineingeschaut, die Unordnung gesehen, und mich trotzdem nicht verworfen hat – bitte, wem muss ich dann noch etwas vormachen? Habe ich erst einmal Gnade gefunden vor Gottes Augen, muss ich dann das Urteil meiner Nachbarn noch fürchten? Nein. Denn der Glaube ist der Weg, wie ein Mensch mit Gott ins Reine kommt. Ist er aber mit Gott im Reinen, der ihn durchschaut und trotzdem liebt, so vermag dieser Mensch auch sich selbst mit all seinen Brüchen und Unvollkommenheiten anzunehmen. Er erträgt dann schonungslose Klarheit, auch wenn sie wirklich weh tut, weil er sich trotzdem von Gott angenommen weiß. Wer sich aber angenommen weiß und sich selbst annehmen kann – wozu müsste der sich noch verstellen?
Verstellt er sich aber nicht, wer könnte ihn dann entlarven? Das ist dann nicht mehr möglich, denn Ehrlichkeit entwaffnet. Wer nicht lügt, der kann auch keiner Lüge überführt werden. Wer sich nicht vor den anderen aufbläst, muss nicht fürchten, dass jemand die Luft raus lässt. Wer zu seinen Schwächen steht, weil er von Gottes Vergebung lebt, der muss die Enthüllung seiner Schwäche nicht fürchten und ist eben damit dem Teufelskreis entkommen, weil er künftig einfach sein darf, was er ist. „Ja!", darf er den Spöttern zurufen, „ihr habt ja recht! Ich bin nicht größer als Gott mich gemacht hat, und bin viel weicher als ich sein sollte! Ja, ich bleibe zurück hinter dem Ziel, das Gott mir gesetzt hat, und bin der Geduld nicht wert, die er an mich verwendet! Aber ich weiß es wenigstens, ich geb' es offen zu, und flüchte mich trotz allem zu Gottes großer Barmherzigkeit, die meine Schuld tilgt durch Jesu Leiden."
Wenn ein Mensch so redet und denkt – so ist er frei geworden: Er hat sich dann vom Jahrmarkt der Eitelkeiten verabschiedet, er spielt das närrische Spiel nicht mehr mit, er muss nicht mehr prahlen, prunken und blenden. Er darf sein, der er ist, und spürt, wie leicht ihm dadurch wird. Denn, wahrhaftig sein zu dürfen, durch und durch, das ist ein großes Geschenk. Es ist eine Gabe des Heiligen Geistes – es ist die Erfüllung des 8. Gebotes. Und ganz nebenbei ist solche Wahrhaftigkeit auch der Ursprung aller tieferen Weisheit. Denn unechte Menschen gibt es schon mehr als genug. Die sehen aus wie Eichenparkett – und sind doch nur Laminat. Sie scheinen zu blühen und zu duften – und sind doch bloß Plastikblumen. Sie geben sich als edler Wein – und sind doch nur gepanschter Fusel. Manche Menschen sind Fälschungen ihrer selbst, sind trübe Gewässer aus denen niemand trinken kann – und merken es nicht einmal. Die Kinder Gottes aber dürfen anders sein. Darum gebe Gott, dass wir uns nie mit weniger zufrieden geben, als mit einem Leben in der Wahrhaftigkeit, die da kommt aus dem Glauben.

# 128. Vergebung

Im Neuen Testament geht es oft um „Vergebung". Vergebung ist uns geboten, Vergebung sollen wir üben und sollen dabei barmherzig sein, wie Gott auch uns gegenüber barmherzig ist. Denn schließlich hat uns Jesus im Vaterunser gelehrt, das eine mit dem anderen zu verknüpfen: ***„Vergib uns unsere Schuld..."***, beten wir, ***„...wie auch wir vergeben unseren Schuldigern."*** Gott ist freudig bereit, uns zu vergeben wie dem verlorenen Sohn, als er nach Hause kam. Aber daraus folgt dann, dass wir solche Freundlichkeit und Milde auch weiterzugeben haben an die, die uns etwas schulden. Denn man kann nicht für die eigene Person von Gottes Vergebung leben – und gleichzeitig anderen genau diese Vergebung verweigern. Versöhnt mich Gott mit ihm, so kann er erwarten, dass ich auch meinem Mitmenschen die Hand zur Versöhnung reiche. Und das verpflichtet Christen, der Weisung Jesu zu folgen, der auf die Frage des Petrus, wie oft er denn seinem Bruder vergeben müsse – ob sieben mal genug sein? – antwortete: Nein, siebzig mal sieben mal solle er vergeben! So könnte man also meinen, wir wären mit dem Thema schnell fertig, weil offenkundig ist, was von uns erwartet wird. Und doch tun sich, Probleme auf. Denn zum einen regen sich moralische Bedenken: Man fragt sich, ob es wirklich eine gute Idee ist, jedem Schuft alles von vornherein zu vergeben. Wo bleibt da die Gerechtigkeit? Und zum anderen kann der Vorgang der Vergebung ganz verschieden aufgefasst werden. Wenn ich nämlich jemand von seiner Schuld befreien will, kann ich das auf zweierlei Weise tun. Ich kann dem Betreffenden entweder die Konfrontation mit seiner Schuld ersparen und großzügig darüber hinwegsehen als wäre nichts gewesen. Oder ich kann ihn mit seiner Tat konfrontieren und sie ihm erst dann, wenn er sie bereut hat, ausdrücklich verzeihen. Und dass das einen großen Unterschied macht, weiß jeder, der sich noch an seine Kindheit erinnert.

Nehmen wir an, ein Kind hätte beim wilden Ballspielen im Garten ein Blumenbeet zertrampelt. Nehmen wir an, es sei ihm vorher verboten worden, gerade dort beim Blumenbeet Fußball zu spielen. Wenn die Eltern nun entdecken, dass das Kind die getroffene Vereinbarung ignoriert und das Beet ruiniert hat, was sollen sie dann tun? Sollen sie beide Augen zudrücken und das Ganze mit Schweigen übergehen, um dem Kind die Peinlichkeit des Ertapptwerdens zu ersparen? Ist es das, was christliche Milde und Vergebungsbereitschaft von uns fordert, ist das Barmherzigkeit, den Schaden großzügig zu ignorieren? Oder sollen die Eltern das Kind zur Rede stellen, ihm den angerichteten Schaden vorhalten, Einsicht, Schuldbewusstsein und Reue wecken, um dem Kind erst danach zu verzeihen? Entspricht also das eher der christlichen Milde und Vergebungsbereitschaft, wenn ich jemandem das Eingeständnis seines Fehlers erspare oder wenn ich seine Entschuldigung abwarte, um sie dann bereitwillig anzunehmen? Dass der Schuldige die erste Variante angenehmer findet, dürfte klar sein. Aber es besagt nicht viel. Denn habe ich etwas angestellt, ist es mir natürlich lieber, wenn der Geschädigte die Sache gar nicht erst anspricht. Ich komme dann um eine peinliche Situation herum, ich komme ungeschoren davon! Doch bleibt die Sache immer ein wenig unklar, weil ich ja nicht weiß, ob der Geschädigte meine Schandtat wirklich aus Freundlichkeit „übersehen" hat, oder einfach weil er zerstreut ist! Hat er's aber gemerkt und schweigt trotzdem, so kann das entweder bedeuten, dass der Geschädigte tolerant und milde sein will, oder dass mein Verhalten in Wirklichkeit gar nicht so schlimm war, wie ich dachte. Ja: Wird mein Fehler mit Schweigen übergangen, war es vielleicht gar kein Fehler, oder der Geschädigte

war zu dumm, um ihn zu bemerken, oder er wollte mich nicht bloßstellen, oder das Donnerwetter kommt erst später, oder auch gar nicht – viele Erklärungen sind möglich! Wenn ich aber nicht weiß, welche zutrifft, und nur dies erfahre, dass ich nicht zur Rechenschaft gezogen werde, so kann mich das ermutigen, die Untat zu wiederholen. Stoße ich immer wieder auf Nachsicht, wird mein Unrechtsbewusstsein bald schwinden! Verfährt der Geschädigte hingegen anders und konfrontiert mich mit den Folgen meines Tuns, um mir erst dann zu verzeihen, wenn ich Einsicht zeige und Besserung gelobe, so ist das im ersten Moment zwar unangenehmer, zugleich aber klarer und von höherem erzieherischen Wert. Denn es ist zwar peinlich, wenn mir der Geschädigte die zertretenen Blumen zeigt, wenn ich seine Traurigkeit, seinen Zorn und seine Enttäuschung aushalten muss! Aber zumindest habe ich dann die Gewissheit, dass der Andere die geltenden Regeln ernst nimmt. Ich gewinne Klarheit über seine Motive und Klarheit über die künftige Beziehung, denn nach erfolgter Versöhnung ist die Sache ja wirklich erledigt und ausgeräumt. So macht es einen gewaltigen Unterschied, ob ich das Gefühl habe, ich sei mit einem Fehlverhalten bloß irgendwie ungeschoren davongekommen, oder ob ich ertappt, überführt und nach reinigendem Gewitter begnadigt wurde. Es macht einen Unterschied, ob mein Handeln einfach „folgenlos" bleibt, oder ob es mir ausdrücklich verziehen wird. Und ich glaube, man muss nicht lange überlegen, um zu erkennen, dass Letzteres die sinnvollere Variante ist. Ja, allein das zweite Verfahren kann uns als Muster dienen für Vergebung im christlichen Sinne. Denn wenn man stillschweigend über die Dinge hinwegsieht und Fünfe gerade sein lässt, mag das zwar bequemer sein – es erspart beiden Seiten die Auseinandersetzung. Aber es läuft darauf hinaus, dass die vereinbarte Norm relativiert und faktisch außer Kraft gesetzt wird. Einfach Wegzuschauen, wenn jemand falsch handelt, und sein Unrecht damit still zu dulden, hat in Wahrheit nichts mit Nächstenliebe zu tun – auch nicht mit Barmherzigkeit, Milde oder Toleranz –, sondern viel eher mit Bequemlichkeit. Ja, wenn wir Regelverletzungen einfach hinnehmen und lieber wegschauen als zu protestieren, dann sind wir nicht liberal oder großherzig, sondern demonstrieren bloß, dass wir zu gleichgültig sind, um die Einhaltung der Regeln einzufordern. Wir scheuen den Konflikt und nennen das vielleicht „Milde". Doch mit Vergebung im christlichen Sinne hat solche Nachgiebigkeit nicht das Geringste zu tun. Denn Vergebung im christlichen Sinne setzt voraus, dass es etwas zu vergeben gibt – und dass beide Seiten darum wissen.

Oder ist es etwa zwischen Gott und den Menschen anders? Besteht etwa Gottes Liebe und Vergebungsbereitschaft darin, dass er wegschaut und beide Augen zudrückt, Fünfe gerade sein lässt und so tut, als wäre nichts gewesen? Oder meinen sie, dass Gott denen Vergebung nachwirft, die ihn um diese Vergebung gar nicht bitten? Meinen sie, es könnte jemand vergeben werden, was er gar nicht für Schuld hält, sondern für sein gutes Recht? Meinen sie, das große Angebot der Sündenvergebung sollte den Ernst menschlicher Schuld überspielen oder Gottes Gesetz relativieren? Wahrlich, nein – so ist das nicht! Und es ist wichtig, sich das klar zu machen. Denn was wir von Gott erwarten dürfen ist Liebe, was wir aber nicht von ihm erwarten sollten ist Nachgiebigkeit. Und beides zu unterscheiden, ist fundamental wichtig. Denn wenn wir Gottes Vergebungsbereitschaft an diesem Punkt missverstehen, als ein Wegschauen oder als eine Schwäche, so als ob Gott „das mit den Zehn Geboten" mal nicht so „eng" sehen wollte, dann werden wir Gott selbst missverstehen. Wenn das Neue Testament sagt, dass Gott Liebe ist, dann heißt das beileibe nicht, er sei nachgiebig. Und wenn das Neue Testament sagt, dass Gott „Barmherzigkeit" übt, heißt das nicht, er nehme Sünde auf die leichte Schulter. Vielmehr

ist Gottes Gnade niemals Gnade ohne Gericht, sondern immer Gnade im Gericht. Seine Liebe ist niemals Liebe ohne Strenge, sondern immer Liebe inmitten der Strenge. Und Gottes Normen werden dadurch, dass er vergibt, auch nicht ermäßigt, sondern werden gerade durch diese Vergebung unterstrichen und bekräftigt, weil Vergebung ja nur dort nötig und möglich ist, wo Normen in Geltung stehen.

Gott ist nicht der gute Onkel, dem die Kinder sein Blumenbeet verwüsten, und der aus lauter Nettigkeit darüber hinwegsieht, damit sie ihn weiter für einen guten Onkel halten. Gott hat nicht die Absicht, uns Einsicht und Reue zu ersparen – und er will gewiss nicht vergeben, wo wir uns ihm gegenüber im Recht wähnen. Er wird nicht vergeben, wo das nicht erbeten wird. Und er wird nicht den Spöttern eine Vergebung hinterherwerfen, die sie gar nicht für nötig halten. Gott leidet nicht unter dem Zwang, allem und jedem ungefragt und pauschal vergeben zu müssen. Sondern seine Gnade besteht darin, dass er die, die zerbrochenen Herzens und schuldbewusst nach Hause kommen wie der verlorene Sohn, mit Freuden aufnimmt und ihnen inneren Frieden schenkt durch sein herzliches Verzeihen. Gottes Gnade gilt denen, die wissen, dass sie der Gnade bedürfen, nämlich den Mühseligen und Beladenen. Seine Gnade geht die Stolzen nichts an, sondern nur die Gescheiterten. Und allein darin liegt dann auch die Norm und das Vorbild für die Vergebung, die wir praktizieren sollen. Denn auch wir müssen nicht im Voraus denen vergeben, die an uns schuldig werden und sich dabei noch im Recht fühlen. Auch wir müssen niemandem Vergebung hinterherwerfen, der sie gar nicht haben will und der sich darüber totlacht. Es ist nicht prinzipiell christlich, nachgiebig zu sein! Aber dem freilich, der Vergebung ehrlichen Herzens erbittet, dem können wir sie als Christen nicht verweigern – auch wenn er sieben mal siebzig mal, uns gegenüber schuldig wird. Wehe uns, wenn wir dem nicht verzeihen wollten wie Christus uns verziehen hat! Der Spötter aber, der von uns verlangt, im Namen der Liebe seine freches Treiben zu übersehen oder mit Nachsicht zu bemänteln, hat das Evangelium schlicht nicht verstanden. Wenn so einer meint, Jesus habe Gottes Gebote locker genommen, dann kennt er einfach Jesus nicht, und muss auf seinen Irrtum hingewiesen werden! Doch wo ein Mensch sein Scheitern erkennt und bekennt, da haben wir ihm freudig zu vergeben, und haben ihn anzunehmen, wie Christus auch uns angenommen hat. Wo es einem Leid tut, haben wir kein Recht nachtragend zu sein, sondern sollten uns beeilen, diese Last der Schuld von seinen Schultern zu nehmen und ihn als unseren Bruder zu umarmen. Doch seiner Einsicht vorzugreifen, indem wir eilfertig etwas vergeben, worin der Schuldige gar keine Schuld sieht – das ist Unfug und wird ihn bloß ermutigen, so weiter zu machen.

Es gibt also zweierlei Vergebung. Es gibt eine Vergebung, durch die die verletzte Norm vergleichgültigt wird, weil Opfer und Täter gemeinsam so tun, als wäre nichts passiert. Es gibt aber auch eine Vergebung, die die verletzte Norm bekräftigt und ihre Gültigkeit bestätigt, weil die Verfehlung beim Namen genannt und nach schmerzlicher Klärung verziehen wird. Nur dies letzte verdient, Vergebung genannt zu werden. Und nur dies ist christlich. Denn nur dies entspricht der Vergebung, die wir von Gott erfahren. Es gibt nämlich auch bei Gott keine Gnade am Gericht vorbei, sondern nur Gnade im Gericht. Es gibt auch bei ihm keine Versöhnung auf Kosten der Wahrheit, sondern immer nur Versöhnung auf der Grundlage der Wahrheit. Es gibt bei Gott keinen Frieden auf Kosten der Gerechtigkeit, sondern nur Frieden in Gerechtigkeit. Dass wir es aber darin genauso halten wie er – dazu helfe uns unser Gott…

# 129. Entschuldigung

Wie schwer ist Versöhnung?

Ich möchte sie bitten, sich innerlich in einen Kindergarten zu versetzen und dort eine Szene zu betrachten, wie sie täglich tausendmal vorkommt, wenn Kinder in Streit geraten: Nehmen wir an, der kleine Max hat seinen Freund Tom beim Spielen im Sandkasten angerempelt, Tom aber fasst das als gemeinen Angriff auf, nimmt sein Schippchen und haut es Max auf den Kopf. Was passiert? Natürlich spürt Max einen plötzlichen Schmerz und heult lauthals drauflos, so dass die Erzieherin am anderen Ende des Gartens ihre Kaffeetasse wegstellen muss, um der Sache nachzugehen. Sie verarztet den Max und klebt ihm zum Trost ein Pflaster auf seine Beule. Nebenbei aber schimpft sie mit Tom und erklärt ihm, dass Gewalt in diesem Kindergarten nicht geduldet wird.
Tom sieht das nicht wirklich ein, denn Max hat ihn ja zuerst gerempelt. Aber das will die Erzieherin gar nicht wissen, sondern will vor allem, dass die beiden sich wieder vertragen, bevor ihr Kaffee endgültig kalt geworden ist. Um den Fall abzuschließen und Versöhnung herzustellen, fordert sie Tom auf, dem Max die Hand zu geben und sich bei ihm zu entschuldigen. Die Erzieherin hat das so gelernt und hält es für pädagogisch wertvoll. Sie besteht darauf, dass der Missetäter sich entschuldigt. Tom sträubt sich zwar dagegen, weil er sich doch nur gewehrt hat (seiner Meinung nach war Max selber schuld), aber natürlich weiß Tom, dass die Erzieherin keine Ruhe geben wird bevor er „Entschuldigung" gesagt hat – und so presst er das Wort wiederwillig durch die Zähne.
Ein Blinder kann sehen, dass er es nicht so meint, und das tränenverschmierte Gesicht von Max hellt sich darum auch gar nicht auf. Er will das nämlich gar nicht „entschuldigen", wofür sich Tom entschuldigt, sondern will viel lieber zurückschlagen: Max will Rache! Aber auch er kennt das Schauspiel, das die Erzieherin von den beiden verlangt. Darum nimmt er widerwillig die Hand, die Tom ihm ebenso widerwillig reicht, und hört wie die Erzieherin verkündet, nun sei also wieder alles in Ordnung. Das findet Max nun gar nicht, sondern erklärt, der Tom sei nie wieder sein Freund. Er merkt aber sofort, dass diese Äußerung ein Fehler war, denn nun wird Max zurechtgewiesen und bekommt zu hören, dass der Tom sich schließlich entschuldigt habe, und dass Max nach dieser Entschuldigung kein Recht mehr habe, dem Tom böse zu sein, sondern ihm gefälligst vergeben solle. Denn Sich-Entschuldigen sei artig, es habe dem Tom Leid getan, und Vergebung sei außerdem christlich…
Für die Erzieherin ist die Sache damit erledigt. Aber meinen sie, dass Max und Tom aus dieser Affäre irgendetwas Vernünftiges gelernt haben? Hat da etwa Vergebung stattgefunden, oder wurde nicht viel eher der Weg zu echter Vergebung verbaut? Wurde ein Konflikt bewältigt, oder wurden nicht viel eher zwei Kinder zur Heuchelei erzogen? Hat sich hier jemand entschuldigt, oder wurde er durch den Zwang, sich entschuldigen zu müssen, gedemütigt, gestraft und verbogen? Ich selbst erinnere mich an wenig, aber das weiß ich noch sehr lebendig, dass ich es als Kind gehasst habe, wenn ich zu einer Entschuldigung genötigt wurde, wo ich mich nicht schuldig fühlte, oder mich vertragen sollte, wo ich es gar nicht wollte. Erzwungene Versöhnung war mir immer ein Graus. Und inzwischen weiß ich, dass das nicht bloß Trotz war, sondern auch ein gesunder Instinkt. Denn, um es mit einem Wort zu sagen: Der Mensch kann sich gar nicht „ent-schuldigen". Ich weiß, dass ich damit der gängigen Praxis widerspreche und auch dem Sprachgebrauch: Denn man platz irgendwo hinein und ruft „Tschuldigung!" Man drängelt sich

durch und sagt „Tschuldigung!", „Sie müssen schon entschuldigen – ich bin spät dran!" Und wenn dann einer grummelt, heißt es „was wollen Sie denn, ich hab' mich doch entschuldigt!"
Das alles ist üblich. Und doch ist es grober Unfug. Denn der Mensch kann sich gar nicht „ent-schuldigen", sondern nur der, dem er etwas getan hat, kann ihn ent-schuldigen, wenn er das will. Sich ent-schuldigen hat nicht denselben Sinn, wie sich ent-kleiden. Denn ent-kleiden, kann sich jeder selbst. Er legt seine Kleider ab und ist sie damit los. Aber sich ent-schuldigen kann nicht in demselben Sinne bedeuten, dass einer seine Schuld ablegt wie eine Jacke und sie dann los ist. Sondern ent-schuldigen (= mir die Schuld abnehmen) kann nur der Andere, demgegenüber ich Schuld auf mich geladen habe. Der korrekte deutsche Ausdruck heißt darum auch nicht (aktiv) „ich entschuldige mich", sondern (passiv) „ich bitte um Entschuldigung". Und wie das bei Bitten immer ist, kann der Geschädigte mir diese Bitte gewähren, wenn er meinen Wunsch für aufrichtig hält, er kann es aber auch lassen. Und dann bin ich, trotz meiner Entschuldigung, nicht ent-schuldigt. Nur der andere kann mich von der Schuld befreien, von der ich selbst mich nicht loszusprechen vermag. Dass ich ihn aber aufrichtig darum bitte, setzt unbedingt voraus, dass ich meine Schuld auch wirklich als Schuld erkenne, sie eingestehe und bereue. Denn wenn mir mein Verhalten gar nicht Leid tut, weil ich es für angemessen halte, werde ich mein Tun nicht bereuen und müsste wohl herzlich über den lachen, der mir als Schuld vergeben wollte, was gar nicht Schuld ist, sondern bloß mein gutes Recht! Wirkliche Versöhnung, wirkliche Entschuldigung und Vergebung setzt darum einerseits die Einsicht und Reue des Täters voraus und andererseits die freie Einwilligung dessen, der geschädigt wurde. Wenn aber eins von beidem nicht gegeben ist, wie könnte man es dann erzwingen?
Die eingangs geschilderte Szene im Kindergarten erweist sich als doppelt absurd: Denn Tom, der Täter mit dem Schippchen, kann sich selbst gar nicht entschuldigen. Er könnte von Max nur Entschuldigung erbitten, wenn ihm der Schlag Leid täte. Wenn Tom sich aber gar nicht im Unrecht sieht, sondern meint im Recht zu sein, warum soll er dann Reue simulieren, die er nicht fühlt? Die Erzieherin zwingt ihn zur Heuchelei! Und als wäre das nicht schlimm genug, zwingt sie auch noch den geschädigten Max, Versöhnungsbereitschaft zu heucheln, obwohl es ihm als dem Geschädigten frei stünde, Entschuldigung zu gewähren – oder auch nicht. Tom und Max wissen instinktiv viel mehr über Schuld und Vergebung als die Erzieherin, die sie zwingt einander die Hand zu reichen. Sie wissen, dass keiner entschuldigt werden kann, der sich nicht schuldig fühlt, und dass auch keiner den anderen entschuldigen muss, wenn er nicht will. Doch dieses Wissen ist unserer Gesellschaft auf breiter Front verloren gegangen. Und dieser Verlust wiegt im religiösen Bereich noch schwerer als im zwischenmenschlichen. Denn wie kein Mensch sich bei einem anderen ent-schuldigen kann, sondern vom andern ent-schuldigt werden muss, so ist es auch und erst recht bei Gott.
Und auch ihm gegenüber wird diese Wahrheit ignoriert. Denn auch bei ihm laufen die Leute vorbei und rufen mal kurz: „Tschuldigung, war nicht so gemeint!", „Du musst schon entschuldigen, lieber Gott, ich bin in Eile!". Aber Gott muss gar nichts entschuldigen. Und er wird es auch nicht tun, wenn er keine echte Reue sieht. Was uns gar nicht Leid tut, will und kann er uns nicht vergeben. Denn schließlich ist Gottes Vergebung kein Pauschalangebot, dass man mal eben mitnimmt. Gott vergibt nicht „automatisch" oder „aus Gewohnheit", sondern er vergibt die konkrete Schuld, die wir ihm gestehen. Er nimmt uns die Last unsere Sünde, wenn wir zu ihm kommen, um diese Last

bei ihm loszuwerden. Wenn uns diese Last aber gar nicht drückt, und wir sie auch gar nicht zu ihm bringen, sondern unsere Sünde als liebe Gewohnheit behalten wollen – wie könnte er sie uns dann nehmen?
Kann denn ein Ehebrecher damit rechnen, dass ihm seine Frau verzeiht, wenn er gar nicht die Absicht hat, mit dem Ehebrechen aufzuhören? Kann ein Betrüger damit rechnen, dass man ihm verzeiht, wenn er das Diebesgut nicht einmal zurückgeben will? Nein: Der uneinsichtige Täter kann weder vor Gott noch vor den Menschen mit Nachsicht rechnen. Und es wäre noch nicht einmal gut, wenn ihm Nachsicht zuteil würde. Denn der Uneinsichtige würde daraus ja nur schließen, dass sein Tun nicht so schlimm sei. Vorschnelle Vergebung an der falschen Stelle wird ihn nur ermutigen, sein Fehlverhalten fortzuführen. Denn die Nachsicht und Milde, die dem Sünder gelten soll, wird dann missverstanden als Nachsicht oder Toleranz gegenüber der Sünde. Und die kann und soll es weder bei Gott noch bei den Menschen geben. Denn Gott, wenn er einem Menschen die Hand zur Versöhnung reicht, versöhnt sich ja auch nicht mit dessen bösen Taten, sondern versöhnt sich nur mit der Person des Täters. Unser guter Gott wird sich nie anfreunden mit der bösen Tat. Aber er ist bereit, den Täter von seiner Tat zu unterscheiden, die Tat zu verwerfen und den Täter anzunehmen, wenn der Täter selbst diese Unterscheidung mitvollzieht und seine eigene Tat auch verwirft. Genau das tut man ja, wenn man etwas bereut, dass man sich nämlich innerlich distanziert von der eigenen Sünde! Will ich das aber nicht, weil's mir gar nicht leid tut und ich genau so weiter machen will, wie könnte ich dann ernsthaft um Vergebung bitten, und wie könnte Gott mir die Last meiner Sünde abnehmen, von der ich doch gar nicht lassen will? Wie kann Gott den Sünder von seiner Sünde trennen, wenn der Sünder selbst an ihr festhält? Sollte sich der gute und heilige Gott etwa mit der Sünde versöhnen? Das ist nun wahrlich zu viel verlangt! Darum gibt es bei Gott keine Vergebung ohne Reue, und es kann sie auch unter Menschen nicht geben. Genau wie der Frieden nur hält, wo er auf Gerechtigkeit gründet, gibt es Versöhnung nur auf der Grundlage der Wahrheit. Sich zu entschuldigen, kann daher keine Floskel sein, keine höfliche Gewohnheit und kein pädagogischer Zwangsakt. Und Entschuldigung zu gewähren, kann genauso wenig selbstverständlich sein. Denn Verzeihung kann man erbitten, aber man kann sie auch mit vielen Bitten nicht erzwingen oder einen Anspruch darauf erwerben. Wenn der andere mir Verzeihung nicht schenkt, ist mir auch nicht verziehen, und wenn er mich nicht ent-schuldigt, bin ich die Schuld auch nicht los. Es liegt in der Freiheit des Anderen, diese Last von mir zu nehmen oder auch nicht. Wenn ich das aber merke und darüber erschrecke, sollte ich dann nicht meinerseits freudig bereit sein, anderen das zu gewähren, dessen ich selbst so dringend bedarf? Sollte ich nicht eilen, meinen Schuldigern zu vergeben, weil ich doch hoffe, dass auch mir vergeben wird?
Wahrlich, wo wir Fehler gemacht haben, sollten wir viel bereitwilliger sein sie zu gestehen, und wo uns ein anderer seine Fehler ehrlich gesteht, sollten wir keine Sekunde zögern, sie von Herzen zu verzeihen. Denn nichts vergiftet unsere Gesellschaft so sehr, nichts vergiftet die Familien so sehr, wie die unausgesprochene Schuld und die unvergebenen Kränkungen. Da ist eine giftige Atmosphäre um uns her, voller Heimlichkeit und unausgesprochener Vorwürfe, voller Rachegefühle und Schuldzuweisungen. Wir schaden uns selbst, indem wir diese Dinge unter den Teppich kehren, statt sie christlich und wahrhaftig zu bereinigen. Allzu oft spielen wir Versöhnung ohne sie zu vollziehen. Unsere Heilung aber wird erst dann Fortschritte machen, wenn wir beginnen es Gott nachzutun, wenn wir unbedingt wahrhaftig sind mit uns und den Anderen und dann beginnen,

die Person des Sünders von seiner Sünde zu unterscheiden, und den Menschen annehmen, auch wenn sein Tun unannehmbar ist und bleibt. Die falsche Nachsicht und Toleranz ist dabei der Feind der wahren Nachsicht, und gespieltes Verzeihen verhindert echtes Verzeihen. Dass wir aber an Gottes Beispiel lernen, wie man das eine vom anderen trennt, und dadurch Spezialisten der Vergebung werden, wie er einer ist – das sollten wir uns vornehmen. Denn es würde Gott und uns zur Ehre gereichen vor den Augen dieser ganzen, so unversöhnten Welt…

# 130. Ehrfurcht vor dem Leben

Albert Schweitzer, der berühmte Theologe, Konzert-Organist und Urwalddoktor, konnte seine wichtigste Einsicht in einem einzigen Satz zusammenfassen: ***„Ich bin Leben, das Leben will, inmitten von Leben, das auch leben will."*** Aus dieser schlichten Erkenntnis, dass ein gemeinsamer Lebensimpuls alle Geschöpfe verbindet, folgerte Schweitzer, dass der Mensch fremdem Leben dieselbe Achtung entgegenbringen sollte, die er für sein eigenes Leben beansprucht. Denn schließlich ist das Leben des Regenwurmes genau wie das des Menschen vom Schöpfer gewollt und bejaht. Alles Leben kommt von Gott. Darum sollten wir auch in der geringsten Kreatur den ehren, der sie gemacht hat! Doch freilich: Wo findet sich in unserer Gesellschaft die von Schweitzer geforderte „Ehrfurcht vor dem Leben"? Ist sie nicht zu einer seltenen Tugend geworden? Denken wir an die Tierversuche in den Laboren. Oder an die Massentierhaltung in der Landwirtschaft. Denken wir an die Military-Reitwettbewerbe, denen immer wieder Pferde zum Opfer fallen. Und vergessen wir nicht die hohe Abtreibungsquote in unserem Land!
Hat sich unsere Gesellschaft nicht längst daran gewöhnt, Leben als einen „Produktionsfaktor" zu betrachten, Leben zu züchten, zu manipulieren, zu patentieren, es auszubeuten und bei Nichtgefallen wegzuwerfen? Für „Ehrfurcht", die das Leben als Geschenk Gottes achtet und schützt, bleibt da wenig Platz. Und es herrscht ein Ungeist, der Lebendiges den menschlichen Verwertungsinteressen nach Belieben unterwirft. Denn wer sich daran gewöhnt hat, rein wirtschaftlich zu denken, wird kaum Hemmungen haben, Leben auszulöschen, wenn es seinen Gebrauchswert verliert. Dass das nicht richtig ist, wissen viele. Und solange es um Wale oder Robben geht, protestieren sie auch. Doch wenn wir auf uns selbst schauen, sind wir dann so unschuldig, wie wir uns gerne geben? Müssen wir dann nicht gestehen, dass auch uns der Respekt vor fremdem Leben nicht angeboren ist?
Ich zumindest muss gestehen, dass mir das Töten und Quälen nicht immer Probleme bereitet hat. Als ich 11 oder 12 war, entdeckte ich im Garten eine Ameisenstraße. Und weil ich nichts Besseres zu tun hatte, machte ich mir ein Vergnügen daraus, Plastikabfälle anzuzünden und die Ameisen mit Tropfen von brennendem Plastik zu bombardieren. Ich beobachtete, wie einige Ameisen ganz in den Tropfen verschwanden, andere knapp davonkamen und wiederum andere mit einem Teil ihres Körpers in der glühenden Masse steckenblieben, während der Rest des Körpers weiter zappelte. Inzwischen denke ich mit Abscheu an dieses böse „Spiel". Und doch gibt es auch heute Kinder, die mit großer Gleichgültigkeit Spinnen die Beine ausreißen.
Ganz offenkundig ist die „Ehrfurcht vor dem Leben" dem Menschen nicht angeboren. Sie muss erlernt werden – und kann erlernt werden, wenn sich ein Geschöpf im anderen wiedererkennt. Albert Schweitzers Satz kann uns diesbezüglich die Augen öffnen: ***„Wir***

*sind Leben, das leben will, inmitten von Leben, das auch leben will."* Aus dieser Einsicht dann aber Konsequenzen zu ziehen und einen „geschwisterlichen" Umgang mit allen Geschöpfen zu pflegen, ist schon deshalb schwer, weil uns die Natur ein denkbar schlechtes Vorbild gibt: „Warum so sentimental?" rufen die Darwinisten. Ist es nicht ein Grundgesetz der Natur, dass der Wille zum Leben ständig mit sich selbst in Konflikt gerät, weil der Lebenswille der einen Kreatur dem der anderen widerspricht? Muss es nicht so sein? Die Katze lebt schließlich auf Kosten der Mäuse. Der Vogel lebt auf Kosten der Würmer. Der Hecht lebt auf Kosten der kleinen Fische. Und wir Menschen? Können wir uns dem etwa entziehen?
Es scheint tatsächlich, als müsse immer einer untergehen, damit ein anderer leben kann. Mittlere Betriebe schlucken kleine, und werden selbst von Großkonzernen kaputtgemacht. Realschüler verdrängen Hauptschüler vom Arbeitsmarkt, und müssen selbst den Abiturienten weichen. Es scheint, als hätten wir nur die Wahl, zu unterdrücken oder unterdrückt zu werden, zu verdrängen oder verdrängt zu werden, zu fressen oder gefressen zu werden. Und wenn es denn so mit der Welt steht, dass ein Mensch entweder Hammer oder Amboss sein muss, so wollen die meisten doch lieber Hammer sein. Wenn man diesen Entschluss aber erst einmal gefasst hat – wo bleibt dann die Ehrfurcht vor dem Leben der anderen Geschöpfe, die Gott doch genauso gewollt und geschaffen hat wie mich? Wird diese Ehrfurcht nicht das erste Opfer sein im großen Verdrängungskrieg aller gegen alle?
Es hilft hier alles nichts: Will der Mensch wahrhaft menschlich leben, so kann er dem Beispiel der Natur nicht einfach folgen, sondern muss sich der Logik des „Fressen und gefressen werden" so weit wie möglich entziehen. Als Mensch mit Kultur (und erst recht als Christ!) kann er mit fremden Leben nicht rücksichtslos umgehen. Denn wenn der Schöpfungsglaube keine leere Floskel sein soll, und Gottes Kreaturen wirklich unsere Geschwister und Mitgeschöpfe sind, dann dürfen wir sie nicht zu bloßen Verbrauchsmitteln degradieren. Vielmehr müssen schon die Kinder lernen, dass wer sich an Lebendigem vergreift, sich an Gottes Eigentum vergreift. Und die Erwachsenen müssen vorleben, wie man den Schöpfer achtet, indem man seine Geschöpfe schont und achtet.
Christliche Ethik tritt hier in offenen Gegensatz zu den Gesetzen der Ökonomie und auch der Biologie, weil sie den traurigen Normalzustand dieser Welt, nicht als einen legitimen (und schon gar nicht als einen „gottgegebenen") Zustand akzeptiert. Denn das leidige „Fressen und gefressen werden" ist eine Hausordnung, die erst mit dem Sündenfall in diese Welt eingeführt wurde. Wir sind zwar leider nicht in der Lage, diese Ordnung ganz außer Kraft zu setzen. Aber immerhin können wir im Rahmen unserer Möglichkeiten dagegen angehen, indem wir Verhältnisse schaffen, in denen keiner auf Kosten anderer lebt.
Gott will nämlich nicht, dass wir Hammer sind. Und er will auch nicht, dass wir Amboss sind. Sondern er will, dass alle seine Geschöpfe einander Helfer und Freunde sind. Weil das aber nicht durch große Sprüche Wirklichkeit wird, sondern durch kleine Taten, will ich an dieser Stelle visionäre Worte Albert Schweitzers zitieren. Mancher einer wird sie lächerlich und weltfremd finden. Ich aber meine, dass sie eine Achtsamkeit beschreiben, um die wir uns dringend bemühen sollten. Albert Schweitzer schreibt:

*„Wahrhaft ethisch ist der Mensch nur, wenn er der Nötigung gehorcht, allem Leben, dem er beistehen kann, zu helfen, und sich scheut, irgend etwas Lebendigem Schaden zu tun. Er fragt nicht, inwiefern dieses oder jenes Leben als wertvoll Anteilnahme verdient, und*

*auch nicht, ob und inwieweit es noch empfindungsfähig ist. Das Leben als solches ist ihm heilig. Er reißt kein Blatt vom Baume ab, bricht keine Blume und hat acht, dass er kein Insekt zertritt. Wenn er im Sommer nachts bei der Lampe arbeitet, hält er lieber das Fenster geschlossen und atmet dumpfe Luft, als dass er Insekt um Insekt mit versengten Flügeln auf seinen Tisch fallen sieht. Geht er nach dem Regen auf der Straße und erblickt den Regenwurm, der sich darauf verirrt hat, so bedenkt er, dass er in der Sonne vertrocknen muss, wenn er nicht rechtzeitig auf Erde kommt, in der er sich verkriechen kann, und befördert ihn von dem todbringenden Steinigen hinunter ins Gras. Kommt er an einem Insekt vorbei, das in einen Tümpel gefallen ist, so nimmt er sich die Zeit, ihm ein Blatt oder einen Halm zur Rettung hinzuhalten. Er fürchtet sich nicht, als sentimental belächelt zu werden. Es ist das Schicksal jeder Wahrheit, vor ihrer Anerkennung ein Gegenstand des Lächelns zu sein. Einst galt es als eine Torheit, anzunehmen, dass die farbigen Menschen wahrhaft Menschen seien und menschlich behandelt werden müssten. Die Torheit ist zur Wahrheit geworden. Heute gilt es als übertrieben, die stete Rücksichtnahme auf alles Lebendige bis zu seinen niedersten Erscheinungen herab als Forderung einer vernunftgemäßen Ethik auszugeben. Es kommt aber die Zeit, wo man staunen wird, dass die Menschheit so lange brauchte, um gedankenlose Schädigung von Leben als mit Ethik unvereinbar einzusehen."*

# 131. Keuschheit

Jesus sprach einmal zu seinen Jüngern über die Frage, was den Menschen „rein" und was ihn „unrein" macht. Das war damals eine wichtige Frage! Wir aber, als Kinder unserer Zeit, verstehen das Problem in der Regel gar nicht – oder verstehen es falsch. Denn wer heute morgen geduscht hat, gilt uns als „rein". Und wer sich seit einer Woche **nicht** mehr gewaschen hat, gilt uns als „unrein". Jesus hingegen redet mit seinen Jüngern nicht über Hygiene und Körperpflege, sondern redet über den Gegensatz von „rein" und „unrein", wie er im Alten Testament und im Judentum gebraucht wird, wo es natürlich nicht um den Gebrauch von Seife geht, sondern um die kultische und religiöse „Reinheit" des Menschen. Und der Gegensatz des Reinen und Unreinen ist dort mindestens so wichtig wie der von gut und böse, wahr und falsch, gerecht und ungerecht, lebendig und tot. Denn das Alte Testament verwendet auf die korrekte Unterscheidung von rein und unrein allergrößte Sorgfalt. Wir finden dort lange Listen reiner und unreiner Tiere – solcher, die man essen darf, und solcher, die man unbedingt vermeiden muss. Wir erfahren, dass die Berührung mit Toten unrein macht, und dass Frauen während der Regel und nach Geburten unrein sind. Der Kult fremder Götter macht natürlich unrein, genau wie der Kontakt mit den Heiden, die diese Götter verehren. Eine Krankheit wie der Aussatz und diverse körperliche Ausflüsse verunreinigen den Menschen. Und natürlich tun das auch geschlechtliche Verirrungen aller Art. Im 3. Buch Mose wird streng geregelt, wie lange ein Gegenstand oder eine Person, die mit Unreinem in Berührung kam, als unrein zu gelten hat. Denn Unreinheit überträgt sich durch Körperkontakt. Und genauso wird geregelt, durch welche kultischen Handlungen und nach Ablauf welcher Fristen wieder Reinheit hergestellt und vom Priester bescheinigt werden kann.

Warum aber ist das alles so wichtig? Und warum muss man Unreinheit vermeiden? Ganz einfach, weil Unreinheit den Menschen **zur Begegnung mit Gott unfähig macht**. Wer unrein ist, darf nicht wagen den Tempel zu betreten, am Gottesdienst teilzunehmen oder

sich sonst irgendwie dem Heiligen zu nähern. Denn Gott ist rein und heilig und duldet es nicht, durch die Annäherungen des Schmutzigen beschmutz zu werden. Das Reine und das Unreine sind unverträglich. Das Heilige und das Unheilige sind gegeneinander wie Feuer und Wasser. Darum muss der, der Gott, dem Reinen, nahe sein will, ihm wenigstens insofern ähnlich werden, ihm erträglich und damit gesprächsfähig werden, dass er sich reinigt und rein hält. Denn das Unreine gehört nicht zu Gott und kann keine Gemeinschaft mit ihm haben, es gehört nicht in Gottes Haus. Und ich denke jede Hausfrau kann das nachvollziehen. Denn auch wenn sie den Ehemann noch so sehr liebt, lässt sie ihn doch nicht mit dreckigen Gummistiefeln durchs Wohnzimmer laufen, sondern verlangt, dass er sich reinigt. Erst wenn sicher ist, dass er keinen Schmutz mitbringt, ist er in der guten Stube willkommen. Und so macht eine Unreinheit **anderer** Art den Menschen unfähig zur Gemeinschaft mit Gott. Denn sie schließt ihn vom Gottesdienst aus, vom Heiligtum, und damit auch vom Heil selbst, das es ja nicht anders als in der Gemeinschaft mit Gott geben kann.

Wenn das aber stimmt – muss es uns dann nicht brennend interessieren, was Jesus sagte und wie er urteilte über „rein" und „unrein"? Jesus leugnet nicht, dass es Unreinheit gibt, durch die der Mensch sich besudelt. Es **gibt** diese Unreinheit, die vom Kontakt mit Gott ausschließt! Aber Jesus sieht ihren Ursprung nicht „außen", in unreinen Dingen, die man berührt oder isst, sondern „innen" im Herz des Menschen, aus dem die Unreinheit hervorgeht. ***„Was zum Mund hineingeht, das macht den Menschen nicht unrein"*** sagt er, ***„sondern was aus dem Mund herauskommt, das macht den Menschen unrein."*** Und als die Jünger das nicht verstehen, erklärt er es noch einmal: ***„Merkt ihr nicht, dass alles, was zum Mund hineingeht, das geht in den Bauch und wird danach in die Grube ausgeleert? Was aber aus dem Mund herauskommt, das kommt aus dem Herzen, und das macht den Menschen unrein. Denn aus dem Herzen kommen böse Gedanken, Mord, Ehebruch, Unzucht, Diebstahl, falsches Zeugnis, Lästerung. Das sind die Dinge, die den Menschen unrein machen. Aber mit ungewaschenen Händen essen macht den Menschen nicht unrein."***

Auf den ersten Blick erscheint Jesus hier moderner und liberaler als das Alte Testament, weil er sagt, es gebe keine unreinen Speisen. Er scheint die Reinheitsgesetze des Judentums zu relativieren. Docht tut er das nur, um den Blick vom Äußeren auf das Innere zu lenken. Und die innere Reinheit, die er dann fordert, ist bei Lichte besehen viel schwerer zu erlangen und zu bewahren als die äußere. Denn Aussätzigen, Toten und unreinen Tieren aus dem Weg zu gehen ist ja einfacher, als das eigene Herz von bösen Gedanken frei zu halten. Dem Schmutz draußen kann ich ausweichen. Aber der Schmutz innendrin – was mache ich mit dem? Den kann man nicht so einfach loswerden wie dreckige Gummistiefel, die man nur ausziehen muss. Wenn man aber trotzdem in Gottes gute Stube will, wenn der Dreck, der nicht nur **an** mir, sondern **in** mir haftet, mich von der Gemeinschaft mit Gott nicht ausschließen soll, was kann ich dann tun? Welche Bürste hilft da, welche Seife, welches Scheuermittel?

Zunächst dürfen wir an diesem Punkt unserer Taufe gedenken. Denn die Taufe, die Jesus uns verordnet hat, ist nicht umsonst ein Ritual der Waschung. Das Taufwasser dient tatsächlich der Reinigung – es symbolisiert nicht nur, sondern vollzieht Reinigung, und ist durchaus gemeint als ein Abwaschen von Sünden. Als Christ kann man dieses Abwaschen jederzeit aktualisieren, indem man ein Beichtgebet spricht, sich auf die Taufgnade beruft, Vergebung erbittet und sich Absolution zusprechen lässt. Darüber hinaus aber dürfen wir uns erinnern, dass Christus am Kreuz mit dem Fluch der Schuld auch unseren

Schmutz auf sich genommen hat, um uns durch das Opfer seines Lebens davon zu befreien. Der Hebräerbrief stellt den Kreuzestod Jesu darum ausdrücklich in Parallele zu den Sühnopfern, die täglich im Jerusalemer Tempel dargebracht wurden, und sagt dann: ***„...wenn schon das Blut von Böcken und Stieren und die Asche von der Kuh durch Besprengung die Unreinen heiligt, so dass sie äußerlich rein sind, um wieviel mehr wird dann das Blut Christi, der sich selbst als Opfer ohne Fehl durch den ewigen Geist Gott dargebracht hat, unser Gewissen reinigen von den toten Werken, zu dienen dem lebendigen Gott!"***

Gott selbst hat in Christus die Unreinen gereinigt, hat die Schmutzigen gesäubert und die Sünder geheiligt, um sie der Gemeinschaft mit ihm fähig zu machen. Wie uns Unreinheit durch Berührung verunreinigt und besudelt, so kann uns die Berührung mit Jesus, dem Reinen, rein machen. Was den Gereinigten dann aber als tägliche Aufgabe bleibt, ist, dass wir die gewonnene Reinheit nicht wieder aufs Spiel setzen, sondern ein ihr gemäßes, reines Leben führen. Schließlich sagt das Neue Testament, dass unsere Körper Tempel des Heiligen Geistes sind! Gott selbst wohnt in uns wie ein vornehmer Gast in einer baufälligen Hütte. Ihn zu beherbergen ist ehrenvoll – aber es verpflichtet auch. Wir stehen darum vor der Aufgabe, so etwas wie eine Reinheit des Geistes zu bewahren und uns ganz ernsthaft fernzuhalten von dem, was uns beschmutzt.

Konkret kann das z.B. bedeuten, dass man sich einer bestimmten Art von Gespräch entzieht. Denn wo man boshaft redet, wo Gott verlästert wird, wo man Zoten erzählt und auf Kosten anderer lacht, da weht ein Geist, der mit dem Geist Christi nicht vereinbar ist, und dem wir uns entziehen sollten bevor er auf uns abfärbt. Da muss man nicht dabeistehen und schon gar nicht mitmachen, sondern kann sich schützen – und gehen.

Desgleichen können es Bilder sein, die uns verunreinigen. Bilder nämlich voller Gewalt und Gier und falscher Lust, die es im Fernsehen und im Internet zuhauf gibt, die auch durchaus ihre Faszination und ihre eigene Ästhetik haben können – und die doch durch das Auge tief in unsere Seelen dringen, weil das, was wir sehen, Macht über uns gewinnt. Dem muss man sich nicht aussetzen! Und gerade, wenn uns irgendetwas daran gefällt und fesselt – gerade dann ist Enthaltung nötig, Nein-Sagen, Distanz und Heiligung. Die Reinheit des Geistes kann gefährdet sein, wenn jemand unseren Zorn provoziert, weil er uns Unrecht tut. Wut, Kränkung und Selbstmitleid können mächtig anschwellen, bis Hassgedanken sich breit machen. Aber auch mit Neid, Gier, Eitelkeit oder Heuchelei kann es so gehen. Sie vergiften unsere Seele, und wenn wir nicht aufpassen, verunreinigt sie uns mit einem Gestank, der den Geist Gottes immer mehr verdrängt. Jesus hat Recht, wenn er sagt, dass die eigentliche Gefahr von innen – und nicht von außen kommt!

Wenn das Alte Testament aber annimmt, dass Unreinheit durch Berührung übertragen wird wie eine Infektionskrankheit, so steckt auch darin tiefe Einsicht, weil Unreines um so leichter auf mich überspringt, je größer die Nähe ist, die ich ihm erlaube. Nennen sie es „falsche Scheu" wenn sie wollen. Doch ich meine wirklich, dass man bestimmte Bücher nicht lesen kann, ohne innerlich von ihnen beschmutzt zu werden. Der Geist und das Wesen bestimmter Menschen färben ab, wenn man zu lange mit ihnen zusammen ist. Und die Gedanken, die ich mir nicht rechtzeitig verbiete, gewinnen Macht über mich. Darum meine ich, wir sollten eine alte Tugend neu entdecken, über die heute nur noch Witze gemacht werden, weil man sie auf den sexuellen Bereich bezieht: Die „Keuschheit" müssen wir neu entdecken, die darin besteht, sich dem zu verweigern, was schadet, stinkt und unser Leben vergiftet. Diese Keuschheit besteht darin, sich **nicht** allem zu öffnen, **nicht** alles zu tolerieren und **nicht** alles mitzumachen, sondern nur das, was Gott

gefallen kann. Das ist manchmal schwierig und trägt einem leicht den Ruf des Spielverderbers ein. Aber nachdem die Moderne sehr ehrgeizig war, alle erdenklichen Tabus zu brechen, nachdem die 68'er sich Mühe gaben, alles zu tun, wovon die Alten sagten, dass man es „nicht tut", scheint nun die Zeit gekommen, den Sinn des Tabus wieder zu entdecken.
Denn es **gibt** Dinge, die tabu sein sollten, obwohl sie bei uns üblich sind – wie das Lügen und das Lästern. Und niemand sollte meinen, dass er in seinen vier Wänden davor sicher sei. Es gibt Dinge, durch die man die eigene Seele für die Gemeinschaft mit Gott untauglich macht. Von denen aber abzulassen, wenn man's gemerkt hat, sollte selbstverständlich sein. Denn das Ebenbild Gottes in uns, das freizulegen Gott viel Mühe gekostet hat, dürfen wir nicht wieder unkenntlich machen. Viel besser ist es, den umgekehrten Weg zu gehen, indem man die Reinheit des Reinen auf sich abfärben lässt. Denn zum Glück ist auch das Gute infektiös! Auch das Heilige springt über, wenn wir in Kontakt treten. Dass wir an ihm aber Anteil bekommen können und uns dann für **nichts** mehr schämen müssen, dass sei **dem** gedankt, der barmherzig ist und allmächtig, heilig und gerecht – und **so** rein, dass es für ihn **und für uns** zusammen reicht…

# 132. Geduld

Die Geduld hat in den Katalogen christlicher Tugend, neben der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, der Wahrhaftigkeit und Treue, ihren festen Platz. Dass die Geduld dort aber zu Recht steht, merken wir schon daran, dass sie uns ebenso schwer fällt wie andere Tugenden. Ihr Gegenteil, die **Un**geduld, muss niemand üben! Das unwillige Nicht–warten–können stellt sich von selbst ein. Unruhe und Wankelmut, Nervosität, Drängelei und Abschweifung liegen uns offenbar in der Natur. Doch Geduld zu üben, das ist wirklich schwer. Es erfordert Disziplin und hat mancherlei Voraussetzung. Denn es ist ja nicht so, dass der geduldige Mensch **nichts wollte,** oder dass es ihm weniger wichtig wäre als dem Ungeduldigen. Nein: Auch der Geduldige verfolgt ein Ziel, will und erwartet etwas. Aber sein entschlossener Wille verbindet sich mit langem Atem. Der Geduldige **hat** Zeit, er **nimmt** sich Zeit und **lässt** den Dingen ihre Zeit. Und sein Wille verbindet sich auch mit Nachsicht, weil der Geduldige Geduld hat mit denen, die sein Vorhaben bremsen. Der Wille des Geduldigen verbindet sich mit Beharrlichkeit und Ausdauer, weil er von seinem Ziel auch dann nicht ablässt, wenn andere Ziele leichter zu erreichen wären. Und dieser entschiedene Wille verbindet sich beim Geduldigen auch mit Leidensbereitschaft, weil der, der geduldig ist, in der Zeit der Geduld das Ersehnte entbehrt – und an dieser Entbehrung leidet.
Dies Leiden am Unverfügbaren auszuhalten, ist wohl das Wesentliche an der Geduld. Und wir erkennen spätestens daran, dass Geduld nichts mit Passivität zu tun hat, sondern ganz im Gegenteil eine höchst aktive Haltung ist. Der Geduldige bringt nämlich die Disziplin auf, sich durch Rückschläge nicht beirren und sich durch Enttäuschungen nicht vom Weg abbringen zu lassen. Er entbehrt lieber das Ziel seiner Geduld und leidet, als mit etwas anderem Vorlieb zu nehmen. Er gibt seine Hoffnung nicht preis! Und mit denen, die sein Vorhaben bremsen, weil sie vielleicht nicht so schnell können wie sie sollten, hat er auch noch Geduld, und wird nicht unwillig gegen sie. Neudeutsch nennt man das „Frustrationstoleranz", wenn jemand immer wieder frustriert und enttäuscht werden kann, und doch nicht vom Kurs abkommt. Allerdings klingt es schöner und positiver,

wenn man Geduld übersetzt mit „Durchhaltevermögen" oder „Resistenz". Denn Unbeirrbarkeit und Widerstandskraft machen den Kern der Geduld aus. Wenn das aber so ist, in welchem Verhältnis steht diese Tugend dann zum christlichen Glauben? Gibt es da eine innere Beziehung?

Ja! Mir scheint, dass die Geduld gerade für Christen einen besonders hohen Stellenwert hat, weil unser Glaube in und von Hoffnung lebt – und niemand zum Hoffen taugt, der keine Geduld aufbringt. Ich denke, dass ein Christ (1.) besonders viel Geduld **braucht,** dass er (2.) zur Geduld besonders guten **Grund** hat, und dass ihm (3.) zur Übung der Geduld besonders gute **Vorbilder** gegeben sind.

(1) Das Erstgenannte, **dass der Christ besonders viel Geduld braucht,** liegt auf der Hand, denn unser Glaube ist wahrlich nicht auf kurzfristige Erfolge berechnet. Die Kinder dieser Welt warten bloß auf den Feierabend, auf den nächsten Urlaub, auf eine Gehaltserhöhung oder auf den Frühling – denen kann bald geholfen werden! Doch die Kinder Gottes warten auf die Vollendung dieser Schöpfung! Wir warten auf die sichtbare Wiederkunft Christi, auf den Neuen Himmel und die Neue Erde und auf das Reich Gottes! Um endlich zu sehen, was wir hoffen und glauben, brauchen wir buchstäblich Geduld bis zum Jüngsten Tag. Denn ***„...wir sind zwar gerettet,"*** schreibt Paulus ***„...doch auf Hoffnung. Die Hoffnung aber, die man sieht, ist nicht Hoffnung; denn wie kann man auf das hoffen, was man sieht? Wenn wir aber auf das hoffen, was wir nicht sehen, so warten wir darauf in Geduld."*** Seit Paulus das schrieb, ist die Christenheit zweitausend Jahre auf dem Weg gewesen, und vielleicht brauchen wir noch viel längeren Atem, denn so ziemlich alles, woran wir glauben, ist heute noch unsichtbar.

(2) Dass wir aber unter diesen erschwerten Bedingungen **trotzdem guten Grund haben,** auf die Erfüllung christlicher Hoffnung geduldig zu warten – auch das liegt auf der Hand. Denn ob Geduld sich lohnt und begründet ist, hängt ja immer davon ab, wer das Erwartete herbeizuführen versprochen hat, und wer demnach meine Hoffnung verbürgt. Hat mir ein Mensch versprochen, mich zu besuchen, von dem ich weiß, dass er Verabredungen gern mal vergisst, habe ich wenig Grund, über die verabredete Zeit hinaus geduldig zu warten. Es wird sich kaum lohnen! Hat aber Gottes Sohn versprochen, wiederzukommen in Herrlichkeit, so liegt der Fall völlig anders. Denn dann geht es um ein Versprechen unseres Gottes, der nicht irren kann, der nichts zurücknimmt und den auch niemand an etwas zu hindern vermag. ***„Gott ist nicht ein Mensch, dass er lüge..."*** sagt das 4. Buch Mose: ***„...noch ein Menschenkind, dass ihn etwas gereue. Sollte er etwas sagen und nicht tun? Sollte er etwas reden und nicht halten?"*** Schon die Vorstellung ist absurd. Und darum hat die Geduld, die wir als Christen brauchen, die beste aller denkbaren Begründungen, weil Gott **selbst** in seinem Wort und in seiner Treue die Begründung **ist.**

(3) Wunderbare Beispiele und Vorbilder der Geduld bekommt der Christ aber gleich mitgeliefert, weil die Bibel auch davon reichlich enthält. Denken sie nur an die Geduld **Abrahams,** der hundertjährig immer noch auf den verheißenen Sohn wartete. Oder an die Geduld, die **Mose** in der Wüste aufbringen musste, als das Volk immerzu murrte. Wir haben die Geduld des Propheten **Jeremia** vor Augen, der 40 Jahre lang gegen alle Erfahrung anpredigen musste, bevor eintrat, was er vorausgesagt hatte. Wir kennen **Hiobs** große Geduld, der in seinem Elend lange warten musste, bis Gott seiner Klage antwortete und ihn rehabilitierte. Und nicht zuletzt lesen wir von der Geduld, die **Jesus** mit seinen Jüngern hatte, wenn sie ihn immer wieder missverstanden, kleingläubig waren und feige. Letztlich ist **Gott** selbst das beste und erstaunlichste Beispiel der Geduld, weil er es mit der Menschheit immer noch nicht aufgegeben hat. Uns allen wäre an Gottes Stelle

längst der Kragen geplatzt angesichts seiner undankbaren Brut! Doch seit der Sintflut verfährt Gott mit seinen Geschöpfen unglaublich nachsichtig und langmütig. Er straft nicht gern, ist langsam zum Zorn und verfolgt seine guten Pläne mit Ausdauer und Beharrlichkeit **sogar gegen** den störrischen Widerstand derer, die zu retten er sich vorgenommen hat. Alle, die wir noch atmen und lebendig sind, verdanken das einer ganz unbegreiflichen Geduld Gottes. Und da sollten **wir** nicht auch unsererseits Geduld üben und Geduld haben mit unseren Mitmenschen? Ja: Nachsicht, Beharrlichkeit und Langmut stünden uns gut zu Gesicht und dürften auch gar nicht so schwer fallen. Denn schließlich arbeitet die Zeit **für** uns. Die Vollendung der Schöpfung, auf die wir warten, kommt ganz gewiss. Und wenn's auch dauern mag, so kann unsere Hoffnung doch nicht enttäuscht werden, weil Gott in der Weltgeschichte garantiert als Letzter lacht.

Es ist nur eine Frage der Zeit, bis uns Gott mit unserem Glauben ins Recht setzt. Am Ende werden wir schauen, was wir geglaubt haben, während die Spötter verstummen. Wenn das aber **gewiss** ist und durch Gottes Treue verbürgt – sollten wir dann nicht in der Lage sein, Frustrationen zu tolerieren, Durststrecken durchzuhalten und geduldig gegen allen Augenschein zu hoffen? Eigentlich dürfte das nicht schwer fallen. Denn Gott selbst steht dafür gerade, dass unsere Geduld sich lohnt. Christliche Hoffnung ist darum unsinkbar. Sie kennt keine Resignation und ist gegen Enttäuschung auch dann noch resistent, wenn sie richtig weh tun. Um aber für solche Resistenz und Geduld ein einprägsames Beispiel zu geben, möchte ich von einem Esel erzählen, den ich mir zum Vorbild erkoren habe:

Jener Esel war schon alt – und war obendrein ein Pechvogel. Denn er gehörte einem ausgesprochen hartherzigen Bauern. Eines Tages geschah es, dass der Esel unglücklicherweise in einen leeren Brunnen fiel. Das arme Tier schrie vor Angst – und der Bauer fluchte. Als er aber alles Mögliche überlegt hatte, wie man einen Esel aus dem tiefen Brunnen retten könnte, kam der Bauer zu dem Ergebnis, dass es nicht machbar sei. Der Esel saß auf dem Brunnenboden fest. Und da es schon spät war, ging der Bauer ärgerlich ins Haus und legte sich schlafen. Der Esel aber schrie die ganze Nacht hindurch, und der Bauer machte kein Auge zu, so dass er am nächsten Morgen ganz grimmig und erbost aufstand. Er beschloss dem Geschrei ein Ende zu machen, den Brunnen einfach mit Erde aufzufüllen, und den Esel auf diese Weise zu begraben. Der Bauer bat einige Freunde um Hilfe, und zusammen begannen sie, einen Spaten Erde nach dem anderen in den Brunnen zu werfen. Als der alte Esel das spürte, wie ihm die Erdhaufen auf den Rücken fielen, war er entsetzt. „Wieso passieren solche Sachen immer mir?" dacht er. „Erst falle ich in diesen Brunnen, und niemand kommt, um mir zu helfen. Und nun versuchen sie mich auch noch zu vergessen, indem sie mich hier begraben. Soll mein Leben wirklich auf so demütigende Weise enden?" Doch während der Esel dort auf dem Brunnenboden stand und sich Leid tat, hatte er eine Idee. Statt einfach nur dazustehen und sich von Erde begraben zu lassen, beschloss er, die Erdbrocken, die auf seinen Rücken fielen, abzuschütteln und darauf zu trampeln. Immer und immer wieder tat er das: Abschütteln und darauf trampeln, abschütteln und darauf trampeln. Ohne auf Müdigkeit und Schmerzen zu achten, machte er sich unverdrossen daran, die Erdbrocken von sich abzuschütteln und darauf zu steigen. Er zwang sich, nicht aufzugeben. Er weigerte sich, von dem Dreck besiegt zu werden, mit dem er beworfen wurde. Und drei Stunden **später konnte der Esel triumphierend über den Brunnenrand steigen. Er stand auf sicherem Boden, denn die Erde, die ihn begraben sollte, hatte stattdessen sein Leben gerettet.**

# 133. Ehe

**Die Ehe ist eine herrliche Erfindung Gottes**

Kann man Gott genug dafür danken, dass er Mann und Frau füreinander geschaffen hat? Nicht für die Einsamkeit und nicht für den Trübsinn hat er uns bestimmt, sondern zur umfassenden seelischen und leiblichen Gemeinschaft, in der Mann und Frau aneinander Freude haben. Geliebt werden, verstanden werden, trotz aller Schwächen vorbehaltlos angenommen werden – gibt es etwas Schöneres und Beglückenderes? Darum ist ein rechter Ehepartner ein „Geschenk des Himmels", genauer gesagt: Ein Geschenk Gottes. Er selbst nämlich, der Schöpfer, ist es, der seine freundliche Fürsorge zeigt, wenn er einem Menschen den oder die „Richtige" über den Weg laufen lässt. Er tut das mit Freude, weil er uns das Liebesglück gönnt. Aber er tut es nicht bloß zum Spaß. sondern mit der ernsten Absicht, dem Mann und der Frau einen Beistand und Helfer zu geben. Der Sinn der Zweisamkeit ist also nicht, dass Mann und Frau einander anhimmeln und einander durch die rosa Brille betrachten. Sondern ihr Sinn liegt darin, dass sie gemeinsam weiter kommen als sie einzeln je hätten kommen können: Wenn der eine stolpert, soll der andere ihm aufhelfen. Wenn der eine friert, soll der andere ihn wärmen. Wo der eine Schwäche zeigt, soll der andere für ihn einspringen. Und wo der eine auf Abwege gerät, soll der andere ihn zurückrufen. Der Mann soll jemand haben, dem er ohne Scheu sein Herz ausschütten darf. Und die Frau soll jemand haben, auf den sie sich blind verlassen kann. Ehepartner sollen einander in Liebe die Wahrheiten sagen, die ihnen sonst niemand zu sagen wagt. Und sie sollen miteinander die Nöte teilen, die man sonst mit niemandem teilen kann. Sie sind dazu da, einander zu schützen und zu stärken und füreinander zu sorgen in Treue und Geduld. Denn zu keinem anderen Zweck werden sie einander anvertraut.

**Die Ehe ist der Schlüssel zur Selbstverwirklichung**

Es ist ein gängiges Vorurteil, dass die Ehe der „Selbstverwirklichung" des Menschen hinderlich sei. Doch muss dieses moderne Schlagwort hinterfragt werden. Denn was ist das eigentlich für ein Selbst, das da nach Verwirklichung strebt? Ist unser wahres Selbst eine Art versunkener Schatz auf dem Grunde unserer Seele, der sich am Besten in vornehmer Isolation und Einsamkeit heben lässt? Die Bibel ist da anderer Meinung. Sie lehrt, dass Selbstverwirklichung nicht in Vereinzelung, sondern nur in Gemeinschaft gelingen kann. Denn das „Selbst", das uns zu verwirklichen aufgegeben ist, hat Gott uns zugewiesen, als er uns zu Männern und Frauen machte. Er gab uns unsere geschlechtliche Identität nicht als abgeschlossenen Tatbestand, sondern als den Auftrag, das uns bestimmte Mann-Sein oder Frau-Sein in unserem Leben zu verwirklichen. Weil aber Mann und Frau **füreinander** geschaffen sind, kann das keiner für sich allein. Wollen wir unserer Bestimmung folgen und uns selbst „verwirklichen", so bedürfen wir dazu eines andersgeschlechtlichen Gegenpols. Wir brauchen eine eheliche „bessere Hälfte", um mit ihr zu der Einheit und Ganzheit zu werden, die Gott gewollt hat. Darum ist keiner von uns „für-sich" genommen etwas, sondern wir sind nur etwas, wenn wir es **für** jemanden sind. Oder wäre ein „Lehrer" wirklich „Lehrer", wenn er nicht in Beziehung zu einem konkreten Schüler stünde? Und könnte der „Schüler" ernstlich „Schüler" genannt werden, wenn es seinen Lehrer nicht gäbe? Sind sie ohne einander nicht bloß „potentiell" das, was sie sind? Entsprechend gilt: „Mann-Sein" verwirklicht sich, indem der Mann zum Mann einer Frau

wird. Und „Frau-Sein" verwirklicht sich, indem die Frau zur Frau eines Mannes wird. Fragt also jemand nach Selbstverwirklichung, so kann man ihm oder ihr nur empfehlen, zu heiraten. Als Wesen, die zur Gemeinschaft bestimmt sind, kommen wir nämlich nicht anders zu uns selbst, als indem wir uns öffnen und für unser „Ich" ein „Du" suchen.

### Die Ehe besteht nicht in Romantik, sondern in treuer Fürsorge

Für junge und verliebte Menschen steht dieser Aspekt der Ehe meist noch nicht im Vordergrund. Aber auch hier gilt schon: Die Trauung ist eine „An-ver-Trauung". Die Frau wird dem Mann, der Mann der Frau „anvertraut". Und zwar von Gott! Vor ihm sind sie nun füreinander verantwortlich. Sie sollen einander helfen, füreinander sorgen und in schwerer Zeit füreinander da sein. Und darin liegt viel Trost. Denn auch und gerade dann, wenn meine Attraktivität geschwunden und die Verliebtheit vergangen ist, bleibe ich meinem Partner „anvertraut". Die wechselseitige Fürsorge, die daraus erwächst, trägt weiter als alle Romantik. Wer darum wissen will, was wirklich Ehen zusammenhält, achte nicht auf große Worte und heiße Schwüre, nicht auf Herzschmerz und Traumtänzerei. Sondern er achte auf die unscheinbar kleinen Gesten, die man an glücklichen alten Ehepaaren beobachten kann: Wenn sie ihm die Krawatte zurecht rückt, damit niemand über ihn lacht. Und wenn er ihre Vergesslichkeit stillschweigend übergeht. Wenn sie ihm das größere Kuchenstück gibt. Und er sie auch mit Falten noch schön findet. Wenn sie immer noch gerne seine Hand hält. Und er nicht aufhört, auf seine Frau stolz zu sein – dann haben wir vor Augen, was Ehen zusammenhält.

### Die Ehe ist kein Geschäft auf Gegenseitigkeit

Damit ist schon gesagt, dass die Ehe nicht auf Kosten-Nutzen-Rechnungen beruht. Viele Menschen missverstehen ihre Ehe allerdings als eine Art gutes Geschäft, auf das sie sich einlassen, weil der andere etwas zu bieten hat: „Er" ist lustig, wohlhabend und aufmerksam. „Sie" ist gutaussehend, gebildet und charmant. Die Beziehung „lohnt" sich also für beide, sie „bringt" beiden etwas. Doch sie hält auch nur so lange, wie die „Bilanz" für beide stimmt. Büßt einer seine Vorzüge ein (schnell ist ein Arbeitsplatz verloren oder ein hübsches Gesicht durch Unfall entstellt), schaut der andere sich nach einer vorteilhafteren Beziehung um. Wie immer man solche Partnerschaften bewerten mag – den Namen einer Ehe verdienen sie nicht. Zwei Menschen sind erst reif für eine Ehe, wenn sie aufgehört haben zu „rechnen" und zu „bilanzieren", wenn sie also den Mut haben zu sagen: „Wir gehören auf **jeden** Fall zusammen, bis der Tod uns scheidet". Erst wo alle Vorbehalte und Hintertürchen vergessen sind, beginnt die Ehe.

### Die Ehe ist ein guter Rahmen für erfüllte Sexualität

Sexualität ist eine wunderbare Schöpfungsgabe und gehört zu dem Besten, was Gott uns gönnt. Aber wie jede Gabe Gottes kann sie missbraucht und pervertiert werden – wenn nämlich aus dem natürlichen Begehren des anderen Geschlechts bloße Gier wird. Wo solche Gier einen Menschen beherrscht, da degradiert sie den Partner zum auswechselbaren Objekt, und es bewahrheitet sich, was schon Beethoven wusste: *„Sinnliche Lust ohne seelische Hingabe ist und bleibt Viecherei".* Wer sich dafür zu schade ist, findet in der Ehe einen Rahmen für erfüllte Sexualität. Sie ist ein stabiler Rahmen, weil sie Sexualität in unbedingtes Vertrauen und wechselseitige Verantwortung einbettet. Eine lustfeindliche „Zwangsjacke" ist die monogame Ehe aber keinesfalls. Oder erkennt man musikalische Menschen daran, dass sie versuchen, möglichst viele Instrumente gleichzeitig zu spielen?

**Die Ehe ist Mitwirkung an Gottes Schöpfungswerk**
Mann und Frau dürfen aneinander die Schönheit der Schöpfung entdecken. Aber noch mehr: Sie sollen nicht nur „Genießer" und „Bewunderer" des Schöpfungswerkes sein, sondern „Mitarbeiter" des Schöpfers, indem sie an der Erneuerung des Lebens mitwirken und Kinder bekommen. Kann einem größere Ehre widerfahren, als dass man zum Mitarbeiter Gottes berufen wird, das empfangene Leben weitergibt und „am eigenen Leibe" das Wunder der Schöpfung erleben darf? Ob einem Brautpaar diese Erfahrung geschenkt werden wird, kann man nicht im Voraus wissen. Eine positive und offene Einstellung zu eventuellem „Nachwuchs" gehört aber zur christlichen Ehe dazu. Denn Gott, unter dessen Segen die Brautleute sich stellen, ist ein Freund des Lebens.

**Die Ehe ist nicht auf Sand gebaut**
Große Gefühle, Romantik und Verliebtheit gehören zu einer jungen Ehe. Aber wer wäre sich seiner Gefühle so sicher, dass er daraufhin das Versprechen lebenslanger Treue geben könnte? Weil das eine Überforderung wäre, darum muss die Ehe ein festeres Fundament haben, als es unsere Gefühle sind. Sie gründet sich nämlich auf die Zuversicht, dass Gott seinen Segen dazu gibt und dass seine Liebe weiter trägt, wenn die menschliche Liebe flügellahm wird. Es macht deshalb viel Sinn, wenn die Traufragen vor dem Altar beantwortet werden „Ja, mit Gottes Hilfe". Denn nur so kann man den großen Schritt wagen, dass man sich darauf verlässt, Gott werde nicht nur am Tag der Trauung helfend und segnend dabei sein, sondern an jedem Tag der Ehe.
***Die erste Liebe ist glühend, eine trunkene Liebe, damit wir geblendet werden und wie die Trunkenen dahingehen. Wenn wir die Trunkenheit ausgeschlafen haben, dann bleibt in den Frommen die echte Eheliebe, die Gottlosen aber bereuen ihren Schritt. ( Martin Luther )***

# 134. Arbeit

Glaube und Arbeit, Religion und Erwerbsleben stehen nicht unverbunden nebeneinander. Sondern: Wenn Gott uns geschaffen hat, samt der Rahmenbedingungen, die unser Dasein bestimmen, dann hat er auch die Arbeit geschaffen. Und ob das nötig war – ja, ob das freundlich war –wird man schon einmal fragen dürfen: Warum eigentlich hat Gott das Leben so eingerichtet, dass es mit viel Arbeit verbunden ist? Wäre das Leben ohne Arbeit nicht viel schöner? Oder würde uns vielleicht doch etwas fehlen, wenn wir nichts zu arbeiten hätten? Ist die Arbeit von Gott als Segen gemeint oder als Fluch? Oder könnte es vielleicht von unserer Einstellung zur Arbeit abhängen, ob sie uns zum Segen oder zum Fluch wird? Die Antwort fällt gar nicht so leicht. Denn tatsächlich haben Menschen ganz unterschiedliche Arbeitsauffassungen. Der Stellenwert, den sie der Arbeit in ihrem Leben einräumen, ist ganz verschieden. Denn manche von uns leben, um zu arbeiten. Und andere arbeiten, um zu leben.
Die erste Gruppe, das sind die, die ihre Arbeit zum alleinigen Lebensinhalt gemacht haben. Sie sind geradezu süchtig nach Arbeit, weil sie sich mitten in der Arbeit am wohlsten und am lebendigsten fühlen. Sie schuften unermüdlich, denn für sie ist Leben und Arbeiten nicht zweierlei. Ihre Arbeit ist ihr Leben. Und ein Leben ohne Arbeit wäre ihnen unerträglich. Bei der anderen Gruppe dagegen, bei denen, die arbeiten, um zu leben, sieht das ganz anders aus: Die sind mit weniger Eifer bei der Arbeit, denn für sie beginnt

das „eigentliche" Leben erst, wenn die Arbeit endet. Sie arbeiten im Grunde nur, weil man seinen Leben und seine Freizeitaktivitäten irgendwie finanzieren muss. Arbeit ist also keineswegs ihr Leben. Vielmehr ist Arbeit für sie eine lästige Begleiterscheinung des Lebens und ein notwendiges Übel. Wir alle kennen Vertreter beider Gruppen. Es fragt sich nur, auf welcher Seite sich ein Christ ansiedeln sollte? Hat Gott unser Leben mit so viel Arbeit verbunden, damit wir den ersten oder den zweiten Weg gehen? Sollen wir leben, um zu arbeiten oder arbeiten, um zu leben? Ich meine: weder noch. Keiner dieser Wege entspricht dem Willen Gottes. Beide sind falsch – und zwar beide aus demselben Grund:

Denn ob sie die Superfleissigen nehmen oder die weniger Fleissigen: Beide Gruppen arbeiten immer nur für sich – sei es für ihre Kariere oder für ihren Umsatz, für ihren nächsten Urlaub oder bloß für ihr Sparbuch. In jedem Fall ist die Arbeit eigennützig motiviert. Und genau das ist der Punkt, an dem sich die christliche Arbeitsauffassung deutlich unterscheiden muss. Denn wenn wir eingangs fragten, warum Gott das Leben mit Arbeit verbunden hat, dann lautet die christliche Antwort nicht: „Weil er uns damit ärgern wollte!" oder „Damit einer den anderen übertrumpfen könne!" Sondern unsere Antwort muss lauten: „Gott befähigte uns zur Arbeit, damit einer dem anderen mit seinen Kräften und Begabungen dienen und helfen kann!"

So war es gemeint, als Gott uns die Erde anvertraute, und uns beauftragte, den Garten Eden zu bebauen und zu bewahren. Der Schöpfer wollte, dass wir – ähnlich wie er – schöpferisch tätig sein sollten, um mit Fleiß und Geschick Gutes hervorzubringen. Er wollte uns die Freude gönnen, ähnlich produktiv zu sein wie er. Und wir sollten Spaß haben am kreativen Kräftespiel der Arbeit. Wir sollten unsere Muskeln anspannen und unsere Köpfe gebrauchen. Und wir sollten hinterher stolz sein dürfen auf die Früchte unserer Arbeit. Jeder sollte die ihm gegebenen Talente im Beruf entfalten und so die eigene Begabung für andere Menschen fruchtbar machen. Jeder sollte von der Geschicklichkeit der anderen profitieren können. Die Arbeit sollte uns nach Gottes Willen zum Segen gereichen. Wenn sie aber inzwischen für viele zur Last und zum Fluch geworden ist, dann liegt das daran, dass der Mensch den Sinn dieser guten Gabe ins Gegenteil verkehrt hat. Statt miteinander zu kooperieren, erfanden wir den Verdrängungswettbewerb. Statt dass einer für den anderen arbeitet, versucht jeder, die anderen für sich arbeiten zu lassen. Statt mit dem erreichtem Wohlstand zufrieden zu sein, wollen wir immer mehr. Statt einander Lasten abzunehmen, versucht einer dem anderen Lasten aufzuhalsen. Und wenn es einen Weg gibt, jemand um seinen gerechten Lohn zu betrügen, dann findet sich auch einer, der es tut.

M.a.W.: Erst Eigennutz, Konkurrenzdenken und hemmungsloses Gewinnstreben haben aus der Arbeit eine Last, einen Fluch und eine Nötigung gemacht. Und was uns nach Gottes Willen Erfüllung und Befriedigung verschaffen sollte, ist auf diese Weise vom Menschen verdorben worden. Allerdings meine ich, dass das nicht so bleiben muss. Arbeit muss kein Fluch sein. Sie kann Freude machen, wenn wir uns nur daran erinnern, welchen Sinn sie nach Gottes Intention haben sollte. Gott wollte nämlich keineswegs, dass Arbeit uns kaputtmacht. sondern dass wir durch unsere Arbeit zum Erhalt dessen beitragen, was Gott geschaffen hat. Und wenn wir diesen Hintergrund beachten, werden wir den Sinn unserer Arbeit ganz neu verstehen. Gottes Ziel war von Anfang an, dass seine Geschöpfe bekommen, was sie zum Leben brauchen: Brot und Schuhe, Butter und Käse, Kleidung und Arznei, ein Dach überm Kopf und Bildung obendrein. Aber Gott wollte das nicht alles eigenhändig heranschaffen. Statt alles selber zu tun beauftragt Gott den Bä-

cker und den Schneider, den Bauern und den Schuster, den Maurer, den Arzt und den Lehrer. Sie alle – wir alle – empfingen unsere je besonderen Begabungen, um Gottes Mittelsmänner und Gehilfen sein zu können, die im Auftrag des Schöpfers die Geschöpfe mit allem Notwendigen versorgen. Und eben in dieser Beauftragung zum Dienst am Nächsten liegt der ursprüngliche Sinn unserer Arbeit.

Verkennen wir ihn aber und versäumen wir es, uns Gott als Mitarbeiter zur Verfügung zu stellen, so bringen wir uns selbst um eine große Chance – und zugleich um die tiefe Befriedigung, die aus unserer Arbeit erwachsen könnte. Egal nämlich, ob wir Kinder unterrichten, Autos reparieren, Haare schneiden, Gelder verwalten oder Kuchen backen – wir können uns darin als Subunternehmer Gottes betrachten. Man kann von jedem anständigen Beruf sagen, dass er in Gottes Auftrag ausgeübt wird. Denn jede ehrliche Arbeit hat den Sinn, ein Hilfsdienst zur Erhaltung der Geschöpfe zu sein. Und jeder, der einer solchen ehrlichen Arbeit nachgeht, darf stolz darauf sein, dass Gott ihn als seinen Gehilfen brauchen kann und brauchen will. Gehen wir in diesem Bewusstsein an unser Tagewerk heran, so arbeiten wir zwar nichts Anderes, aber wir arbeiten anders als vorher. Denn tun wir in Gottes Namen, was wir tun, so hat das Auswirkungen auf unsere Motivation, die Zielsetzung unserer Arbeit, ihre Würde und auch auf ihre Grenze:

1. Die **Motivation** zur Arbeit ist eine andere und tiefere, denn Arbeit ist für den Christen nichts, was man auch lassen könnte, wenn man nur genug Geld hätte. Arbeit ist vielmehr ein Teil unserer Bestimmung als Mensch. Und weil das so ist, liegt in der Arbeit auch tieferer Sinn als bloß, dass ich meine Rechnungen bezahlen kann. Arbeit ist mehr als ein „Job" und auch mehr als ein „Beruf" – Arbeit ist „Berufung" und göttlicher Auftrag.

2. Weil der Arbeitsauftrag Gottes nicht lautet „Du sollst dich durch Arbeit bereichern" sondern „Du sollst durch Arbeit deinem Nächsten dienen", sollten wir als Christen in der Berufsausübung entsprechende **Prioritäten** setzen. M.a.W.: Der Bäcker sollte seinen Erfolg nicht daran messen, wieviele Brötchen er verkauft, sondern ob sie seinen Kunden schmecken. Der Händler sollte nicht stolz sein, wenn sein Umsatz steigt, sondern wenn er den Menschen angeboten hat, was sie brauchten. Und der Arzt sollte sich nicht an der Zahl der abgerechneten Rezepte orientieren, sondern an der Zahl der geheilten Patienten.

3. Wenn jemand in dieser Weise arbeitet, dann ist seine Arbeit nicht schnöder Broterwerb und Selbsterhalt, sondern ein täglicher Gottesdienst. Und ob es angesehene oder gutbezahlte Arbeit ist, spielt dann keine Rolle mehr. Denn auch wenn jemand Toiletten putzt, Müll sortiert oder sonstigen Dreck anderer Leute wegmacht: Sofern er dieses Tun als Dienst am Nächsten zu begreifen vermag, ist auch solch ein Beruf eine göttliche Berufung, und ist auch ein solches Amt ein ehrenwertes Amt. Ein Hilfsarbeiter, der bei solcher Drecksarbeit an die anderen denkt, steht darum höher, als z.B. der Chefarzt, der beim Operieren nur an sich und sein Konto denkt.

4. Wer die eigene Arbeit als Hilfsdienst zur Erhaltung der Schöpfung begreift, wird auch wissen, wann diese Arbeit zu **ruhen** hat. Anders nämlich als die Leistungsbesessenen, die Arbeit zum Selbstzweck machen, kann sich der Christ den Schöpfer selbst zum Vorbild nehmen. Am siebten Schöpfungstage trat Gott einen Schritt zurück und ruhte von seinen Werken. Und hier steht es dem Menschen gut an, es dem Herrn gleichzutun: Zu ruhen, sich an der Schönheit der Schöpfung zu ergötzen und damit zu beweisen, dass er Sinn und Grenze der Arbeit begriffen hat.

Als Gott dem Menschen die Arbeit verordnete, da tat er es nämlich nicht, damit wir uns von Arbeit auffressen lassen. Er tat es nicht, damit unser Dasein eine unablässige Placke-

rei sei. Er tat es nicht, damit wir Gelegenheit hätten, unser Dasein durch Leistung zu rechtfertigen. Nein. Er tat es, damit wir am Fördern und Erhalten fremden Lebens ebensoviel Freude finden sollten wie Gott. Und nur darum will er auch, dass wir in unserer Arbeit das Beste geben. Nicht damit wir dafür gelobt, befördert oder besonders gut bezahlt werden. Sondern damit wir unseren Mitmenschen auf die bestmögliche Weise dienen – am Schweißgerät und im Büro, im Geschäft und an der Werkbank.

## 135. Staat

Hat Glaube mit Politik zu tun? Sollte sich die Kirche da nicht lieber heraushalten? Die Forderung ist berechtigt, soweit es das politische Tagesgeschäft und das Parteiengezänk betrifft. In der Tat ist Christi Reich nicht von dieser Welt. Und doch sind wir als Christen nicht anders als andere Menschen in das gesellschaftliche Leben verwickelt und von politischen Entwicklungen betroffen. Wir können gar nicht anders, als uns eine Meinung zu bilden. Und wir dürfen das sogar tun unter Berufung auf die Heilige Schrift. Denn wer das Neue Testament kennt, weiß, dass schon die Apostel über das Verhältnis des Christen zum Staat nachdachten. Paulus hat im 13. Kapitel des Römerbriefes ausführlich die Einstellung des Christen zur Staatsgewalt beschrieben. Und wenn seine Worte auch nicht in unsere Zeit zu passen scheinen, meine ich doch, dass sich die Beschäftigung damit lohnt. Denn wir stoßen dabei auf Aspekte des politischen Lebens, die schon seit langem völlig aus dem Blick geraten sind. Paulus schreibt:

**„Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit außer von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott angeordnet. Wer sich nun der Obrigkeit widersetzt, der widerstrebt der Anordnung Gottes; die ihr aber widerstreben, ziehen sich selbst das Urteil zu. Denn vor denen, die Gewalt haben, muss man sich nicht fürchten wegen guter, sondern wegen böser Werke. Willst du dich aber nicht fürchten vor der Obrigkeit, so tue Gutes; so wirst du Lob von ihr erhalten. Denn sie ist Gottes Dienerin, dir zugut. Tust du aber Böses, so fürchte dich; denn sie trägt das Schwert nicht umsonst: sie ist Gottes Dienerin und vollzieht das Strafgericht an dem, der Böses tut. Darum ist es notwendig, sich unterzuordnen, nicht allein um der Strafe, sondern auch um des Gewissens willen. Deshalb zahlt ihr ja auch Steuer; denn sie sind Gottes Diener, auf diesen Dienst beständig bedacht. So gebt nun jedem, was ihr schuldig seid: Steuer, dem die Steuer gebührt; Zoll, dem der Zoll gebührt; Furcht, dem die Furcht gebührt; Ehre, dem die Ehre gebührt." ( Röm 13,1–7 )**

Wer sich in der deutschen Geschichte auskennt, wird bei diesen Worten die Hände über dem Kopf zusammenschlagen – und manchem wird die Zornesröte ins Gesicht steigen. Denn gerade die deutsche Geschichte ist voller Beispiele dafür, welches Unheil aus bedingungslosem Gehorsam und Obrigkeitshörigkeit erwachsen kann. Es ist nicht zu leugnen: Der paulinische Satz, alle Obrigkeit sei von Gott, ist tausendfach missbraucht worden. Kaiser, Könige und Tyrannen haben behauptet, sie seien „von Gottes Gnaden", was sie sind. Und viele einfache Leute, die es glaubten, meinten ihrer Obrigkeit blinden Gehorsam zu schulden. Sie haben dann unschuldiges Blut vergossen, sinnlose Kriege geführt und ihr eigenes Leben verloren – und das alles im Namen Gottes, der anscheinend alle Obrigkeit legitimiert und autorisiert. Schlimm ist das. Es fragt sich nur, wer daran schuld ist. Ist Paulus schuld, weil er den Christen empfahl, der Obrigkeit zu gehorchen? Oder sind die schuld, die solchen Gehorsam zum Bösen missbrauchten?

Es lohnt sich, genau nachzubuchstabieren, was Paulus sagen will. Zu seinen Voraussetzungen gehört zunächst einmal eine pessimistische Beurteilung der menschlichen Natur. Paulus geht davon aus, dass das menschliche Herz dem Bösen zuneigt und nicht dem Guten. Die Bibel lehrt es nämlich so, und die Erfahrung bestätigt es: Menschen sind auf ihren persönlichen Vorteil aus. Und wenn sie es gefahrlos tun können, zögern sie nicht, einander auszubeuten, zu berauben, zu vergewaltigen und zu unterdrücken. Mit anderen Worten: Gäbe es keine staatliche Ordnung, würden die Menschen übereinander herfallen wie Wölfe. Denn dann wäre ihrem Egoismus keine Schranke gesetzt, nichts würde die Schwächeren vor den Stärkeren schützen – und die Macht des Bösen würde sich ungehindert austoben. Da gäbe es kein Recht als nur das Faustrecht und keine Kultur als nur die Kultur des Eigennutzes – hässliche Ausbrüche der Sünde würden die Erde überschwemmen wie eine Flut, an der am Ende das Leben ersticken müsste. Weil Gott dem aber nicht tatenlos zuschaut, weil er seine Schöpfung vor ungehemmten Ausbrüchen des Bösen schützen will, hat er die staatliche Ordnung geschaffen.

Tatsächlich ist der Staat keine Erfindung des Menschen, sondern eine Einrichtung, die von Gott kommt, und der Gott eine Aufgabe zugewiesen hat: Der Staat soll Gottes Dienerin sein „uns zugute" – wie Paulus es sagt –, indem er durch Recht und Gesetz dem Bösen wehrt und das Gute schützt. Freilich (das weiß Paulus auch): durch äußere Sanktionen ändert man nicht die Herzen der Menschen. Die Wurzel des Übels liegt in unseren Seelen, wohin der Arm des Staates nicht reicht. Dort kann sich nur durch Gottes Wort etwas ändern. Aber der Staat kann immerhin das Böse, das im Menschen liegt, an der freien Entfaltung hindern. Der Keim des Bösen wird dadurch nicht abgetötet und der böse Mensch wird dadurch nicht besser. Aber wenn ein Gewalttäter schon Gott nicht fürchtet, so soll er wenigstens die irdische Gerechtigkeit fürchten. Und wenn er das Böse nicht lässt aus Liebe zum Guten, so soll er es wenigstens lassen aus Angst vor der Strafe. Es ist also die Aufgabe des Staates, das Gute zu schützen und das Böse zu strafen. Weil er das tut und wenn er das tut, ist der Staat eine göttliche Ordnung und Dienerin Gottes. Wenn er seine Aufgabe erfüllt, erwächst dem Staat daraus die besondere Würde, Gottes Instrument zu sein. Und dann steht hinter einer Regierung auch nicht nur die Autorität des Volkes, das diese Regierung gewählt hat. Sondern **wenn** diese Regierung das Gute schützt und das Böse straft, dann steht hinter ihr zugleich die Autorität Gottes. Solcher staatlicher Ordnung schuldet der Christ tatsächlich Respekt und Gehorsam, weil es von Gott gewollte Ordnung ist.

Nur darf man niemals vergessen, dass diese Autorität eine Bedingung hat. Respekt und Gehorsam schuldet der Christ nämlich nur **der** Staatsordnung, die den von Gott gesetzten Auftrag, das Gute zu schützen und das Böse zu strafen, auch tatsächlich wahrnimmt. Es ist also eine Staatsordnung nur solange von Gott legitimiert, als sie tatsächlich der Flut des Bösen einen Riegel vorschiebt. Wenn eine Regierung stattdessen das Böse duldet oder sogar fördert, wenn sie Anordnungen trifft, die gegen Gottes Gebote verstoßen, wenn sie die Rechtschaffenen und Gottesfürchtigen nicht schützt, sondern verfolgt – dann hat sie ihren Anspruch verspielt „Gottes Dienerin" zu heißen. Und dann kann Widerstand zur Christenpflicht werden. Denn auch das sagt uns das Neue Testament unmissverständlich: Wenn sich eine Staatsordnung so sehr von Gottes Gebot entfernt, dass man nur entweder den Menschen oder Gott gehorchen kann, dann muss man Gott mehr gehorchen als den Menschen. Kommt ein Christ also zu der Überzeugung, dass der Staat, in dem er lebt, nicht mehr ein Schutzwall gegen das Böse, sondern ein Instrument des Bösen ist, so kann der bewaffnete Widerstand gegen die Organe dieses Staates die Konse-

quenz sein. Denn es ist wohl Gottes Wille, dass es gute Obrigkeit gibt. Aber nicht jede Räuberbande, die sich Regierung nennt und Macht ausübt, ist deshalb schon „gute Obrigkeit". Widerstandskämpfer wie Dietrich Bonhoeffer befinden sich daher keineswegs im Konflikt mit dem, was Paulus in Römer 13 schreibt. Denn der nationalsozialistische Staat hätte denselben Auftrag gehabt, wie jeder andere: Das Leben der Bevölkerung zu schützen. Tatsächlich aber hat man einen Teil der Bevölkerung in Vernichtungslagern umgebracht und einen anderen in sinnlosen Kriegszügen verheizt. Dieser Staat erfüllte nicht die Funktion, die er haben sollte. Er zerstörte die Ordnung, die allein ihn hätte legitimieren können. Hier galt es darum, Gott mehr zu gehorchen, als den Menschen – und es ist bedauerlich, dass nur ein gewisser Teil der Kirche den Mut dazu fand.

Das ist nun lange her und die heutige Situation ist kaum zu vergleichen. Wir leben nicht mehr in einer Monarchie und nicht im totalitären Staat. Und es käme einem Bundeskanzler wohl kaum in den Sinn, sich als Instrument der göttlichen Vorsehung darzustellen, wie Hitler das so gerne tat. Unsere Situation ist auch mit der des Paulus nur schwer zu vergleichen. Und trotzdem bleibt seine Mahnung im Grundsatz gültig – und ist im Blick auf die verbreitete Politikverdrossenheit sogar hoch aktuell. Denn wenn wir der gegenwärtigen Staatsordnung zubilligen, dass sie (wenigstens im Großen und Ganzen) das Gute fördert und das Böse bestraft, das rechtschaffene Leben schützt und das Verbrechen bekämpft, dann schulden wir ihr Loyalität, Gehorsam und auch Engagement. Das heißt beileibe nicht, dass man als Christ mit allem einverstanden sein müsste, was die Regierung tut. Aber es bedeutet, dass man den Repräsentanten der Staatsordnung, vom Minister hinab bis zum Streifenpolizisten mit Respekt begegnet. Denn ob diese Leute es wissen oder nicht – sie vertreten eine von Gott gewollte Ordnung. Und das verleiht der Staatsordnung eine Autorität, die auf mehr gründet, als nur auf den Mehrheitsverhältnissen bei der letzten Wahl. Es begrenzt aber zugleich diese Autorität. Denn Autorität kommt der staatlichen Ordnung nur so lange zu, als sie ihren Auftrag, im Sinne des Paulus „gute Obrigkeit" zu sein, erfüllt. Als Christen begleiten wir daher das politische Geschehen nicht nur mit Loyalität, sondern auch mit kritischer Aufmerksamkeit und Wachsamkeit. Denn wenn es einer Regierung einfällt, Gesetze zu erlassen, denen man nicht folgen kann, ohne Gottes Gebot zu übertreten, so gilt es, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen. Ja: Man muss sogar dann Gott mehr gehorchen als den Menschen, wenn diese Menschen über eine demokratisch legitimierte parlamentarische Mehrheit verfügen. Denn göttliches Recht wiegt in jedem Falle schwerer als menschliches Recht. Ein solcher Konflikt ist zum Glück ein Grenzfall. Aber wenn er eintritt, bringt er alle, die Demokraten und Christen zugleich sein wollen, in große Schwierigkeiten.

Darum verpflichtet uns das 13. Kapitel des Römerbriefes nicht nur zur Loyalität gegenüber einer „guten Obrigkeit" und zum Widerstand gegenüber „schlechter Obrigkeit". Sondern es verpflichtet uns auch, den Übergang von der einen zur anderen zu verhindern – indem wir nach Möglichkeit dazu beizutragen, dass aus guter Staatsordnung nicht schlechte wird. Mit anderen Worten: Christen sollen sich politisch engagieren – und sollen die Staatsmacht keinesfalls denen überlassen, die nicht nach Gottes Willen fragen. Denn schließlich gibt es keinen Winkel dieser Erde und keinen Aspekt unseres Lebens, der nicht von Gott beansprucht würde. Und nichts auf unserer Welt ist so weltlich, dass Gott darüber nicht Herr sein müsste…

# 136. Lebensbilanz

Wenn der Tod kommt, zieht er unter das gelebte Leben einen dicken, abschließenden Strich. Denn zu der Fülle des Guten und Bösen, des Schönen und Schweren in diesem Leben, tut danach niemand mehr etwas hinzu, und niemand nimmt mehr etwas davon weg. Mit dem Tod ist das Buch des Lebens geschlossen, die Bilanz ist gezogen. Und was ist es dann gewesen? Schon die Frage, woran man das bemessen soll, ist nicht leicht zu beantworten.

Der eine wird vielleicht ganz oberflächlich auf die Länge des Lebens schauen und wird sagen: „Lange leben ist immer gut". Aber ist ein kurzes Leben allemal ein schlechtes und missglücktes Leben? Der andere wird vielleicht versuchen, die Erfolge des Lebens gegen die Misserfolge aufzurechnen. Aber was ist ein Erfolg? Gehören auch die Siege dazu, die ein Mensch auf Kosten anderer errungen hat? Sollte man das Leben eines Menschen messen an den Träumen, die er sich erfüllen konnte? Aber was ist, wenn diese Träume ganz töricht waren? Sollte man da nicht besser versuchen, in der Lebensbilanz einfach glückliche und unglückliche Tage gegeneinander aufzurechnen? Doch was würden wir von einem Menschen halten, der zwar glücklich war, aber sein Leben lang zu nichts nütze? Sollten wir demnach lieber das Augenmerk auf Pflichterfüllung und Arbeitsleistung richten? Doch was helfen die Leistungen eines Lebens, wenn man ihren Ertrag doch am Ende nicht mitnehmen kann?

Um es kurz zu machen: Der Versuch ein Leben zu bilanzieren, führt immer zu der Frage, welchen Maßstab wir zugrunde legen. Und um den rechten Maßstab zu benennen, muss man Sinn und Ziel des menschlichen Lebens kennen. Welches Ziel aber sollte das sein, wenn nicht das, das der Schöpfer seinem Geschöpf gesetzt hat? Wir kommen aus seiner Hand, wir sollen zurückkehren in seine Hand, und darüber, ob uns das gelingt, befindet Gott allein. Mit anderen Worten: Im Angesicht des Todes ist keiner der genannten Maßstäbe entscheidend. Es zählen dann nicht mehr Ehren und Verdienste. Es ist nicht mehr entscheidend, was andere Menschen über uns denken. Und es ist nicht einmal mehr entscheidend, was wir über uns selbst denken. Sondern da, kommt es nur noch darauf an, was Gott über uns denkt, und wie wir in Gottes Augen dastehen. Denn er spricht über uns das erste und das letzte Wort. Er gibt uns Sinn und Ziel. Bei ihm beginnt die Bahn unseres Lebens und vor seinem Richterstuhl endet sie wieder. Was aber dazwischen geschah, das muss sich messen lassen an seinen Plänen – und nicht an unseren. Denn Gott ist ein Richter, der Rechenschaft verlangt für all die uns geschenkten Jahre.

Nicht wir ziehen also Bilanz. Sondern Gott tut es. Und nach welchem Maßstab er urteilt, daraus hat er kein Geheimnis gemacht. Denn die Heilige Schrift gibt uns darüber Auskunft. Wenn ein Leben endet, dann fragt Gott nicht danach, ob es ein nach irdisch-menschlichen Maßstäben „erfolgreiches" Leben gewesen ist, oder ob's „Spaß gemacht" hat. Aber er fragt danach, ob der betreffende Mensch sich seinem Wort, und seiner Gnade geöffnet hat. Er teilt die Menschheit nicht ein in reich oder arm, klug oder dumm, glücklich oder unglücklich, erfolgreich oder gescheitert, angesehen oder verachtet. Aber er fragt nach dem Glauben, nach dem Gehorsam und dem Vertrauen, das ihm ein Mensch entgegenbringt. Und allein daran entscheidet sich das weitere Schicksal der Seele. Denn Jesus Christus spricht:

„Wer zu mir kommt, und hört meine Rede und tut sie – ich will euch zeigen, wem er gleicht. Er gleicht einem Menschen, der ein Haus baute, und grub tief und legte den

Grund auf Fels. Als aber eine Wasserflut kam, da riss der Strom an dem Haus und konnte es nicht bewegen; denn es war gut gebaut. Wer aber hört und nicht tut, der gleicht einem Menschen, der ein Haus baute auf die Erde, ohne Grund zu legen; und der Strom riss an ihm, und es fiel gleich zusammen, und sein Einsturz war groß." (Lk 6,47-49) Nun – das Bild ist so sprechend, dass es gar keiner Auslegung bedarf. Denn es setzt die Dinge ganz klar ins Verhältnis: Jesus bestreitet nicht, dass Vieles wichtig ist im Haus des Lebens. Gesundheit ist so wichtig wie die Mauern eines Hauses. Wohlstand ist so wichtig wie das Dachgebälk. Freundschaft und familiärer Zusammenhalt sind so wichtig wie die Heizung im Haus. Jesus hat nichts gegen diese Dinge. Nur sind sie eben dem nichts nütze, der das Haus seines Lebens auf Sand gebaut hat. Denn seinem schönen Haus fehlt dann das Fundament, und der Sturm des Todes bläst es mit Leichtigkeit um. Die Warnung in diesem Bild wird wohl jeder verstehen. Doch liegt auch Trost darin, denn es gilt auch der umgekehrte Schluss:

Es mag ein Leben nach irdischen Maßstäben erfolglos scheinen. Es mag viel zu kurz sein, voller Krankheit und Unglück, ohne Wohlstand, ohne Familie, ohne erkennbare Leistungen. Das Gebäude des Lebens mag offensichtliche Mängel haben an den Mauern, im Dachgebälk und im Inneren. Und doch wird dieses Haus im Sturm des Todes Bestand haben, wenn es auf Fels gebaut ist – wenn es nämlich auf Gottes Wort und auf die Gnade Jesu Christi aufbaut. So oder so zählt zuletzt nur noch das Fundament. Und ist dieses Fundament der Glaube, so müssen wir den Tod nicht aus unseren Gedanken verdrängen, sondern können ihm mit Zuversicht begegnen. Denn wo wir im Glauben leben und sterben, da lässt der barmherzige Gott uns nicht fallen.

Für all unsere Schwäche setzt dann Christus seine Stärke ein, und für all unsere Schuld rechnet Christus seine Gerechtigkeit an. Gegen unseren Wankelmut hilft Christi Beharrlichkeit, und gegen unseren Kleinglauben setzt Christus sein Gebet. Über unsere Dummheiten siegt seine Weisheit, und über unseren Tod triumphiert seine Auferstehung. Sollten Christen da nicht fröhlich und zuversichtlich sein?

Gewiss: Unser Lebensgebäude, ist in der Regel kein Prachtbau. Unser Lebensgebäude gerät oft ganz anders und gerät viel schiefer, als wir es in der Jugend einmal planten. Aber das ist nicht entscheidend, wenn das Ganze nur auf gutem Fundament steht. Denn Gott fragt nicht nach unserem Versagen und auch nicht nach unseren Erfolgen, sondern er fragt allein danach, ob wir ihm vertrauen, ob wir also die Hütte unseres Lebens auf den Fels des Glaubens gebaut haben. Und haben wir das getan, so können wir dem Tod gelassen entgegensehen. Denn was er vermag, ist dann nicht mehr viel. Er vermag uns dann nur noch überzusiedeln in die himmlische Heimat, wo wir uns des ewigen Lebens viel mehr freuen werden als hier des irdischen. Denn dort ist die Schlacke des irdisch-gebrechlichen Lebens von uns abgetan, der Bann ist gelöst – und wir schauen mit eigenen Augen Gottes Licht…

# 137. Glaubensfortschritt

Wer den christlichen Glauben durchdenkt, stellt bald fest, dass er kolossal hohe Anforderungen stellt. Glauben heißt: Gott Gott sein lassen und sich seinem Wort unterordnen. Es heißt, sich in Gottes Willen ergeben und den Mitmensch lieben. Glauben heißt, Gott oberste Priorität geben und sich entschlossen an Christus hängen. Glaube ist unbedingtes Vertrauen, ist Gehorsam, ist Hingabe. Und wer das alles zusammennimmt, kann vor dieser Aufgabe schon erschrecken. Denn er wird finden, dass der christliche Glaube dort, wo er ganz verwirklicht würde, identisch wäre mit dem, was die Bibel „Gerechtigkeit" und „Heiligkeit" nennt. Ja, wer wirklich von ganzem Herzen Gott liebte, der würde ganz von selbst alle Zehn Gebote erfüllen. Das gottgefällige Denken und Handeln wäre ihm ganz selbstverständlich. Und das heißt in letzter Konsequenz: Wer im vollen Sinne „glauben" könnte, wäre gar kein Sünder mehr, sondern wäre der Mensch, wie ihn Gott gewollt hat. Und wo ist dabei das Problem?

Das Problem ist, dass wir zu solchem Glauben nicht fähig sind – und dennoch wissen, dass es auf den Glauben ankommt. Denn schließlich ist es allein der Glaube, der uns mit Christus verbindet. Allein durch den Glauben haben wir Zugang zu Gottes Gnade. Wer aber im beschriebenen Sinne nicht glauben kann, wer diesem Ideal nicht genügt, ist der dann auch von der Gnade ausgeschlossen? Aus dem Gefühl heraus will man „nein" sagen – das kann so nicht sein – denn schließlich ist Christus nicht für Heilige und Gerechte gestorben (die dieses Opfer gar nicht nötig hätten), sondern für Sünder.

Nur: Wo liegt der Fehler? Sollten wir den Glauben falsch beschrieben haben? Nein – es stimmt schon: Glaube ist Hingabe und Gehorsam, Liebe, Vertrauen und Ergebung. Nur darf man nicht übersehen, dass es sich um ein Ideal handelt, das wir in dieser Reinheit nicht leben können – und das wir zum Glück auch nicht in Reinform leben müssen. Denn wenn das Evangelium sagt, dass es Sünder sind, die durch ihren Glauben an Jesus Christus die Gnade erlangen, dann meint es damit offensichtlich nicht jenen „vollkommenen" Glauben, der mit Gerechtigkeit und Heiligkeit identisch wäre. Nein. Das Neue Testament rechnet gar nicht mit „vollkommenen" Christen. Vielmehr: Wenn es uns die Jünger Jesu vor Augen stellt, zeichnet es ein ganz realistisches Bild ihres Kleinglaubens, ihrer Schwäche und ihrer Fehlbarkeit. Der Glaube der Jünger besteht darin, dass sie dem Glaubensziel entgegenstreben, ohne es bereits ergriffen zu haben. Sie sind unterwegs, sie sind aber nicht am Ziel. Und einen anderen als diesen fragmentarischen, stets angefochtenen Glauben hat auch die spätere Christenheit nie hervorgebracht. Denn es gibt niemand, der auf dem Weg des Glaubens Vollkommenheit erlangt, sondern es gibt immer nur Menschen, die sich in einiger Entfernung vom Ziel, dem Ziel zu nähern versuchen. Gewiss sind einige näher dran als andere. Es gibt beispielhafte Frömmigkeit, Glaubenstiefe, Bekennermut. Einige streben dem Ziel ja schon lange zu – und andere erst seit kurzem. Doch gibt es zwischen ihnen keinen prinzipiellen, sondern nur einen graduellen Unterschied. Denn von keinem kann man sagen, dass er das Ziel erreicht hätte.

Die einen sind 500 Meter davon entfernt, die anderen 50 oder 5000 Meter. Die einen scheinen „stark" und „erfahren" im Glauben, die anderen eher „schwach" und „wankelmütig". Doch wer könnte von sich sagen, er habe „genug" geglaubt, „tief" genug, „intensiv" genug und „herzlich" genug? Das kann keiner. Denn wer nicht am Endpunkt des Weges steht, kann nicht sagen, er sei schon weit genug gegangen. Er kann immer nur sagen, er sei unterwegs. Wir finden darum bestätigt, was schon Martin Luther festgestellt

hat: *„Also ist dies Leben nicht eine Frommheit, sondern ein Frommwerden, nicht eine Gesundheit, sondern ein Gesundwerden, nicht ein Wesen, sondern ein Werden, nicht eine Ruhe, sondern eine Übung. Wir sind's noch nicht, wir werdens aber; es ist noch nicht getan und geschehen, es ist aber im Gang und Schwang. Es ist nicht das Ende, es ist aber der Weg; es glühet und glimmt noch nicht alles, es reinigt sich aber alles."*

Freilich: Wenn das stimmt, und kein Mensch zu Lebzeiten das Ziel erreicht, hat es dann noch Sinn, sich anzustrengen? Kann man sich die Mühe dann nicht sparen und sich zurücklehnen? Die Folgerung wäre berechtigt, wenn der Sinn des Laufens ausschließlich im Erreichen des Zieles läge. Doch ist das nicht so selbstverständlich wie es klingt. Es ist ebenso denkbar, dass das Laufen in sich selbst einen Wert hat. Dann wäre weniger das Ankommen entscheidend, als das Unterwegs-Sein. Und genau das, meine ich, setzt die Bibel voraus. Denn wie wäre sonst zu erklären, dass Jesus zwischen den „Anfängern" und den „Fortgeschrittenen" des Glaubens so wenig unterschied?

Gewiss sprach er von „kleinem" und von „großem" Glauben. Und natürlich forderte Jesus von seinen Jüngern den „großen". Aber er traute auch dem „kleinen" Glauben zu, dass er Berge versetzen kann. Und er wandte sich Menschen zu, die kaum Glaubenserfahrung vorzuweisen hatten, bloß weil sie sich in ihrer Verzweiflung zu ihm flüchteten. Manchmal lobte er den Glauben dieser Menschen, obwohl sie nicht einmal Juden waren. Und gleichzeitig ließ er viele religiöse „Profis" links liegen. Warum aber? Ich sehe nur eine einleuchtende Erklärung: Offenbar zählt für Gott nicht so sehr, wo sich ein Mensch auf dem Weg des Glaubens befindet (wie nah oder fern er also der Vollkommenheit ist), sondern für Gott zählt, ob der Mensch auf diesem Weg läuft und ob er sich ernstlich um den Glauben bemüht.

Um es bildlich zu sagen: Einer der weit „hinten" auf der Rennstrecke schwitzt und keucht, ist Gott lieber als einer, der weit „vorne" im Gras sitzt und sich ausruht. Denn Gott weiß, von wie vielen äußeren Faktoren es abhängt, wie weit einer mit seinem Glauben kommt. Manche Menschen haben es schon durch ihre Herkunft und Erziehung leichter mit dem Glauben, weil sie immer von gläubigen Menschen umgeben waren. Andere aber werden durch psychische, soziale und biographische Umstände in der Entwicklung ihres Glaubens gehemmt. Ich denke, dass Gott, weil er das weiß, daraus ähnliche Folgerungen zieht, wie ein fairer Sportlehrer. Er sieht, dass die kleinen Dicken nicht so schnell laufen können wie die großen Schlanken. Es ist nicht ihre Schuld. Und darum benotet ein fairer Sportlehrer nicht die „objektiven" Zeiten, die er gestoppt hat, sondern das Engagement, das er beobachtet. So ein Sportlehrer bewertet den Schüler danach, ob er sich bemüht hat, im Rahmen seiner Möglichkeiten das Beste zu geben. Und ich meine, dass Gott es ähnlich hält.

Es kommt ihm nicht so sehr darauf an, ob wir auf dem Weg des Glaubens vorn oder hinten laufen. Aber er legt Wert darauf, dass wir im Rahmen unserer Möglichkeiten unser Bestes geben. Es wird ohnehin keiner aus eigener Kraft die Ziellinie überschreiten. Auch der Frömmste nicht. Das „Ankommen" muss Gott uns genauso schenken wie die Kraft zum Laufen. Aber er will beides nicht denen schenken, die sich ins Gras legen und damit ihr Desinteresse demonstrieren, sondern er wird es denen schenken, die er bis zuletzt laufen sieht. Schließlich: Wenn es sich jemand abseits des Weges gemütlich macht, wenn er nicht mehr strebt und kämpft, sondern mit sich zufrieden ist, wie sollte man bei dem von „Glaube" reden?

Hüten wir uns darum, aus dem Gesagten falsche, allzu bequeme Konsequenzen zu ziehen! Es stimmt zwar, dass unser Glaube immer unvollkommen sein wird. Aber das be-

deutet nicht, dass wir uns bei dieser Unvollkommenheit beruhigen dürften. Es ist richtig, dass der Glaube kein „Haben" ist, sondern ein „Streben". Wer daraus aber folgern wollte, er könne sich mit der Schwäche seines Glaubens getrost abfinden, der hätte im selben Moment mit dem Streben auch den Glauben aufgegeben. Ein solcher Mensch hätte sich tatsächlich „ins Gras fallen lassen" und er wäre damit – in einem sehr ernsten und schrecklichen Sinne – „aus dem Rennen". Darum: Ziehen wir die richtigen Konsequenzen! Denn dann werden die „Schwachen" im Glauben getröstet werden, und die „Starken" werden zu weiteren Anstrengungen motiviert. Für die Schwachen im Glauben folgt aus dem Gesagten, dass sie ob ihrer Schwäche nicht verzweifeln müssen. Denn solange einer überhaupt auf dem Weg des Glaubens voranzukommen sucht, rechnet Gott ihn zu den „Laufenden". Ob er vorneweg läuft oder hinterher, ist dabei nicht so wichtig. Denn auch schwacher und schwankender Glaube ist dann nicht „zu wenig". Für die „Starken" im Glauben folgt aber, dass auch ihr starker Glaube nie in dem Sinne „genug" ist, dass sie sich darauf ausruhen könnten. Denn, wenn es Gott nicht so sehr darauf ankommt, ob wir „nah" oder „fern" vom Ideal sind, sondern darauf, dass wir danach streben, dann ist dieses Streben eine lebenslange Aufgabe. Es gibt dann keinen fortgeschrittenen „Glaubensstand", bei dem wir uns beruhigen könnten. Und es gibt auch für die Superfrommen kein „genug" des Glaubens. Vielmehr ist das tägliche Ringen um den Glauben für den religiösen „Spitzenathleten" genauso nötig wie für den „Fußkranken". Die Schwachen müssen sich ihres „Rückstandes" nicht schämen. Und die Starken dürfen sich auf ihren „Vorsprung" nichts einbilden. Wer auf dem Weg ganz hinten steht, kann sich augenblicklich auf den Weg machen – und gehört im selben Augenblick zu den „Laufenden". Wer aber dem Ziel des Glaubens nahe kommt und kurz davor das Streben aufgibt, gehört augenblicklich zu den „Sitzenden" – und hat alles verloren. Passen wir also auf, dass wir „unterwegs" bleiben. Wachsen wir im Glauben so gut wir können. Und bemühen wir uns dabei um jene Mischung von Realismus, Zuversicht und Entschlossenheit, die schon Paulus bekundet hat:

***„Nicht, dass ich's schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich's wohl ergreifen könnte, weil ich von Christus Jesus ergriffen bin. Meine Brüder, ich schätze mich selbst noch nicht so ein, dass ich's ergriffen habe. Eins aber sage ich: Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich aus nach dem, was da vorne ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziel, dem Siegespreis der himmlischen Berufung Gottes in Christus Jesus." (Phil 3,12-14)***

# 138. Widerstand

In einem Fernsehfilm habe ich eine seltsame Szene gesehen: Da müht sich ein Mensch, den Huf eines Pferdes anzuheben und ihn zu reinigen. Weil er aber ungeschickt zu Werke geht, gelingt es ihm nicht. Er versucht es erneut – mit denselben unsicheren Handgriffen, die schon beim ersten Mal nicht zum Erfolg geführt haben. Und er scheitert wieder. Daneben aber steht ein Zuschauer, der spöttisch bemerkt, das sei doch wohl die Definition von „Wahnsinn", dass man eine Handlung immer auf dieselbe Weise wiederholt – und dennoch ein anderes Ergebnis erwartet. Nun ist das in der geschilderten Situation gewiss keine freundliche Bemerkung gewesen. Bedenkenswert erscheint sie mir aber trotzdem. Denn sie bringt auf den Punkt, was gemeinhin für „Wahnsinn" und was für „Vernunft" gehalten wird. Ist es nicht „Wahnsinn", eine Handlung zu wiederholen, die

schon mehrfach nicht den gewünschten Erfolg gebracht hat? Und wäre es demgegenüber nicht „vernünftig", die Vorgehensweise zu ändern, um auf anderem Wege zu einem befriedigenderen Ergebnis zu gelangen? Ja: Im Allgemeinen gilt es als Zeichen von Intelligenz, wenn man sein Verhalten den Gegebenheiten so lange anpasst, bis diese Anpassung mit den erwünschten Ergebnissen belohnt wird. Vorausgesetzt wird dabei allerdings, dass die Wirklichkeit immer Recht hat. Und das ist gar nicht so selbstverständlich wie es scheint. Denn es könnte ja sein, dass diese Welt auf „richtiges" Handeln mit „falschen" Ergebnissen antwortet. Sie wäre dann eine „verkehrte" und „verdrehte" Welt. Was aber wäre in diesem Falle zu folgern?

Müsste man dann schließen, in einer Welt, die auf „richtiges" Handeln mit „falschen" Ergebnissen reagiert, sei es vernünftig, „falsch" zu handeln, um „richtige" Ergebnisse zu bekommen? Anders gesagt: Ist es wirklich noch „vernünftig", das eigene Verhalten den Gegebenheiten anzupassen, wenn diese Gegebenheiten verkehrt und unvernünftig sind? Wäre das nicht viel eher „Wahnsinn" zu nennen? Und könnte in dem, was die obige Definition „Wahnsinn" nennt, nicht eine höhere Vernunft liegen, weil „richtiges" Handeln auch dort „richtig" bleibt, wo eine verkehrte Welt es mit verkehrten Ergebnissen bestraft?

Auch geduldige Leser werden sich nun fragen, was das mit dem christlichen Glauben zu tun hat. Ich meine aber: Sehr viel. Denn nach biblischer Lehre ist diese Welt tatsächlich „verkehrt" und „verdreht". Sie ist keineswegs gleichzusetzen mit Gottes ursprünglicher Schöpfung, von der er ausdrücklich sagte, sie sei „sehr gut" (1.Mose 1!). Vielmehr ist die real-existierende Welt das, was durch den Einbruch des Bösen aus Gottes guter Schöpfung geworden ist (1.Mose 3!). Sie ist zwar nicht durch und durch „schlecht" oder von Gott „verlassen". Nein – das Gute, das Gott in seine Schöpfung gelegt hat, ist zum Glück noch da. Aber seit dem Sündenfall ist es überall vermengt mit dem Bösen, wird davon verdeckt, beeinträchtigt, verunreinigt, gestört und entstellt. Wir haben es darum überall in dieser Welt mit „Gottes Werk" zu tun. Es ist aber immer auch „des Teufels Beitrag" dabei. Und diese Mischung ist gerade dann am gefährlichsten, wenn der Mensch sich an die Verkehrtheit der Welt gewöhnt und anfängt, das Verkehrte und Verdrehte „normal" zu finden. Ja, das Böse triumphiert auf eine heimliche Weise, es erringt einen schleichenden Sieg, wenn Menschen die Gesetzmäßigkeiten dieser Welt einfach hinnehmen und ihr Handeln diesen Gesetzmäßigkeiten anpassen: Denn dann erscheint es bald als „unvermeidlich" und „natürlich", dass die Starken sich durchsetzen und die Schwächeren auf der Strecke bleiben. Man wundert sich dann auch nicht mehr, wenn man belogen wird. Denn jeder scheint es zu tun. Und wenn das Fernsehen mal wieder verhungernde Kinder zeigt, schaltet man um. Man hat das schon zu oft gesehen. Irgendwann erwartet man nicht mehr, dass es auf der Welt gerecht zugehen könnte. Denn der Ehrliche war schon immer der Dumme. Man stumpft ab. Denn Idealismus ist auf die Dauer eine aufreibende Sache. Also richtet man sich ein in dieser Welt. Man spielt das schmutzige Spiel mit. Man heult mit den Wölfen. Und man fühlt sich dabei nicht einmal besonders „schlecht". Denn die anderen machen es ja genauso. Ist das Abgeklärtheit? Ist es Resignation? Oder ist es im Sinne der obigen Definition einfach nur „Vernunft"?

Ich fürchte, aus christlicher Sicht muss man es „Kollaboration" nennen. Denn Gottes Schöpfung gleicht einem besetzten Land. Sie unterliegt einer „Fremdherrschaft". Und wer diese Fremdherrschaft anerkennt, wer sie akzeptiert und mit ihr zusammenarbeitet, statt im Namen Gottes Widerstand zu leisten, ist ein Kollaborateur. Denn indem er den „Lauf dieser Welt" hinnimmt, sich einfügt und sich arrangiert, spielt er dem Bösen in die

Hände. Er kann das natürlich weit von sich weisen. Er mag es für klug halten, die bestehenden Regeln zu befolgen. Er entschuldigt sich vielleicht damit, dass er diese Regeln nicht gemacht hat. Und wenn er tut, was angeblich alle tun, gibt ihm der vordergründige Erfolg seines Handelns sogar Recht. Nur: Ein Nachfolger Jesu Christi wird dieser Mensch nicht sein. Denn Jesus steht in fundamentaler Opposition zu der Wirklichkeit „wie sie nun mal ist". Jesu Reden und Tun ist „subversiv". Er steht der herrschenden Doktrin dieser Welt als ein Dissident gegenüber. Denn er orientiert sich nicht an der Welt, die **ist**, sondern an der Welt, die **kommt**. Jesus sieht die Zeit eines Machtwechsels gekommen. Er verkündet den Anbruch des Reiches Gottes. Und er lässt keine andere Lebenshaltung gelten als nur die, die ganz auf dieses Reich Gottes ausgerichtet ist.

Kein Wunder, dass Jesus sich damit unbeliebt gemacht hat. Denn auch zu seiner Zeit hielten es die meisten Menschen für klüger, sich den Gegebenheiten dieser verkehrten Welt anzupassen. Auch sie hielten es für „vernünftig", nicht „allzu gerecht", nicht „allzu fromm", nicht „allzu ehrlich" zu sein. Sie wollten ihren Frieden machen mit der Welt „wie sie nun mal ist" und versuchten darum, sich nicht nur mit „Gottes Werk", sondern auch mit „des Teufels Beitrag" zu arrangieren. Für Jesus liegt aber genau darin der Fehler. Denn für ihn ist die „alte" Welt ein Auslaufmodell. Sie ist für ihn gerade das, was es zu überwinden gilt. Und es lohnt sich auch nicht mehr, sich in ihr einzurichten. Denn sie hat ihre Zukunft hinter sich: Gottes Reich ist im Kommen. Und Jesus fordert von seinen Jüngern, im Vorgriff auf dies Künftige schon heute ein unangepasstes und riskantes Leben zu führen. Sie sollen nach den Regeln **der** Welt leben, die sich mit Jesus durchzusetzen beginnt. Und sie sollen fest auf das vertrauen, was man (noch) nicht sehen kann. Denn der Ist-Zustand ist für Jesus nur ein Provisorium. Er sieht die Welt im Übergang begriffen. Und seine Jünger sollen darum „auf dem Sprung" sein – so wie Auswanderer und Fremdlinge, die ihre Heimat nicht hier in dieser verdrehten Welt haben, sondern im Reich Gottes. Diejenigen, die so leben – die innerlich „auf dem Sprung" sind, weil sie noch Großes erwarten – werden von Jesus „selig" genannt (Mt 5,1–12). Und er freut sich für sie. Denn unter den Bedingungen der „alten" Welt wären sie immer Verlierer geblieben. In Gottes Reich aber werden sie Gewinner sein. Selig sind darum die, die mit den Absurditäten dieser Welt nicht zurecht kommen. Denn sie werden dieser Welt gegenüber Recht behalten. Selig sind, die sich in einer Welt voller Angst und Gewalt nicht behaglich einrichten mögen. Denn ihre Tränen werden getrocknet werden. Selig sind die, die man „hoffnungslose Idealisten" und „Weltverbesserer" nennt. Denn Gott ist einer von ihnen!

Natürlich runzeln die Abgeklärten die Stirn und sagen: Wer so widerborstig lebt, stellt sich außerhalb der Gemeinschaft. Wer die Realitäten bewusst ignoriert, wird sehen, was er davon hat. Im günstigsten Fall wird er für einen Spinner gehalten, im schlechtesten Fall gekreuzigt. So denken leider auch manche Christen. Jesus Christus aber, der sich über die Konsequenzen durchaus im Klaren war, zog es trotzdem vor, sich nicht zu arrangieren. Alle „Vernunft" dieser Welt hat ihn nicht dazu bringen können, die Normalität des Schlechten „normal" zu finden. Und schon diese Nicht-Anerkennung war ein wirkungsvolles Stück Widerstand. Denn das Böse möchte gern für unvermeidlich und natürlich gehalten werden. Jesus aber hat diesen Anspruch zurückgewiesen, hat die Existenzberechtigung des Bösen bestritten, hat jeglichen Kompromiss, jeglichen Respekt und jegliche Zusammenarbeit verweigert. Sein Leben war eine Revolte gegen den faulen Frieden. Es war eine Kampfansage an den „Fürst dieser Welt". Jesus war ein Provokateur. Und nicht einmal der Tod konnte ihn zum Schweigen bringen. Wie also dürften wir uns auf Christus berufen, wenn nicht auch unser Glaube dieses Element der Revolte, des Dissen-

ses und des Widerstandes in sich trüge? Ja, Christen müssen allzeit rebellische und aufsässige Menschen sein, die für „Gottes Werk" eintreten und „Teufels Beitrag" nach Kräften sabotieren. Denn man kann sich in eine verkehrte Welt nicht einfügen, ohne dabei selbst verkehrt zu werden. Glauben heißt, diese Anpassung zu verweigern im Denken, im Reden und Handeln. Will das aber jemand „Wahnsinn" nennen, so lebe der Wahnsinn – und Gott behüte uns vor der „Vernunft"!

# 139. Hoffnung

Ich habe noch nie jemanden getroffen, der gegen Hoffnung gewesen wäre. Vielmehr ist das Gegenteil der Fall: Mit der Forderung nach Hoffnung rennt man überall offene Türen ein. Denn „die Hoffnung darf man nie aufgeben", sagen die Leute, „hoffen ist immer gut". Allerdings – stimmt das wirklich? Allenthalben wird ein Loblied auf die Hoffnung gesungen. Und doch möchte ich dazu ermutigen, in den Hoffnungen wählerisch zu sein – und genau zu unterscheiden. Denn es ist wichtig, dass wir nicht von einer unbestimmten Allerweltshoffnung reden, sondern sehr präzise von der christlichen Hoffnung, die allein zu trösten vermag. Hoffnung ist nämlich nicht gleich Hoffnung – nein! Je nachdem, was Grund und Ziel der Hoffnung ist, ist Hoffnung und Hoffnung zweierlei. Und die falsche Hoffnung ist durchaus ein Feind der richtigen. Freilich – was für Arten der Hoffnung kennen wir?

Die erste Hoffnung, mit der wir in Berührung kommen, ist die naive Hoffnung, die auf nichts anderem beruht als auf bloßer Unkenntnis. Wir beobachten diese Hoffnung bei Kindern. Denn die wissen noch nicht, was alles ihr Leben und ihre Träume bedroht. Kinder kennen nicht die Abgründe von Schuld, Angst und Verzweiflung – und sind eben aus dieser Unkenntnis heraus hoffnungsvoll und optimistisch. Bei Kindern ist das auch gut und richtig – es muss so sein. Uns Erwachsenen aber kann diese Art der Hoffnung wenig nützen. Denn um sie zu teilen, müssten wir die Augen vor der Wirklichkeit verschließen. Wir müssten so tun, als wüssten wir nicht um Vergänglichkeit und Vergeblichkeit. Weil wir das aber nicht können, ohne unaufrichtig zu sein, darum ist uns der Weg zurück in die kindliche Hoffnung verbaut. Sie ist keine Hoffnung, die uns an Gräber trösten könnte. Denn Hoffnung ist nicht gleich Hoffnung. Was aber gibt es noch? Neben der naiven Hoffnung der Kinder ist die Hoffnung der Selbstbewussten und Stolzen zu nennen, die sich irgendwann im Jugendalter einstellt, wenn an die Stelle der schwindenden Naivität ein um so größeres Macht- und Kraftgefühl tritt. Denn da spüren wir den Pulsschlag eines starken Willens in uns und ziehen aus, um die Welt zu erobern. „Ha, es wäre doch gelacht," ruft diese Hoffnung „wenn ich mir nicht nehmen könnte, was ich erträume!" Solche Hoffnung ist ein Produkt der Selbstüberschätzung, aus der heraus man meint, dem Scheitern und der Vergänglichkeit etwas entgegensetzen zu können. Da pflegt man die Gesundheit und stählt den Körper, um dem Schicksal ein Lebensjahr nach dem anderen abzutrotzen. Da werden Häuser gebaut und Firmen gegründet. Da erwirbt man sich öffentliches Ansehen und erzieht Kinder, in deren Andenken man eines Tages weiterzuleben hofft.

Der Grund solcher Hoffnung liegt aber allein im Menschen selbst, der meint, er sei tüchtiger als die, die er schon hat scheitern sehen. Der Tod geht da immer nur die anderen an, denn im Grunde hält der Mensch sich für zu kostbar, um sich den eigenen Untergang wirklich vorstellen zu können. Er nimmt an, Gott werde eine aufrechte Seele wie die

seine bestimmt nicht fallen lassen, und gibt sich hoffnungsvoll – aus purer Eitelkeit. Denn er meint, er sei zu schade, um von der Bildfläche zu verschwinden. Auch solche Hoffnung ist noch naiv – und ist natürlich **nicht** geeignet, uns zu trösten. Denn Hoffnung ist nicht gleich Hoffnung – und die falsche ist der Feind der wahren. Man könnte freilich meinen, dass sich das Problem von selbst erledigt, sobald die Blüte des Lebens überschritten ist, und die Kräfte nachlassen. Die Hoffnung aus Selbstüberschätzung wird ja durch die Gebrechlichkeit des Alters widerlegt. Und man könnte denken, der Mensch würde nun klug. Doch weit gefehlt. Denn der alternde Mensch, wenn er mangels Potential in sich selbst keine Gründe mehr findet, um zu hoffen, hofft auch ohne Gründe – aus reinem Starrsinn – und verlegt sich, nachdem er die naive und die überhebliche Hoffnung aufgeben musste, auf eine dritte Spielart, die wir die blinde Hoffnung nennen können.

„Blind" ist sie, weil der Mensch weit und breit nichts sieht, was ihn zur Hoffnung berechtigen könnte, sich aber trotzdem weigert, zu verzweifeln. Er kennt sehr wohl den Tod, die eigene Schuld, die Absurditäten des Daseins und den Wurm, der an allem nagt, hofft aber aus Trotz und aus Prinzip – einfach, weil er anders nicht leben kann. Solche Leute hoffen notgedrungen, weil die Alternative zur Hoffnung die Selbstaufgabe wäre. Im Grunde ist es ihnen aber zuwider, hoffen zu müssen. Denn sie würden lieber kontrollieren, als zu vertrauen. Sie würden lieber zufassen, als zu warten. Sie würden lieber wissen, als zu hoffen. Da sie aber keine andere Möglichkeit sehen, ziehen sie die Hoffnung der Verzweiflung vor – und hoffen blindlings drauflos. Ein unwilliges Hoffen ist das, ein irrationales und trotziges Hoffen auf irgendwas. Und es ist wohl nicht nötig zu sagen, dass solche Hoffnung zu vage und unbestimmt ist, als dass sie uns an den Gräbern unserer Lieben trösten könnte. Denn Hoffnung ist nicht gleich Hoffnung. Und die falsche Hoffnung ist der Feind der wahren. Was aber ist wahre, christliche Hoffnung?

Wahre, christliche Hoffnung hat nichts zu tun, mit dem Zweckoptimismus politischer Festtagsreden. Sie ist auch nicht zu verwechseln mit dem „Positiven Denken", das Frauenzeitschriften gern empfehlen. Und erst recht ist christliche Hoffnung kein „Prinzip", an das man sich klammert, weil das Leben sonst zu trostlos wäre. Denn wahre Hoffnung, die ihren Namen verdient, braucht einen Spender, einen Grund und ein Ziel. Der Spender der christlichen Hoffnung aber ist Jesus Christus. Der Grund ist Christus. Und das Ziel ist er auch. **Gespendet** hat Christus unsere Hoffnung, als er seinen Jüngern das ewige Leben zusagte. **Begründet** hat er unsere Hoffnung, als er sterbend den Preis unserer Erlösung zahlte. Und **ein Ziel** gab er unserer Hoffnung, als er uns einlud bei ihm zu sein in seinem Reich. So ist Christus zugleich das „Woher" und das „Wie" und das „Wohin" unserer Hoffnung. Und wer diese Hoffnung hat, weil er Christus hat, der kann sich von jenen drei Zerrbildern der Hoffnung getrost verabschieden. Denn seine Hoffnung ist auf diese schlechten Krücken nicht mehr angewiesen. Wenn wir Christus haben, müssen wir nicht in kindliche Naivität fliehen, um hoffen zu können. Wir müssen den Grund der Hoffnung nicht in uns selber suchen. Wir hoffen dann nicht bloß aus Prinzip oder aus Trotz und stochern auch nicht weiter im Nebel, sondern – wenn wir Christus haben – können wir ihn kennen und benennen als den, von dem her und auf den hin wir hoffen: ***„Ich habe den Herrn allezeit vor Augen",*** sagt Petrus einmal, ***„denn er steht mir zur Rechten, damit ich nicht wanke. Darum ist mein Herz fröhlich, und meine Zunge frohlockt; auch mein Leib wird ruhen in Hoffnung. Denn du wirst mich nicht dem Tod überlassen und nicht zugeben, dass dein Heiliger die Verwesung sehe. Du hast mir kundgetan die Wege des Lebens; du wirst mich erfüllen mit Freude vor deinem Angesicht." (Apg 2)***

Wer so ein fröhliches Zeugnis der Hoffnung hört oder liest, frage sich selbst, ob er diese Hoffnung schon von Herzen teilt, oder ob er sich bisher mit schlechtem Ersatz zufriedengegeben hat. Ist er aber diesbezüglich im Zweifel, so ergreife er die Chance und fange an, in seiner Hoffnung wählerischer und anspruchsvoller zu sein. Denn entgegen der landläufigen Meinung ist längst nicht jede Hoffnung gut und richtig. Und nicht jeder Trost ist guter Trost. Wir sollten kritischer hinschauen auf den Grund unseres Hoffens. Denn das ist eine zentrale Botschaft des Neuen Testamentes, dass wir, wenn wir hoffen wollen, uns nicht trösten dürfen mit einer trügerischen Hoffnung, die bloß auf Naivität, auf Selbstüberschätzung oder auf Trotz beruht, sondern nur mit der wahren Hoffnung, die Christus schenkt. Wir sollten nicht die Kopie nehmen, wenn wir das Original haben können! Damit aber die Hoffnung Christi in unser Leben einziehen kann, müssen ein paar andere Dinge weichen:
Unser aufgeblasenes Ego muss weichen, damit Christus in unserer Seele Platz hat. Wir müssen einwilligen, klein zu sein, damit Gott groß in uns werde. Wir müssen schweigen lernen, damit Gott zu reden beginnt. Wir müssen unsere Schwäche zulassen, damit er stark in uns sei. Wir müssen auf Selbstbehauptung verzichten, damit Gott für uns streiten kann. Und wir müssen uns loslassen, damit Gott uns auffängt. Kurz: Wir müssen verzichten auf all die Hoffnungen, die Menschen sich selbst machen, und müssen uns mit der Hoffnung bescheiden, die Gott uns von sich aus schenkt.
Haben wir die aber, so dürfen wir sie festhalten und dürfen uns von Herzen daran freuen, weil sie nicht nur uns selbst einschließt, sondern auch unsere Verstorbenen. Eine gewaltig große Hoffnung ist das –sie ist eindeutig zu groß für unseren Verstand. Aber eine kleinere Hoffnung hat Gott uns nicht gegeben. Und eine kleinere würde auch nicht genügen. Denn es ist gegen den Tod kein Kraut gewachsen als nur Christus allein. Wer von ihm nichts wissen will, mag auf eigene Rechnung mit dem Tod verhandeln. Wer sich seinem Schutze nicht unterstellen will, mag anderen Herren nachlaufen. „Such, wer da will, ein ander Ziel". Wir aber wollen uns bergen unter dem Mantel Christi. Denn da ist gute Hoffnung, die nicht zuschanden wird. Im Namen des kommenden Heils übersteigen wir die beängstigende Erfahrung der Gegenwart. Und mag uns auch Dunkel umhüllen, so bestreiten wir doch diesem Dunkel eine letzte Bedeutung, weil uns das Licht des Ostermorgens schon längst erreicht hat.
Komme, was wolle – Gott ist mächtig! Komme, was wolle, denn unser Gott erfüllt, was er verheißen hat. Er vergisst nicht das Geringste und er nimmt auch nichts zurück. Darum hoffen wir auf ihn allein, sind unbescheiden und geben uns nicht mit weniger zufrieden als mit ihm selbst – dem Herrn, der da kommen wird in Herrlichkeit, um Himmel und Erde zu vollenden…

## 140. Die menschliche Seele

Wenn wir an unsere Vergänglichkeit erinnert werden und an all die Verstorbenen, die nicht mehr unter uns sind, befällt uns so etwas wie Wehmut und stille Betrübnis. Denn viele, die wir verloren haben, obwohl wir sie gar nicht entbehren konnten, sind im Dunkel des Todes versunken. Und wir, die wir uns immerhin erinnern, können sie auch mit noch so viel Erinnerung dem nicht entreißen, dass ihr Leben vergangen ist. Daraus entsteht ein Gefühl der Ohnmacht. Und weil wir nur zu gut wissen, dass auch wir einmal dieser Welt abhanden kommen, weil jede Krankheit uns daran erinnern, dass auch unser

Körper ein Verfallsdatum hat, macht uns das – je nach Mentalität – gekränkt, zornig oder verzweifelt. Denn unser Leben zu erhalten, ist ja alle Tage unsere Hauptbeschäftigung, die allerhand Mühe und Willenskraft kostet – und die dann auf längere Sicht doch erfolglos bleiben muss, weil das Leben eines Tages auch uns aussortiert und dem Tod überlässt. Ist es da ein Wunder, dass der Traum von der Unsterblichkeit die Menschheit schon immer bewegt? Ja, unsterblich zu sein, unbesiegbar und „ewig jung", davon träumt der Mensch seit es ihn gibt. Denn wenn er unsterblich wäre, hätte er endlos Zeit für alles und wäre Gott-gleich ewig, er müsste sich nie verabschieden von dem, was er liebt, und müsste nicht fürchten, jemals vom Tod unterbrochen und abgebrochen zu werden. Von unsterblichem Ruhm träumen darum Feldherren, Schriftsteller und Stars. Von ewiger Jugend träumt so manche Frau, wenn sie Antifaltencrem kauft. Und auch der ganze Medizinbetrieb ist darauf angelegt, unser Leben maximal zu verlängern. Mancher Forscher hofft, den Alterungsprozess zu stoppen oder den Krebs zu besiegen, damit der Mensch mit steigender Lebenserwartung der Unsterblichkeit immer näher kommt. Und doch, das ist das Absurde, wissen viele nicht einmal, wie sie einen regnerischen Nachmittag herumbringen sollen ohne sich zu langweilen oder den Fernseher anzumachen. Da fragt man sich schon, ob der Mensch mit all der Zeit, die ihm Unsterblichkeit bescheren würde, überhaupt etwas anzufangen wüsste! Würde dieses Erdenleben bei ewiger Verlängerung nicht zur öden Wiederholung? Und sind wir sicher, dass wir in unserer heutigen Verfassung – so beladen mit Schuld und Schwäche – wirklich verewigt werden wollen, um dann ewig so zu bleiben? Hat der Tod nicht auch seine Berechtigung, insofern er untergehen lässt, was an uns verkehrt ist, und dabei viel Peinliches und Unvollkommenes tilgt, das in diesem Leben ohnehin nicht mehr besser geworden wäre?

Tatsächlich hat das seine Ordnung, dass unser Erdenleben endet. Es ist einerseits der „Sünde Sold", wie Paulus sagt, es ist der Lohn unserer Verkehrtheit. Und es ist andererseits die Chance, einen guten Tausch zu machen. Denn wenn unser Leib stirbt, ist damit die Frage nach der Unsterblichkeit noch keineswegs erledigt. Ein verlängertes Erdenleben ist damit zwar ausgeschlossen. Aber es könnte schließlich sein, dass wir eine unsterbliche Seele haben. Oder ist es nicht genau das, was im christlichen Abendland über Jahrhunderte hinweg ganz selbstverständlich angenommen wurde? Ist es nicht das, was die griechische und römische Antike glaubte, und was nicht zuletzt auch die Bibel bezeugt? Ist es nicht in fast allen Kulturen und Religionen uralte Überzeugung, dass der Kern der Person, dass nämlich ihre „Seele" nach dem Tod in irgendeiner Weise fortbesteht? Tatsächlich können wir das auch aus dem christlichen Glauben heraus bejahen und können Trost darin finden. Denn unsere Verstorbenen sind nicht einfach „weg" oder unauffindbar „verloren", sondern sind für Gott und vor Gott ganz gegenwärtig.

Nur müssen wir, wenn wir in diesem Sinne von einer Unsterblichkeit der menschlichen Seele sprechen, genau dazu sagen, wie wir es meinen. Denn sonst laufen wir Gefahr missverstanden zu werden. Die Dichter und Denker der Antike hielten die menschliche Seele nämlich auch schon für „unsterblich". Die heidnischen Griechen und Römer verwendeten denselben Begriff. Sie meinten aber durchaus etwas anderes. Denn Leute wie Platon oder Aristoteles dachten, eine jede menschliche Seele habe schon einmal vor ihrer irdischen Existenz zur himmlischen Welt gehört. Sie meinten, jede Seele sei göttlicher Herkunft, ja, die Seele sei sozusagen ein kleines Stück, ein Splitter von Gott selbst und gehöre daher substanziell schon immer zur idealen und ewigen, himmlischen Welt. Diese Seele dachte man sich nur vorübergehend mit einem irdischen Leib verbunden, der von vornherein als minderwertig galt, weil er materiell und vergänglich ist. Ja, diesen

Leib, den angeblich schlechteren Teil des Menschen, hielt man geradezu für einen Gefängnis, in das der göttliche Seelenfunken eingesperrt ist. Und den Tod konnte man dann folgerichtig als eine Befreiung ansehen, weil mit dem Tod das Gefängnis des Leibes zerbrach, und der Seelenfunken in die himmlische Welt zurückkehren durfte, wo er seinem Wesen und seiner Herkunft nach schon immer hingehörte.
Nun, die ganze Vorstellung ist schmeichelhaft für jene, die gerne glauben wollen, tief in ihnen wohne etwas Göttliches. Was aber ist falsch daran? Was stimmt nicht? Aus christlicher Sicht eine ganze Menge! Denn zunächst einmal ist es der Bibel fremd, den Menschen in zwei Teile zu zerlegen, von denen der Leib angeblich der schlechtere sein soll. Vielmehr sagt der Schöpfungsglaube sehr deutlich, dass der Leib des Menschen eine gute Gabe Gottes ist und keineswegs ein „Kerker der Seele". Konsequenter Weise schildert die Bibel auch die Auferstehung und das Reich Gottes nie als „leiblose", rein geistig Existenz, sondern immer als ein Dasein in neuer, himmlischer Leiblichkeit. Darüber hinaus aber ist die griechische Vorstellung von der Seele abzulehnen, weil darin die Unsterblichkeit wie eine Beschaffenheit oder innere Qualität der Seele erscheint. Man stellt sich die Seele unzerstörbar vor, weil sie sozusagen ein kleiner Splitter von Gott selbst sein soll. Doch auch das ist – biblisch betrachtet – großer Unsinn, weil dabei der strikte Unterschied von Schöpfer und Geschöpf übersehen wird.
Wohl kommt der Mensch aus Gottes Hand! Aber deswegen ist am Menschen noch nichts „göttlich" und nichts „unzerstörbar". Weder Geist noch Leib oder Seele haben von sich aus das Potential zur Ewigkeit. Denn der Mensch ist seit dem Sündenfall nicht nur „in Teilen" vergänglich, sondern ist es ganz und gar! Darum gibt es auch keinen Automatismus, nach dem die Seele eines Verstorbenen ganz von selbst zum Himmel aufstiege, weil sie dort hingehört, sondern es gibt in biblischer Sicht den Tod, der den ganzen Menschen betrifft, und es gibt die Auferstehung, die ebenfalls den ganzen Menschen betrifft. Es gibt kein Weiterleben, das automatisch erfolgte, sondern nur eines nach dem freien Willen Gottes. Die heidnischen Dichter und Denker irrten also, wenn sie meinten, der Mensch habe einen unzerstörbaren Kern. Sie verstanden nicht den engen Zusammenhang von Leib und Geist. Und sie überschätzten das Geistige, das sie an sich schon für unvergänglich hielten. Ist es also klug, wenn Christen dasselbe Wort benutzen und genau wie die alten Griechen von einer „Unsterblichkeit der Seele" reden?
Wenn wir es tun, müssen wir uns zumindest vor Missverständnissen schützen und müssen sagen, dass wir etwas Anderes meinen als z.B. Platon. Denn was Christen „Unsterblichkeit" nennen, das verdankt die Seele nicht ihrem eigenen Beharrungsvermögen, sondern allein der Treue und Beharrlichkeit Gottes. Mit anderen Worten: Dass die Toten nicht einfach „nichts" sind, nicht verschwunden und nicht verloren, beruht einzig darauf, dass Gott ihrer gedenkt, dass er sie weiterhin kennt, dass er sie nicht vergisst und sie aus der Beziehung zu ihm auch nicht entlässt. Gottes Auge ruht weiterhin auf den Verstorbenen – und nur das verleiht ihnen die bleibende Wirklichkeit, die sie aus sich selbst heraus nicht haben. Wir müssen also allen widersprechen, die im Menschen selbst etwas Unzerstörbares vermuten. Auf der anderen Seite aber müssen wir auch denen widersprechen, die ins entgegengesetzte Extrem verfallen und mit der völligen Zerstörung des Sterbenden rechnen. Das ist der größere Teil unserer Mitmenschen! Denn die heute vorherrschende, materialistische Sicht der Dinge setzt wie selbstverständlich voraus, der Mensch würde durch den Tod komplett ausgelöscht. Und auch an dieser zweiten Front kommt es auf Deutlichkeit an. Denn die materialistische Überzeugung, es gäbe so etwas wie eine Seele gar nicht, nach dem Tod sei einfach „nichts", und der Mensch sei danach

ausgelöscht wie „nie gewesen", ist genauso unbiblisch wie die Seelenlehre der Griechen – und ist auch mindestens so gefährlich, weil der, der sie vertritt, irriger Weise annimmt, mit seinem Leben ende auch seine Verantwortung. Viele Zeitgenossen, die sich für besonders aufgeklärt und nüchtern halten, versuchen mit aller Macht im Diesseits selig zu werden, nehmen jedes Vergnügen mit und nehmen's ansonsten nicht so genau – weil sie meinen, mit ihrem Tod in ein großes Dunkles Gar-Nichts zu verschwinden. Sie verlassen sich darauf, dass mit dem Tod „alles aus" sei, rechnen mit keiner Fortexistenz und bereiten sich auch auf nichts vor. Sie glauben ganz fest, dass ihr Seelenleben bloß eine Körperfunktion sei, die mit den übrigen Körperfunktionen erlischt. Doch diesen Menschen muss man aus biblischer Sicht ein wahrhaft böses Erwachen vorhersagen, weil Gott nicht vorhat, sie einfach so in den Tod entwischen zu lassen. Nein – es wird sich keiner in den Tod davonstehlen, sondern ein jeder wird vor seinen Schöpfer gestellt, um ihm Rechenschaft zu geben. Und wahrlich mancher, der dann belangt wird, wird sich wünschen, es wäre mit dem Tod „alles aus" gewesen, weil er dann nämlich unsterblich lange seine Verantwortung spürt und ganz unverhofft eine Ewigkeit verbringt – in der Verdammnis. Ja, manch einer würde sich nicht Unsterblichkeit wünschen, wenn ihm klar wäre, dass dies bedeutet, Gott niemals los zu werden. Mancher wird sich wünschen, er könnte sich die Bettdecke des Todes über beide Ohren ziehen und sich darunter verkriechen. Aber das wird keinem gelingen. Denn in dem genannten Sinne sind wir unsterblich – nämlich präzise in dem Sinne, dass Gott uns aus der Beziehung zu ihm niemals entlässt.

Wir werden unser Dasein nicht endlos verlängern, denn einen unzerstörbaren Kern haben wir nicht. Wir werden aber auch nicht einfach ins Dunkle verschwinden, weil Gottes Blick uns festhält. Gott wird keinen von uns jemals vergessen, wir werden ihm alle gegenwärtig sein von Ewigkeit zu Ewigkeit. Aber den einen wird er eben auf beglückende, und den anderen auf fürchterliche Weise gegenwärtig sein. Für die einen wird die ewige Gegenwart vor Gottes Angesicht unendlichen Trost bedeuten und unendliche Freude. Und für die anderen wird es ein Albtraum sein, dem Zorn Gottes unendlich ausgesetzt zu bleiben und seinem Blick nirgends zu entrinnen. Wer wir am Tag unseres Todes sind, dieser Mensch werden wir für die Ewigkeit bleiben – sei es im Frieden mit Gott oder im Unfrieden. Und diese langen Konsequenzen unseres kurzen Lebens sollten uns gewärtig sein, damit wir aufwachen und über die uns verbleibende Zeit ernsthaft nachdenken! Im Blick auf die Verstorbenen aber darf uns das Gesagte trösten. Denn „ausgelöscht", „verloren" oder „vergessen" ist keiner von ihnen. Das Neue Testament sagt deutlich genug, dass die Seelen der Verstorbenen nach dem Tod bewahrt bleiben bis zum Jüngsten Tag, um bei der Auferstehung mit ihrem Leib neu vereint vor den Richterstuhl Gottes zu treten und dort endgültig in die Gemeinschaft des Reiches Gottes aufgenommen oder von dieser Gemeinschaft ausgeschlossen zu werden. Keiner wird einfach in seinem Grab bleiben, und keiner wird aus eigener Kraft auferstehen, sondern alle werden da sein, weil Gott an ihnen festhält. Unsere Untreue ist der Grund unseres Todes, aber Gottes Treue ist der alleinige Grund unserer Unsterblichkeit. Weil das aber auch für die Verstorbenen gilt, darum müssen wir um sie nicht in Sorge sein. Sie sind nicht bloß in unserer Erinnerung aufgehoben – die währt ja nicht länger als unser eigenes Leben. Sondern sie sind in Gott aufgehoben, in seinem Gedenken, in seiner Treue und seiner Beharrlichkeit. Er hat nie einen vergessen. Und was er festhält, das reißt ihm auch keiner aus der Hand. Darum sind wir zwar von unseren Lieben getrennt nach dem Augenschein dieser Zeit, sind aber zugleich mit ihnen vereint in Gott, weil ihm die Verstorbenen genauso nah sind wie die Lebenden – und es bleiben…

# 141. Tod und Vergänglichkeit

Wenn jemand stirbt, trauern wir um ihn. Aber es ist nicht zu vermeiden, dass wir uns dabei auch unserer eigenen Vergänglichkeit bewusst werden. Denn wir werden ja denen, die wir betrauern, eines Tages nachfolgen. Und dass wir heute schon davon wissen – das wirft Fragen auf. Denn was ist das eigentlich für ein Widerfahrnis, das uns allen bevorsteht, und über das doch keiner gerne redet? Ist der Tod etwas Natürliches, wie manche sagen? Etwas, das wir **annehmen** sollten, weil es nun mal zum Leben gehört? Ist der Tod ein überlegener Feind, den wir **fürchten** müssen, weil er uns am Ende alles nimmt, was wir sind und haben? Oder können wir dem Tod vielleicht **begrüßen** wie einen Freund, der uns Ruhe und Frieden schenkt, wenn uns unsere Füße nicht mehr tragen wollen? Der eine sagt so, der andere so. Und man kann daraus zunächst nur folgern, dass Erfahrungen des Todes vielgestaltig sind. Als Christ nimmt man dann vielleicht die Bibel zur Hand, um Klarheit zu gewinnen. Aber wer da eine schnelle und einfache Antwort erwartet, wird enttäuscht. Denn auch das biblische Zeugnis über den Tod ist vielgestaltig. Ja, die Bibel bestätigt, dass der Tod nicht nur ein Gesicht hat, sondern mindestens drei:

(1.) Das erste Gesicht des Todes ist gewissermaßen neutral. Denn an vielen Stellen scheint die Bibel einfach sagen zu wollen, dass der Tod etwas Natürliches ist, etwas, das zu unserer Geschöpflichkeit dazugehört, etwas, wodurch wir in den großen Zyklus des Werdens und Vergehens eingebunden sind wie das liebe Vieh und die Pflanzen auch. Der Mensch ist **„...wie ein Gras, ... das am Morgen blüht und sprosst und des Abends welkt und verdorrt."** So liest man es im 90. Psalm. Und man könnte mit einem Schulterzucken sagen: So hat es Gott nun einmal geordnet. Alles hat seine Zeit, das Leben hat seine Zeit – und das Sterben eben auch. Allen Kreaturen hat der Schöpfer gewisse Grenzen gesetzt. Und eine solche Grenze ist eben auch der Tod. Dass es ihn gibt, wird niemanden freuen. Gegen ihn zu rebellieren besteht aber kein Anlass. Denn jeder sieht ein, dass immer eine alte Generation abtreten muss, damit eine neue Generation wirken und sich entfalten kann.
Ja: Wir sehen ein, dass diese Welt nicht so voller Leben und Vielfalt sein könnte, wenn nicht das Alte immer wieder dem Neuen Platz machte. Schließlich muss im Herbst auch das Laub von den Bäumen, damit im Frühling neue Blätter sprießen können. Und insofern müssen wir gestehen, dass es auch mit unserem Sterben seine Ordnung hat. Natürlich ist diese Ordnung nicht leicht zu bejahen, weil sie mich am Ende mein Leben kostet. Aber wenn der Tod wirklich erst am Ende kommt, nach 70, 80 oder 90 Jahren erfüllten Lebens, dann können wir ihn normalerweise ganz gut hinnehmen. Wir protestieren ja auch nicht dagegen, dass auf den Sommer ein Herbst und ein Winter folgt. Ist das also die rechte christliche Einstellung zum Tod, dass wir uns einfach mit ihm abfinden? Man könnte es meinen.

(2.) Blättern wir aber in der Bibel weiter, so finden wir, dass sie an anderer Stelle wieder ganz anders vom Tod spricht – und uns ein anderes, viel bedrohlicheres Gesicht des Todes zeigt. Paulus z.B. lehrt uns, der Tod des Menschen sei keineswegs eine einfache Naturgegebenheit, sondern er sei ***„der Sünde Sold"*** – also eine Strafe und ein Gerichtsakt Gottes, ein Verhängnis, das nur deshalb über den Menschen gekommen ist, weil er sich von Gott abgewandt hat. Paulus schreibt im Römerbrief: ***„...wie durch einen Menschen***

*die Sünde in die Welt gekommen ist und der Tod durch die Sünde, so ist der Tod zu allen Menschen durchgedrungen, weil sie alle gesündigt haben."* Demnach wäre es eine Verharmlosung und eine Oberflächlichkeit, wenn wir den Tod **nur** als eine Naturgegebenheit ansehen und ihn darum gelassen hinnehmen wollten. Nein, er hat daneben noch ein zweites, ein hässliches Gesicht. Denn der Tod zerschlägt uns, er zerbricht uns, er gibt uns dem Vergessen anheim. Und was das Schlimmste daran ist – er ist im Recht. Denn das ist es, was das Neue Testament meint, wenn es sagt, der Tod sei „der Sünde Sold". Zerschlagen zu werden vom Tod, das ist der Lohn, den wir dafür erhalten, dass wir uns von Gott weg dem Bösen zugewandt haben.
Oder anders gesagt: Wenn das Leben des Sünders Widerspruch gegen Gott ist, dann ist unser Tod Gottes Widerspruch gegen die Sünde. Es ist sein Widerstand gegen das Böse, dass er durch unser von Bösem gekennzeichnetes Leben einen dicken Strich zieht und durch den Tod das, was nicht sein soll, ins Nicht-Sein befördert. Das mag uns hart erscheinen. Aber Gott hat Recht damit. Denn warum sollte er ein Geschöpf ewig leben lassen, wenn dieses ewige Leben nur eine unendliche Verlängerung seiner Gottlosigkeit wäre? Darum ist es recht, dass der Geist, der sich gegen Gott auflehnt, vergehen muss. Es ist recht, dass der Widerstand gegen Gott gebrochen wird. Es ist recht, dass der, der sich von Gottes Licht abwendet, dem Dunkel des Todes anheimfällt. Sofern wir Sünder sind, ist unser Tod also kein harmloses Naturgeschehen, sondern ist immer zugleich der Vollzug des Gerichts über uns. Ist es demnach die rechte Einstellung eines Christen zum Tod, dass man ihn fürchtet? So mag es scheinen.

(3.) Wenn wir uns aber gerade an diesen Gedanken gewöhnt haben, stoßen wir plötzlich auf biblische Worte, die den Tod als etwas Schönes und geradezu Erstrebenswertes darstellen. Die Bibel zeigt uns noch einmal ein total anderes, ein freundliches Gesicht des Todes. Denn derselbe Paulus, der im Tod ein verdientes Gericht sieht, schreibt im Brief an Philemon, er *„...habe Lust, aus der Welt zu scheiden und bei Christus zu sein, was auch viel besser wäre."* Und er sagt dort sogar *„...Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn."* Da haben wir nun das dritte Gesicht des Todes: Für den Christen ist der Tod erstens Naturgeschehen, zweitens Vollzug des göttlichen Gerichts – und drittens das Tor in den Himmel. Auf diesen dritten, den freundlichen Aspekt des Todes kommt es aber entscheidend an. Denn er ist es, der uns an Gräbern nicht bloß weinen und schweigen, sondern singen und reden lässt.
Tatsächlich ist *„Christus unser Leben und Sterben unser Gewinn",* weil der Tod eine Durchgangsstation ist in die ungetrübte Gemeinschaft mit Christus. Heute haben wir solche Gemeinschaft noch nicht, denn in diesem irdischen Dasein ist alles Stückwerk und Halbheit: Wir werden in diesem Leben den Zweifel nicht los, wir werden die Anfechtung nicht los, wir werden die Sünde nicht los, weil uns das alles zu sehr in den irdischen Knochen steckt. Jetzt sehen wir wie durch einen Spiegel nur ein dunkles und verschwommenes Bild, sagt Paulus. Dann aber werden wir Gott sehen von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkennen wir nur stückweise, dann aber werden wir erkennen, wie wir erkannt sind. Und das ist in der Tat eine verlockende Aussicht. Denn alle Schwachheit wird dann von uns abgetan. Wir werden teilhaben an der Auferstehung Jesu Christi. Wir werden bekleidet mit Ehre und Gerechtigkeit und ziehen als Vollendete ein in das Haus des himmlischen Vaters, das viele Wohnungen hat. Sind wir uns dieser großen Verheißungen aber bewusst und wissen wir, dass wir ungestorben nicht ans Ziel kommen, so werden wir den Tod nicht mehr für einen Feind halten, sondern für einen Freund. Denn

er ist dann nichts weiter als ein kurzer Schlaf, nichts weiter als ein Fährmann, der uns zu besseren Ufern übersetzt, nichts weiter als unsere Geburt zum ewigen Leben: Etwas, wonach sich der Christ mit Fug und Recht sehnen darf...

Nun allerdings, da wir drei Gesichter des Todes kennengelernt haben, scheint die Verwirrung komplett. Denn jeder wird sich fragen, was er von seinem eigenen Tod halten soll. Welches der drei Gesichter schaut mich da an? Muss ich mich fürchten, darf ich mich freuen – oder etwa beides zugleich? Um das zu beantworten, müssen wir beachten, welche Geschöpfe es mit welchem Gesicht des Todes zu tun bekommen. Denn das ist nicht bei allen gleich. **Für Pflanzen und Tiere** ist der Tod ein Naturgeschehen im großen Schöpfungszyklus des Werdens und Vergehens – und nichts weiter. Pflanzen und Tiere kennen keine Sünde, darum ergeht über sie auch kein Gericht, und sie bedürfen darum auch keiner Erlösung. Sie sehen nur das erste, das neutrale Gesicht des Todes. **Für Menschen ohne Glauben**, die mit Gott entzweit sind, ist der Tod ebenfalls Naturgeschehen. Er ist darüber hinaus aber auch Gottes Gericht über ihr gottloses Dasein. Gott macht durch den Tod einen Strich durch ihr Leben und vernichtet die, die sich für das Nichtige entschieden haben. Der Ungläubige sieht also das erste und zweite Gesicht des Todes – das neutrale und das feindliche. **Dem Christen** aber begegnen alle drei Gesichter des Todes. Der Christ ist Geschöpf unter Geschöpfen und kennt daher den Tod als Naturgeschehen. Er ist auch als Christ immernoch ein Sünder und erfährt darum den Tod als Gericht über all das, was in ihm noch der alten Adamsnatur angehört. Schließlich aber ist er nicht **nur** Sünder, sondern ist vor allem ein um Christi willen gerechtfertigtes und freigesprochenes Kind Gottes. Er hat Anteil an der Auferstehung Christi, er hat die Verheißung des Ewigen Lebens – und wenn er das nur nicht vergisst, kann er getrost auf den Tod zugehen. Denn das freundliche Gesicht des Todes ist für Christen das entscheidende.
Wenn der Tod auch alles gleichzeitig ist – natürliche Grenze **und** Gericht **und** Erlösung –, so stehen diese drei Dinge doch nicht gleichberechtigt nebeneinander, sondern werden klar dominiert von der Gewissheit der Erlösung. Wer sich darauf freut, ganz bei Gott zu sein, muss nicht darüber grollen, dass sein Erdenleben eine Grenze hat. Und wer ein neuer Mensch werden will, wird nicht widerstreben, wenn das Alte an ihm im Gericht des Todes untergeht. Vielmehr wird er sich freuen, dass der Tod dasjenige von ihm abstreift, was das Reich Gottes nicht ererben kann. So nimmt uns der Glaube die Scheu vor dem Tod – und wir können ihn begrüßen als den von Gott gesandten Fährmann, der uns hinüberbringt ins himmlische Jerusalem. Natürlich ist solche Glaubenszuversicht schwer durchzuhalten, wenn's wirklich ans Sterben geht. Wenn wir den Boden unter den Füßen verlieren, tun wir uns nicht leicht damit, uns in Gottes Hände fallen zu lassen. Wir klammern uns fest am letzten Quäntchen Lebenskraft. Und das gereicht uns nicht zur Ehre. Doch am Ende wird Gottes Gnade stärker sein als unsere Furcht, und Gott wird mächtig sein gerade in unserer Schwäche. Das letzte Wort hat nicht das Gericht, sondern die Gnade. Am Ende steht das österliche Lachen. Freuen wir uns also, und tun wir dem Tod nicht zuviel Ehre an. Denn Gott sei Dank ist Jesus Christus unseres Todes Tod!

# 142. Des Lebens Ziel

Es ist etwas Seltsames um den Tod. Denn er ist uns vertraut und ist doch fremd zugleich. Der Tod steht uns täglich vor Augen, wenn wir die letzten Seiten der Zeitung aufschlagen. Und doch leben wir unseren Alltag als ginge der Tod uns selber nichts an. Wir wissen natürlich um unsere Vergänglichkeit! Und doch nehmen wir sie erst dann so richtig ernst, wenn der Tod nach unserer Familie greift. Dann stellen wir erschrocken fest, dass der Tod uns jederzeit auch das Vertrauteste nehmen kann, und zucken zusammen als hätten wir's vorher nicht gewusst. Aber wissen wir es wirklich nicht? Fällt nicht in jedem Herbst das Laub von den Bäumen?
Die Blätter verfärben sich, fallen zu Boden und verrotten. Niemand wundert sich darüber. Auch die Tiere werden geboren, wachsen und sterben. Selbst die Häuser, die wir bauen, stehen nicht ewig! Vergänglichkeit ist das allgemeinste Gesetz das wir kennen. Und doch: Dass es in seiner Allgemeinheit auch uns selbst einschließt – an diese verdrängte Wahrheit müssen wir erst schmerzlich erinnert werden.
Am Grabe lieber Menschen können wir's dann nicht mehr leugnen. Und doch haben wir auch in solcher Situation noch Schwierigkeiten, es zu akzeptieren. Denn tief drinnen in uns sagt eine Stimme: „Bin ich nicht mehr als so ein Blatt am Baum? Bin ich nicht mehr, und waren nicht auch die Verstorbenen mehr als dies? Hätten sie nicht Besseres verdient?" So fragen wir – und wollen gegen den Verlust protestieren. Doch dann trennen sich unsere Wege und wir müssen hinnehmen, dass unser Leben kein Ruhen ist und kein Bleiben, sondern bloß eine gemeinsame Reise von ungewisser Dauer. Jederzeit kann sich der Weg vor uns gabeln, ein über Jahrzehnte vertrauter Mensch schlägt auf einmal eine andere Richtung ein – und wenn wir dagegen Einspruch erheben wollten, so machte das noch nicht einmal Sinn, denn wir wussten ja, dass es so kommen würde…
Wir alle sind auf derselben Reise, immer unterwegs von der Wiege hin zur Bahre, unterwegs von der Jugend ins Alter, unterwegs von der Zeit in die Ewigkeit. Und so wie wir uns bei Beerdigungen fragen, wie erfolgreich die Reise des Verstorbenen gewesen sein mag, so fragen wir uns vielleicht auch selbst, ob unsere eigene Lebensreise eher einer Irrfahrt gleicht oder einem Triumphzug, einer Suche oder einer Flucht, einem mühsamer Marsch oder einer beschauliche Wanderung.
Natürlich wünscht sich jeder eine glückliche Reise und ein gelingendes Leben. Aber wissen wir überhaupt, woran wir „gelingendes" Leben erkennen? Wird es nicht bei uns allen aus Höhen und Tiefen bestehen, so dass sich Erfolg und Scheitern mischen? Wenn's aber so ist, soll man dann von „erfülltem Leben" reden allein wegen der Fülle der Erfahrungen und weil's Spaß gemacht hat? Oder ist es schon dann ein gelungenes Leben, wenn es bei angemessener Lebensqualität 60 oder 70 Jahre währte? Man wird das nicht leicht entscheiden können – und wenn man länger darüber nachdenkt, stößt man auf noch grundsätzlichere Fragen. Denn wenn es stimmt, dass das Leben eine Reise ist – hängt dann das Gelingen dieser Reise nicht davon ab, zu welchem Ziel sie führt? Ist das nicht bei jeder Reise so? Und stellt es den Wert unserer Lebensreise dann nicht arg in Frage, wenn die Endstation der Tod ist? Kann Leben überhaupt gelingen, wenn es doch nur auf den Tod hinausläuft?
Vielleicht wird man an unserem Grab sagen: Das war doch eigentlich ein ganz „gelungenes", ein „erfülltes" Leben! Und trotzdem bleibt die Frage, ob nicht der Tod vor unsere Lebenssumme ein dickes Minus schreibt. Denn wenn wir doch am Ende samt allem, was

wir gewesen sind, dem Vergehen und dem Vergessen preisgegeben werden, dann scheint dadurch auch alles Vorangegangene entwertet. Das Leben scheint gar nicht gelingen zu können, wenn es doch nur auf eine letzte Niederlage hinausläuft. Ob es sich aber wirklich so verhält, das ist eine Frage des Glaubens.
Sind wir wirklich, nur Luftblasen und Schaumkronen auf dem ewigen Fluss der Zeit? Sind wir etwas Belangloses, das aus den Fluten aufsteigt, für Sekunden mitgerissen wird und dann wieder untergeht und spurlos verschwindet? Es scheint so! Doch wenn uns Gott gewollt und geschaffen hat, ist es dann wahrscheinlich, dass er uns auf eine derart sinnlose Reise schickt?
Tatsächlich genügt ein Blick in die Bibel, um die Dinge in ein anderes Licht zu rücken. Denn da wird schnell klar, dass unser Schöpfer bessere Absichten mit uns hat. Ja, Gott gönnt uns etwas Besseres als bloß den Tod. Und er schenkt uns jene Wegstrecke von der Wiege bis zur Bahre vor allem dazu, dass wir inmitten der Zeit einen Bund schließen können mit ihm, dem ewigen Gott, und durch diesen Bund Anteil gewinnen am ewigen Leben. Unser Erdendasein ist kein Selbstzweck! Es ist uns nicht zum Spaß gegeben und nicht zum Zeitvertreib, sondern soll uns Gelegenheit geben mit Gott ins Reine zu kommen. Und nutzen wir's dementsprechend, vereinen wir uns in der Zeit mit unserem Schöpfer und Erlöser, so bleiben wir mit ihm vereint auch über dieses Erdenleben hinaus. Darum ist der Tod auch nicht das Ziel unseres Lebens – er wäre ein absurdes Ziel! – sondern das eigentliche Ziel unseres Lebens ist der Bund mit Gott, den wir hier im Glauben schließen und der uns auch dort, jenseits der Todesgrenze, noch mit Gott vereint. In die Gemeinschaft mit Gott hineinzuwachsen, das ist unsere eigentliche Bestimmung – dazu sind wir hier! Und wer das versteht, dem hat sich die Frage, was denn ein „gelungenes" Leben ausmacht, ganz von selbst beantwortet. Denn wer sein Leben nicht genutzt hat, um Gott zu finden, dem ist sein Leben misslungen, auch wenn es lang und voller Freude war. Wer aber zu Gott gefunden hat, dem ist das Leben geglückt, selbst wenn es kurz und mühselig gewesen wäre.
Für einen gläubigen Menschen ist der Tod keine triste Endstation, sondern nur das Ende von seines Lebens erstem Teil. Ja, so groß ist die Macht des Glaubens, dass er den Tod degradiert bis er nichts weiter mehr ist als ein Übergang von dieser traurigen Welt in eine bessere, nichts weiter als eine Überfahrt von einem Ufer an das andere, nichts weiter als eine Geburt, die ihn auf schmalem Wege von einer engen und dunklen Welt hinausbefördert in eine weitere, hellere und viel schönere Welt. Wenn wir das aber glauben dürfen – brauchen wir dann weiteren Trost angesichts unserer Sterblichkeit? Oder sollte es uns unmöglich sein, die Verstorbenen gehen zu lassen? Nein. Weil Gott für die Seinen sorgt, dürfen wir ohne Sorge sein…

# 143. Überkleidet werden

Jede Erkrankung ist ein Höflichkeitsbesuch des Todes, bei dem er sich schon mal vorstellt und bekannt macht. Doch wenn der unangenehme Besucher wieder gegangen ist, tun wir gern so, als wäre nichts gewesen, und als käme er ganz gewiss nicht wieder. Wir verschließen die Augen vor dem, was uns die Krankheiten ankündigen, und weigern uns, ihre Botschaft zur Kenntnis zu nehmen. Denn schließlich sind wir ja viel zu sehr mit dem Leben beschäftigt. Wir versuchen so vieles zu planen! Wir schließen Bündnisse, die nicht immer halten, wir suchen Geborgenheit in verworrenen Zeiten, wir verausgaben uns in

der Sorge um eine Familie, wir durchlaufen mancherlei Phasen, erreichen und verfehlen so manches Ziel. Und trotz aller Mühe verlieren wir über alledem viel Zeit, verlieren treue Begleiter, verlieren irgendwann die Gesundheit, die Kraft und zuletzt das Leben. Wenn's gut geht, lässt sich das Ende immer wieder hinausschieben. Und doch ist schon heute sicher, dass wir um eine letzte Niederlage nicht herumkommen werden...

Freilich: In der Blüte unseres Lebens wollen wir das nicht hören und können es uns nicht vorstellen, denn da stehen wir noch kraftvoll da, ansehnlich und aufrecht – gewissermaßen im feinen Zwirn der besten Jahre. Da sind wir noch ausgestattet mit Kraft und Verstand, haben Witz und Geschick, haben Freunde um uns her und gute Ideen dazu. Die Zähne sitzen fest und die Augen sehen scharf, der Rücken ist breit und vermag viel zu tragen. Aber was macht dann das Leben aus uns, wenn's Mühe und Arbeit bringt? Und was macht erst recht das Alter aus uns, wenn der Tod seine Vorboten schickt?

Stück für Stück nimmt er uns die Qualitäten, die wir hatten. Er trübt unsere Augen, er beugt unseren Rücken, er schwächt unser Herz. Er raubt manchem das Gedächtnis und verwirrt anderen die Gedanken. Er macht uns die Haare grau, die Knochen brüchig, und die Muskeln müde, bis mancher das Gefühl hat, nur noch ein Schatten seiner selbst zu sein. Ja, der herannahende Tod entblößt uns, er nimmt uns das Gewand der Kraft und Geschicklichkeit von den Schultern und lässt uns nackt dastehen. Denn alles, was an uns stark und herrlich war, lässt er in der Vergangenheit versinken – und demütigt uns dadurch. Die einst Häuser errichteten, können irgendwann nicht mal mehr auf den eigenen Beinen stehen. Die einst das Sagen hatten, sind irgendwann auf das Wohlwollen der Jüngeren angewiesen. Mit den Blitzgescheiten von damals redet man wie mit unmündigen Kindern. Und manche, die großes Ansehen genossen, müssen sich am Ende pflegen lassen wie Säuglinge...

Ja: Menschen brauchen sich auf, sie verlieren sich in Mühe und Arbeit, und oft genug werden sie zwischen den Mühlsteinen der Geschichte zerrieben. Sie verlieren gerade das, was ihnen Halt geben sollte, und werden schließlich auch noch vergessen, weil sich nach zwei, drei Generationen niemand mehr an sie erinnert. Wenn wir das aber erkennen – ist es dann ein Wunder, dass wir der Auseinandersetzung mit dem Tod lieber ausweichen, als unserer Vergänglichkeit ins Auge zu sehen? Menschlich-verständlich ist das allemal. Und trotzdem wäre es falsch, wenn wir uns der Realität dauerhaft verweigern wollten. Unserer Endlichkeit nur mit Angst und Widerwillen zu begegnen, ist weder eine aussichtsreiche, noch eine christliche Haltung. Denn erstens richtet unser Widerwille gegen den Tod nichts aus. Zweitens hindert uns unser Ausweichen daran, die letzte Lebensphase ohne Murren aus Gottes Hand anzunehmen, wie es Recht wäre. Und drittens verkennen wir in unserem Widerstreben, dass der Abbau des Lebens auch etwas Gutes hat, insofern der Verfall des alten Menschen den Aufbau des neuen Menschen vorbereitet. An dies Neue und Bessere, das wichtiger ist als das Vergehende, können wir uns von Paulus erinnern lassen. Er schreibt:

„...wir wissen: wenn unser irdisches Haus, diese Hütte, abgebrochen wird, so haben wir einen Bau, von Gott erbaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel. Denn darum seufzen wir auch und sehnen uns danach, dass wir mit unserer Behausung, die vom Himmel ist, überkleidet werden, weil wir dann bekleidet und nicht nackt befunden werden. Denn solange wir in dieser Hütte sind seufzen wir und sind beschwert, weil wir lieber nicht entkleidet, sondern überkleidet werden wollen, damit das Sterbliche verschlungen werde von dem Leben. Der uns aber dazu bereitet hat, das ist Gott, der uns als Unterpfand den Geist gegeben hat. So sind wir denn allezeit getrost und

wissen: solange wir im Leibe wohnen weilen wir fern von dem Herrn; denn wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. Wir sind aber getrost und haben vielmehr Lust, den Leib zu verlassen und daheim zu sein bei dem Herrn." (2. Kor 5,1-8)
Nun: Sprechende Bilder sind es, die der Apostel hier benutzt. Unser irdisches Leben nennt er eine Hütte, eine klapprige, windschiefe Bude. Und er stellt ihr gegenüber den himmlischen Bau, den Gott für uns bereitet hat, das unvergängliche Haus, das wir beziehen dürfen, wenn wir aus diesem Leben geschieden sind. Paulus spricht von unserem irdischen Leib wie von einem alten Kleid, einem rissigen und löchrigen Bettelgewand. Und er stellt dem gegenüber den neuen, himmlischen Leib, den Gott unserer Seele überstreifen wird, wenn wir das Bettelgewand des Erdenlebens abgestreift haben. Ja: Paulus lässt keinen Zweifel daran, dass das, was uns in Gottes Reich erwartet, tausendmal besser sein wird als das irdische Leben. Er schreibt sogar, dass die Christen voller Sehnsucht sind, diesen hinfälligen Leib zu verlassen und den Leib der Ewigkeit anzuziehen. Aber der Apostel weiß auch, dass uns der Übergang von hier nach dort Angst macht.
Denn das ist ja klar: Wer ein neues Kleid anziehen will, muss vorher das alte ausziehen – und ist für einen Moment dazwischen nackt. Wer aus der irdischen Hütte auszieht, um in das himmlische Haus einzuziehen, der ist für die Zeit des Umzuges ohne Behausung. Und diesen Wechsel, die Zwischenzeit, fürchten wir, weil wir dann nicht mehr hier und noch nicht richtig da sind. Allzu ungewiss scheint uns, was der Tod mit uns machen wird. Und entsprechend schwer fällt es uns, das letzte Fetzchen des alten Bettelgewandes, das letzte Quäntchen irdischen Lebens loszulassen. Nur widerwillig erleben wir den Prozess des Alterns, in dem wir unserer Kraft entkleidet werden. Und je weniger Vertrauen wir haben in das Neue, das kommt, umso verbissener halten wir das Alte fest. Doch ist das nicht nur aussichtslos, weil der Tod uns unser Leben schließlich doch aus den Händen windet, sondern es ist auch dumm. Denn das weiß jedes Kind: Bevor ich ein neues Kleid anziehen kann, muss ich das alte ausziehen. Wenn ich aus der irdischen Hütte nicht ausziehe, kann ich in das himmlische Haus nicht einziehen. Wer den Wandel scheut, kann nicht erneuert werden. Und wer nicht stirbt, kann nicht auferstehen zum ewigen Leben. Denn das Alte muss ja weichen, damit Neues werden kann. Das Irdische an uns muss untergehen, damit das Himmlische zum Zuge kommt.
Wenn wir das aber begreifen, werden wir auch den Tod unserer Angehörigen mit anderen Augen sehen. Und wir werden dann über den Abschied von ihnen auch nicht verzweifeln. Denn sterben zu müssen, ist nicht nur etwas Hartes, das uns Gott verordnet. Sondern für den Gläubigen ist es zugleich etwas Verheißungsvolles, das ihm zum Besten dient. Wir werden zwar alt und gebrechlich. Und wir brauchen uns auf. Der Mensch geht sich nach und nach verloren – er kommt sich selbst abhanden. Und das ist gewiss kein Spaß! Aber als Christen dürfen wir wissen, dass dieser notwendige Abbau des Alten Raum schafft für den Aufbau von etwas Neuem. Ja: Näher am Tod ist für den Christen immer auch näher am Ziel. Und darum dürfen wir das Herannahen des Todes nicht nur mit einem weinenden, sondern auch mit einem lachenden Auge beobachten.
Entkleidet uns der Tod auch aller Kraft und allen Schmuckes, macht er uns auch arm und bloß, so haben wir doch die Verheißung, dass Gott uns in seiner Gnade viel herrlicher und reicher einkleiden wird, als wir es uns heute vorstellen können. Unser Leib – die irdische Hütte, die wir eine Zeit lang bewohnen – wird niedergerissen. Doch die himmlischen Wohnungen, die Christus uns bereitet hat, die warten schon. Und wenn wir erst einmal dort sind, werden wir darüber lachen, wie zögerlich und widerwillig wir die Reise angetreten haben…

# 144. Gottes Gericht am Ende der Zeit

Wer sich viel mit älteren Menschen unterhält, weiß, wie nachhaltig der Krieg diese Generation geprägt hat und wie häufig die Kriegszeit in den Mittelpunkt der Gespräche tritt. Einige denken ganz gern an diese Zeit, denken an ihre Jugend und wie sie es geschafft haben, mit Fleiß und Geschick durch die harte Zeit hindurchzukommen. Da verklärt sich manches im Abstand der vielen Jahre. Doch gibt es auch die anderen, denen es nie gelungen ist, von diesen Ereignissen Abstand zu gewinnen. Es gibt Kriegsteilnehmer, die Nacht für Nacht von Alpträumen heimgesucht werden und schweißgebadet erwachen, weil ihnen das Morden nicht aus dem Kopf geht, weil sie die Schreie verwundeter Kameraden immer noch hören, weil sie die eigene Todesangst und die Angst um die Familie nicht loswerden.

Freilich – diesen Menschen wird gesagt, sie sollten doch endlich die alten Geschichten vergessen. Und sie täten es wohl selbst gern. Aber wenn sie abends im Bett die Augen schließen, sind die Bilder wieder da: Brennende Häuser und sterbende Soldaten, endlose Flüchtlingstrecks und Leichen am Straßenrand. Diese Leute werden nicht gesprächig, wenn es um den Krieg geht, sondern schweigsam. Denn ihre Erfahrungen eignen sich nicht als Anekdoten für die Enkelkinder. Sie waren gewissermaßen Augenzeugen einer biblischen Tragödie. Sie haben erlebt, wie Kain den Abel erschlug. Ja, sie waren selbst Kain oder waren selbst Abel, waren Gewalttäter oder Gewaltopfer oder beides – und sie werden damit nicht fertig. Ihre Erfahrungen rauben ihnen den Schlaf, weil sie spüren, dass Krieg, Mord und Gewalt mehr sind als bloße Zwischenfälle im normalen Betrieb der Weltgeschichte. Sie spüren, dass durch Mord und Gewalt die ganze von Gott gewollte Weltordnung aus den Fugen gerät. Sie spüren, dass der Krieg nicht bloß ein kleiner Riss ist im Gebäude unserer Welt, sondern etwas grundstürzend Falsches, wobei man sich einfach nicht beruhigen kann, etwas, das auch durch tausendfache Wiederholung nicht normal und nicht akzeptabel wird. Es sind dies sensible Menschen, es sind verstörte Menschen – und sie sind gerade durch ihr Verstört-Sein dem christlichen Glauben sehr nahe. Denn ich meine, sie empfinden, was auch Gott empfindet. Die Sache mit Kain und Abel lässt nämlich auch Gott nicht ruhen. Auch er leidet daran, dass jener erste Totschlag eine tiefe Unordnung in die Welt gebracht hat. Etwas, was man nicht auf sich beruhen lassen kann und das auch nicht mal so eben „vergeben und vergessen" werden darf.

Gewiss, Kain wäre es so am liebsten gewesen. Er hätte die Angelegenheit gern schnell vergessen. Es steht zwar nicht ausdrücklich in der Bibel, aber ich vermute, er hat die Leiche seines Bruders auf dem Acker verscharrt, gleich dort am Ort der Tat. Und er hat wohl gehofft, damit sei die ganze Angelegenheit begraben. Doch dummerweise kommt einer, der sich für die Gewaltopfer dieser Welt interessiert. Gott kommt und fragt Kain: „Wo ist dein Bruder Abel?". Kain ist dreist genug, Gott zu belügen. Und so antwortet er: „Ich weiß nicht". Und weil Angriff die beste Verteidigung ist, fügt er noch ein freches Wortspiel an: „Soll ich des Hirten Hirte sein? – Soll ich meines Bruders Hüter sein?". Ja, so redete Kain damals und so reden Kains Söhne bis heute. Denn die Gewalttäter aller Zeiten folgen seinem Beispiel. Immer wieder kommt es zu Bruderkriegen. Und nicht selten werden die Opfer irgendwo in Massengräbern verscharrt. Man verlässt sich darauf, dass wortwörtlich Gras über die Sache wächst, dass die Überreste der Opfer nicht gefunden und ihre Namen vergessen werden. Überall auf der Welt verfolgen Kains Söhne dieselbe Strategie wie ihr Stammvater. Sie schüchtern Zeugen ein, verwischen Spuren und hoffen, dass kein

Richter sie je belangt. Sie rechnen mit der Vergesslichkeit der Weltöffentlichkeit – und diese Rechnung geht oft auf.

Ist das nicht unerträglich? Ich denke, es müsste uns allen mehr als eine schlaflose Nacht bereiten, dass die Frechheit der Täter so oft das letzte Wort behält und die Tränen der Opfer so oft ungesühnt bleiben. Oder können sie sich daran gewöhnen, dass die Mörder und Vergewaltiger, die Kinderschänder und Folterer dieser Welt so oft ungeschoren davonkommen? Können sie sich daran gewöhnen, dass so viele Opfer nicht rehabilitiert werden und keine Gelegenheit haben, als Ankläger gegen die Täter aufzutreten? Mir jedenfalls gelingt es nicht, darüber zur Ruhe zu kommen. Und darum bin ich froh, dass es da einen gibt, der nicht vergesslich und nicht gleichgültig ist, einen Richter, der nicht getäuscht und nicht umgangen werden kann. Und das ist Gott. Denn so lesen wir es im biblischen Text: Abel selbst war mundtot gemacht und verscharrt. Aber das Blut Abels schrie zu Gott von der Erde. Dieses eindrückliche Bild vom vergossenen Blut, das zum Himmel schrie, verweist uns auf den Umstand, mit dem Kain nicht gerechnet hatte: Mag man auch Menschen täuschen können, so kann man doch nichts verbergen vor Gott. Kein Grab ist so tief, dass Gott die Ermordeten darin nicht fände. Keine Gefängnismauer ist so dick, dass Gott die Schreie der Gefangenen nicht hörte. Keine Nacht ist so dunkel, dass sie die Täter vor Gottes Auge verbergen könnte. Gott zählt jede Träne, die eine Mutter um ihre Kinder weint. Er zählt jeden Schlag, der einen Unschuldigen trifft. Und das ist gut so. Denn das Leid, das Menschen Menschen antun, schreit zum Himmel wie Abels Blut zum Himmel schrie. Gott hört dieses Schreien – und das ist gut. Denn wer immer der irdischen Gerechtigkeit entgeht, wird doch von der himmlischen eingeholt. Mag sich einer auch dem internationalen Gerichtshof in Den Haag entziehen können, so wird er doch am Ende vor Gottes Richterstuhl landen. Und das ist gut so. Denn ohne Sühne kommt diese Welt nie wieder ins Lot. Darum bin ich ein Freund und Fürsprecher des Jüngsten Gerichts – auch wenn das seltsam klingt. Ich sehne den Tag des Gerichtes herbei, wenn Gott Kain und Abel aus der Erde erweckt, wenn er alle Täter und alle Opfer einander gegenüberstellt und durch seinen Richterspruch beiden Seiten Gerechtigkeit widerfahren lässt. Ich freue mich auf diesen Tag, denn den Tätern darf die Konfrontation mit ihrer Schuld nicht erspart bleiben, und die Opfer müssen wiederhergestellt werden durch Gottes Hand. Erst dann werden sich die Wunden schließen, erst dann finden die ruhelosen Geister Ruhe und die letzten offenen Rechnungen werden geschlossen.

Freilich, ich weiß, dass mancher sich wundert über meine Freude am Jüngsten Gericht. Denn wo bleibt da die Gnade Gottes, wo bleibt die Vergebung und die Barmherzigkeit, von der Jesus sprach? Doch irritiert mich der Einwand nicht. Ich meine nämlich, dass Jesu Verkündigung von der Vergebungsbereitschaft Gottes immer den Horizont des Gerichtes hatte – und ihn auch unbedingt brauchte, weil sie anderenfalls zynisch wirken würde. Wäre Gottes Gnade nicht Gnade im Gericht, sondern Gnade ohne Gericht, so bliebe den Tätern die Konfrontation mit ihrer Schuld erspart. Vergebung hieße dann, dass die Leiden der Opfer ignoriert, großzügig übergangen und dem Vergessen preisgegeben würden – Jesu Botschaft von der Vergebung wäre ohne den Horizont des Gerichtes eine zynische Botschaft. Denn man bedenke: Das Evangelium, das wir zu verkündigen haben, stellt auch dem größten Sünder die Möglichkeit der Begnadigung in Aussicht. Gottes Gnade ist groß genug sogar für einen Adolf Hitler oder einen Josef Stalin. Niemand ist so schuldig, dass ihm nicht um Christi willen vergeben werden könnte, wenn er sich im Glauben nach dieser Vergebung ausstreckt. Doch was wäre das für eine Vergebung, wenn sie über die Opfer einfach hinwegginge? Was wäre das für ein Gott, der angesichts von

Millionen ermordeter Juden bloß sagen würde „Schwamm drüber, ich vergebe den Tätern"? Es wäre kein barmherziger Gott, es wäre bloß ein zynischer, mit den Mördern kollaborierender Gott. Denn das ist ja das Kalkül so vieler Täter, dass ihre Opfer, die irgendwo verschwinden, vergessen werden. Die Täter verlassen sich auf die Vergesslichkeit der Weltgeschichte, sie verlassen sich auf das Schweigen eingeschüchterter Zeugen, sie verlassen sich darauf, dass kein Richter je ihre Taten ans Licht bringen wird. Und nun sollte gerade Gott dafür sorgen, dass ihre Rechnung aufgeht? Gerade er sollte durch eine schnelle himmlische Amnestie einen Federstrich durch die Leiden der Vergangenheit machen und damit erlittene Schmerzen bagatellisieren? Gott sollte einfach so Fünfe gerade sein lassen und sich damit auf die Seite der Täter und gegen die Opfer stellen?
Nein – weil das nicht sein kann, darum liegt mir Gottes Gericht am Herzen. Denn das heißt ja Gericht, dass den Opfern Recht widerfährt, dass die Toten als Ankläger aufstehen und dass die namenlosen Gequälten und Geschundenen Rehabilitation erfahren. Den Schuldigen aber darf das Geständnis ihrer Schuld nicht erspart bleiben, denn anderenfalls beruhte ihre Seligkeit nur auf der Verharmlosung der Not, die sie angerichtet haben. Der Gott, der ihnen leichtfertig vergäbe, demonstrierte damit, dass ihn das Leid der Unterdrückten nur oberflächlich berührt hat, seine Vergebung erschiene mehr als Ausdruck von Gleichgültigkeit denn von Liebe. Weil das aber nicht dem biblischen Zeugnis von Gott entspricht, darum bin ich ein Freund und Fürsprecher des Jüngsten Gerichtes. Und ich meine, wir sollten mehr davon reden und öfter daran denken, als wir es tun. Nicht um Menschen damit zu belasten und ihnen Angst zu machen, sondern um sie zu entlasten. Denn stellen sie sich einmal vor, es gäbe Gottes Gericht nicht – was wäre die Folge? Wir könnten nicht etwa aufatmen, sondern wir bekämen eine drückende Verantwortung aufgelegt. Denn dann müssten wir Menschen selbst versuchen, die aus den Fugen geratene Weltordnung wiederherzustellen. Der Mensch müsste selbst auf Gottes verwaisten Richterstuhl klettern. Denn gäbe es kein jenseitiges Gericht Gottes, so gäbe es auch keine Gerechtigkeit außer der, die Menschen selbst in dieser Weltgeschichte herstellen. Könnten wir uns nicht auf Gottes Gericht verlassen, trügen wir alle Verantwortung für die sittliche Weltordnung auf den eigenen Schultern. Wir müssten dann wohl oder übel die Exekutive in die Hand nehmen, müssten strafen, was zu strafen ist, und belohnen, was zu belohnen ist. Wir müssten mit dem Jüngsten Gericht schon zu Lebzeiten der Täter beginnen, weil ja zu fürchten wäre, dass die Toten nicht mehr belangt werden.
Was das aber für den Frieden in der Welt bedeutete, kann sich jeder ausmalen: Einer würde sich zum Richter des anderen aufschwingen, einer würde zum Racheengel und zum Henker des anderen. Und das Ergebnis wäre nicht Gerechtigkeit, sondern weiteres schreckliches Blutvergießen. Denn die Menschheit zerfällt in Täter und Opfer und solche, die beides sind – aber als Richter in letzter Instanz eignet sich keiner von uns. Sollten wir Gottes Rolle als Richter übernehmen, wären wir überfordert. Und auch darum ist es gut, dass wir ihm das Gericht überlassen können, wie es Paulus im Römerbrief empfiehlt: ***„Rächt euch nicht selbst, meine Lieben, sondern gebt Raum dem Zorn Gottes; denn es steht geschrieben: »Die Rache ist mein; ich will vergelten, spricht der Herr.«„ (Röm 12,19)***

# 145. Wiederkunft Christi

Im Advent erwartet die ganze Christenheit das Geburtsfest Jesu. Doch während **das** selbstverständlich ist und in vorweihnachtlicher Perspektive keiner Erklärung bedarf, gerät immer mehr in Vergessenheit, dass die Christenheit noch in einem **zweiten** Sinne auf die Ankunft Christi wartet. Denn wir erwarten nicht nur seine Ankunft in Bethlehem, um sie am Heiligabend zu feiern, sondern erwarten **auch** seine Wiederkunft am Jüngsten Tage. Der Blick geht also zeitlich nicht nur **zurück** sondern auch **voraus**. Gott **kam** nicht nur, er ist auch im **Kommen**! Aber freilich – wer denkt schon daran? Im Advent sind die Menschen ganz fixiert auf das Kind in der Krippe. Auf etwas Anderes sind sie nicht eingestellt! Doch gerade darum scheint es mir wichtig, daran zu erinnern, dass der Glaube mit Jesus eine **doppelte** Erwartung verbindet. Jesus Christus ist nicht nur das Kind im Stall zu Bethlehem, sondern ist zugleich der, der kommen wird, zu richten die Lebenden und die Toten. Im Glaubensbekenntnis steht beides eng beieinander. Denn der „geboren (wurde) von der Jungfrau Maria" ist auch der, der „wiederkommt". Jenes Kind, für das es keine Herberge gab, ist der künftige Weltenrichter. Und seiner **An**kunft damals in Bethlehem korrespondiert seine **Wieder**kunft am Ende der Zeit, so dass wir chronologisch nicht nur von Christus **her kommen,** sondern zugleich auch auf ihn **zugehen**. Denn Marias Wickelkind, das die Welt gekreuzigt, misshandelt und von sich gestoßen hat, ist auferstanden und sitzt seit der Himmelfahrt „zur Rechten Gottes". Diese Erhöhung „zur Rechten Gottes" bedeutet aber nichts anderes, als dass Gott die Macht in Jesu Hände gelegt hat, auf dass sich einst im Namen Jesu beugen sollen ***„aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind."***

Dieses großes „Comeback" des Gekreuzigten wird manchem ein böses Erwachen bereiten. Denn ausgerechnet der, **den** die Welt verurteilte zum Tod am Kreuz, ausgerechnet **der** wird das Urteil fällen über die Welt. Der von Pilatus gerichtet **wurde,** wird aller Richter Richter sein. Und der, dessen Leben **wir** heute bedenken und bewerten, wird am Ende **unser** Leben bedenken und bewerten. Während wir noch unschlüssig sind, was **er uns** bedeutet, entscheidet er vielleicht schon, was **wir ihm** bedeuten. Denn unter unser Leben einen Strich zu ziehen und es zu bilanzieren, das liegt nicht etwa bei **uns,** sondern es liegt bei **ihm,** so dass wir seine weihnachtliche **Ankunft** und seine endzeitliche **Wiederkunft** gar nicht voneinander trennen können.

Zu Weihnachten sehen wir Gottes Sohn noch ganz niedlich in der Krippe liegen auf Heu und auf Stroh. Aber eben von diesem zarten Säugling sagt das Johannesevangelium, dass der Vater niemanden richtet, sondern alles Gericht dem Sohn übergeben hat. Der, der sich seiner himmlischen Herrlichkeit freiwillig entäußerte und sich so weit erniedrigte, dass er als Mensch geboren wurde, menschlich lebte, litt und starb, **der** wurde **über** alles Menschliche erhoben und mit **allen** Vollmachten ausgestattet, um über die Menschen Richter zu sein. Und wenn man es recht bedenkt, liegt darin große Weisheit. Denn wie hätte Gott das Amt des Richters kompetenter besetzen können? Überlegen sie einmal! Wer könnte wohl unser menschliches Dasein gerechter beurteilen als der, der es mit uns geteilt hat? Hätte Gott das Gericht einem Engel übertragen, so würden die Menschen zu Recht protestieren: „Der hat ja keine Ahnung", würden sie sagen, „der kennt unser Leben nicht, kennt weder unsere Angst noch unsere Versuchungen, weder unsere Sorgen noch unsere Leiden! So ein Engel versteht uns nicht. Der schwebt **über** den Dingen!" Doch wer könnte solchen Widerspruch erheben gegen Jesus? Wer könnte am Ende der Zeit ein

kompetenterer Richter sein über menschliche Schuld und menschliches Elend, als dieser Jesus, der im Dreck geboren wurde und den Staub der Straße atmete, der in unseren Schuhen gelaufen ist und mit Zöllnern und Sündern verkehrte, der in Versuchung geführt wurde, der Hunger und Durst litt, der geschlagen und verhöhnt, verraten und gekreuzigt wurde? Wagte **dem** wohl jemand zu sagen, er verstünde nichts von den Härten des menschlichen Lebens? Wahrlich: Nein! Darum ist nichts Weiseres denkbar, als dass ein jüdischer Zimmermannssohn diese Welt richtet, ein Provinzler, ein Habenichts und Justizopfer. Denn **der** weiß ganz genau, was es heißt, verraten und zu Unrecht verurteilt zu werden. Er weiß wie das Leben schmeckt – und wie der Tod. Er hat sich nichts davon erspart, und kein Mensch kann sagen, **sein** Schicksal sei härter gewesen als das, das Jesus auf sich nahm.

**Andererseits aber:** Wer könnte sich besser zum Richter eignen als **der,** der mitten in menschlicher Angst, Not und Versuchung **ohne** Sünde blieb? Kein Richter darf auf eine Gerechtigkeit pochen, die er nicht selbst praktiziert und erfüllt. Das versteht sich! Wer aber hätte wahre Gerechtigkeit glaubwürdiger gelebt als Jesus? Er hat die Nächstenliebe nicht bloß gefordert, sondern hat sie praktiziert. Er hat die strengen Maßstäbe der Bergpredigt nicht nur verkündet, sondern hat selbst gezeigt, wie man sie befolgt. Er hat den Gehorsam gegen den Willen Gottes nicht nur von seinen Jüngern **eingefordert,** sondern hat **vorgemacht,** wie man solchen Gehorsam bis zum bitteren Ende durchhält. Wer könnte also ein kompetenterer Richter sein als Jesus Christus, der das Gesetz unter Einsatz seines Lebens erfüllte? Zuletzt aber – und das ist das Wichtigste: Welcher Richter könnte uns lieber sein als der, der sich selbst opferte, um unseren Freispruch zu erwirken? Von welchem Richter dürften wir mehr Gnade erwarten als von dem, der um begnadigen zu können **unsere** Strafe trug? Wird dieser Richter für die Gläubigen nicht zugleich der Rechtsanwalt und Verteidiger sein? Und wenn unser Richter zugleich unser Verteidiger ist – welcher Ankläger kann uns dann verdammen? Bei wem dürften wir mehr auf Vergebung hoffen, als bei dem, der den höchsten Preis zahlte, um uns vergeben zu können? Wird Jesus als unser Richter je vergessen, was er auf Erden als unser Bruder für uns tat? Wird er je einen abweisen, der sich in echter Reue und Demut zu ihm flüchtet? Nein, wahrlich: Wir können Gott gar nicht genug dafür danken, dass er die Rollen in **dieser** Weise verteilt. Denn Gott hätte auch Mose zum Richter bestellen können, den radikalen Elia, Johannes den Täufer oder sonst einen der strengen Propheten, die der Welt vergeblich gepredigt haben. Aber – Gott sei Dank! – hat Gott das Gericht in die Hände Jesus Christi gelegt. Denn **der** ist Gottes Gerechtigkeit und Gnade in **einer** Person. **Er** ist der Barmherzige, dem niemand erzählen muss, wie Schmerzen sich anfühlen. **Er** ist der, der uns alles Gute gelehrt, und dem wir alles Böse getan haben! **Er** ist es aber auch, der das Böse mit Gutem überwand und das Bittere schmeckte, um es **uns** nicht bitter heimzahlen zu müssen! Das alles ist **er,** der zu Bethlehem einen so bescheidenen Auftritt hatte.

Wir aber sollten uns darüber im Klaren sein, dass wir an Weihnachten (ob wir wollen oder nicht!) auch immer die Geburt unseres Richters feiern. Und wir sollten darin, auch wenn's befremdlich klingt, einen **Vorteil** sehen. Denn **auf diese Weise** wird es kein Fremder sein, der am Ende unserer Tage über uns urteilt, sondern einer, den **wir** heute schon kennen, der **uns** kennt, und dem wir uns schon hier und heute anvertrauen können. Wir werden ihm unausweichlich begegnen – alle werden in seiner Hand sein, und keiner kommt an ihm vorbei! Unsere große Chance aber ist, dass wir ihm schon heute nahe sein und mit ihm in Beziehung treten können. Denn wir stehen an seiner Krippe und stehen als Christen auch unter seiner Weisung. Wir stehen als Jünger Jesu in seiner

Nachfolge, stehen mitschuldig unter seinem Kreuz und stehen staunend am leeren Grab. Nehmen wir das aber alles zusammen, so wird die Begegnung mit unserem Richter beileibe keine Erstbegegnung sein, sondern ein **Wiedersehen,** kein Kennenlernen, sondern ein **Wiedererkennen,** keine Überraschung, sondern viel eher eine **Heimkehr**. Dass es sich aber lohnt, daran schon **heute** zu denken, das liegt auf der Hand. Denn es kann unsere Maßstäbe verändern und klären. Gewöhnlich sind wir im Alltag falsch gepolt – und geben viel zu viel auf die Meinung derer, deren Meinung letztendlich nicht zählt. Wir vergeuden viel Kraft, um Leute zu beeindrucken, deren Urteil wir fürchten und denken: Ach, was wird mein Chef dazu sagen? Wie findet das meine Frau? Werden meine Freunde darüber lachen? Unsere ganze Sorge scheint zu sein, wie wir dastehen in den Augen anderer Menschen. Doch in Wahrheit wird keiner von ihnen unser Richter sein. Sondern sie alle werden kleinlaut neben uns auf der Anklagebank sitzen, und es wird völlig egal sein, wie sie uns finden, weil **nur** Jesus Christus unser Richter ist. Keine Meinung wird zählen, als nur **seine** Meinung, und kein Urteil wird gelten außer **seinem** Urteil. Es wird keine Rolle spielen, wie wir uns selbst einschätzen, und erst recht nicht, wie die anderen uns fanden. Denn wenn's drauf ankommt, sind **sie** nicht **meine** Richter und **ich** bin nicht **ihr** Richter, sondern Christus allein wird unser Schicksal in Händen halten. Sollten wir da nicht auf das Gerede der Anderen pfeifen und lieber Christus näher kennenlernen, uns auf **ihn** einstellen und bei **ihm** Eindruck schinden, solange wir noch Zeit haben? Der Applaus, den wir **einander** spenden, wird schnell vergessen sein, und die Lobsprüche dieser Welt werden keinen interessieren. Christus aber wird immer derselbe sein, der er war, wird unbestechlich sein und wird sich an die erinnern, die nach ihm gefragt haben. Das Kind in der Krippe wird uns als Richter wieder begegnen. Darum sollten wir die Zeit nutzen und uns auf **den** einstellen, der nicht kam, um wieder zu verschwinden, sondern der **allezeit** kommt, um sein Evangelium auszusäen und zuletzt einmal wiederkommt, um zu ernten, was gewachsen ist. Gebe Gott, dass ihn **unser** Acker dann nicht enttäuscht…

# 146. Auferstehung der Toten

Das Neue Testament spricht meist eine friedfertige und versöhnliche Sprache. Aber gelegentlich hat die Apostel doch der Zorn gepackt. In der Gemeinde zu Korinth z.B. war es üblich geworden, mal so und mal so über die Auferstehung zu denken – sie nach Belieben zu debattieren, zu behaupten, zu bezweifeln oder offen zu leugnen. Paulus aber fährt mit einem Donnerwetter dazwischen und erinnert die Korinther daran, dass die Auferstehung nicht irgendeine, unter Christen diskutable Nebensache ist, sondern das Fundament, auf dem ihr ganzes Christsein ruht. Was redet ihr da – ruft Paulus:
***„Es gibt keine Auferstehung der Toten? Gibt es keine Auferstehung der Toten, so ist auch Christus nicht auferstanden. Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unsre Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich. Wir würden dann auch als falsche Zeugen Gottes befunden, weil wir gegen Gott bezeugt hätten, er habe Christus auferweckt, den er nicht auferweckt hätte, wenn doch die Toten nicht auferstehen. Denn wenn die Toten nicht auferstehen, so ist Christus auch nicht auferstanden. Ist Christus aber nicht auferstanden, so ist euer Glaube nichtig, so seid ihr noch in euren Sünden; so sind auch die, die in Christus entschlafen sind, verloren." (1.Kor 15,12-18)***

Heiliger Zorn spricht aus diesen Worten. Aber Paulus vergisst deswegen nicht zu argumentieren, sondern stößt die Korinther auf den Zusammenhang, den sie so sträflich vergessen hatten: Dass es nämlich bei der Auferstehung Jesu immer zugleich auch um **ihre eigene** Auferstehung geht. Nicht allein das Schicksal Christi steht da in Frage, dass man unbesorgt diskutieren könnte, sondern zugleich die Zukunft jedes einzelnen Christen. Denn wäre Jesu Grab ein ewiges Grab, so würden es unsere Gräber auch sein. Hat aber sein Grab sich aufgetan, so werden es unsere auch tun. Das eine lässt sich vom anderen nicht trennen. Und darum schärft Paulus uns ein, dass recht verstandener Osterglaube immer zugleich der Glaube an **unsere** eigene Auferstehung ist. Osterglaube lässt sich nicht beschränken auf die rückwärtsgewandte Frage, was denn am Ostermorgen vor zweitausend Jahren mit dem Leichnam Jesu geschah. Sondern er enthält immer zugleich die Erwartung, dass eines Tages auch mit meinem eigenen Leichnam etwas Besonderes geschehen wird. Es fragt sich nur: was?

Was wird, was kann noch mit uns geschehen, wenn unsere Leiber zu Staub zerfallen sind? Wird dann unser alter Leib wiederbelebt? Bekommen wir einen ganz neuen Leib? Oder brauchen wir vielleicht gar keine Leiber mehr in der himmlischen Welt? Wenn wir diese Fragen an Paulus zurückgeben, der sie provoziert hat, so antwortet er uns mit eindrücklichen Bildern. Schaut, sagt er: Das Weizenkorn, das wir in der Erde begraben, ist ganz anders als die Pflanze, die später daraus hervorgeht. Vögel sind anders als Fische. Und Fische sind anders als das Vieh. Die Sonne glänzt anders als der Mond. Und der Mond anders als die Sterne. Denn es gibt nun einmal himmlische Körper und irdische Körper, die sich nicht einfach miteinander vergleichen lassen. So andersartig, so unvergleichlich, sagt nun Paulus, wird es auch sein mit der Auferstehung der Toten. Denn es wird gesät verweslich und wird auferstehen unverweslich. Es wird gesät in Niedrigkeit und wird auferstehen in Herrlichkeit. Es wird gesät ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib. Nun: Diese Auskunft ist vielleicht nicht so konkret, wie unsere Neugier sich das wünschen würde. Aber wenn wir genau hinhören, können wir den Ausführungen des Apostels doch vier wichtige Dinge entnehmen:

(1.) Paulus spricht ausdrücklich von einer **leiblichen** Auferstehung und macht damit deutlich, dass die Auferstehung eine handfeste und materielle Seite hat. Natürlich wird der himmlische Körper anders sein als der irdische Körper. Aber jedenfalls ist es ein Körper. Und wir können daraus schließen, dass die Auferstehung keine bloß seelische Angelegenheit sein wird, bei der wir blass und geisterhaft umeinanderschweben. Nein! Nicht als flüchtige Schatten, Nebel oder Gespenster werden wir aus den Gräbern hervorgehen, sondern in einer neuen, für den Himmel tauglichen Leiblichkeit. Ob Gott für diese neuen Körper nur die Stoffe verwenden wird, die einmal unseren irdischen Leib gebildet haben, ob er sie ersetzt, verwandelt oder ergänzt, wissen wir nicht – und müssen es auch nicht wissen. Soviel aber ist klar, dass Gott an die Substanz unserer alten Leiber anknüpft und damit der materiellen Seite seiner Schöpfung treu bleibt. Denn als eine Einheit aus Geist und Leib hat er den Menschen geschaffen – und solch eine Einheit aus Geist und Leib werden wir auch in der Auferstehung wieder sein.

(2.) Trotz der genannten Übereinstimmung zwischen „Alt" und „Neu" betont Paulus ausdrücklich den **Unterschied** zwischen unserem alten, irdischen und dem neuen, ewigen Leben. Denn wir dürfen die Auferstehung nicht als bloße „Wiederbelebung" missverstehen. Wenn Gott uns aus den Gräbern holt, dann tut er das nicht, um uns wieder in unser altes Erdendasein zurückzuführen. Er tut es nicht, um uns wieder den alten physikalischen und biologischen Gesetzen zu unterwerfen und uns damit wieder in ein vergängli-

ches Dasein einzugliedern. Nein! Mit einer bloßen Neuauflage **dieses** irdisch-begrenzten Lebens, mit einem zweiten Aufguss des alten Daseins, das wir gerade erst recht und schlecht hinter uns gebracht haben, wäre niemandem geholfen. Und darum ist die Auferstehung, von der Paulus redet, auch nicht einfach die Wiederbelebung eines Leichnams, sondern ein qualitativer Sprung und eine Neuschöpfung, weil sie die Auferstehung unserer Fehler, unserer Schwächen und Krankheiten ausdrücklich **nicht** einschließt. Was an uns Sünde ist, darf getrost begraben bleiben – und **muss** sogar begraben bleiben, weil es sonst unser neues Leben vergiften und belasten würde. Eine radikale Erneuerung ist nötig, um uns tauglich zu machen für Gottes Reich.

(3.) Und doch, trotz aller Erneuerung, wird der auferstandene Mensch mit dem gestorbenen **identisch** bleiben. Denn Auferstehung als „Neuschöpfung" verlöre ihren Sinn, wenn der „neue" Mensch in keiner Hinsicht mehr der Alte wäre. Es ginge sonst wie bei einem alten Fahrrad, bei dem man erst die Räder durch neue Räder ersetzte, dann den Rahmen durch einen neuen Rahmen, und schließlich den Lenker, den Sattel und die Pedale. Am Ende bliebe von dem alten Fahrrad gar kein Teil mehr übrig – und man hätte es damit nicht etwa erneuert, sondern hätte es in Wirklichkeit durch ein neues, ganz anderes Fahrrad ersetzt. So jedenfalls wird Gott **nicht** mit uns verfahren, wenn er uns auferweckt. Denn er ist seinen Geschöpfen treu, die er nicht gegen andere austauschen will, sondern die er auferweckt, um sie zu vollenden. **Uns** gilt seine Liebe. Darum wird Gott uns in der Auferstehung zwar radikal umgestalten, wird aber unsere Identität dabei nicht aufheben. Vielmehr wird der, der aus dem Grab hervorgeht, durchaus noch derselbe sein, den man hineingelegt hat – nur eben befreit von allen Altlasten seiner Vergangenheit und gereinigt vom Schmutz seiner Schuld.

(4.) Sollten sie nun Schwierigkeiten haben, sich Auferstehung vorzustellen, so ist das verständlich – und ist kein Grund zur Sorge. Denn natürlich fällt es schwer, sich all das Negative wegzudenken, das uns heute noch bedrückt und prägt. Ein Spötter könnte fragen, was denn überhaupt noch von uns übrig bleibt, wenn uns Eigensinn und Selbstliebe verlassen haben. Doch auch in dieser Schwierigkeit kann Paulus noch einmal Mal weiterhelfen. Denn er sagt, dass wir im Leben der Auferstehung ganz **nach dem Bilde Christi** gestaltet sein werden. So wie alle in Adam sterben, sagt er, ***„...so werden sie in Christus alle lebendig gemacht werden."*** Und das heißt: So wie wir jetzt dem Adam gleichen, und in dieser Gleichheit das Unglück unseres Todes begründet liegt, so werden wir nach der Auferstehung Jesus gleichen, und in dieser Ähnlichkeit wird sich unser neues Leben dokumentieren. Denn Jesus Christus ist das wahre Bild des Gott entsprechenden Menschen. Christus ist genau **so** Mensch, wie wir schon immer Mensch hätten sein sollen. Und darum werden wir als Auferstandene, als von Gott Vollendete, Christus ähnlich werden: Eins werden wir sein mit Gottes Willen und durchdrungen von seiner Liebe, teilhabend an der Fülle seines Lebens und ganz ungezwungen Gott gehorsam. Versöhnt werden wir sein mit uns selbst und mit Gott. Fröhlich wie die Engel werden wir sein, heilig wie der Herr, aus aller Not geborgen, von allem Schmutz gereinigt, getröstet und befreit, überwältigt und beschämt – und bei alledem voller Dankbarkeit. Wer sich aber **darauf** nicht freut – ich fürchte, dem ist nicht zu helfen. Denn schönere Aussichten kann man sich kaum denken. Es ist unglaublich, dass unseren morschen Knochen einmal so Großes widerfahren soll. Es ist erstaunlich, dass Gott sich solche Mühe mit uns macht. Und es erklärt sich nur daraus, dass wir durch unsere Taufe Glieder des Leibes Christi geworden sind. Durch die Taufe hat sich Christus so unlöslich mit uns verbunden, wie der Kopf mit dem Körper verbunden ist. Und daraus folgt unsere Auferstehung ganz von

selbst. Denn wo der Kopf hingeht – sollten da nicht die Glieder ganz sicher folgen? Ist Christus durch die Nacht des Todes hindurch – wird er uns dann nicht automatisch nach sich ziehen? Es ist unvermeidlich, dass die Glieder dem Kopf folgen. Und darum hat Luther die Auferstehung einmal mit einer Geburt verglichen: Auch da, sagt er, wird zuerst der Kopf geboren. Und ist der Kopf erst mal draußen aus dem Mutterleib, sagen die Hebammen, dass es keine Not mehr hat. Denn der Kopf hängt schließlich am Leib, und wird gewiss nicht alleine bleiben, sondern wird die Schultern, den Rücken und alles andere nach sich ziehen. Genau so, sagt Luther, ist's mit der Auferstehung. Christus, der aller Christen Haupt ist, der ist schon hindurch durch den Tod. Und wenn auch Teile seines Leibes noch in den Gräbern liegen, so hat's doch keine Not mehr. Denn Christus wird uns alle nach sich ziehen.

# 147. Neuschöpfung von Himmel und Erde

***„Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, und das Meer ist nicht mehr. Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabkommen, bereitet wie eine geschmückte Braut für ihren Mann. Und ich hörte eine große Stimme von dem Thron her, die sprach: Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein; und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen. Und der auf dem Thron saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu! Und er spricht: Schreibe, denn diese Worte sind wahrhaftig und gewiss! Und er sprach zu mir: Es ist geschehen. Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende. Ich will dem Durstigen geben von der Quelle des lebendigen Wassers umsonst. Wer überwindet, der wird es alles ererben, und ich werde sein Gott sein, und er wird mein Sohn sein." (Offb 21,1–7)***

Dieses Stück aus der Johannesoffenbarung gehört zu den mächtigsten und eindrücklichsten Texten der Bibel. Es ist eine atemberaubende Vision – eine grandiose Verheißung der Vollendung auf die diese Welt zusteuert. Und wer das Bild vom himmlischen Jerusalem in sich aufnimmt, wer sich von ferne vorstellen kann, wie Gott alle Tränen abwischen wird, der muss zwangsläufig Sehnsucht verspüren nach dem Tag, da Gottes Schöpfung ihr Ziel erreicht, da alles Krumme gerade und alles Halbe ganz wird. Allerdings fürchte ich, dass viele Menschen mit dieser Vision wenig anfangen können. Denn die prophetisch-visionäre Seite des Glaubens wird in unserer Zeit sehr vernachlässigt. Die biblischen Vorstellungen vom Reich Gottes, vom Ewigen Leben und vom Paradies gelten als diffus und unzeitgemäß. Und nur, wenn Kinder fragen, wohin die Verstorbenen gegangen sind, sagt man aus Verlegenheit noch: „Sie kommen in den Himmel". Was die Menschen sich darunter vorstellen, ist aber sehr verschieden. Und es hat oft nur noch wenig mit den biblischen Verheißungen zu tun. Für den einen ist der Himmel eine Art Schlaraffenland. Und für den anderen ist es ein Ort, wo man unablässig Harfe spielen muss. Einer beschreibt den Himmel als den Ort, wo wir mit allen unseren Verstorbenen ein großes Wiedersehen feiern. Ein anderer erwartet, dass dort die Zukurzgekommenen für irdische Entbehrungen entschädigt werden. Und der Dritte träumt von einer Art himmlischem Balkon, von dem aus man verfolgen kann, wie es auf Erden weitergeht. So sind die Vorstellungen vom Ewigen Leben sehr vielfältig. Mal mit biblischem Hintergrund,

mal phantasievoll und mal klischeehaft. Aber dass diese Vielfalt ein Ausdruck starken religiösen Interesses sei, wird man nicht behaupten können. Eher gilt das Gegenteil. Frühere Generationen, die die Welt oft als Jammertal voller Blut, Schweiß und Tränen erlebten, konnten es noch aus vollem Herzen singen: ***„Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt Gott, ich wär in dir. Mein sehnend Herz so groß Verlangen hat und ist nicht mehr bei mir."*** So freuten sich unsere Väter und Mütter im Glauben ihres Heimatrechts im Himmel. Was aber ist mit uns los? Früher hatten die Menschen keine größere Sorge, als in den Himmel zu kommen. Heute aber bemüht man sich nach Kräften, möglichst lange das Diesseits auszukosten. Wir wissen wohl noch, dass wir als Christen Kandidaten des Himmels sind – und im Blick auf den Tod empfinden wir das als tröstlich. Aber dass uns diese Himmelshoffnung beflügelte, dass man uns die Vorfreude anmerkte, wird man von den Wenigsten sagen können. Woran aber liegt's?

Wenn Christus seinen Jüngern großen Lohn im Himmel verheißt, warum ziehen wir dann Gesichter, als wären wir auf ewig Gefangene dieser trüben Welt? Sind wir einfach zu satt, geht es uns einfach zu gut in unserem irdischen Wohlstand, so dass wir an den irdischen Gütern kleben, statt nach himmlischen zu streben? Vermeiden wir es, über den Himmel nachzudenken, weil uns das an unseren kommenden Tod erinnern würde? Ist uns der Himmel zu selbstverständlich geworden? Oder ist er im Gegenteil zu fern und zu unwahrscheinlich? Viele Gründe mag es geben, weshalb unser Verhältnis zu diesem Glaubensgegenstand gestört ist. Besonders schwer wiegt meines Erachtens aber der immer wieder geschürte Verdacht, christliche Himmelshoffnung sei eine Flucht vor den Problemen dieser Erde – ja man wende sich dabei von der Erde ab, weil man mit ihr nicht klarkommt und flüchte in den Wunschtraum vom Himmel. Ist's nicht so? – sagen die Kritiker: Man redet vom Himmel, um die Kinder zu beruhigen, um den Sterbenden eine Perspektive zu geben und um die Leidenden auf später zu vertrösten. Man redet vom Himmel, um nicht verlegen schweigen zu müssen. Im Grunde aber baut man bloß fromme Luftschlösser, weil man die Ausweglosigkeit des irdischen Elends sonst nicht ertragen würde. Man gaukelt sich und anderen den Himmel als tröstliches „Happy-End" der Weltgeschichte vor. Wem aber ist damit geholfen? Statt sich der harten Realität zu stellen, heißt es, weicht man ihr aus – und man verändert diese Realität auch nicht. Vielmehr beruhigt man sich dabei, dass der Himmel den gerechten Ausgleich für alle irdische Ungerechtigkeit bringen wird, und legt die Hände in den Schoß. So eine Jenseitshoffnung, sagen die Kritiker, habe zwar den Schein des Frommen für sich, komme aber einem Verrat an der Erde gleich. Denn wer auf den Himmel wartet, kämpft nicht mehr für diese Erde. Das irdische Leben wird durch die Erwartung des Himmels entwertet und erscheint bedeutungslos, weil es doch nur ein Vorspiel des Eigentlichen sein soll. Diese Entwertung des Diesseits zugunsten eines himmlischen Jenseits wollen die Kritiker nicht mitmachen, sondern sie wollen dieser Erde treu bleiben. Sie wollen die Leidenden nicht auf später vertrösten und wollen ihren Schmerz nicht mit Versprechungen betäuben, sondern den Armen schon hier und heute Gerechtigkeit verschaffen. Darum verkündete z.B. Heinrich Heine: **„Den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spatzen"**. Er spottete über das **„alte Entsagungslied, das Eiapopeia vom Himmel"**. Und er versprach Besseres: **„Ein neues Lied, ein besseres Lied, Ihr Freunde will ich euch dichten. Wir wollen hier auf Erden schon das Himmelreich errichten."**

Es wäre leicht zu zeigen, dass dieses Programm entschiedener Diesseitigkeit erhebliche Schwächen hat – und dass die daraus erwachsenen politischen Versuche der Menschheitsbeglückung allesamt gescheitert sind. Aber der darin enthaltenen Anfrage an den

Glauben muss man sich dennoch stellen. Denn wenn jene Kritiker des Himmels Recht hätten, wenn man sich zwischen der Liebe zum Diesseits und der Hoffnung auf das Jenseits entscheiden müsste – dann hätten wir wirklich ein Problem. Wir müssten dann entscheiden, ob wir loyale Bürger der Schöpfung oder lieber Kandidaten des Himmels sein wollten. Und wenn wir uns dann für den schönen, verheißenen Himmel entschieden, so hätten wir damit unserer von viel Elend gezeichneten Erde die Treue aufgekündigt. Wir handelten dann wie ein Mann, dem seine Ehefrau nicht mehr gefällt, weil sie durch Krankheiten, Ausschläge und Falten entstellt ist, und der – statt sich um die Gesundung seiner Frau zu bemühen – von der schönen Nachbarin träumt. Wir würden uns dann von unserer arg geschundenen Welt innerlich verabschieden, um sie gegen eine bessere, himmlische Welt einzutauschen. Und eine Himmelshoffnung **dieser** Art wäre in der Tat eine zweifelhafte, eine gegen Gottes Schöpfung gerichtete, die Zukunft dieser Schöpfung verneinende Hoffnung. Doch liegt hier ein Missverständnis vor, dem Heinrich Heine und seine Gesinnungsgenossen aufgesessen sind. Denn eine Alternative zwischen dieser Welt, der Schöpfung, und jener kommenden Welt, dem Himmel, gibt es im christlichen Glauben gerade **nicht**. Diese Erde ist **nicht** die von Krankheit entstellte Frau, und der Himmel ist **nicht** die schöne Nachbarin. Sondern beide sind dieselbe Person. Der Himmel ist nichts anderes als die durch Gottes mächtigen Zugriff gesundete Erde. Und darum ist auch der Himmel keine Alternative zur Schöpfung, sondern er ist die Zukunft der Schöpfung, an der unsere Toten schon heute teilhaben, an der aber einst auch alle übrige Kreatur teilhaben wird. Christen, das ist der entscheidende Punkt, erwarten keine andere Welt, sondern sie erwarten die Vollendung **dieser** Welt. Und wenn wir uns auf den Himmel freuen, heißt das nichts anderes, als dass wir an die Gesundung dieser Welt glauben, weil Christus ihr Arzt ist. Den Himmel lieben heißt, die Vollendung dieser Erde ersehnen. Denn wer seine von Krankheit entstellte Frau liebt, der liebt ja auch nicht ihre Entstellung, sondern liebt gerade das, was der hässliche Augenschein verbirgt. Die Treue zu seiner Frau besteht darin, dass er sich nicht mit der Krankheit abfindet, sondern gegen den Augenschein fest an ihre Gesundung glaubt. Eben so aber besteht die christliche Treue zur Schöpfung darin, dass wir nicht etwa nach einer anderen, attraktiveren Welt schielen wie nach einer schönen Nachbarin, sondern fest an die Gesundung und Vollendung dieser Schöpfung glauben, die mit Gottes Reich anbrechen wird – mit jenem himmlischen Jerusalem, von dem Johannes spricht, in dem Gott die Tränen trocknet und das Krumme gerade macht. Es verhält sich also umgekehrt als die Kritiker meinen: Je treuer wir der Erde sind, umso ungeduldiger werden wir den Himmel ersehnen. Und wer das begreift, wird darin keine Verlegenheitsauskunft für Kinder und alte Leute finden, sondern ein ebenso erfreuliches wie zentrales Motiv des Glaubens. Denn mögen auch unsere Vorstellungen vom Himmel mangelhaft sein, so stehen doch fünf Dinge fest:

Wir werden im Himmel ganz bei Gott sein, ohne alle Furcht und Scham, beglückend nah an ihm, der Quelle des Lebens (1). Wir werden ganz bei denen sein, die wir lieben, und kein Missverstehen wird uns mehr trennen (2). Wir werden ganz bei uns selbst sein – werden nämlich die guten Menschen sein, die wir von Anbeginn sein sollten und auf Erden nicht sein konnten (3). Was verkehrt war an dieser Welt (Blut, Schweiß und Tränen, Schuld, Schmerz und Tod) wird vergangen sein (4). Was aber gut war an dieser Welt, werden wir nicht vermissen, sondern die Essenz alles Guten, das wir auf Erden zu lieben lernten, wird sich im Himmel wiederfinden (5).

# 148. Ewiges Leben und Reich Gottes

Zu Ostern erinnern wir uns an die Auferstehung Jesu Christi, die zeitlich hinter uns liegt. Aber damit unlöslich verbunden ist die Erwartung unserer **eigenen** Auferstehung, die zeitlich noch **vor uns** liegt. Denn Christus ist damals nicht bloß auferstanden, um **seinen** Tod zu überwinden, sondern um dabei zugleich **unseren** Tod zu überwinden. Auferstehend hat er den Weg gebahnt, den **auch wir** gehen werden. Was läge also näher, als einen Blick zu riskieren auf diesen Weg, und auf die Zukunft, die uns erwartet? Jesus sagt, er sei uns vorausgegangen, um uns die Stätte zu bereiten, wo wir Anteil haben werden an seiner und des Vaters Herrlichkeit. Wie aber sollen wir uns das vorstellen? Darf ich mal eine Vorschau geben?

Der erste Schritt ist selbstverständlich, dass wir **sterben** und den Weg in die Erde finden. Dass uns davor bange ist, weil das Sterben mit Schmerzen und mit Ängsten verbunden sein kann, ist nur natürlich. Es hat ja auch keiner Gelegenheit, das Sterben zu üben. Aber gelungen ist es noch jedem. Und leichter darf es uns werden durch die Zusage, die wir haben, dass wir nicht in der Erde landen wie nutzlos Verlorenes und Vergessenes, sondern dass wir auf Gottes Acker ausgesät werden wie Samenkörner, die dort keineswegs bloß verrotten, sondern **keimen** auf eine wunderbare Ernte hin. Der alte Mensch an uns soll untergehen, um dem neuen Menschen Platz zu machen! Das Unvollkommene vergeht, damit Vollkommenes auferstehen kann! Und in der Zeit bis zur Auferstehung werden wir uns auch nicht langweilen, denn ganz gleich, wieviel Zeit bis zum Jüngsten Tag vergeht, wird es uns doch vorkommen, als hätten wir gerade eine Viertelstündchen geschlafen. Wenn dann die Posaunen zur Auferstehung rufen, werden sich unsere Gräber auftun und auf unvorstellbare Weise wird Gott unseren Leibern ein neues Leben verleihen, wie er es auch Christus verlieh am Ostermorgen.

Inwieweit dabei auf die Stoffe zurückgegriffen wird, die heute unseren Körper bilden, kann niemand genau sagen. Aber wenn der Allmächtige diese Materie gebrauchen **will,** wird er gewiss keine Probleme haben, sie zu finden. Entscheidend ist nur, dass kein **anderer** Leib aufersteht als eben dieser, der des Recyclings gewürdigt wird. Bei allen Wandlungen, die vorgehen, werden wir dennoch **mit uns identisch** bleiben. Und auch das ist wichtig: Was aufersteht wird **leiblich** sein und nicht bloß geistig oder seelisch. Paulus sagt: ***„Es wird gesät ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib."*** Wenn wir uns aber unter diesem **geistlichen Leib** wenig vorstellen können, so ist doch klar, **dass** er irgendwie stofflich sein wird, **dass** er anknüpft an unseren alten Leib, und **dass** er weit vollkommener sein wird als der alte, weil der Leib der Auferstehung keine Gebrechen oder Krankheiten kennt. Als neue Menschen sind wir schließlich für die Ewigkeit gemacht! Ob wir aber viel Zeit haben, über die verbesserte Neuauflage unserer Person zu staunen, weiß ich nicht. Denn es wird wohl unmittelbar das Jüngste Gericht folgen. An dem kommt keiner vorbei – und keiner kann sich entziehen. Doch als Christen werden wir dort eigentlich nur bestätigt finden, was uns schon auf Erden klar war: Wir **alle** werden mit unseren Taten konfrontiert – und bei **keinem** ergibt sich eine befriedigende Bilanz. **Diejenigen** aber, die sich hinter Christus in Deckung bringen und sich auf sein stellvertretendes Tun berufen, werden um seinetwillen freigesprochen. Wer seine Sündenlast **anerkennt,** sie schleunigst an Christus **abgibt,** und sich im Austausch dafür Christi Gerechtigkeit **schenken lässt,** der erlebt im Jüngsten Gericht eigentlich nur, dass sich im Himmel verewigt, was ihm schon zeitlich geschenkt war. Die Barmherzigkeit

Gottes, die wir hier schon glauben, werden wir dort schauen. Und dann? Wenn wir einigermaßen **beschämt** und doch maßlos **erleichtert** aus dem Gericht hervorgehen – was kommt dann?
Die Bibel scheut sich nicht, von der Ewigkeit **anschauliche** Bilder zu zeichnen. Und das ist auch konsequent. Denn wenn der auferstandene Jesus **kein** immaterielles Gespenst war, sondern durchaus angefasst werden konnte, und wenn auch unsere neuen Leiber gleich **seinem** auf irgendeine Weise stofflich sein werden, dann gehört dazu auch ein Himmel mit **Substanz**. Die Bibel spricht ausdrücklich von einem **neuen** Himmel und einer **neuen** Erde. Sie meint damit aber keineswegs eine **andere** Schöpfung als diese, sondern meint die vollendete Form **dieser** Schöpfung, die sich zur alten Erde wohl etwa so verhalten wird, wie unser Auferstehungsleib zum irdischen Leib. Gott hält seiner Schöpfung die Treue, indem er sie reinigt, runderneuert und vollendet. Und genau wie er **uns** nach Geist und Leib die Treue hält, so gönnt er auch **der alten Erde** ein großes Comeback. Weil dabei aber alles bewahrt bleibt, was an dieser Welt gut war, und nur das Schlechte fehlt, bin ich ziemlich sicher, dass die Ewigkeit nicht bloß nach Weihrauch duftet, sondern auch nach frischer Erde, nach Frühlingsregen und Meeresbrise. „Herrlichkeit" wird ein viel zu kleines Wort sein für das, was es dort zu sehen gibt! Bunt und lebendig wird es zugehen! Wahrheit und Klarheit werden herrschen! Wenn Jesus aber von himmlischen Wohnungen redet, die er im Hause des Vaters für seine Jünger vorbereitet, dann werden diese Wohnungen sicher ein Teil des himmlischen Jerusalems sein. Denn dass Gott bei den Seinen ist, und die Seinen bei Gott, dass bringt die Bibel in das Bild einer von Licht durchfluteten himmlischen Stadt, die aus Gold, Edelsteinen und Perlen erbaut ist und zwölf Tore hat, bewacht von zwölf Engeln, die aber keinen Tempel braucht, weil Gott selbst ihr Tempel ist, und die auch keine Sonne kennt, weil Gott selbst ihre Sonne ist, die aber durchflossen wird von Strömen lebendigen Wassers und voller Bäume ist, die herrliche Früchte tragen, in der jedoch weit und breit nichts Verfluchtes zu finden ist, nichts Unreines, kein Gräuel und keine Lüge. Denn von alledem, was uns **hier** das Leben verbittert und verleidet, wird die himmlische Stadt gereinigt sein: ***„Gott wird abwischen alle Tränen von unseren Augen und der Tod wird nicht mehr sein noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein denn das Erste ist vergangen."*** Als Bewohner des himmlischen Jerusalems sind wir angetan mit weißen Gewändern, denn wir haben unsere Kleider hell gewaschen im Blut des Lammes. Und keiner ist dort, der nicht geheiligt, entsühnt und befreit wäre durch das stellvertretende Leiden Christi. Wenn's dort aber auch Tiere gibt, woran ich gar nicht zweifle, dann wird der himmlische Friede an ihrem Miteinander abzulesen sein, weil Wolf und Schaf beieinander wohnen, weil der Löwe Stroh frisst wie das Rind, und kleine Kinder mit Schlangen spielen, ohne dass irgendwer zu Schaden käme. Wir dürfen uns das ruhig paradiesisch vorstellen und handfest!
Wendet aber jemand ein, dass wir dabei allzu irdische Vorstellungsmuster auf den Himmel übertragen, so können wir das ganz gelassen zugeben, **weil's** die Bibel nicht anders macht, **weil** wir um das Ungenügen unserer Vorstellungen durchaus wissen und selbst damit rechnen, dass der Himmel diese Vorstellungen bei Weitem überbieten und übertreffen wird: ***„Wir sehen jetzt durch einen Spiegel ein dunkles Bild"*** sagt das Neue Testament ja selbst, ***„dann aber von Angesicht zu Angesicht."*** Jetzt erkennen wir stückweise, dann aber werden wir erkennen wie wir erkannt sind. Richtig bleibt an dem Einwand allerdings, dass wir uns das Leben nach der Auferstehung nicht all zu sehr in Kategorien des Konsums und der Zerstreuung vorstellen sollten. Denn das Herrliche am Himmel wird nicht sein, dass **alle erdenklichen** Bedürfnisse gestillt werden, sondern dass **das**

**eine**, zentrale Bedürfnis nach ungestörter **Gemeinschaft mit Gott** gestillt wird. Wir werden uns im Himmel nicht vorwiegend miteinander beschäftigen, und auch nicht mit den läppischen Vergnügungen, mit denen wir uns hier auf Erden trösten, sondern wir werden **auf Gott** konzentriert sein. Nicht **irgendwas** wird uns beglücken, sondern **seine Nähe** wird uns beglücken. Und an einen anderen Genuss als diesen werden wir wohl nicht einmal denken. Denn in der Gemeinschaft mit Gott werden unsere Gedanken nicht unruhig umherschweifen zu diesem oder jenem Vergangenen, sondern die Erkenntnis Gottes wird uns innerlich füllen und beseligen. Wir werden Gott verstehen, den wir in diesem Leben so oft nicht verstanden. Wir werden sein Angesicht sehen, das uns jetzt noch verborgen ist. Und wir werden ohne jeden inneren Widerstand dasselbe wollen, was Gott will. Ja, Augustin sagt, wenn Gott alles in allen sein wird, dann werden wir Gottes **voll** sein. Und das Unglück unseres jetzigen Lebens, das hauptsächlich darin besteht, in schuldhafter und törichter Weise von Gott getrennt zu sein, ist dann überwunden und vergessen. Wir sind dann ganz in Gott und ganz von ihm umfangen, nichts steht mehr zwischen ihm und uns, keine Scham, keine Schuld, kein Misstrauen. Und wenn wir als Geschöpf auch vom Schöpfer unterschieden bleiben und nie mit ihm identisch werden, so werden wir doch in keiner Weise mehr von ihm getrennt sein.

Der Himmel besteht also **nicht** darin dass wir dies und jenes schauen und genießen im Sinne eines Schlaraffenlandes, **sondern** dass wir Gott schauen und Gott genießen. Die Seligkeit der Seligen besteht darin, mit Gott innig verbunden zu sein. Und diese Verbundenheit wird nicht gestört durch Zurückliegendes. Denn wer auf Erden etwas verloren hat um Christi willen, der findet sich durch die Gemeinschaft Gottes hundertfach entschädigt. Und wer in der Zeit gelitten hat, wird feststellen, dass diese Leiden nicht mehr ins Gewicht fallen gegenüber der Herrlichkeit, die an uns offenbart wird. Die da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, die sind dann satt. Und die Barmherzigen haben Barmherzigkeit erlangt. Die Sanftmütigen besitzen das neue Erdreich. Die Verfolgten haben in Gott Ruhe gefunden. Und die Friedfertigen freuen sich ohne Ende, weil sich im Himmel der Streit erübrigt, der manchmal auf Erden nötig war. Denn dann haben sich gebeugt aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen, dass Jesus Christus der Herr ist.

Die **Hoffnung** hat dann aufgehört, weil sich längst alles erfüllte, was Gott versprochen hat. Und das **Predigen** hat aufgehört, weil die Erkenntnis Gottes ohnehin alles überflutet. **Fragen und Zweifel** haben aufgehört, weil alle Bescheid wissen. Und nur die **Liebe** hört niemals auf, weil sie bleibt in Ewigkeit. Während wir aber lieben und loben, schauen und staunen, werden wir auch **essen und trinken**. Denn das ist das Bild, das uns Jesus am häufigsten vor Augen stellt. Wenn er mit seinen Jüngern über das Reich Gottes redet, schildert er es bevorzugt als ein Freudenmahl, als großes Fest oder Hochzeitsfeier. Und Jesus redet dabei ganz unbefangen vom **Wein**, der getrunken wird, und von festlichen **Gewändern,** redet auch vom **Essen** an Gottes Tisch und von fröhlicher **Gemeinschaft**. Da werden Angehörige **aller** Völker versammelt sein, die zusammengeströmt sind aus aller Herren Länder, und werden zusammen das auserwählte Geschlecht sein und die königliche Priesterschaft, und die Gerechten werden leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reich...

Man könnte noch Vieles aus der Schrift zusammentragen. Entscheidend ist aber nicht die Vollständigkeit der Beschreibung. Sondern entscheidend ist, dass wir das Gesagte **ganz ernst** und **persönlich** nehmen und es keinesfalls unter die schönen Träume rechnen. Denn was ich geschildert habe, ist nichts anderes als unsere Zukunft, die genau so sicher

kommt, wie unser Tod, und die genauso ernst genommen werden will. Denn Gott hat es sich viel kosten lassen, uns diese Perspektive zu eröffnen. Und er wusste, dass wir der Bedrängnis eines Christenlebens ohne diese Perspektive nicht standhalten könnten. Darum sagt er's uns so deutlich und will, dass wir's hören. Denn er hat wahrlich Besseres mit uns vor, als uns bloß ein Grab zu bereiten. Er wird uns aus unseren Gräbern wieder auferwecken, so wie er es mit seinem Sohn getan hat. Und auf den fulminanten Abschluss, den Gott damit unserer kläglichen Lebensgeschichte geben wird, dürfen wir uns von Herzen freuen. Denn wenn wir durch die Taufe und den Glauben eins geworden sind mit Christus und ihm gleich geworden sind in seinem Tod, werden wir ihm auch gleich sein in der Auferstehung. Und für dieses schöne Ziel lohnt es sich, ein lumpiges Erdenleben zu investieren! Denn hier sind wir nur kurz und dort ganz lang. Ja: Wenn die Ärzte abwinken, und die Welt uns am Ende glaubt, dann werden **wir** erst am Anfang stehen und dürfen in der Überzeugung Abschied nehmen, dass das Beste noch kommt!

## 149. Ein zusammenfassendes Bekenntnis

Für eilige Leser der Online-Dogmatik

Ich erkenne und bekenne, dass ich in Gottes Gegenwart, unter seinen Augen und von seiner Gnade lebe. Er ist die alles bestimmende Wirklichkeit. Er übersteigt bei weitem, was ein Mensch zu denken vermag. Und obwohl er immer ein und derselbe ist, begegnet er seinen Geschöpfen doch dreifach, als Vater, als Sohn und als Heiliger Geist.
Gemessen an seiner Lebendigkeit sind alle tot. Gemessen an seiner Weisheit ist jeder töricht. Gemessen an seiner Unendlichkeit ist es überall eng. Gott war immer und wird immer sein. Für ihn gibt es kein zu früh und kein zu spät. Denn in seiner Ewigkeit ist er aller Zeit enthoben. Das Vergangene ist ihm genauso gegenwärtig wie das Zukünftige. Und ohne ihn geschieht nichts, was geschieht. Denn niemand widersteht seiner Vorsehung oder bringt seine Pläne zu Fall.
Gott ist in allem, alles ist in ihm und nichts ist außerhalb von ihm, denn er ist nirgends nicht. Was Gott will, das kann er auch. Und zu allem hat er das Recht. Denn sein Wille allein ist Maßstab und Norm des Guten. Gott unterliegt keinem Urteil und schuldet niemandem Rechenschaft. Er schaut aber in jedes Herz und nichts ist vor ihm verborgen.
Gott liebt seine Geschöpfe. Er hasst aber das Böse, durch das sie sich selbst ins Verderben stürzen. Für alle, die zu ihm flüchten, ist er ein Fels und eine feste Burg. Für seine Feinde aber ein Abgrund und ein verzehrendes Feuer. Gott bleibt stets frei, zu erwählen und zu verwerfen, denn er ist an nichts gebunden als nur an sein eigenes Wort. Alles aber, was nicht Gott ist, ist zu seinem Dienst bestimmt.

Ich erkenne und bekenne, dass der Mensch nichts von Gott weiß, als nur, was Gott ihn wissen lässt. Er ist nur dort zu greifen, wo er begriffen werden will, und kann nur auf dem Weg gefunden werden, den er selbst in Christus gewiesen hat. Er, der Himmel und Erde erfüllt, ist ein verborgener Gott. Doch hat er sich seinen Geschöpfen offenbart und davon Zeugnis gegeben in der Heiligen Schrift, die durch Gottes Geist eingegeben von Menschen niedergeschrieben wurde.
So begegnet Gott dem Menschen zwar nicht nur in Jesus Christus. Aber er begegnet ihm nur in Christus so, dass er seinen Schöpfer begreifen und mit ihm versöhnt werden kann. Die Heilige Schrift ist das einzige Medium, das uns mit Gottes geschichtlicher Of-

fenbarung in Christus verbindet. Sie ist darum der Maßstab, an dem sich christliches Leben und kirchliche Lehre messen lassen müssen. Die Heilige Schrift ist klar, zuverlässig und verbindlich in allen Fragen des Glaubens und des Lebens. Zur Auslegung taugt aber nur, wer sich ihrer Autorität unterordnet. Denn nicht der Mensch richtet über Gottes Wort, sondern Gottes Wort richtet über ihn.

Ich erkenne und bekenne, dass kein Ding dieser Welt sich selbst hervorbringt. Auch ich selbst habe es nicht getan, sondern habe (wie die Welt insgesamt) den Grund meines Daseins in Gott. Denn die in Natur und Geschichte wirkenden Kräfte sind Gottes Kräfte, sind seine Werkzeuge, Mittel und Masken. Gott selbst ist kein Seiendes, sondern der Grund allen Seins. Alle Geschöpfe aber sind nur in dem Maße wirklich, wie er ihnen aus seiner eigenen Kraft und Fülle Wirklichkeit verleiht.
Niemandem widerfährt etwas anderes, als nur, was Gott ihm zumutet oder gönnt. Darum hat es der Mensch immer und überall mit ihm zu tun. Weil aber er, der uns nichts schuldet, doch einen jeden beschenkt und begnadet mit Lebenszeit, Gesundheit, Kraft und Vernunft, ihn auch täglich erhält, ernährt und führt, wäre es recht und billig, dass der Mensch ihm fröhlich folgte und gehorsam wäre, seine Weisungen und Ordnungen respektierte und die ihm von Gott anvertrauten Gaben nie anders als im Sinne des Gebers nutzte.

Ich erkenne und bekenne, dass ich – gleich allen Menschen – meine gottgewollte Bestimmung ganz und gar verfehle. Gott hat den Menschen freundlich dazu berufen, sein geliebtes Kind und Ebenbild zu sein. Der Mensch sollte ihm ganz entsprechen, wie der Siegelabdruck dem Siegelring. Er sollte empfangen, wo Gott schenkt, sollte hören, wo Gott redet, und folgen, wo Gott ruft. Doch hat der Mensch seinem Schöpfer den Rücken zugekehrt, um sich in die Gier und in die Sorge dieser Welt zu verstricken.
Der Mensch nimmt seinen Willen wichtiger als Gottes Gebote. Er schreibt sich als Verdienst zu, was Gottes Geschenk und Gabe ist. Auch in seinen besten Taten sucht er den eigenen Vorteil und die eigene Ehre. Aus eigenem Antrieb liebt er aber weder Gott noch seinen Nächsten, sondern wendet sich ihnen nur zu, wenn er sich davon Genuss oder Nutzen verspricht.
Da der Mensch so beharrlich sündigt in Gedanken, Worten und Werken, hat Gott guten Grund, jeden Einzelnen in das Nichts zurückzustoßen, aus dem er ihn gerufen hat. Gottes Zorn ist gerecht, denn es ist der Wider-Wille des Schöpfers gegen das Böse, das seine Schöpfung zu zersetzen droht. Ich bitte ihn darum auch nicht, meine Sünde zu dulden – Gott wird gerade wegen seiner Güte allezeit ein Feind des Bösen bleiben. Ich bitte ihn vielmehr, meine Sünde von meiner Person zu unterscheiden, meine Sünde zu verwerfen, meine Person aber anzunehmen – um Christi willen.

Ich erkenne und bekenne, dass Jesus Christus, Gottes Sohn, mit dem Vater und dem Heiligen Geist gleichen Wesens, gleicher Würde und gleichen Willens ist. Nicht ein Volk, eine Familie oder die Geschichte haben Christus hervorgebracht, sondern der Vater hat ihn gesandt, damit er dem Teufel zum Teufel und der Menschheit zum Erlöser würde.
Gott wollte seine Geschöpfe nicht dem Verderben überlassen, sondern wurde Mensch, um der Sünder Not zu seiner Not zu machen, um am Kreuz ihre Schuld zu tragen, um ihren Tod zu sterben und ihnen damit Freiheit zu schenken. In Jesus Christus hat Gott selbst seinen Kopf hingehalten und mit seinem eigenen Leib den Schlag abgefangen, der

die Schuldigen hätte treffen müssen. Er trug unseren Fluch, um uns zu segnen, er wurde arm, um uns reich zu machen, er ging für uns durch die Hölle und überwand den Tod, um uns einen Weg ins Leben zu bahnen.
Christus zahlte den höchst denkbaren Preis, um auch mich freizukaufen, und ist mein Herr geworden, um mit mir seine Gerechtigkeit, Heiligkeit und Lebendigkeit zu teilen. Ich aber will nie von ihm geschieden sein und will auch nicht mehr versuchen, für mich selbst gerade zu stehen. Vielmehr lasse ich Christus meinen Rechtsanwalt und Verteidiger sein, rühme mich nicht vermeintlicher Verdienste, sondern rühme mich allein Christi und seiner Gnade. Er legt allen Glaubenden den Mantel seiner Gerechtigkeit um die Schultern, bedeckt damit ihre Schande, leiht ihnen seine Identität und rettet ihnen den Hals, denn Gott hält ihnen zu Gute, was (nicht sie, sondern) Christus für sie getan hat.

Ich erkenne und bekenne, dass Gott sich durch den Heiligen Geist der Sünder annimmt, weil ohne seinen Beistand unser Wille gelähmt, unsere Vernunft umnachtet, unser Gewissen stumpf und unser Herz vergiftet ist. Wo aber Gott einen Menschen durch seinen Geist reinigt und tröstet, heiligt, erneuert und erleuchtet, da wirkt er in ihm den Glauben, ertränkt in der Taufe, was von Adams Art war, und erweckt zum Leben, was zu Christus gehört.
Der Heilige Geist lehrt mich und alle Glaubenden, Gottes strenges Urteil (im Gesetz) genauso gehorsam anzunehmen wie Gottes gnädiges Urteil (im Evangelium) und beide Urteile uneingeschränkt gelten zu lassen. Der Heilige Geist befreit mich und alle Glaubenden von dem Wahn, selbst tun zu müssen, was Christus für uns getan hat. Und er vertritt uns vor Gott, wie es Gott gefällt. Er lehrt uns, nicht länger in der Welt zu suchen, was nur bei Gott zu finden ist. Er hilft uns, unsere Mitmenschen mit Gottes Augen zu sehen. Und er gibt uns den Mut zu einem widerständigen Leben, das sich nicht nach den Regeln der gegebenen, sondern der kommenden Welt richtet.
Als Christ muss ich nicht glänzen, sondern kann mir daran genügen lassen, in dem Licht zu stehen, das von Christus ausgeht. Ich finde den Sinn meines Lebens darin, die eigene Rolle in Gottes Plan zu erkennen und auszufüllen. Und ich strebe vorbehaltlos nach Wahrheit. Denn wer den wahren Grund aller Wirklichkeit sucht, kann letztlich nichts anderes finden als Gott.

Ich erkenne und bekenne, dass Gott die Seinen nicht zu Einzelkämpfern machen wollte, sondern sie zur Gemeinschaft seiner Kirche verbunden hat. Wie die Glieder und die Amtsträger dieser Kirche nicht vollkommen sind, so bin auch ich es nicht. Aber wie eine klebrige Auster kostbar wird durch die Perle in ihr, so wird die Kirche geheiligt durch das Evangelium, das sie durch die Jahrhunderte trägt. Solange sie ein Gefäß ist, das diesen Schatz treu bewahrt, verdient sie um seinetwillen geliebt zu werden.
Weil Gottes Torheit klüger ist als die Weisheit der Menschen, will ich nicht weise sein aus mir selbst, sondern nur durch Gottes Geist. Ich will nichts mehr anders sehen als nur im Licht christlicher Wahrheit. Und täglich will ich danach streben, (meiner Lebensführung nach) so gerecht zu werden, wie ich es (Gottes barmherzigem Urteil nach) schon bin.
Mit allen Christen gemeinsam will ich ein Schüler der Heiligen Schrift bleiben, will die Gemeinschaft der Gläubigen suchen, will meiner Taufe würdig leben und mich am Abendmahl stärken, weil ich in und mit dem Brot und dem Wein Christi Leib und Blut empfange. Als Christ will ich nicht mehr mir selbst dienen, sondern stelle mich Gott zur

Verfügung. Er vergebe mir, was ich war, er nehme mich, wie ich bin, und mache mich, wie er mich haben will!

Ich erkenne und bekenne, dass Gott tut, was er sagt, und kann, was er will. Darum wird einst aller Widerstand weichen, und alle Knie werden sich beugen vor unserem Gott, der kommen wird, um zu vernichten, was nicht sein soll, um gerade zu richten, was krumm ist, und aufzurichten, was am Boden liegt. Wenn dann Gottes Wege zum Ziel gelangen und sein Schöpfungswerk sich vollendet, kommt auch das verborgenste Unrecht ans Licht, alle Verheißungen werden erfüllt und alle Rätsel gelöst. Die Toten werden auferstehen, die Täter werden mit ihrer Schuld konfrontiert, und jedem Geschöpf widerfährt Gerechtigkeit.
Weil aber die, die zu Christus gehören, nicht bekommen, was sie verdienen, sondern um Christi willen die Gnade erfahren, die sie brauchen, darum will ich den Jüngsten Tag nicht fürchten, sondern voller Sehnsucht erwarten.

Es vergehe diese alte, kranke Welt!
Es komme aber der Herr!
Amen.